398.3
H974

398.3 .H374 C.1
Sagenbuch der Lausitz
Stanford University Libraries
3 6105 047 674 358

398.3
H3'4

Digitized by Google

R. Hildebrand.
1863.

Digitized by Google

Sagenbuch der Lausitz.

Gekrönte Preisschrift

von

Karl Haupt,

Predigtamts-Kandidat und Lehrer am freiadligen Magdalenenstift zu Altenburg, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften.

Erster Theil: Das Geisterreich.

Motto: Fides antiquitatis religione firmatur.
Tacit. germ. c. 39.

Separat-Abdruck aus Band XL. des Neuen Lausitzischen Magazins.

THE
HILDEBRAND
LIBRARY.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1862.

Sagenbuch der Lausitz.

Gekrönte Preisschrift

von

Karl Haupt,

Predigtamts-Kandidat und Lehrer am freiadligen Magdalenenstift zu Altenburg, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften.

Erster Theil: Das Geisterreich.

Motto: Fides antiquitatis religione firmatur.
Tacit. germ. c. 39.

Separat-Abdruck aus Band XL. des Neuen Lausitzischen Magazins.

THE
HILDEBRAND
LIBRARY.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1862.

LELAND STANFORD JUNIOR
LIBRARY
UNIVERSITY

A. 33885.

Inhaltsverzeichniß.

I. Götterſagen.

		Seite
1.	Goti Schwadus	5
2.	Die Iſis in der Lauſitz	6
3.	Die Venus in Budiſſin	6
4.	Tſchernebog und Bielbog	7
5.	Der Flins	7
6.	Morzana	10
7.	Smertnitza	10
8.	Mara	10
9.	Dzitwica, die wendiſche Jagdgöttin	12
10.	Die Kriegsgöttinnen der Wenden	13
11.	Honidlo	13
12.	Drjemotka, Herman, Pripagala (Prepilega)	13

Von heidniſchen Opferſtätten in der Lauſitz.

A. Opferſteine, Steinaltäre.

13.	Die Druiſteine bei Weigsdorf	14
14.	Der Vensſtein bei Neudörfel	15
15.	Der Sibyllenſtein bei Elſtra	16
16.	Das Jüddenhaus auf dem Sonnenberge bei Ottenhain	17
17.	Tſchernebog und Bielbog	17
18.	Der Todtenſtein bei Steina	18
19.	Der Todtenſtein bei Königshain	19
20.	Der große Stein bei Klein-Dehſa	20

Digitized by Google

B. Steinwälle.

Seite

21. Der Steinwall auf dem Löbauer Berge und das weiße Pferd 21
Die übrigen in der Anmerkung.

C. Rund- oder Ringwälle.

22. Der Schmorz bei Budissin 22
Die übrigen in der Anmerkung

23. Die Urnen 25

II. Dämonensagen.

A. Zwerge.

24. Die Querge 29
25. Querge auf einer Bauernhochzeit 30
26. Die Hochzeit der Querge 31
27. Das Zwerggeschenk der Ahnfrau 31
28. Der Allerheiligenabend auf dem Oybin 34
29. Die kegelschiebenden Zwerge auf dem Löbauer Berge 35
30. Das Zwergbegräbniß 35
31. Der Abschied der Querge 36
32. Hübel und Habel 36
33. Die Bergmännlein auf dem Stromberge 37
34. Der Bergmännlein Rache 38
35. Die Venusmännel 38
36. Die Buschmännchen in Königshain 40
37. Die Holzweiblein von Königshain 40
38. Holzweibleins Kuchen 41
39. Buschweiblein läßt sich kämmen 41
40. Holzweibleins Knaul 42
41 Holzweibleins Freunde und Feinde 43
42. Die Heinchen 43
43. Die Lubki 45

B. Nixen.

44. Die Wassernixen, der Wassermann und seine Frau 46
45. Das Wasserrecht der Nixen 47
46. Der schöne Georg und das Wasserfräulein 48
47. Der Wassermann als Freier 49
48. Der Wassernix als Kater in der Buschmühle bei Lübbenau 51
49. Der Wassernix und der Bär in der Oelmühle bei Frauendorf . . . 52
50. Der gefangene Wassermann bei Warthe 53
51. Die Wassermannsfrau und die Wehmutter 54
52. Wasserfrau als Kindbetterin 55
53. Die Wasserfrau rächt sich an einem Fleischerburschen zu Zittau . . . 55
54. Die Wasserfrau und der Fleischerbursche zu Rothenburg 56

C. Kobolde.

55. Der Kobold 56
56. Der grüne Peter und die Däumlinge 57

Seite

57. Der Irrwisch 58
58. Der große Leuchter 59
59. Die lustigen Geister auf dem Knappberge 60
60. Der Feuermann 60
61. Der Feuerputz in Lauban 61
62a. Die Gottesklage 62
62b. Die Wehklage 62
63. Das Aschenweibchen zu Zittau 63
64. Das Pfarrmännel in Kiesslingswalde 64
65. Der Spiritus Familiaris des Peter Hauspach von Rosenhain . . . 64
66. Das Alraunmännchen 64
67. Die Elben 65
68. Der Alp, Murava 66
69. Der Vampyr 67
70. Die Pilweisen zu Lauban 68
71. Der Wechselbalg (Přemenk) 69
72. Das Mittagsmännchen 69
73. Das böse Weib (Slaczona) 69
74. Die Mittagsfrau (Připoiniza) 70
75. Das Mittagsgespenst in Diehsa 71
76. Die Mittagsfrau bei Kosel 71
77. Der Bubbock 72
78. Windes Burschen (Wyetrec holcy) 72

D. Thierdämonen.

79. Der Drache 73
80. Der Lindwurm (waka, pałowaka) 74
81. Der Haselwurm 75
82. Der Schlangenkönig von Lübbenau 75
83. Die Schlangenkönigin von Klingewalde 77
84. Der Natternkönig von Königshain 78
85. Der Otternstein bei Neuhaus 79
86. Der Basilisk in Budissin 79
87. Der unheimliche Krebs bei Quitzdorf 80
88. Das spukende Kalb bei Quitzdorf 80
89. Das Zauberkalb auf dem Bodlitzer Damme 81

E. Riesen.

90. Das Riesengeschlecht 81
91. Der Riesenkegelschub auf dem Oberoderwitzer Berge 81
92. Die Riesenleute bei Heidersdorf 82
93. Der Ameisenberg bei Ohbin 82

III. Teufelssagen.

94. Die Teufelsmauer zu Gojaz 87
95. Der Steinberg bei Hennersdorf 88
96. Der Teufelsstein bei Kamenz 89

		Seite
97.	Der Teufelsstein bei Kleinbautzen	90
98.	Das Teufelswehr bei Wehrau	90
99.	Der Wettstein bei Markliſſa	91
100.	Der Teufelsstein bei Triebel	91
101.	Der Teufelsstein bei Klein-Biesnitz	92
102.	Die in den Stein gedrückte Karte	92
103.	Teufelsspiel	93
104.	Die Teufelsfußlapfen bei Priethen	93
105.	Der rothe Görge zu Gerlachsheim	94
106.	Die Teufelsschmiede bei Friedersdorf a./Sp.	95
107.	Der Nachtschmied zu Görlitz	96
108.	Der Anbreasstein bei Rauscha	98
109.	Der Teufelsgang an der großen Mühle bei Budiſſin	99
110.	Der Blutfleck am Waldauer Schloſſe	99
111.	Die Teufelsstube zu Teufelswehrau	100
112.	Der Teufel verliert bei Halbegersdorf seine Steine	100
113.	Des Teufels Ausgedinge	101
114.	Der Teufel fällt Junker	101
115.	Der Teufelsstein bei Königshain	101
116.	Der Teufelskeller in der Seale am Lödauer Waſſer	102
117.	Der Teufelsstein bei Stenker	102
118	Noch einige Teufelssteine. I.—VI.	102
119.	Mit dem Teufel ist nicht zu spaßen	104
120	Der Teufel stört ein Paſſionsspiel	104
121.	Der Teufel holt zu Budiſſin einen Küchenjungen	105
122.	Der Teufel holt zu Forste einen Soldaten	105
123.	Die Teufelsreiter zu Sorau. I. und II.	106
124.	Der Teufel will Beeren kaufen	106
125.	Der Teufel wirft einen Brautwagen um	107
126.	Der Teufel bricht fünf Fischern den Hals um	107
127.	Der Teufel will einen Schuster holen	107
128.	Der Teufel holt einen Fischer	107
129.	Wie George Schönrich vom Teufel entführt wird	108
130.	Teufelsspuk in Budiſſin	108
131.	Der Teufel will eine Jungfer verführen	108
132.	Teufel heulen im Feuer	109
133.	Eines Advokaten Weib wird vom Teufel übel geplagt	110
134a.	Rauch und Dampf in der Görlitzer Peterskirche	113
134b.	Die Geistlichkeit von Muskau rettet einen Manichäer von seinem Pakt mit dem Teufel	114

IV. Spukgeister- und Gespensterſagen.

135.	Bern Dietrich	121
136.	Blauhütel	122
137.	Der wilde Ruprecht auf dem Hutberge	123
138.	Pan Dietrich	123
139.	Der Nachtjäger in Zilmsdorf	124

Inhaltsverzeichniß.

		Seite
140.	Heidut	125
141a.	Der wilde Jäger bei Hahnewalde	127
141b.	Der wilde Jäger bei Löbau	127
142.	Der Nachtjäger in Torga	128
143.	Der tolle Junker	128
144a.	Der Nachtjäger zu Tormersdorf	129
144b.	Der Nachtjäger bei Schwerta	129
145.	Der Teufelsjäger auf der Luchsenburg	130
146.	Der Zaubervogel auf der Lausche	131
147.	Das Grab des bösen Jägers zu Horka	132
148.	Der Eberzahn	132
149.	Der dreibeinige Hase zu Mückenhain	133
150.	Der verdammte Geist zu Wiesa	134
151.	Das Banngehölz zu Diehsa	135
152.	Der böse Herr von Spree	137
153.	Ritter Wigand in Mefferdorf	137
154.	Der gespenstische Rathsherr in Zittau	138
155.	Godius und der Leichenwagen in Görlitz	138
156.	Die Dorfbach zu Rengersdorf	139
157.	Der Mann mit dem Kopf unter'm Arm	140
158.	Hans-Christel in Mattitz	140
159.	Der Holzmann bei Kittlitz	141
160.	Der schwarze Hans und der Geigenfriedel zu Wehrau	141
161.	Das Kirchhofgespenst	142
162a.	Der Mönch auf dem Kirchthurm	142
162b.	Der gespenstische Lautemann zu Zittau	142
163.	Der gespenstische Mönch in Kamenz	143
164.	Der gespenstige Mönch in Laudan	144
165.	Von andern Mönchsgespenstern. I.—III.	144
166.	Die weiße Frau im Schloß zu Sohra	145
167.	Die weiße Frau auf dem Auersberge	146
168.	Das Fräulein vom Zangenberge. I.—III.	146
169.	Die weiße Frau bei Schönbrunn	148
170a.	Das Schloßfräulein von Mefferdorf	148
170b.	Die Jungfernberge bei Mochholz	149
171.	Die weiße Frau auf den Teichwiesen bei Görlitz	149
172.	Die weiße Frau und der Mönch ohne Kopf im Sorauer Schlosse. I.—II.	150
173.	Der ewige Durst	150
174.	Der schwarze Hund in Budissin	150
175.	Der feurige Pudel auf dem Löbauer Berge	151
176.	Der schwarze Hund in Kamenz	152
177.	Der schwarze Hund in Görlitz	152
178.	Der feurige Pudel in Görlitz	153
179.	Der schwarze Hund am Hopfenberge zu Rothwasser	153
180.	Das weiße Pferd auf dem Frauenkirchhofe in Görlitz	154
181.	Der Alex zu Horka	154
182.	Eine Teufelsbohle besucht die Oberlausitzischen Städte	156
183.	Der verwünschte Hecht in Melaune	156

Seite

184. Der gebannte und befreite Geist 157
185. Der unruhige Geist 157
186. Die Saufgespenster 158
187. Der blutende Geist 160
188. Die nächtlichen Säemänner 160
189. Der gespenstische Ochse bei Horka 161
190. Das Galgengespenst bei Löbau 161
191. Ein schwarzer Mann erscheint zwei Marktleuten 162
192. Der todte Junge bei Droskau 162
193. Die tanzenden Steinmänner in Königshain 163
194. Der Reiter ohne Kopf bei Görlitz 163
195. Der spukende Böttchergeselle bei Görlitz 163
196. Der ruhelose Geist in Görlitz 164
197. Das Militärgespenst in Budissin 164
198. Das Abenteuer des Fähndrichs Sinclaire auf dem Veitscher Berge . . 164
199. Die Erscheinung des verstorbenen Eheherrn 166
200. Wiederkehr eines todten Pfarrers 167
201. Das versunkene Schloß bei Wittichenau 169
202. Das versunkene Schloß bei Kosel 169
203. Die versunkenen Menschen 170
204. Die spukenden Kugeln 170
205. Spuk in Rieda 171
206. Der Futterschneider und die unheimlichen Gäste 171
207. Die zur Buße vermahnenden Geister 172
208. Ein Mädchen wird durch die Luft geführt 172
209. Einem Bauerjungen werden die Kleider vom Leibe gerissen 173

V. Zaubersagen.

210. Die beiden Zauberer bei Reschwitz 177
211. Der Zauberer auf dem Teichnitzer Berge 177
212. Der Krystallsarg im Coltmarsberge 178
213. Der in einen Frosch verwandelte Heide bei Miltwitz 179
214. Die verbannten Bauernburschen bei Götenau 180
215. Viehsterben durch Zauberei bewirkt 180
216. Die Pestgrube zu Tormersdorf 182
217. Elvits Zauberpferd 182
218. General Sybilsky 183
219. Von einem bösen Herrn in Groß-Särchen 184
220. Martin Pumphut 185
221. Der Pelzmann zu Schmölln 188
222. Der kluge Mönch von Kamenz 188
223. Pastor Pech, der Hexenmeister 189
224. Das gute Bergmännlein auf dem Hochwalde 191
225a. Kaspar Dulichius 192
225b. Von einem Schwarzkünstler in Soran 193
226. Die Hexen 193
227. Die Hexenkur 194

		Seite
228.	Verunglückte Bierschankhexerei	195
229.	Große Dürre durch Hexerei	195
230.	Helena Gottschalk, die bezauberte Jungfrau	196
230.	Hexenprozeß in der Niederlausitz vom Jahre 1621	196
232.	Zauberspiegel	198
233.	Zauberlichter	199
234.	Zauberei in Sorau	199
235.	Liebeszauber rächt sich	200
236.	Zauberprozeß in der Oberlausitz	201
237.	Der verliebte Hengst	201
238.	Das herumirrende Stiefelpaar	202
239.	Ein Bauer macht, daß die Diebe stehen bleiben müssen	202
240.	Hieb- und Stichfest	203
241.	Die Mordsuppe	204
242.	Valentin Dominus und der Görlitzer Henker	204
243.	Von einem andern zauberischen Henker	204
244.	Die Kerbemühle bei Markliffa	204
245.	Der Feuersegen zu Budissin	205
246a.	Das Dorf ohne Sperlinge	206
246b.	Das Zauberschloß auf dem Stromberge	207

VI. Schatzsagen.

247.	Der Geldkeller auf dem Löbauer Berge. 1. Sage	213
248.	Desgl. 2. Sage	213
249.	Desgl. 3. Sage	215
250.	Desgl. 4. Sage	216
251.	Der feurige Hund auf dem Löbauer Berge	216
252.	Der Schatz auf dem Stromberge. 1. Sage	217
253.	Desgl. 2. Sage	218
254.	Desgl. 3. Sage	218
255.	Desgl. 4. Sage. Der Schatz verläßt den Stromberg	219
256.	Der Schatz auf der Landeskrone. 1. Sage	219
257.	Desgl. 2. Sage	220
258.	Desgl. 3. Sage	221
259.	Der Schatz auf dem Protschenberge. 1. Sage	221
260.	Desgl. 2. Sage	222
261.	Desgl. 3. Sage	222
262.	Desgl. 4. Sage	223
263.	Desgl. 5. Sage	223
264.	Der Schatz im Kirschauer Raubschlosse. 1. Sage	224
265.	Desgl. 2. Sage	225
266.	Der Schatz auf dem Jangenberge. 1. Sage	226
267.	Desgl. 2. Sage	227
268.	Das Teufelsfenster am Czernebog	227
269.	Der Goldkeller am Frageberge	228
270.	Der Schatz im Venusberge bei Ostritz	229
271.	Der Schatz auf dem Schönberger Burgsberge	229

Seite

272. Der Schatz auf dem Schwosdorfer Berge 229
273. Die Weihnachtsbescheerung im Krischaer Wäldchen 230
274. Der Schatz in der Blösaer Schanze 231
275. Der Schatz auf dem Reinhardtsberge bei Kamenz 231
276. Der Schatz auf dem Birkberge bei Langenau 232
277. Der Schatz auf dem Junkerberge bei Lauban 232
278. Der Schatz auf dem Kückelsberge bei Kamenz 233
279. Der Schatz auf der alten Burg bei Triebel 233
280. Der Schatz beim Quitzdorfer Raubhause 234
281. Der Schatz auf dem Kommenauer Berge bei Königswartha . . . 234
282. Der Schatz im Dittersberge auf dem Eigen 235
283. Der Schatz auf dem Schafberge bei Baruth 235
284. Der Schatz in der Budissiner Mönchskirche 235
285. Schätze bei Muskau 236

Wo sonst noch Schätze liegen:

286. 1. Sage. Der Pfarrkeller zu Schönau auf dem Eigen 236
287. 2. Sage. Der Schatz im Keulenberge bei Reichenbach 236
288. 3. Sage. Der Schatz im Borchelt bei Stargardt 236
289. 4. Sage. Der Schatz im Weinberge bei Lauban 237
290. 5. Sage. Der Schatz auf dem Oybin 237
291. Der unterirdische Gang in Spremberg 238
292. Der unterirdische Gang in Sorau 239
293. Die drei goldenen Kronen im Reschwitzer Wallgraben 239

VII. Wundersagen.

294. Von dem Kräutlein Sonnenthau 243
295. Das Veilchen vom Tschernebog 243
296. Die Wunderblume auf dem Löbauer Berge. 1. Sage 244
297. Desgl. 2. Sage 245
298. Die Wunderblume auf dem Schattsteine 246
299. Der Goldvoget in der Muskauer Haide 246
300. Der Walstein 246
301. Der Krötenstein und der Herzstein 247
302. Von den Geschlechtskarpfen 247
303. Der Jugendbrunnen 248
304. Der güldene Brunnen bei Werchau 249
305. Der Hankabrunnen in Collm 249
306. Der Beautbrunnen bei Lichtenberg 249
307. Der Gotschdoefer Heilbrunnen. 1. Sage 250
308. Desgl. 2. Sage 250
309. Der Zehrbrunnen bei Giehren 251
310. Der Schönberger Gesundbrunnen 252
311. Das heilende Wassee bei Wittichenau 252
312. Der Hungerbrunnen bei Uhyst am Tancher 252
313. Der Engelsbrunnen bei Oberwitz 253
314. Der Hungerbrunnen bei Olbersdorf 253

		Seite
315.	Von blutenden Kornhalmen	334
316.	Von einem blutenden Todtenknochen	335
317.	Das Bannrecht	335
318.	Blutende Leiche verräth einen Mörder	336
319.	Von blutenden Dielen	336
320.	Von blutigem Brei	337
321.	Blutiges Wasser	337
322.	Blutregen	337
323.	Manna fällt vom Himmel	338
324.	Fischregen	338
325.	Schwefelregen	338
326.	Getreideregen	338
327.	Steinregen	339
328.	Das verlorene Wasser bei Penzig	339
329.	Die Herrenwiese bei Jauernick	360
330.	Der bestrafte Meineid	360
331.	Der falsche Schwur	361
332.	Die verfluchte Hand	361
333.	Der Burgsberg zu Schönberg. 1. Sage	361
334.	Desgl. 2. Sage	362
335.	Der bestrafte Gotteslästerer	363
336.	Hans Hicke, der bestrafte Sabbathschänder	363
337.	Pfarrer Nicolai zu Cunnewalde bei Bautzen	363
338.	Bestrafte Lästerung	364
339.	Zucker wird auf der Stelle bestraft	364
340.	Von einer Besessenen in Soran	365
341.	Wie aus dem Görlitzer Schuster Jacob Böhme ein berühmter Prophet geworden. I.—III.	365
342.	Todesprophezeien. I. und II.	366
343.	Barthel Kneschke's Weissagung	367
344.	Weissagung der Jungfer Ursel über die Sechsstädte	367
345.	Seltsame Ereignisse bei einer Hochzeit	369
346.	Das zersprungene Arzneiglas	369
347.	Zersprungenes Glas	369
348.	Ein ahnungsvoller Traum	370
349.	Die Ermordung des Heinrich Gottlob von Döbschütz	370
350.	Das Glöcklein im Nonnenkloster zu Budissin	371
351.	Vorzeichen des Todes der Görlitzer Burgemeister und Geistlichen	371
352.	Vorzeichen des Todes der Budissiner Rathsherren	371
353.	Das schwarze Kreuz auf dem Bette	372
354.	Vorboten der Pest. I.—III.	372
355.	Vorboten großer Theuerung	373
356.	Die bedeutungsvollen Trommelschläge	373
357.	Von einigen Wunderzeichen am Himmel	374
358.	Krähenkrieg	375
359.	Vorboten der Belagerung von Budissin	375
360.	Der feurige Besen	376
361.	Das blutige Kreuz	376

		Seite
362.	Vorzeichen des Budissiner Brandes	276
363.	Vorzeichen einer Sorauer Feuersbrunst	276
364.	Vorzeichen vom Brande des Postwitzer Pfarrhauses	277
365.	Brandwunder	277
366.	Die Geldquelle	277
367.	Der wunderbare Brodvorrath	278
368.	Der Kinderengel zu Steinigt-Wolmsdorf	278

Einleitung.

Bei der Abfassung eines lausitzischen Sagenbuches handelt es sich nicht um die gelegentliche Ausfüllung einer Lücke, sondern um die Errichtung eines Hauptpfeilers am Bau der vergleichenden Sagenwissenschaft. Es gilt nicht nur eine unverhältnißmäßig große Menge von Sagen zu sichten und zu ordnen; es gilt vorzüglich, den Werth einzelner kostbarer Funde an's Licht zu stellen. Dieser Werth ist ein mythologischer. Er besteht in dem alten ächten Golde der heidnischen Urüberlieferung. In vielen Sagen unseres ersten Theiles ist es aufbewahrt. Da schimmert's durch den Rost von Jahrhunderten hindurch. Wie kommt aber die Lausitz zu diesem Schatze? Die Antwort ist nicht schwer. Dieses Land ist uraltheiliger Boden. Hier häufen sich die sichtbaren Ueberreste des alten Götterdienstes in der augenfälligsten Weise.

Dieses Land war durchweg ein Tempel, und ein priesterliches Volk, die Semnonen, der Stamm Levi unter den Germanen, wallte durch die Säulenhallen seiner heiligen Haine und kniete an den granitnen Altären seiner Berge.

Von den Göttern dieser deutschen Urbevölkerung weiß freilich selbst die Sage nicht mehr viel zu erzählen. Es liegt dies in der geistigeren Art des altgermanischen Götterglaubens. Bei uns kommt aber dazu die frühzeitige Verschmelzung mit slavischer Nation und Religion. Diese Verschmelzung wurde erleichtert durch eine gegenwärtig fast evident bewiesene, ursprüngliche Verwandtschaft beider Stämme. Es ist daher in den meisten Fällen schwer zu sagen: dies ist germanisch und jenes ist slavisch. Nur in der unvermischt gebliebenen Wendei, dieser slavischen Volks- und Sprachinsel, finden wir einige rein national gebliebene Idole mit dem alten Götternamen und es ist eine sehr interessante Wahrnehmung, daß dieselben ihr gespenstiges Dasein bis auf den heutigen Tag fristen.

Von dem deutschen Götterhaushalt ist vorzüglich das Gesinde übrig geblieben — die Zwerge, und sie haben ihre humoristische, bald derbe, bald wehmüthige Natur vortrefflich bewahrt.

Solch ein ausgesprochen deutsches Gepräge haben besonders die südlicheren Gebirgsgegenden, das Königshainer und das Zittauer Bergland.

In den meiſten Fällen iſt es jedoch ſchwer zu ſagen, ob der alte Götterbaum mehr der deutſchen Eiche oder der wendiſchen Weide geglichen habe, als die Streitaxt der chriſtlichen Eroberer ſeinen Stamm fällte, ihr Feuer ſein vielverzweigtes und vielnamiges Geäſt verbrannte und auf der altheiligen Erde das chriſtliche Kreuz in den Boden gepflanzt wurde.

Der unförmliche Baumſtumpf, ſchwarz angeräuchert, iſt ſtehen geblieben und zum häßlichen Teufelszerrbilde geworden. Aber die Zweiglein und Blätter des Baumes, welche die Bekehrer aus Geringſchätzung liegen ließen, hob das Volk auf und bewahrte und pflegte ſie in ſeinen Hütten, ſchmückte ſich damit bei ſeinen Feſten, und legte ſie wohl gar zwiſchen die Geſangbuchsblätter, ſie harmlos mitzunehmen beim Kirchgang. Dieſe einzelnen Blätter vom großen Baume des alten Götterglaubens ſind unſere mythologiſchen Sagen. Zuweilen noch mit der alten grünen Farbe ihres Urſprungs, oft aber vergilbt und zerfreſſen von den Einflüſſen der modernen Kultur, ſo magſt du ſie noch heute finden, wenn du zu ſuchen verſtehſt, ſei es in den ſtaubigen Chroniken einer ſtädtiſchen Bücherſammlung, wo ſie oft wie in ein gelehrtes Herbarium eingeklebt erſcheinen, ſei es in den Stammbüchern alter Geſchlechter, im Ahnenſaale der Schlöſſer, wunderlich eingeſchnörkelt in die Verzierungen des Wappens, am ſchönſten und friſcheſten aber in der niederen Dorfhütte, dort im Wandſchränklein, wo des Volkes Hausgötter wohnen, zwiſchen Bibel und Geſangbuch, bei Heiligenbildern und altehrwürdigen Schauſtücken.

Eine beſondere Beachtung verdienen die Feſtgebräuche des Landvolks. Hier gehen die Wurzeln des Volkslebens faſt überall tief hinein in den dunkeln Urwaldsgrund des Heidenthums und wenn eine geordnete Sammlung derſelben vorläge, wie ſie eigentlich eine nothwendige Ergänzung des vorliegenden Werkes iſt, ſo würde man erſtaunen über die Fülle bedeutſamer Sitten und Ceremonien, und über die Zähigkeit, mit der ſo mancher Gebrauch, deſſen urſprünglicher Sinn dem Volke abhanden gekommen, ſich um die kirchlichen und Familienfeſte der Gegenwart klammert.*)

Manche äußeren Umſtände haben dazu beigetragen, die alten Sagen und die alten Gebräuche zu konſerviren. Die hiſtoriſche Unſelbſtſtändigkeit dieſes von der Geſchichte faſt vergeſſenen Winkelgaues hat dem ſtillen Traumleben der Sage Vorſchub geleiſtet. Ein ſchönes, vielbegehrtes Land, herumgeworfen zwiſchen Sachſen und Schleſien, der Mark und dem Königreich Böhmen, hat die Lauſitz immer eine abhängige Rolle geſpielt, dabei aber immer ihre alten Privilegien und ihre eigenthümliche Verfaſſung deſto ſorgfältiger zu bewahren, deſto ſelbſtſtändiger auszubilden vermocht. Fern von dem Glanze, aber auch von der Verderbniß eines eigenen Fürſtenhofes, konnte ſich, beſon-

*) Ich hatte urſprünglich die Abſicht, dieſe Sitten und Gebräuche als Anhang dieſem Werke hinzuzufügen; aber der Stoff häufte ſich ſo gewaltig, daß ich davon abſtehen mußte.

ders in der Zeit des Sechsstädtebundes, ein freies Bürgerthum in eigenthümlicher Kraft und Gesundheit ausbilden. Die Lausitz hat keine persönlich eingreifende Theilnahme an der Entwickelung des großen Vaterlandes aufzuweisen, keine eingeborenen Heldennamen auf die Gedenktafeln ihrer Geschichte zu schreiben, aber dafür ist sie auch frei geblieben von der Erbschuld deutscher Staatsverhältnisse, von politischem Partikularismus. Diese politische Parteilosigkeit hat manches Gute gehabt. Sie ist die Quelle der wissenschaftlichen Unparteilichkeit unserer Geschichtsschreiber. Wo aber hervorragende Geister unter uns auftauchten, da durften sie sich frei von den Spalieren der Höfe und Akademien, die sonst wohl den originalen Wuchs des Genies zu verkümmern und nach Regeln und Tendenzen zu zwängen pflegen, in ihrer eigenen angeborenen Kraft entwickeln, um unmittelbar hinauf zu wachsen in die ideale Höhe einer großen und freien Auffassung des vaterländischen Lebens. Jakob Böhme, Lessing, Fichte — giebt es deutschere Namen unter den Denkern und Dichtern?

Die Liebe zur Heimath war den Verhältnissen gemäß ohne Selbstsucht und Ehrgeiz. Die Arena der Lausitzer war die Wissenschaft. Der lausitzer Gelehrte ist der echte Repräsentant dieses Landes und die Provinzialgeschichte sein bevorzugtes Feld. Das Gelehrtenleben in der Lausitz hat einen geselligen, konservativen, historischen Anstrich. Dies erklärt zum Theil den alten Ruf unsrer zahlreichen Gelehrtenschulen, die unverhältnißmäßige Menge lausitzischer Studentenverbindungen auf deutschen Universitäten, besonders aber die Gründung der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften und den in den großen Literaturgeschichten noch lange nicht hinreichend beleuchteten Umstand, daß auch die berühmte deutsche Gesellschaft zu Leipzig von Lausitzern gegründet ist.

Ich nannte vorhin drei berühmte Namen. Jene drei Männer haben Ein Gemeinsames, einen ruhelosen, mit Zweifeln ringenden, Alles auf's Spiel setzenden Trieb nach Wahrheit. Der eine suchte sie in den geheimnißvollen Abgründen des religiösen Gemüths, der andere auf den Gletscherhöhen des reinen Denkens, der dritte und größte, Lessing, in den realen Erscheinungen des Lebens. Der Sinn für die Realitäten in den Dingen ist dem Lausitzer eigenthümlich. Er ist deshalb wenig poetisch. Die Lausitz verhält sich zu Schlesien, wie Prosa zur Poesie. Aber der anhängliche und freie, gläubige und forschende Geist der Geschichte ist sein Eigenthum. Er ist der treibende Geist in der merkwürdig großen Menge von Urkundensammlungen, Genealogien und Lokalchroniken, er gab so manchem unberühmten Landpastor die Schaufel in die Hand, um nach Kelts und Urnen zu graben und drückte ihm die Feder in die Rechte, um im Namen Gottes die Chronik seines Dörfleins treu und gewissenhaft niederzuschreiben.

Es liegt auf der Hand, wie dies Alles dazu beitragen mußte, die

Sagen des Volks zu konserviren und ungeschminkt ohne die zusammenfabulirten Schnörkel eines poetisirenden Literaten auf die Nachwelt zu bringen.

Daß diese Chronisten häufig Landgeistliche waren, konnte der Sage ebenfalls nur günstig sein. Der unmittelbare, herzliche und beziehungsreiche Verkehr mit dem Landmann, die Verwandtschaft zwischen Glauben und Aberglauben, den Geheimnissen der Religion und denen der Natur vermittelten die Mittheilung. Die handschriftliche Historia naturalis Lusatiae superioris des Pastors Abraham Frenzel zu Schönau auf dem Eigen, die in mancher Beziehung der berühmten Weltbeschreibung des Prätorius, welcher Jakob Grimm so hohen Werth beilegt, an die Seite zu stellen ist, zeigt uns den lutherischen Pastor in einem fast intimen Verhältnisse zu den traulichen und schreckhaften Geistern der Sage. Es gehört eben zu der konservativen und volksthümlichen Richtung der lutherischen Kirche, daß sie sich gegen den theils mit dem katholischen mittelalterlichen Kirchenthum verschmolzenen, theils ächt heidnisch gebliebenen Volksglauben toleranter verhielt, als die reformirte. Ist es nicht von Bedeutung, daß Luther mit so naiver Gläubigkeit an den Ammenmärchen von Wechselbälgen, Nixen, Schrötlein u. s. w. hing? Ist er nicht auch dadurch der Mann des Volkes geworden? Ja, hat nicht durch die lutherische Theologie des 16. und 17. Jahrhunderts die humoristisch schreckhafte Gestalt des deutschen Volksteufels eine eigenthümliche Färbung bekommen als lutherischer Kirchenteufel? Es darf uns daher auch von dieser Seite nicht wundern, wenn bis in die neueste Zeit hinein fast alle Kirchenfeste gleichsam arabeskenartig umgeben sind von hundert heidnischen Gebräuchen, es darf uns nicht wundern, wenn der lutherische Pastor die Ranken des heidnischen Gewächses unbesorgt hinaufklettern ließ an der Kirche und zum gothischen Fenster hinein und bis hin an seinen Predigtstuhl.

Als aber in späterer Zeit der theologische Horizont sich aufzuhellen begann, da gehörte es wieder zur Pastoralweisheit, das als Unkraut erkannte Gewächs lieber zu schonen, als mit ihm zugleich die zarten und gar empfindlichen Wurzelfasern des wahren Glaubens zu verletzen.*) Soviel vom theolo-

*) Hier gilt das Wort: Verderbe es nicht, es ist ein Segen darin! Auch scheint es fast, als ob der Aberglaube seine Dosis Anerkennung fordere; sonst schlägt er den aufklärungsstolzen Verächter in den Nacken und straft ihn, der den poetischen Volksglauben verspottet, mit dem noch viel lächerlicheren Unsinne der Geisterklopferei und Tischrückerei, dieser salonfähigen Abgeschmacktheit, diesem Aberglauben im Frack. Und vor Allem: Es bleibt doch dabei, daß der Aberglaube immer noch Religion ist, wenn auch falsche, verzerrte, Sinnliches und Uebersinnliches vermischende, während der moderne Unglaube, den Staub des Materialismus in sich fressend, jede überirdische Geisteswelt leugnet. Freilich ist der Aberglaube dem christlichen Glauben vielfach diametral entgegengesetzt, denn ihm ist das Leben ein kosmisches Gebiet und kein sittliches, er beschränkt die göttliche Allmacht durch ein übergöttliches Schicksal und durch die frevelhafte Kraft menschlicher Zauberei. Aber wir sollten doch nicht vergessen, daß mancher Aberglaube auch eine ächt religiöse Seite hat, ferner daß viele abergläubische

giſchen Standpunkte. Hat aber die Sage bei den Theologen Duldung gefunden, ſo hat ſie von dem Hiſtoriker mehr als Duldung, ſie hat Pflege zu beanſpruchen. Es iſt nicht zu fürchten, daß die Dämmerung der Sage das helle Licht der wirklichen Geſchichte trübe. Auch iſt die Sage nicht nur eine überflüſſige, wenn auch unſchuldige romantiſche Arabeske der Geſchichte: ſie iſt mehr. Sie iſt wie alle wahre Dichtung keine bloße Erdichtung, ſondern höhere Wahrheit. Sie iſt die Poeſie, wie ſie ſich mit der innern Nothwendigkeit eines Naturprozeſſes in dem hellſeheriſchen Geiſte des Volkes von ſelbſt erzeugt. Dies hat die Sage mit dem Volksliede gemein. Kein Einzelner hat ſie erfunden oder erdichtet und es iſt der poetiſche Geiſt eines ganzen Volkes, der zu uns ſpricht in jeder einzelnen Sage. Wie das Volkslied, von dem man nicht ſagen kann von wannen es kommt und wohin es geht, ſo fliegt auch die Sage über die Lande und macht Wohnung am Herde, im Walde, auf dem einſamen Berge, als hätten Vögel ſie im Schnabel über die Berge getragen, als führten Käfer ſie wie Blüthenſtaub von Baum zu Baum. Darum führt uns die Poeſie der Sage tiefer in das Verſtändniß des Geiſtes einer Zeit, eines Volkes ein, als proſaiſche Berichte von Thatſachen, Namen und Zahlen. Kein Geſchichtsbuch vermag uns ſo deutlich über den deutſchen Volksgeiſt zur Zeit der Völkerwanderung aufzuklären, wie die Nibelungenſage, und nicht aus dem Thucydides, ſondern aus dem Homer lernen wir den griechiſchen Volkscharakter verſtehen. Ob Markgraf Gero wirklich dreißig Wendenfürſten hinterliſtig getödtet habe, ſteht dahin. Daß aber dieſe Sage das blutige Werk der Heidenbekehrung in der Lauſitz und den harten Charakter Gero's richtig kennzeichnet, iſt gewiß. Deshalb iſt auch der ſagenkundige Aventinus neuerdings mit Fug und Recht wieder zu Ehren gekommen.

Eine bevorzugte Stellung hat unter den älteren Geſchichtsſchreibern der

---

Meinungen auf der Wiſſenſchaft unzugänglichen, aber trotzdem vorhandenen und wirkſamen Naturgeſetzen beruht und ſchließlich daß die pſychologiſchen Wunder, wie prophetiſche Träume, Ahnungen, Anzeichen, Viſionen, ſich wirklich ereignen und durch Nichts hinweg zu disputiren ſind. —

Ja, das iſt ein Hauptreiz der Mythenforſchung, daß ſie uns in eine Zeit zurückverſetzt, wo der Menſch noch gleichſam mit der Nabelſchnur feſthing an der Mutter Erde und, ſtatt der harten Koſt des Denkens die ſüße Milch telluriſcher Gefühle ſchlürfend, an ihrem Mutterbuſen lag, wo er im innigſten Zuſammenleben mit der Natur eine Feinheit der Beobachtung und eine Sicherheit des Naturgefühls beſaß, die wir nur durch die Wahrnehmungen des ſogenannten animaliſchen Magnetismus und der Hellſeherei unſerm Verſtändniß einigermaßen näher führen, aber mit unſeren abgeſtumpften Sinnen und unſerem dem mütterlichen Boden losgeläſten Gefühl nicht mehr vollſtändig begreifen können. Auch iſt kein ächter Aberglaube ganz ſinnlos. Man verſetze ſich nur in die ſymboliſche Ausdrucksweiſe dieſer Geheimwiſſenſchaft und man wird erſtaunen über das äſthetiſche und logiſche Feingefühl, welches der Menſch ſchon auf der Kindheitsſtufe ſeiner Geiſtesbildung zu entwickeln im Stande war.

Lausitz nur der oben erwähnte Abraham Frenzel der Sage eingeräumt. Meistens muß sich der Sagenforscher durch ganze Berge von historischen Berichten und Abhandlungen hindurch graben, bis er die wenigen Zeilen findet, in denen für ihn der kostbare Fund einer sagenhaften Erzählung enthalten ist. Erst auf Anregung Büsching's und später der Gebrüder Grimm haben einzelne Lausitzer begonnen, Sagen aus dem Volksmunde zu sammeln, und bruchstückweise in Büsching's „Wöchentlichen Nachrichten" und im „Lausitzischen Magazine" mitgetheilt. Vorzüglich verdienen genannt zu werden: Theodor Peschek, Gräve, Liebusch, Gustav Köhler und Leopold Haupt.

Das einzige bereits vorliegende Bruchstück einer gedruckten Sammlung lausitzischer Sagen von Gräve ist nun freilich das Ideal eines Sagenbuches, wie es nicht sein soll. Der armen, armuthseligen Sage ist arge Gewalt angethan worden durch eine wahrhaft rococoartige Ueberladung mit langathmigen Redensarten, burlesken Randbemerkungen, gelehrtem Wortkram, schwülstigem Periodenbau, willkürlichen Ausmalungen und selbsterfundenen Namen, Daten, ja Thatsachen. Es war eine schwere Arbeit, diesen Augiasstall zu säubern, und sie ist stellenweise noch nicht gelungen, weil auch ein noch so sicheres Taktgefühl den frischen Strom der ursprünglichen Quelle niemals zu ersetzen im Stande sein würde; seine Quelle aber hat der Verfasser konsequent verschwiegen und uns so in den meisten Fällen eines jeden Korrektivs für seine Arbeit beraubt. Immerhin bleibt dem Büchlein das Verdienst eines ersten Versuches, redlichen Willens und großen Fleißes. Zwei verdienstvolle handschriftliche Sammlungen, die eine vom Lehrer Schön in Nieder-Neundorf, die andere vom Lausitzischen Studentenverein in Breslau angelegt, tragen dagegen das Gepräge der Einfachheit und Treue, wie es der Natur der Volkssage angemessen ist.

In Bezug auf mythologische Forschung und Deutung ist bisher in der Lausitz wenig geschehen. v. Anton in seinem Versuche über die Slaven, Worbs in seinem neuen Archiv und Hortzschansky in den Provinzialblättern haben sich vorzüglich mit den heidnischen Volksfesten beschäftigt. Liebusch in Senftenberg hat in seiner Scythika (mit einer Vorrede von Jacob Grimm) ein kühnes und phantastisches Paradoxon durchgeführt. Sein Buch ist wenig brauchbar, obgleich in verständnißvollem Sinne und Geist verfaßt. Gustav Köhler hat im N.-L. Magazin einzelne dankenswerthe und durch geistvolle Kombinationen gewürzte Sagenforschungen angestellt. Dr. theol. Anton, mein nun auch dahingeschiedener hochverehrter Lehrer, hat das Verständniß des mythischen Volksthums nach linguistischer und etymologischer Seite sein ganzes langes Leben hindurch gefördert durch die Sammlung der lausitzischen Provinzialismen. (Diesen Arbeiten schließt sich mein Versuch über die Schlangensagen im N.-L. Magazin Bd. 36, S. 156. an.) Die größten Verdienste aber um die Kunde des lausitzischen Volksthum der Vorzeit auch nach mythologischer

Seite hin hat sich Th. Preusker in Großenhain durch seine rastlosen Sammlungen und Forschungen auf dem Gebiete der heidnischen Archäologie erworben. Auch gegenwärtige Arbeit erfreute sich seiner Theilnahme und Unterstützung. Ihm, sowie den Herren Diaconus Liebusch in Muskau und Lehrer Schön in Rothwasser hiermit meinen herzlichen Dank.

Die Form, in der ich die Sagen gebe, ist eine möglichst einfache. Aller angehängte Redeschmuck kann der ursprünglichen Schönheit der Sage nur schädlich sein. Die Poesie der Sage wirkt durch sich allein. Wer sie künstlich herausputzen will, thut ihr Gewalt an und benimmt ihr allen ursprünglichen Zauber. Sagen sind Blumen, die mit keuscher Hand angefaßt sein wollen. (Doch habe ich einzelnen Sagen, bei denen sich der Chronikenstyl des 16. oder 17. Jahrhunderts als etwas nicht fremd Hinzugekommenes, sondern so zu sagen Angeborenes auswies, ihr altes Gewand, soweit thunlich, gelassen. Es sind besonders die für die nachreformatorische Periode wichtigen kulturhistorischen Dokumente.)

Was die Anordnung der einzelnen Sagen betrifft, so bietet gegenwärtige Sammlung den Versuch einer systematischen Eintheilung. Die meisten Sammler reihen die einzelnen Numern nach dem äußerlichen Gesichtspunkte des Fundortes an einander, können aber diese Ordnung nirgend konsequent durchführen, müssen bald dem historischen Unterschiede Rechnung tragen, bald ohne Rücksicht auf Zeit und Ort innerlich verwandte Sagen zusammenstellen. Kurz, die meisten folgen ohne alles System bald diesem, bald jenem Wege, und wo der Weg nicht weiter geht, machen sie einen willkürlichen Sprung, oder bauen eine künstliche Brücke.

Es ist wahr, die Natur der Sage scheint dazu aufzufordern. Das Sagengebiet ist ein wilder Wald, dessen einzelne Pfade schließlich immer in ein undurchdringliches Dickicht sich verlieren; es ist ein Zauberhain, wo nichts feste Gestalt hat, wo Zwerge zu Riesen emporwachsen, ehrwürdige Götter sich in grinsende Teufel verwandeln, Götter und Menschen, Thiere und Pflanzen und alle Elemente sich gegenseitig ihre Attribute leihen, wo das Grauenhafte vertraut und das Alltägliche geheimnißvoll erscheint.

Aber wir dürfen nicht vergessen, daß die Sage auch ein Gegenstand der Wissenschaft ist und daß die Wissenschaft nun einmal so pedantisch ist, ein System zu fordern. Ein kurzer Blick auf die Geschichte der deutschen Sage wird es am besten verdeutlichen, wie die Sagenkunde eine Wissenschaft geworden ist.

Die Sage steht mitten inne zwischen dem Märchen und der Geschichte, zwischen Traum und Wachen, zwischen phantastischem Bilderspiel und klarem Bewußtsein und Erkennen. Sie ist ein Morgendämmerungsfalter und bezeichnet im Leben der Völker den Punkt, wo kindliches Traumleben und männliches Selbstbewußtsein sich berühren. Das schönste Geistesprodukt

dieſer Uebergangsperiode iſt unter beſonders günſtigen Umſtänden das Volks-epos. Was wir zum Unterſchiede davon Sage im Allgemeinen nennen, iſt bald als das verſchleppte Bruchſtück eines ſolchen, bald als der unentwickelt gebliebene Keim zu einem ſolchen zu betrachten. Der Volksglaube bildet inmitten der proſaiſchen Aufklärung unſrer Zeit ein beſonderes Reich der Poeſie. Die Sage iſt ihre epiſche, der Volksgebrauch ihre dramatiſche, die abergläubiſche Meinung ihre didaktiſche Seite.

Im Epos ſteigert ſich die gemeinſame poetiſche Produktionskraft eines Volkes bis zur künſtleriſchen Bewältigung der Form. Kunſt und Natur erſcheinen dann identiſch. So vor Allem bei Homer, ſo in weniger vollſtändiger Durchdringung in den Nibelungen, der Edda, Oſſian. Der im Dichter verkörperte Genius des Volks ſucht ſich mitten in dem wilden Sagenwalde die ſchönſten Gruppen aus und geſtaltet ſie wie zu einem ſogenannten engliſchen Park um — kunſtvoll und doch natürlich.

Wohl mochte die deutſche Sagenwildniß — um das Bild beizubehalten — noch gar viele ſolcher ſchönen Punkte bieten, die keine künſtleriſche Hand gefunden haben. Wir dürfen das ſchließen aus ihren Ueberreſten. Aber zerſtörende Stürme brauſten darüber hin, die dürren Jahrgänge der letzten Jahrhunderte trockneten den Urwald aus; mancher ſtattliche Baum ward gefällt, manche ſchöne Blume unter den Füßen roher Utilitarier zertreten, die ſich in ihrer Superklugheit Wunder was einbildeten auf die Ausrottung der abergläubiſchen Fabeln, wie ſie es nannten. Und endlich kam das Jahrhundert des Dampfes und der eiſernen Wege. Da war's geſchehen auch um die letzten einſamen Blümchen. Wir erleben's jetzt. Wir ſehen ſie welken. Es wiederholt ſich, was die Sage erzählt von den Hainchen, daß ſie flohen vor dem harten Schall der Kirchenglocken. Jetzt flieht auch die Sage von ihnen vor dem Geräuſch der Dampfmaſchine.

Aber daſſelbe Jahrhundert, das uns den Dampfwagen und den Materialismus gebracht hat, hat auch die Theilnahme an der vaterländiſchen Vorzeit, die Liebe zur vaterländiſchen Sitte, das Verſtändniß für die Sinnes- und Denkungsweiſe des Volks, die Würdigung ſeiner Poeſie unter uns erweckt. Wann man ein Gut verliert, dann erſt erkennt man ſeinen wahren Werth. Der allgemeine Sinn für Aufbewahrung der Volksſagen iſt das ſicherſte Zeichen ihres Verſchwindens. Nur eine Zeit und eine Bildungsſtufe, die ſich auf's entſchiedenſte losgeſagt hatte von dem Volksglauben, konnte ihm gegenüber die zur wiſſenſchaftlichen Behandlung erforderliche Objektivität gewinnen, und nur eine Geiſtesrichtung, die mitten im Lichte der Aufklärung eine heimliche Sehnſucht fühlte nach dem längſt verlorenen Traumleben der Sage, des Myſticismus, der Magie, konnte ſolchen Arbeiten ein warmes Intereſſe ſchenken.

Aber dieſelben zu einem wiſſenſchaftlichen Studium zu erheben, dazu gehörten allerdings Männer, die auf der Höhe der Bildung ſtehend, doch nicht verloren hatten das Gefühl ihres wurzelhaften Zuſammenhanges mit der Sinnes- und Denkungsart des Volkes, Männer mit einem klaren Kopfe für die Wiſſenſchaft und einem warmen Herzen für das Volk und ſeinen Glauben, dazu gehörte die ganze geiſtige Spannkraft, deren der Deutſche fähig iſt: — kurz, dazu gehörten Grimm's.

Während der alternde Goethe mit griechiſch bewimpeltem Schiffe auf den ſchäumenden Gewäſſern der deutſchen Sprache lächelnd dahin glitt, mit ſicherer Hand das Steuer lenkend und die Wellen brechend, die noch vor Kurzem den gewaltigen Ruderſchlägen Klopſtock's ſo ſtörriſchen Widerſtand geleiſtet hatten, tauchte Jakob Grimm, ein kühner Taucher, in den Abgrund der Gewäſſer, wo die Nixen der Sage die uralten wunderlichen Korallenwurzeln unſrer herrlichen Sprache bewachen, und förderte Perlen zu Tage, die einſt den ſchönſten Schmuck der wiedererwachten Germania bilden werden.

Wie Leopold von Buch die erdigen, ſo durchwühlte Grimm die ſprachlichen Schachten unſres Vaterlandes, förderte das edle Metall zu Tage, ſäuberte es von allen Schlacken der Fremdländerei und ſchmiedete, ein zweiter Schmied Wieland, das Erz zu den untadeligen Waffen, mit denen die Aſen der deutſchen Zukunft ihre Geiſtesſchlachten ſchlagen ſollen.

Während Alexander von Humboldt, ein wiſſenſchaftlicher Wandervogel, ferne Zonen durchſtreifte, mit deutſchem Forſcherſinn und deutſcher Feinfühligkeit der großen Mutter Natur ihre geheimnißvolle Urgeſchichte abzulauſchen, und heimgekehrt als ein Ariſtokrat des Geiſtes die Huldigungen aller Völker entgegenzunehmen, durchwanderten Jakob Grimm und ſein Bruder Wilhelm die deutſchen Gauen, geſellten ſich zu dem einſam weidenden Hirten, dem pflügenden Landmann, dem ſpinnenden Mütterlein, um dem deutſchen Volke die nicht weniger geheimnißvolle Urgeſchichte ſeines Geiſtes, wie ſie in der ſtammelnden Sprache ſeiner Märchen und Sagen ſchlummerte, abzulauſchen, und aufzubewahren für alle Zeiten, als ein Zeugniß der Gemüthstiefe, rührenden Treue und poetiſchen Urbegabung des deutſchen Volkes.

Während Humboldt ſeine Wiſſenſchaft zur Weltwiſſenſchaft erweiterte und allen Nationen und Ständen zugänglich machte, vertiefte Grimm einen Anfangs nur das poetiſche und vaterländiſche Gefühl anſprechenden Gegenſtand zu einer exakten Wiſſenſchaft. Eifrige Jünger, Kuhn und Mone, Rochholz, Müllenhoff, Wolff und Mannhardt u. v. A., halfen das Werk fördern, ſich an den Wurzeln unſeres Volkes hinabgrabend in die geheimnißvolle Tiefe uranfänglicher Mythen und Ueberlieferungen und dann weiter unter die Wurzeln der Nachbarſtämme und bis zu den Mythen der entlegenſten Völker. Wohin uns noch dieſe unterirdiſchen Wanderungen führen werden, wer kann es wiſſen? Mythologie und Geſchichte, Pſychologie und etymologiſche Sprachwiſſenſchaft

müssen sich die Hände reichen, diese verloren gegangene, allen Nationen gemeinschaftliche, unterirdische Weltliteratur wieder auszugraben. Vorliegende Sammlung ist ein kleiner, aber Dank dem vorgefundenen Material und den Eingangs erwähnten Umständen, werthvoller Beitrag zu dieser Arbeit.

Die eben gegebene Darstellung wird es erklärlich finden lassen, daß der Verfasser den mythologischen Sagen eine bevorzugte Stellung angewiesen hat.

Die jenen Sagen beigefügten Anmerkungen dienen meist zum Nachweis mythologischer Beziehungen. Ich bitte, dieselben nicht als Endresultate gründlicher Forschung, was sie nicht im entferntesten sind, sondern als Muthmaßungen, Fingerzeige, Kombinationen anzusehen, deren Werth durch eine einzige, mir nicht zugänglich gewesene Nachricht gänzlich aufgehoben, auf der andern Seite aber durch daran geknüpfte weitere Forschungen erhöht werden kann.

Jede eigentliche Sage hat eine Doppelnatur, sie hat eine helle und eine dunkle, eine greifbare und eine in's Geheimniß sich verlierende, so zu sagen eine körperliche und eine geistige Seite. „Sie will zur Hälfte begriffen und zur Hälfte geglaubt sein", im Gegensatze zum Märchen, welches auf begriffliche Erfassung keinen und auf Glaubwürdigkeit nur bei Kindern Anspruch macht. Die Entstehung dieser Doppelnatur ist ebenfalls eine zwiefache. Entweder wächst die Sage von oben nach unten: Ueberirdisches, Wunderbares senkt sich herab in's gewöhnliche Leben, oder von unten nach oben: Ein historisches Ereigniß, oder eine Begebenheit, die doch wenigstens wirklich so geschehen sein könnte, wird ausgeschmückt mit Wundergeschichten, Geistererscheinungen u. s. w., oder auch nur durch die Länge der Zeit nach und nach mit einem unheimlichen Schauer umwoben, so zu sagen in Modergeruch getaucht. So ergeben sich von selbst zwei Theile, deren Ausgangspunkte oben das Geisterreich und unten die Geschichte bilden.

Der erste Theil enthält die Sagen von Göttern und Dämonen, dem Teufel und bösen Geistern, Spuck- und Gespenstergeschichten, Zauberern und Hexen, Schätzen, Naturwundern, Zeichen, Weissagungen und Ahnungen. Er enthält so eine vollständige Darstellung des Geisterreiches, das von der Göttersage ausgehend einen Strom bildet, der sich in verschiedene Arme theilt und in den alltäglichen Erscheinungen bekannter psychischer Zustände verläuft.

Der zweite Theil enthält die Völker- und Landes-, Helden- und Schildsagen und endlich die große Menge eigentlicher Ortssagen, welche in alphabetischer Ordnung mitgetheilt werden.

Der erste Theil geht von bestimmten göttlichen Personen aus und verliert sich nach und nach in's Unpersönliche der Wundererscheinungen. Die Menschenwelt spielt anfangs keine, dann eine größtentheils passive Rolle.

Der zweite Theil spielt von Anfang an ausschließlich in der Menschen-

welt, geht von den Völkern zu ihren Führern, von diesen zu einzelnen Ortsverhältnissen über und verliert sich hie und da in bloße archäologische Notizen und sagenhafte Erklärungen von Ortsnamen.

Die Gebundenheit an einen Ort ist beim zweiten Theile wesentlich, beim ersten unwesentlich.

Der erste ist für die Mythologie, der zweite für die Geschichte von größerer Bedeutung.

Der erste Theil hat 7 Abtheilungen.

I. Göttersagen.

Bekanntlich ist die deutsche sowohl als die slavische Götterlehre arm an dem, was man im engeren Sinne Mythen nennt. Den deutschen Götterbildern fehlt es an scharfer Personenbegränzung, an plastischer Formenfestigkeit. Sie haben immer eine Tendenz, sich wie in Nebel und Wolken aufzulösen. Von dem, was den griechischen Olymp zu einem poetischen Götterstaate macht und auch die eisengrauen Gestalten der skandinavischen Mythologie in eine Art geregelte Bewegung setzt, vom Leben der Götter unter einander, ihren Kämpfen und Abenteuern, von all diesem bunten Mythenstoff hat die heimische Götterkunde keine Spur. Nur ihr unsichtbares und heimliches Walten, ihr furchtbares und segensreiches Wirken in der Natur, ihr bald in Schrecken gehüllter, bald liebevoller und zutraulicher Verkehr mit den Menschen ist im Gedächtnisse des Volks geblieben und tönt als Geistersage und Ammenmärchen von Mund zu Mund. Sagen und Märchen, Lieder und Sprüche, altheilige Volksgebräuche, das sind die Quellen unserer Mythologie, welche der Volksmund in naiver Unbewußtheit hinüberleitet in das künstlich gefaßte Bassin der Wissenschaft, welche nun ihrerseits die zum großen Theil der Zukunft aufbehaltene Aufgabe hat, aus diesem bunten Gemisch den echten und einfachen Mythenstoff zu extrahiren.

Zum Unterschied von dieser aus Sagen aller Art zu schöpfenden Kunde finden wir indessen fast in allen Gauen Deutschlands Nachrichten darüber, daß an diesem oder jenem Orte diese oder jene Gottheit, die dann mit einem wirklichen Götternamen benannt wird, zu Heidenzeiten verehrt worden sei. Zuweilen erweitert sich diese Notiz zu einer Beschreibung des Götterbildes oder einem Bericht über den Götzendienst. Das ist dann eine Göttersage im engeren Sinne des Wortes. Die wenigen deutsch-lausitzischen Sagen dieser Art von Schwabus, Isis und Venus sind von sehr zweifelhaftem Werthe.

Bei den slavischen Gottheiten mußte eine enge Grenze gezogen werden. Die alten Chronisten und Mythologen (Frenzel sen. und jun.) haben der Lausitz alle möglichen Gottheiten vindicirt. Sie folgen dabei dem Helmoldus

und Saxo Grammaticus in ziemlich kritikloser Nachahmung. Nun ist allerdings wohl kaum anzunehmen, daß die großen Götter Schwantewit, Perkun, Radegast, Siva, die einen sehr verbreiteten Kultus hatten, von den lausitzer Serben nicht sollten verehrt worden sein; ja wir finden sogar in Namen und Sitten deutliche Spuren ihres Kultus; aber wenn schon die hergebrachten Mythen von all diesen slavischen Göttern oder vielmehr die wunderlichen Beschreibungen ihrer Götzenbilder und ihres Kultus von der neueren Kritik zum großen Theil als willkürliches Gelehrtenmachwerk gekennzeichnet worden sind, so war es um so mehr ein Gebot der Gewissenhaftigkeit, Alles fern zu halten, was nicht in ausführlicher und wohlverbürgter heimischer Tradition wurzelte. Und trotz dieser Enthaltsamkeit war die Ausbeute reich und werthvoll genug, denn wahrlich wunderbar und nur durch die festgeschlossene und isolirte Natur unserer Wendei zu erklären ist die Frische und Unverletztheit, mit der diese wendischen Göttinnen, diese Mara und Morzana, in der Phantasie eines seit neun Jahrhunderten christlichen Volkes fortleben.

Die verhältnißmäßig überwiegende Menge und der so ächt heidnisch gebliebene Charakter der weiblichen slavischen Gottheiten erheischt eine Erklärung. Wir wollen dieselbe zu geben versuchen.

Die hauptsächlichste Ursache liegt im Wesen des weiblichen Prinzips. Die meisten Mythologieen führen zurück auf ein ältestes Götterpaar, den männlichen Himmel und die weibliche Erde, denn es drängte sich sehr bald die Beobachtung auf, daß aus einer immerwährenden Umarmung von Himmel und Erde alles Leben entstehe, indem der Himmel mit seinem Regen und seinem Sonnenschein den Mutterschooß der Erde befruchtete, daß jener aktiv und zeugend, diese passiv und gebährend sei. Dem entsprach wohl auch noch ein aller Beobachtung vorangehendes natürliches Gefühl des Weibes von seiner viel größeren Abhängigkeit von tellurischen Einflüssen. So war das weibliche Prinzip von Anfang an das niedrigere, kleinere und in Folge dessen durch einen natürlichen Denkprozeß das mannichfaltigere, zerlegbarere, gerade so wie die Erde als ein aus Berg, Fluß, Flur, Baum u. s. w. zusammengesetzter, der Himmel aber als ein einheitlicher Körper erschien.*)

*) Sobald ferner der Mensch anfing, die Gestirne göttlich zu verehren, so lag es auf der Hand, die Sonne für eine männliche und den Mond für eine weibliche Gottheit zu halten. Mann und Weib verhalten sich wie die einfache, sich gleichbleibende Gestalt der Sonne zu der wechselvollen des Mondes. Der starke, helle und heiße Sonnenstrahl gleicht dem männlichen, energischen, klaren und zündenden Verstande, der sanfte und ungewisse Dämmerschein des Mondes dem Gefühlsleben des Weibes. Sonnengott und Mondesgöttin, Sonnenpriester und Mondpriesterin sind daher natürliche Gegensätze.

Die Sonne ist dem Feuer verwandt wie der Mond dem Wasser, was hier eines weiteren Beweises nicht bedarf, aber deshalb von Gewicht ist, weil die Wassergottheiten, auch wenn sie männlich benannt werden, einen weiblichen, die im Erdfeuer arbeitenden Zwerge dagegen auch in ihren weiblichen Repräsentanten einen männlichen Charakter zeigen.

Eine zweite Ursache dieser Erscheinung, die mit der ersten zusammenhängt, ist wohl der schon von Jacob Grimm geltend gemachte Umstand, daß die weiblichen Gottheiten als niedere Geister den christlichen Bekehrern weniger gefährlich schienen, so daß dieselben von der Polemik der Priester nicht so viel zu leiden hatten als die großen männlichen Gottheiten.

Ferner ist bekannt, daß die christlichen Bekehrer die Praxis verfolgten, die alten Götter zu Dämonen zu erniedrigen und sie allesammt, gute wie böse, in die Gestalt des Teufels einzuschmelzen. Für die weiblichen Gottheiten aber gab es keinen entsprechenden christlichen Dämon. Die heilige Maria bot nur ein untergeordnetes Surrogat (darüber vergleiche die Legenden). Darum blieben sie in ihrer Götternatur wenig alterirt und irren noch heute vereinsamt umher.

Viertens muß bei dieser Frage berücksichtigt werden, daß sowohl Deutsche wie Slaven mit Vorliebe das Priesterthum weiblichen Händen anvertrauten, wie denn die ersteren nach Tacitus' Bericht im Weibe an sich etwas Heiliges und Prophetisches erkannten. Diese weiblichen Priesterinnen konnten sich der Verfolgung christlicher Bekehrer länger entziehen und wußten wohl mit der dem Weibe eigenthümlichen Treue am Ueberlieferten, die wir jetzt „konservative Natur" nennen würden, ihr Priesterthum noch lange heimlich zu verwalten.

An Geist und Körper ist der Mann verwandt mit der geradlinig nach oben steigenden zündenden Flamme; an Geist und Körper das Weib mit dem fruchtbaren, beweglichen, jeder Gestalt sich fügenden, in anmuthig gerundeter Schlangenlinie herabfließenden Wasserwelle.

Den Sommer beherrscht eine männliche, den Winter eine weibliche Gottheit, entsprechend der Herrschaft der Sonne und des Mondes. Die auffallende Erscheinung, daß wir Deutschen in der Sprache der Sonne weibliches, dem Monde männliches Geschlecht beilegen, erklärt sich aus dem Mißverhältniß, in welchem bei uns diese Gestirne zu den Jahreszeiten stehen, denn im langen nordischen Winter wird allerdings der Mond das herrschende Gestirn, wogegen die Sommerherrschaft der Sonne sehr zu kurz kommt.

Bei der Zusammenstellung des lauftizischen Fest-Kalenders machte ich die auffallende Bemerkung, daß von Michaeli bis Fasten die Frauengebräuche in so hohem Grade vorherrschen, daß es fast aussieht, als hielten die Männer in unserer Wendei einen siebenmonatlichen Winterschlaf. Und beinahe ist's ja auch so. Des Landmanns Wirkungskreis sind Wald und Feld. Im Winter liegt er wie die alten Germanen auf der Bärenhaut hinter dem Ofen, „in der Hölle", resp. auf der Bierbank in der Schänke. Der Wirkungskreis der Frau ist das Haus. Das tritt jetzt in den Vordergrund und die Hausfrau in die ihr gebührenden Rechte, „um des Heerd's gesell'ge Flamme sammeln sich die Hausbewohner".

Halbe Nächte werden am Spinnrocken zugebracht, aber der Mann schläft halbe Tage lang. Der Scepter der Herrschaft ist nicht mehr der Pflug, sondern die Spindel. Die Geselligkeit gewinnt an Werth und ihre Vermittlerinnen sind ja überall die Frauen. — Der Winter ist die Schlafenszeit der Erde, die Nacht des Jahres. Schlaf, Traum, Ahnungen, kurz passive Nerventhätigkeit, das Gangliensystem, wie die Mediziner, das Nachtbewußtsein, wie die Psychologen sagen, herrschen in der Nacht vor und daher auch im Winter. Alle diese Eigenschaften der menschlichen Seele, die Gabe unmittelbarer Eingebungen, Anzeichen, Sympathieen sind ja aber erwiesenermaßen der weiblichen Natur in höherem Grade eigen, als der männlichen.

Ueberreste dieses Priesterthums, welches später vielfach zum Hexenwesen erniedrigt wurde, finden sich noch zahlreich in den Sitten und Gebräuchen unseres Landvolks, vorzüglich bei Hochzeiten, Geburten, Taufen. Ja, in einer gewissen zunftmäßigen Form existirt dieses weibliche Priesterthum noch heute in den Spinngesellschaften der wendischen Dörfer. Die Spinnstuben sind der Tempel und der Parnaß des alten Heidenthums, da werden die Märchen erzählt, die alten Volkslieder gesungen, die mein Vater gesammelt hat; da gehen uralte Sprüche und Redensarten von Mund zu Mund, Volksspiele, Schwänke, scherzhafte und ernsthafte Gebräuche, Orakel und Liebeszauber, Spukgeschichten und weibliche Mysterien aller Art haben dort ihre Heimath. Die Schlummergöttin Drjemotka (I. 12.) ist eine Spinnstuben-Gottheit. Die weiße Umwickelung mit dem Rockenstock oben darauf symbolisirt die weiß umhüllte winterliche Erde, die Herrschaft des Weibes, die Traumesthätigkeit der Menschenseele. Es liegt auf der Hand, wie alle diese Umstände dazu beitragen müssen, die oben gestellte Frage zu beantworten.

Der Umstand schließlich, daß überhaupt die slavischen Gottheiten des Volksglaubens ihre göttliche Natur treuer festgehalten und weniger wie unser Wodan und Holla in's Gespenstische verwandelt haben, erklärt sich aus der Geschichte der Slavenbekehrung, die ganz andere Gesichtspunkte bietet, als die Bekehrung der Deutschen, denn die Franken nahmen die Lehre Christi freiwillig an und die Sachsen verloren bei ihrer gewaltsamen Bekehrung wohl ein gut Stück Freiheit, aber nicht ihr Volksthum. Bei den Slavenkriegen der Ottonen dagegen war Bekehrung zu Christo gleichbedeutend mit Verlust der Sprache, Sitte und nationalen Selbstständigkeit. Daher eine fortgesetzte Opposition gegen das Christenthum, daher noch aus der neueren Zeit Beispiele von baarem Götzendienst (I. 13., II. 16.), daher bei dem kleinen Reste national gebliebener Slaven ein zäheres Festhalten an alter Sprache, Dichtung, Sitte, Glauben.

Die sporadischen Spuren anderer in dieser Abtheilung nicht aufgenommener Götter finden sich nachgewiesen in den Anmerkungen zu verschiedenen Sagen des ersten sowohl als des zweiten Theiles. Einzelne dieser Anmerkungen sind combinatorisch erweitert und gipfeln sich zu Hypothesen, von denen vielleicht für die Kunde der Gottheiten im engeren Sinne die zu Theil I. 181., 212., Theil II. 92., 289. dem kritischen Leser zur näheren Prüfung empfohlen zu werden verdienen.

Den Schluß dieser Abtheilung macht eine Uebersicht über die mythologisch-archäologische Topographie der Lausitz. Trotz ihrer skizzenhaften Kürze mag sie doch den unter den Alterthumsforschern längst feststehenden Satz nochmals zur Anschauung bringen, daß kaum ein anderer Gau des deutscher Vaterlandes eine solche Fülle von Götterbergen, Opferaltären, Rundwällen, Todtenfeldern und anderen sichtbaren Spuren des heidnischen Cultus aufzuweisen

vermag, wie dieſes Land. Es muß wirklich eine Art Aethiopien der Alten geweſen ſein, „wo die frömmſten der Menſchen wohnen" — und unter den Germanen waren dies denn auch, der Ueberlieferung zufolge, die Semnonen, dieſes Landes Ureinwohner.

Wer ſich über dieſe Götterberge des Näheren unterrichten will, dem ſei auf's Wärmſte das ebenſo gründliche wie anziehend geſchriebene Buch: „Blicke in die vaterländiſche Vorzeit von Preusker" empfohlen, wo mit großer Evidenz die religiöſe Beſtimmung derſelben nachgewieſen wird.

Die heiligen Berge ſind das Ausgedinge der alten Götter, in ihren Eingeweiden liegen die verbrannten Gebeine ihrer Prieſter und aus ihrer Aſche blüht das Wunderblümchen der Sage. Darum wallfahrtet noch heute an heiligen Tagen das Volk nach ihren Gipfeln und entzündet das ſegenbringende Freudenfeuer, darum ſind ſo viele unſerer älteſten Kirchen auf oder an dieſen Bergen errichtet, denn die chriſtlichen Prieſter ſorgten für die Continuität der religiöſen Gewohnheit, und wenn durch Weihrauch und Kreuzeszeichen die alten Götter vertrieben waren, ſetzten ſie die Heiligen der Kirche feierlich ein in das altheidniſche Erbe (vgl. Theil I. 1., 2., 3., 13.; Theil II. 14., 109., 115., 116., 150., 202., 212., 220., 285.).

Ueberall war die älteſte Form der Gottesverehrung Höhendienſt. Selbſt die älteren Juden machen keine Ausnahme, und noch heutzutage wird auch die chriſtliche Gemeinde es vorziehen, ihr Gotteshaus auf hochgelegenen Orten zu erbauen. Es iſt ja auch ſo natürlich. Alle Religion iſt Erhebung, Gefühl des Gezogenſeins nach Oben, Gefühl des Gebundenſeins an die Höhe, Gefühl des Strebens hinauf. Da oben ſind die heiligen Mächte — dieſe Erkenntniß iſt dem Menſchen angeboren mit ſeiner geradlinigen, zum Himmel emporgeſtreckten Geſtalt.*)

Darum wendet der Menſch im religiöſen Affekt Blicke und Hände nach oben, darum wallte er feierlichen Schrittes den Berg hinan, mit jedem Schritte ſich der Gottheit näher fühlend, darum baute er mit ſeinen Händen auf den Gipfel des natürlichen Gottesaltars einen zweiten künſtlichen, als wollte er das Werk der Natur fortſetzen, die Höhe noch erhöhen durch künſtliches Zu-

*) Die gerade Linie, die centrifugale Bewegung iſt das einfachſte Symbol alles Lebens. Wir finden ſie nicht im Mineralreich, denn wenn die vulkaniſche Eruption erſt vorüber iſt, ſo iſt im Gegentheil das Beſtreben nach breiter Lagerung vorherrſchend. Erſt in dem geradlinig ſtrebenden, lichtſuchenden Pflanzenkeime offenbart ſich das individuelle Leben in der Natur, um dann wieder in der gebogenen Linie der Thiermuskel und der zu Boden gekrümmten Thiergeſtalt gleichſam ſpiraliſch zurückgewunden zu werden und energiſch ausholend aufzuſchnellen zu der elaſtiſch aufgerichteten Geſtalt des Menſchen (und zwar zuvörderſt des Mannes, denn in der Rundung der weiblichen Figur iſt trotz aller äſthetiſchen Vollendung ein Verluſt des geiſtigen Ausdrucks, ein zweiter ſpiraliſcher Rückweg zur ſinnlichen Krümmung der Thierwelt nicht zu verkennen).

thun.*) Darum entzündete er auf dieſem Altar die heilige Flamme, auf daß dieſes wunderbare, nach Oben wallende Element ein Sinnbild ſei ſeines eigenen, zur Himmelshöhe emporfliegenden Geiſtes.**)

Neben den Götterbergen ſind die vielen heiligen Haine der Lauſitz bemerkenswerth. Die Wahl heiliger Haine zum Göttertempel erklärt ſich wohl aus demſelben Gefühl der Erhebung, das aller Religion Wurzel und Fundament iſt. Die andächtige Empfindung, die am einzeln ſtehenden Baume ſich emporrankt, wird natürlich verſtärkt, wo hohe, alte Bäume in beſonders großer Anzahl beiſammen ſtehen, und wenn der einzelne Baum ſchon als das ſchönſte Symbol des Menſchenlebens dem Einzelnen heilig war, ſo war der Hain geeignet, dieſes individuelle Gefühl zu einem Gemeindebewußtſein zu erweitern, während zugleich die von den geheimnißvollen Götterſtimmen des Sturmes durchbrauſte Wölbung der Wipfel dem einfachen Gefühle der Erhebung die Empfindung eines geheimnißvollen Nahens, eines heiligen Schauers beifügte. — Die heiligen Berge, auf denen auch die Patriarchen des Alten Bundes opferten, ſind die Altäre eines kindlichen, freien und erhabenen Gottesdienſtes; die heiligen Haine mit ihrem gebrochenen grünlichen Lichte und ihrem orakelhaften Blattgeflüſter ſind Tempelſtätten eines ſchon zur Reflexion neigenden, dem Geheimniß lauſchenden, Prieſtertrug und blutige Myſterien pflegenden Götterdienſtes (vergl. I. 1., 13., 22. [n. 6., 3., 8., 13.] 42.; II. 106., 114., 142., 165., 168., 205., 207.; desgl. I. 22. [n. 20.] 42.).

Die bekannte, an eine Stelle des Tacitus angeknüpfte Hypotheſe von der perſönlichen göttlichen Verehrung eines heiligen Haines findet vielleicht in der Anmerkung zu I. 181. eine nicht unerhebliche Beſtätigung. An dieſer Stelle iſt auch der religiöſe Urbegriff der Erhebung in dem älteſten Gottesnamen nachgewieſen. — Eine Spur von Perſonifikation von Bergen findet ſich Theil II. 246.

II. Dämonenſagen.

Dämonen ſind Mittelweſen zwiſchen Göttern und Menſchen. Wie jene, waren ſie vor den Menſchen da und führen ein von der Menſchenwelt unabhängiges Leben. Doch ſind ſie den Menſchen nicht über-, ſondern nebengeordnet; ſie bilden ein Geiſterreich auf Erden neben der Menſchenwelt. Sie werden nicht abgöttiſch verehrt, aber doch mit heiliger Scheu behandelt.

*) Vielleicht ſind die ägyptiſchen Pyramiden ohne allen ſpeziellen Zweck einfach Reſultate des ameiſenhaft geſchäftigen, religiöſen Bautriebes jenes ſeltſamen Volkes.

**) Die das Opfer verzehrende Flamme iſt ein ſpäter zu ſetzender, weil nicht mehr auf einfacher Symbolik, ſondern auf Ueberlegung beruhender religiöſer Akkus.

Es sind nicht die Herren der Menschen, sondern oft sogar ihre Diener, aber selbst dann ist es gut, sie zu Freunden zu haben. Alles dies tritt am stärksten hervor bei den Zwergen. Diese bilden ein besonderes Volk unter einem eigenen Könige mit eigenthümlichen Sitten und Gebräuchen. Das Interessanteste an ihnen ist die Vereinigung eines landschaftlichen Charakters (sie sind Berg- und Waldgeister wie die Nixen Wassergeister sind) mit einer Art Racenphysiognomie. Sie sind die Repräsentanten des untergegangenen Volkes, das früher im Lande herrschte. Die Vertriebenen nehmen das Mitleid der Eroberer in Anspruch. Sie sind fortgezogen und sind doch noch da. Sie sind immerwährend im Abschiednehmen begriffen. Zugleich vertreten sie auch die untergegangene Religion. Sie wohnen in den alten Götterbergen, bewachen die Priesterschätze und Opferkessel. Sie hausen besonders gern in den Grabhügeln, an denen die Lausitz so reich ist. Kein Wunder! Es ist ja ihre eigene Asche, die in den Hügeln ruht, und wenn sie, der Sage zufolge, die vergrabenen Urnen als Küchengeschirr benutzen, so kochen sie ihre Speisen — horribile dictu — in ihren eigenen Särgen.

Die Zwerge erscheinen als Volk, die Nixen als Familie, die Kobolde als vereinzelte Individuen. Da der Kobold das Familienleben entbehrt, so knüpft er sein einsames Junggesellendasein gern an die menschlichen Wohnungen an und hat immer eine Neigung, sich wohlthuend oder störend mit den Menschen zu schaffen zu machen. Da sich sein Dasein mehr in's Elementare verliert als Erscheinung einer Naturkraft, Flamme, Licht u. s. w., so fühlt er sich zu seinem Extrem, den Stätten der Kultur, den Menschenhäusern hingezogen.

Obgleich diese Wesen an Berg, Fluß, Haus gebunden sind, so giebt es doch Beispiele von Ortsveränderungen. Die Zwerge veranstalten eine ganze Völkerwanderung, die Kobolde ziehen wie Aftermiether von Haus zu Haus. Nur der Nix scheint sich blos zeitweise zu absentiren, wegzubleiben, nie auszuwandern. Zwerg und Nix stehen im umgekehrten Verhältnisse zu ihren Elementen. Der unbewegliche Berg bleibt und der Zwerg zieht fort; das bewegliche Wasser aber fließt ohne Aufhören über des Nixen Haupt hinweg, er dagegen beharrt auf dem Grunde.

Die Nixen sind ganz menschenähnliche Persönlichkeiten, welche Liebe und Haß empfinden und unter einander, so wie mit Menschen Ehen schließen, Kinder zeugen u. s. f. Die Zwerge haben nicht nur Persönlichkeit, sondern auch Charakter, denn sie besitzen Humor. Die Kobolde verlieren sich in's unpersönliche, elementare Dasein. Sie erweisen den Menschen Gutes ohne Liebe und Böses ohne Haß.

Aesthetisch betrachtet hat der Nix den Vorrang, und die Liebesverhältnisse zwischen Menschen und Wassergeistern geben den Nixensagen einen romantischen Reiz. Die Nixen zeichnen sich aus durch ihre große Leidenschaft-

lichkeit. Die Zwerge sind männlicher, die Nixen weiblicher, die Kobolde geschlechtslos, kindlich und kindisch.

Die Kobolde zeigen die größte Mannichfaltigkeit des Wesens. Es gehört das zu ihrer buntscheckigen Charakterlosigkeit; daher die vielen Verwandtschaften mit allen möglichen anderen Wesen. Der Däumling ist der Gestalt nach mit den Zwergen verwandt, die Pripolnitza hat beinahe den Charakter einer Göttin, auch Winde's Burschen könnten einen Platz unter den Göttern beanspruchen. Die Wehklage könnte zu den Anzeichen und Ahnungen, der große Leuchter zu den sagenhaften Naturerscheinungen gerechnet werden. Die Elben als Hexenkinder, der Vampyr als Nachtgespenst bilden ebenfalls Uebergänge zu anderen Gruppen. Der Drache endlich bildet die natürliche Brücke zu den Thier-Dämonen.

Die Thier-Dämonen unterscheiden sich durch ihren koboldartigen Charakter von allen anderen Sagenthieren, die bald als Teufels- oder Menschenmaske, bald als Götterattribut oder Thieropferreliquie, bald als Nachtjägergefolge, Schatzwächter u. s. w. aufzufassen sind.

Von Riesen weiß die Lausitz wenig zu erzählen. Sie bilden den Uebergang zu der Schreckgestalt des Teufels. Die Lausitzer Sage schreibt Manches dem Teufel zu, was in der norddeutschen Sage von den Riesen erzählt wird. Auf der anderen Seite sind sie verwandt mit ihrem Extrem, den Zwergen. Hünen gehen über in Hainchen. Die historische Seite tritt hier so stark hervor, daß No. 90. als die erste Sage des historischen Theiles fungiren könnte. Es kommt wohl darauf an, ob die Geister des verdrängten Geschlechts mehr Mitleid oder mehr Furcht einflößen. Im ersteren Falle werden sie unter, im anderen über das Menschenmaaß hinausgehend vorgestellt.

III. Teufelssagen.

Von nun an erscheint die heidnische Geisterwelt nicht mehr in ihrer ursprünglichen Aechtheit und Schönheit, sondern theils karikirt, theils vermenschlicht. Das Kreuz hat gesiegt und die abgesetzten Götter, entkleidet ihrer Würde, sind in die Hölle gebannt. Der Teufel übernimmt ihre Erbschaft, setzt sich die Hörner von Thor's Böcken an die eigene Stirn und zieht den Huf von Wodan's Pferde wie einen Ueberschuh an seinen lahmen Fuß. — Doch ich enthalte mich hier einer längeren Betrachtung über diese humoristisch-schreckhafte Karikatur der alten Götter und will nur noch darauf aufmerksam machen, daß wohl nirgends im ganzen Deutschland der Teufel eine so bedeutende Rolle spielt wie in der Oberlausitz. Vielleicht hat das seinen Grund in dem Kultus des Tschernebog, nach dem noch heute der Wende den Teufel Czert, den Schwarzen, nennt.

Vom bauenden und wettenden Teufel erzählen No. 94., 95., 96., 99., 110., 111.; vom Teufel als Müller oder im Bündnisse mit Müllern 97., 98., 100., 109.; als Schmied tritt er auf in No. 106. u. 107.; als Spieler und Würfler No. 102. u. 103.; von Teufelspakten erzählen besonders 108. u. 134b.

No. 119. bis 134. sind besonders kulturhistorisch wichtig für die nachreformatorische Periode, wo bekanntlich Alles auf den Teufel geschoben wurde.

IV. Spuk- und Gespensterſagen.

Die Spukgeister bilden den Uebergang von über- und außermenschlichen Geistern zu der Menschenwelt. Dies geschieht auf eigenthümliche Weise bei dem wilden Jäger, der doch ursprünglich der oberste Gott Wodan selber ist, in der Sage aber fast durchgehends mit einer historischen oder historisch-gedachten menschlichen Persönlichkeit identificirt wird, deren Seele nach dem Tode „umzugehen" verdammt ist. Es ist daher falsch, den wilden Jäger unter die Dämonen zu rechnen und etwa als Waldgeist (oder richtiger wäre noch Luftgeist) neben die Wasser-, Berg- und Hausgeister zu stellen. Ebenso verhält es sich mit der weißen Frau, die unter der Maske eines verwünschten Burgfräuleins u. dergl. die Züge der Göttin Holla verbirgt. Dies sind die beiden Hauptfiguren in diesem Abschnitt.

An den wilden Jäger, über den die Lausitz ganz bedeutsame Sagen besitzt, schließen sich nun Erzählungen an von bösen Jägern und weiterhin allgemeiner von grausamen Herren und harten Beamten, die zur Strafe für ihren frevelhaften Uebermuth keine Ruhe im Grabe finden. Aber sie theilen nicht alle mit Berndietrich die Ehre, Wodan's ritterliches Roß besteigen zu dürfen, sondern müssen als schwarze Hunde, dreibeinige Hasen u. s. w. ihre nächtlichen Spaziergänge machen. In den Städten rattern sie zuweilen in der Höllenkutsche über das Steinpflaster, auf dem Lande werden sie oft in Vogelgestalt in ein Gebüsch verbannt. Bei manchen Thiergespenstern ist der Grund der Verwünschung, bei noch andern sogar alle Beziehung auf eine menschliche Seele der Sage verloren gegangen, so daß hier eine nahe Berührung mit Thier-Dämonen stattfindet. Einzelne von ihnen sind vielleicht Reminiscenzen an heidnische Thieropfer.

Uebrigens ist nicht gerade ein Verbrechen erforderlich, damit ein Mensch nach dem Tode zum „Umgehen" verdammt werde. Ein energischer Fluch, ein im Tode unerfüllt gebliebener Wunsch, ein plötzlicher unnatürlicher Tod, ja hervorragende Geistesgaben und besonders geheime Wissenschaften genügen dem Volksglauben.

Die weißen Frauen bewahren den rührenden Zug, daß sie nicht nur durchaus unschädliche, sondern gewöhnlich warnende, ja helfende und schützende,

gütige und mildthätige Wesen sind, so daß man stellenweise die gütige Erdenmutter Frigga oder Holla recht deutlich heraus erkennt. Uebrigens weiß man von weißen Frauen bei uns nur wenig zu erzählen. In der Wendei ist dies erklärlich, weil dort die weiße Frau noch gar nicht zum Spukgeist erniedrigt ist, sondern noch, angethan mit aller Götterwürde, am hellen Tage über die Haide schreitet.

No. 198. ist geschichtlich, No. 199. psychologisch interessant. Hier ist der Uebergang zur Vision. Besonders No. 200. hat eine Mittelstellung zwischen Spuk und Vision. No. 204. u. 205. erzählen von unsichtbaren Poltergeistern, 206. von Gehenkten.

V. Zaubersagen.

Hier haben wir es weder mit über- oder nebenmenschlichen Wesen, noch mit den Seelen Verstorbener zu thun, sondern mit wirklichen Menschen von Fleisch und Bein. Die höhere geistige Begabung macht ihre Wohnung im bewußten Menschengeiste selber und tritt auf als ein mit höheren Kräften ausgerüsteter Wille. Die Sage geht in dieser Abtheilung über von den Todten zu den Lebenden, von der passiven Menschenseele zu dem aktiven Menschenwillen, vom Jenseits zum Diesseits, von den Geistern zum menschlichen Geiste. Wir treten aus der grauenvollen Nacht voll unheimlicher Gespenster heraus in's helle Tageslicht, nur um den noch grauenhafteren Mittagsspuk des Menschenlebens zu empfinden und die noch unheimlichere Nachtseite des wirklichen irdischen Menschenlebens kennen zu lernen. Das mythologische Interesse macht dem psychologischen Platz.

Jede Zauberei ist eine übernatürliche That des menschlichen Willens. Diese That beruht auf einer Fähigkeit, die Grenzen des menschlichen Wissens oder Könnens zu überschreiten. Diese Fähigkeit erscheint bald als eine hervorragende Naturgabe, eine ausnahmsweise Auszeichnung einzelner bevorzugter Sterblichen, bald als ein, allen Menschen zugängliches, durch gewisse vorgeschriebene Mittel, deren hervorragendstes ein Bund mit dem Bösen ist, zu erlangendes Geheimniß. Es giebt wohlthätigen und unheilvollen Zauber, weiße und schwarze Magie. Manche Zaubereien sind in ihrem Effekte weder gut noch böse — Taschenspielerkunststückchen ähnlich, oder sie befriedigen das natürliche Gelüst, die Zukunft zu erfahren. — Einige Nummern dieses Abschnittes sind keine eigentlichen Sagen, sondern historische Berichte über vermeintlich vorgefallene Zaubereien, Beiträge zur Geschichte des Aberglaubens. Unglaublich viel Zauberei wird bis auf den heutigen Tag in der Lausitz getrieben, wie unsere Sammlung der heimischen Sitten und Gebräuche seiner Zeit darthun soll.

VI. Schatzsagen.

Das Heben der Schätze ist zwar oft mit Zauberei verbunden, aber es wäre doch ein Fehler, die Schatzgeschichten als eine Abtheilung der Zaubersagen zu bezeichnen. Die augenscheinlich ältesten Schatzsagen halten vielmehr an dem tiefsinnigen und poetischen Glauben fest, daß die Schatzwächter als freundliche, wohlwollende Geister den Kindlichen und Einfältigen, der sich absichtslos der unterirdischen Schatzkammer nähert, mit ihren goldenen Gaben beglücken. Deshalb kommt auch bei den Schatzgräbereien habsüchtiger Menschen, die aus neuerer Zeit berichtet worden, fast immer nichts heraus.

Die Natur, die dem Zauberer eine gehorsame Sklavin war, ist hier bald eine gütige Geberin, bald eine treulose Verführerin, die mit ihrer edelsten Gabe, dem rothen Golde, den Menschen in Sünde und Elend lockt oder ihn wenigstens an der Nase herumführt. — Mythologisch bedeutsam sind hauptsächlich die Wächter der Schätze, Zwerge, weiße Frauen, Höllenhunde, Stiere u. s. w.

VII. Wundersagen.

Wenn in den Schatzsagen die Herrschaft des Menschen über die Natur schon problematisch wurde, so ist in der letzten Abtheilung das Verhältniß von Herr und Knecht gänzlich aufgehoben. Der Streit ist beigelegt. Mensch und Natur stehen sich nicht mehr gegenüber, sondern nebeneinander. Zwischen der Menschenwelt und der Natur knüpft sich ein sympathetisches Verhältniß, in welchem der Mensch sich meist leidend, die Natur aber handelnd verhält. In der Erscheinung von Wunderblumen und Heilquellen (deren die lausitzer Sage sehr viele kennt) ist sie noch die verschwenderische Geberin. Dann aber übernimmt sie gerichtliche Funktionen. Sie tritt an die Leiche des Gemordeten und verklagt in der hervorbrechenden Blutwelle den sich sicher dünkenden Missethäter. Dann steigt sie selber auf den Richterstuhl und schmettert den Meineidigen in die Tiefe der Erde. Mit Vorliebe tritt sie als Entlastungszeuge auf, um den unschuldig Angeklagten durch Wunderzeichen zu rechtfertigen, oder, wenn es schon zu spät, seinen Tod als einen Justizmord zu brandmarken. Und das Alles könnte sie nicht, wenn sie nicht eine sympathetisch gestimmte Verwandte wäre, die auch den Fluch und den Segen vernimmt und als unsichtbare Testamentsvollstreckerin dem scheinbar machtlosen Menschenworte Kraft und Wirkung ertheilt, die Rache vollzieht und den Segen erfüllt. Von dieser öffentlichen Wirksamkeit zurücktretend, übernimmt sie sodann das Amt des in's Unpersönliche aufgelösten Schutzgeistes eines Ortes, eines Hauses, einer Person. Bald warnt und bereitet sie vor durch den Ereignissen vorangehende, bald drückt sie ihre Theilnahme aus durch mitfolgende

Zeichen. Schließlich aber entfaltet sie ihre Wunderkraft in der Seele des Menschen selber. Der Mensch wird in gewissen Seelenzuständen Subjekt und Objekt des Wunders zugleich (Vision, Prophetie, Ahnung). Dies ist der Punkt, wo das Reich der Sage aufhört, um sich jenseits der uns gesteckten Grenzen fortzusetzen als abergläubischer Volksgebrauch oder überzugehen in das Gebiet psychologischer Krankengeschichten und vulgärer Wunderkuren.

Ueber den zweiten Theil ist nur wenig zu sagen; er enthält

I. Völker- und Heldensagen.

Außer den Sagen von ehemaligen und heutigen Wendenkönigen (No. 20. u. 22.) ist wenig von dem hier mitgetheilten Stoffe noch gegenwärtig im Gedächtnisse des Volkes. Merkwürdig ist es, wie die großen historischen Gestalten Karl's des Großen, Roland's, Wittekind's ihre Schatten bis in unsere Berge werfen, die sie niemals sahen. (Vergl. darüber auch No. 33., 35., 36., 44., 59., 72., 82., 90., 95., 166., 236., 287.)

Einen eingeborenen Helden, der in einer großen geschichtlichen That den Stammesgeist der Lausitz darstellte, kennt die Sage nicht. Einen kleinen epischen Ansatz dazu dürfte höchstens I., 217. enthalten.

II. Schildsagen.

Das Volk umgiebt die Schlösser des Adels, vorzüglich da, wo alte Geschlechter Jahrhunderte lang im Besitze des Gutes und mit dem Volke in Leid und Freud' verwachsen sind, mit manchem romantischen Schauer und weiß viel Wunderbares und Poetisches von ihnen zu erzählen. Diese Geschichten möge man sich an der Hand des Index aus den verschiedenen Abtheilungen des Buchs herauslesen. Desto unvolksthümlicher und abgeschmackter sind die Deutungen ihrer Wappen und Namen, denn sie rühren meist aus der Zeit her, wo die Gelehrten besonders unserer Gegend, an der Spitze der Schlesier Martin Opitz, dem Adel in bedientenhafter Weise huldigten und ihm zu Gefallen Schildsagen erfanden, welche den Stamm des perrückengekrönten Junkers womöglich auf Rom und Troja zurückführten.

III. Ortssagen.

Jede Sage ist mehr oder weniger lokal gebunden, während Mythus und Märchen heimathslos, wie das Volkslied, über die Lande vagabondiren.

Die Sage wandert wohl auch, und manchmal recht wunderbar weit, aber immer doch hat sie die Tendenz, ihre Existenz an einen Ort anzuknüpfen und Heimathsrecht zu erwerben. Sagen sind wie Vögel, die man nicht eher zu Schuß bekommt, als bis sie sich irgendwo niedergelassen haben. So ist der Glaube an Berg- und Wassergeister sicherlich schon mit den ersten Bewohnern der Lausitz hier eingewandert, aber zur Sage hat sich der Mythus erst dann gestaltet, wenn das mitgebrachte Geistergefolge sich in seinen ihm zusagenden Wohnungen einquartiert hatte. Und dann geht es den Geistern der Sage wie den Menschen: sie nehmen nach und nach die Natur des Landes an, in dem sie hausen, und wie der Neger im Norden bleicht, so verliert der Zwerg von seiner gebirgischen Natur, wenn er, in die Ebene verpflanzt, sich mit kümmerlichen Hügelwohnungen behelfen muß.

Abgesehen aber von dieser landschaftlichen und örtlichen Abhängigkeit der Sage im Allgemeinen, giebt es eine Menge Sagen, die an eine gegebene Oertlichkeit nicht nur angeknüpft, sondern aus ihr herausgewachsen und durchaus unverpflanzbar sind. Wer erinnerte sich nicht eines schwarzen Winkels im lieben Vaterhause, an dem er als Kind im Finstern ungern vorüberging? Wie in jedem Hause, so giebt es in jeder Stadt und in jedem Dorfe einen oder mehrere unheimliche Winkel. Eine gewisse Seite der Kirche, eine dunkle Ecke des Kirchhofs, ein altes Gemach im Schlosse, ein verfallenes Gewölbe im Pfarrhause, wo's nicht geheuer ist, giebt's fast überall. Unter einem alten Kloster muthmaßt man stets unterirdische Gänge. Wie der Engländer Boz in seinen Romanen leblose Geräthe gespenstisch belebt und lange Geschichten erzählen läßt, so macht's nun auch das Volk mit solchen unheimlichen Stellen, indem es Geschichten, die irgendwo und irgendwie sich ereignet haben mögen, nach solchen Orten verlegt und sie mit dem lokalen Schauer umkleidet. So sind die Felsschluchten um Marklissa und Messersdorf von lauter schauerlichen Sagen belebt. So kann man aus den Ortssagen der Sechsstädte recht wohl die äußere Physiognomie derselben herauslesen. —

Näher schon dem engeren Begriff der Ortssage stehen jene Gespenstergeschichten, die sich an den Ort heften, wo wirklich in alter Zeit ein schreckliches Ereigniß stattgefunden hat. Denn die Seelen der Erschlagenen, ja auch der eines unnatürlichen oder auch nur eines plötzlichen Todes Gestorbenen, finden nach dem Glauben des Volkes keine Ruhe im Grabe, sondern sind an die Stelle gebannt, wo sie ohne Beichte und Abendmahl „in ihrer Sünden Blüthe" dahingerafft wurden.

Die eigentliche, ächte Ortssage endlich, die in diesem Abschnitte gemeint ist, entsteht dort, wo ein Ereigniß durch ein sichtbares Denkmal verewigt ist, welches nun den festen Stamm bildet, an dem sich die Erzählung durch Jahrhunderte hindurch mit größerer oder geringerer Treue fortrankt. Jede

Stadt hat eine Anzahl solcher Denkmäler und Erzählungen, die mitunter geschichtliche, fast immer wenigstens kulturgeschichtliche Bedeutung haben und ein geistiges Gemeingut und einen Anhaltepunkt für das historische Gemeindebewußtsein bilden.

Eine andere Gruppe von Ortssagen entsteht aus dem Bestreben des Volkes, etwas ihm Auffallendes und Fremdartiges zu erklären. An einem Hause, an einem Pfeiler der Kirche ist ein Steinbild, das seinen Ursprung vielleicht nur der Laune des Baumeisters verdankt. An diesem übt nun das Volk seine Phantasie und erfindet zu seiner Erklärung mitunter die wunderlichsten, oft auch recht hübsche humoristische Erzählungen. Auch diese haben oft einen beachtenswerthen kulturgeschichtlichen Kern, z. B. 120., 139. Aehnlich macht es das Volk mit auffallenden, ihm unverständlichen Ortsnamen, wobei oft die lächerlichsten Wortspielereien zum Vorschein kommen, z. B. 82., 204., 210., 238. Andere Ursprungssagen haben dagegen einen mythologischen Charakter und liefern zuweilen beachtenswerthe Nachträge zu den Göttersagen.

Eine besondere Art poetischer Lokaltradition bilden die Schwänke, wobei es herauskommt, daß das kleine Städtchen Weissenberg das Schilda oder Krähwinkel der Lausitz ist (203., 227., 271., 272.). Daran schließen sich Spottverse und Sprüche an, womit die Städte sich gegenseitig beehren (z. B. 97., 176., 253.), ferner die Wahrzeichen, welche im mittelalterlichen Handwerksgebrauch eine große Rolle spielten (z. B. 190.), endlich eigenthümliche Rechtsgebräuche, in denen sich der symbolisirende Geist des Mittelalters ausspricht (z. B. 89., 252.). Von den Volksfesten, welche zur Charakteristik des mittelalterlichen Städtelebens gehören, aber keine eigentlichen Sagen sind, habe ich nur zwei mythologisch bedeutsame (92. und 93.) und ein historisch wichtiges (141.) herausgegriffen, erstere zugleich als Proben meines noch unedirten „Festkalenders der Lausitz".

Viele Sagen bewegen sich um hervorragende, für die Geschichte eines Ortes bedeutsame Personen. Da ist denn gar interessant, wie manchmal mit wenigen, augenscheinlich sagenhaften Zügen das Volk eine historische Person oder doch sein Verhältniß zu derselben auf's Treffendste charakterisirt, so daß auch hier die poetische Wahrheit und Gerechtigkeit der Volkssage in's schönste Licht tritt (z. B. 125., 119.).

Der Natur der Ortssage nach war es nicht zu vermeiden, daß einzelne Sagen zu antiquarischen Notizen zusammenschrumpfen, andere dagegen in fast novellistischer Weise sich zu Stadt- oder Dorfgeschichten erweitern mußten.

Ein doppelter Anhang enthält

IV. Legenden.

Diese hätten meist auch unter den Wundersagen Platz gehabt, doch glaubte ich, dem einmal hergebrachten Unterschiede Rechnung tragen zu müssen. Der Schauplatz dieser Legenden sind vorzugsweise die beiden Nonnenklöster der Lausitz, Marienthal und Marienstern. No. 300. bis 305. sind wendischen Ursprungs und biblischen, zum Theil recht poetischen Inhalts.

V. Märchen.

Die drei deutschen Märchen sind bekannt. Weniger dürfte dies mit den wendischen der Fall sein, da sie meines Wissens nur im Anhange zu der von meinem Vater im Verein mit E. Schmaler herausgegebenen wendischen Volkslieder-Sammlung veröffentlicht sind, dieses umfangreiche Werk aber wegen seiner Kostspieligkeit leider wenig in Privathände gekommen ist.*) Schon deshalb empfahl sich diese Gelegenheit, um diese schönen Kinder der Volksdichtung dem größeren Publikum vorzuführen. Besonders sind die Thiermärchen ein seltener werthvoller Beitrag zur Kunde der Volkspoesie. No. 314. dagegen ist von hoher mythologischer Bedeutung, meiner Meinung nach das mythologisch wichtigste Stück dieser Sammlung.

Und somit übergebe ich diese öffentliche Ausgabe meiner ursprünglich der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften gewidmeten von derselben preisgekrönten und im 40. Bande des Neuen Lausitzischen Magazins abgedruckten Arbeit dem deutschen Publikum.

Möge das Buch in seiner schlichten und etwas alterthümlichen Gestalt bei den lieben Landsleuten in der Heimath einen Platz am Herde und in den weiten deutschen Gauen hier und da gastliche Aufnahme finden. Möge es vor Allem dazu beitragen, die Liebe zum Volke und seiner ureigenen Art in Lied und Spruch, in Sitte und That zu wecken und zu fördern. Wer dies Buch in diesem Sinne aufnimmt, der wird ihm auch den kleinen Pack gelehrten Ballast, den ich ihm mit auf den Weg gegeben, zugute halten und seine vielfachen Mängel nicht zu strenge rügen!

Altenburg, im März 1862.

Karl Haupt.

---

*) Auch vorliegendes Buch verdankt meinem Vater die erste Anlage, manche Einzelausführung und viele Quellennachweise.

Hauptsächlichste Quellen.

I. Handschriften.

Frenzel, Abraham, Pastor zu Kosel: Historia ecclesiae Schönaviensis, qua origo ejus dotes resque variae recensentur. 1694. Fol. Autograph.

Desselben Historia Lusatiae Superioris naturalis. Das ist Physikalische Nachrichten von des Markgrafthums Oberlausitz Luft, Feuer, Wasser und Erdboden wie solche beschaffen auch was dabei vorgekommen und geschehen. Drei Theile in 2 Bänden fol. 1692 Seiten. Autograph.

Desselben Lexicon Harmonico-Etymologicum Slavic. IV Bde. fol. Autograph.

Desselben. Von den Völkern in der Lausitz. 1 Bd. fol. Autograph.

Beschreibung des Dorfes Königshain vom J. 1752. 86 Seiten in kl. 8.

Sammlung von Sagen, die Ober- und Niederlausitz betreffend. 1. Heft in 4 mit 34 Nummern. Angelegt von der deutschen Sektion des lausitzischen akademischen Vereins in Breslau.

Schön, Friedrich, vorm. Schullehrer in Nieder-Neundorf. Sammlung preußischer ober- und niederlausitzer Volkssagen. 84 Numern auf 124 S. 8.

Akten der Alterthumssektion d. naturf. Gesellschaft in Görlitz. 107 Hefte fol.

Außerdem viele städtische Jahrbücher, besonders von Görlitz und Budissin.

II. Druckschriften.

Ditmari episc. Merseb. Chronicon ed. Wagner Norimb. 1807. 4.

Dresser, Matth., Sächsisch Chronicon. Wittemb. u. Magdeb. 1596. fol.

Albinus, Peter, Meißnische Land- und Berg-Chronika. Dresden 1589. fol.

Aventini Joh., annalium Bojorum L. VII. Lips. 1710. fol.

Bohemus, Martin. Predigten vom Manna. Wittenb. 1617. 4.

Crugeri Theod., origines Lusat. Lips. et Lubenae 1726. 4.

(Ex Hofmanni Script. rerum Lus. Lips. 1719. fol.)

Frenzelii, Mich., Tres dissertationes de idolis Slavorum.

Frenzelii, Abr., Lusatiae utriusque nomenclator.

Ejd. de diis Soraborum aliorumque Slavorum.

Manlii Commentariorum rerum Lusat. Deigma.

Meisteri, Mart., Annales Gorlicenses.
Pitschmanni, Christ. Gottl., de familia Gersdorff.

Roch, Heinr., Neue Lausnitz-Böhm.- und Schlesische Chronik. Lpz. 1687. 8.
Peccenstein, Laurent., Theatrum Saxonicum. Jena 1608. fol.
Destinata literaria et fragmenta Lusatica. T. I. P. I—XII. T. IV. P. I—III. Lübben 1738—47. 8.
Grosser, Sam., Lausitzische Merkwürdigkeiten. Lpz. u. Bud. 1714. fol.
Carpzov, Ehrentempel der Oberlausitz. Bud. 1719.
Hosmanni, Abr., Pompa regii ingressus in super. Lusat. Lpz. 1612. 4.
Tollii, Jac., Epistolae itinerariae ed. Henninii. Amstel. 1710. 4.
Sintenis, M. J. G. Th., Die Oberlausitz, ein belehrendes u. unterhaltendes Lesebuch. Zittau 1812. 2 Bde. 8.
Böhland, A., Die merkwürdigen Schicksale der Oberlausitz. Bud. 1831. 8.
Gerber, Unerkannte Wohlthaten Gottes an dem Markgr. ꝛc. 1720. 8.
Budaeus, Joh. Chr. Gotth., Singularia historico-literaria Lusatica (27 Sammlungen in 5 Bänden). Leipz. u. Bud. 1735—1743. 8.
(Novi) Scriptores rerum Lusat. Herausgegeben von der Oberl. Gesellschaft der Wissensch. Bd. 1—3. Görlitz 1839—1852. 8.
Fata Lusatica in compendio oder kurzgefaßte Historie von dem Markgrafthum Oberlausitz. Glogau 1804. 8.
Knauth, Christ., Derer Ober-Lausitzer Sorbenwenden umständliche Kirchengeschichte. Görlitz 1767. 8.

Gräve, H. G., Volkssagen u. volksthüml. Denkmale d. Lausitz. 1839. 3 Hfte. 8.
Ziehnert, Widar, Sachsens Volkssagen, Balladen, Romanzen und Legenden. Annaberg 1838. 4.
Segnitz, Adolph, Sagen ꝛc. aus der Geschichte des sächs. Volkes, Romanzen, Balladen u. s. w. Meißen 1839. IV Bde. 8.
Willkomm, E., Sagen und Märchen aus der Oberlausitz. (Novellen). Hann. 1845. 2 Bde. 8.
Köhler, H., Bilder aus der Oberlausitz. Bud. 1854. 8.
Klar, K., Die helle Sagenzelle. Löbau o. J. 8.
Gräße, Sagenschatz des Königreichs Sachsen. Dresden 1855. 8.

Worbs, Joh. Gottlob, Neues Archiv für die Geschichte Schlesiens und der Lausitz. Glogau 1804. 8.
Preusker, Blicke in die vaterländische Vorzeit. 3 Thle. Lpz. 1845. 8.
Haupt, Leopold, und J. E. Schmaler, Volkslieder der Wenden in der O.- und N.-L. 2 Thle. gr. 4. Grimma 1841.
Norawedk, Einige Nachrichten über Denksteine u. s. w. 1827. 12.

Liebuſch, Scythica.
Provinzialblätter, Lauſitziſche. Lpz. 1782. 8.
Monatsſchrift, neue lauſitziſche. Herausgegeben von der Oberlauſitziſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften. 1793—1806. 8.
Magazin, neues lauſitziſches, herausg. v. Neumann, Peſcheck, Haupt, Tillich, Jancke, Neumann, Köhler, Hirche. Görlitz 1822—1861.
Chronik, Ober- und Niederlauſitziſche, Volksbuch zur Belehrung und Unterhaltung. Görl. 1843. 4.
Büſching, J. A., Wöchentl. Nachrichten für die Freunde der Geſchichte, Kunſt und Gelahrtheit des Mittelalters. Breslau 1816—18. IV Theile. 8.
Ruhlandt, Eduard, Taſchenb. f. d. Lauſitz. Breslau 1856—57. 2 Bde. 8.
Deſſelben, Album f. Schleſien u. d. Lauſitz. Breslau 1856—57. 2 Bde. 8.

Brotuff, Ernſt, Chronika von den Salzbornen und Erbauung der Stadt Hall an der Sala 1554. ed. Olearius (J. G.) Halle 1697. 4.
Deſſelben Hiſtoria gantz luſtig zu leſen von dem Tewren Kriegshelden hochberümpten Fürſten und Edlen Herrn Wiprecht, Markgrafen zu Laußnitz ꝛc. Lpz. 1556. 4.
Chronika von dem löblichen, thewren Helde Graf Wiprechten zu Groitſch. Eisleben 1584. 4.
Gauhen, J. F., Adelslexikon. 2 Theile. Lpz. 1740. 8.
Sinapius, Joh., Schleſiſcher Kurioſitäten erſte Vorſtellung. Lpz. 1720. 4.

Ticini, Jac., Epitome historiae Rosenthalensis.
Schönfelder, Urkundl. Geſchichte des Kloſters Marienthal. Zittau 1834. 8.
Wilke, C., Chronik der Stadt Budiſſin. 1843. 4.
Peſcheck, Handbuch der Geſchichte von Zittau. 1834. 2 Bde. 8.
Deſſelben, Der Oybin bei Zittau. Zitt. u. Lpz. 1792. 8.
Magnus, Joh. Sam., Hiſtoriſche Beſchreibung von Sorau. Lpz. 1710. 4.
Matthae, Lubena olim magna. 1727. 4.
Schmidt, Chriſt. Sam., Beſchreibung von Königshain. Görl. 1797. 4.
Liebuſch, Chronik von Senftenberg. 1827. 8.
Carpzow, Analecta fastorum Zittaviensium. Zitt. 1716. fol.
Worbs, J. G., Geſch. der Herrſchaften Sorau u. Triebel. Sorau 1826. 4.
Liebuſch, G., Sagen und Bilder von Muskau. 1860. 8.
Looke, Joh. Chr., Geſchichte der Kreisſtadt Guben. Görlitz 1803. 8.
Frietſche. Joh. Ehrenfr., Die Schickſale der Wigandsthal-Meſſersdorfer Kirchfahrt. Lauban 1763. 4.
Brückner, Chr. D., Umgangszettel (verf. v. Sup. Jancke). Görl. 1766—1828.

Erster Theil.

Das Geisterreich.

Digitized by Google

Erste Abtheilung:

Götter-Sagen.

Digitized by Google

Erste Abtheilung:

Götter-Sagen.

Digitized by Google

I.

Götterſagen.

1. Gott Schwabus.

Aventinus ann. Boj. l. f. 27. Manlius, in Script. I, 143. Stilleri, hiſt. Schaz. S. 337. Segnitz, Löbauer Annal. Mscr. cf. Tacit. germ., c. 39.

Schwabus war der achte König der Deutſchen, ein Zeitgenoſſe Balak's, des Königs von Babylon, Sohn des Gambrivius, Enkel des Marſus, Urenkel des Hermann. Dieſen Schwabus haben ſeine Nachkommen zum Gott gemacht und ihm in der Gegend, da jetzt Görlitz liegt, einen finſtern, erſchrecklichen Wald geweihet, ſind allda zu beſtimmter Zeit zuſammen gekommen und haben ihn mit Menſchenopfern geehrt. Mit einer Keule ſchlug man ſolche zu Boden, tödtete ſie vollends durch Abſchneiden der Gurgel, fing das Blut in einem Gefäße auf und ſetzte es dem Abgott vor. In den geheiligten Wald durfte Niemand anders als mit auf den Rücken gebundenen Händen gehen. Wer dabei fiel, mußte ſich aus demſelben wieder herauswälzen oder elendiglich umkommen.

Anmerk. Der heilige Hain lag entweder auf dem ſteilen Bergabhange an der Neiße, wo jetzt die Peterskirche ſteht (noch bis auf dieſe Stunde heißt die auf den Kirchberg führende Straße der Hainwald), oder es iſt die Gegend um Königshain bei Görlitz gemeint.

Gleiche Berühmtheit hatte ein anderer heiliger Hain der Semnonen im Spreewalde. Das Dorf Hahnewalde, der Hain bei Oybin, die Hainmauer bei Rieda, Königshain bei Görlitz, das Hähnel bei Weigsdorf und viele andere Orte, zum Theil mit deutlichen Spuren heidniſchen Götzendienſtes, als Opferſteinen, Heidengräbern, Ringwällen u. ſ. w. bezeugen, daß die alten Deutſchen und wahrſcheinlich auch die ſpäter eingewanderten Slaven weniger in Tempeln, als in heiligen Hainen ihre Götter anbeteten.

Die Tautologie in dem Namen „Hainwald“ wiederholt ſich bei „Hainewalde.“ — Dies iſt nicht gleichgültig, denn vielleicht muß man überſetzen Götterwald, Hain = Götze (ſ. u. die Sage von den Hainchen).

Eine Reminiscenz an die Menſchenopfer liegt in dem wendiſchen Sprüchwort Hohla dyrbi kojzde ljeto jeneho czloweka mjecz. Jedes Jahr muß ein Menſch im Walde ſein Leben laſſen. (L. Mon.-Schrift 1797. S. 743).

2. Die Isis in der Lausitz.

Aventin. ann. Boj. L. I., p. 19. Tacit. germ. c. 39. Jodocus Willichius in Schradii. T. I., p. 34. Groſſer, S. 5. N. L. Mag. 1827.

Unter den Sueven waren die Semnonen das älteſte und edelſte Volk. Sie hatten in der Lauſitz, wo jetzt Görlitz liegt, einen großen heiligen Hain. Daſelbſt hielten ſie gewiſſe Zuſammenkünfte, wozu alle aus demſelben Blut entſprungenen Stämme Abgeſandte ſchickten, und brachten ein öffentliches Menſchenopfer. Die Semnonen waren aber ein wildes, herumziehendes Volk, trieben nichts als Krieg und Jagd und lebten nur von Viehzucht, Wurzeln, Kräutern und Baumfrüchten. Da iſt aber die Königin von Aegypten und Mutter des Herkules, Iſis, welche nach der Ermordung ihres Gemahls Oſiris landflüchtig geworden war, auch in dieſe Gegend zu dem Könige Suevus gekommen und hat das Volk den Getreide- und Feldbau und die Bereitung des Mehles und Brodes gelehrt und hat alſo bei den Semnonen eine ſolche Verehrung erhalten, daß ſie dieſelbe als eine Göttin in ihrem heiligen Haine angebetet haben. Als die Heidenbekehrer Cyrill und Method in die Oberlauſitz kamen, fanden ſie in einem Haine bei Görlitz den Götzendienſt der Iſis, zerſtörten ihr Bild und gründeten mitten im Walde eine Kirche.

Anmerk. Im weſtlichen Deutſchland erinnern manche Städtenamen an Iſis. Ihr Kultus fällt bei den Deutſchen wohl mit dem der Fruchtbarkeitsſpenderin Hertha, bei den Slaven vielleicht mit dem der Siwa zuſammen. Möglich auch, daß die Ziſa, Ciſa, Cizais der Sueven gemeint iſt, (Witech. Corbej. p. 683. Grimm, S. 188), die eine Erntegöttin war, deren Feſt um Michaelis gefeiert wurde und als das Hauptfeſt des Jahres galt. Grimm weiß dieſe Göttin und ihren Namen nicht zu erklären. Auch er erinnert an die Iſis. Was den Namen betrifft, ſo ſcheint derſelbe von einem Stamme mit dem der ſlaviſchen Fruchtbarkeitsgöttin Ziza, was für die Lauſitz die Konſequenz hat, daß man bei manchem auf Ziza zurückbezogenen Ortsnamen nun auch eine frühere Gründung durch die Deutſchen und eine Benennung nach jener Ciſa annehmen kann. Sollten die Zies- und Zeiſigberge der Lauſitz nicht nach einer ſolchen Gottheit genannt ſein? (cf. Grimm, Mythol. S. 133, wo er dieſe Namen auf den hochdeutſchen Ihs bezieht). Ob die Sage mit der Kirche die zu Jauernick oder Nieda oder Görlitz oder Königshain, oder vielleicht gar die zu Tachau in Böhmen meint, iſt unentſchieden.

3. Die Venus in Budiſſin.

Ziehnert III. S. 297. Gräffe S. 473.

Wo jetzt das Schloß Ortenburg ſteht, befand ſich früher ein Götzentempel und darin die Bildſäule eines ſchönen Weibes mit einem Myrtenkranze um den Leib, einer Roſe im Munde und einer brennenden Fackel auf der Bruſt, ſtehend auf einem Wägelchen, welches von zwei ſchwarzen Schwänen gezogen wurde.

Anmerk. 1. Venus nannte das katholiſche gelehrte Mittelalter jede heidniſche Liebesgöttin. Auch unter das ähnlich beſchriebene Standbild der deutſchen Freia (oder ſlaviſchen Siwa) in Magdeburg ſchrieb man den Vers:

Venus, die heidnisch' Göttin zart,
So nackt hier angebetet ward.

2. Von Götzentempeln finden sich nur geringe Spuren in der Lausitz. Höchstens dürfte es ein hölzerner Ueberbau eines im Freien stehenden Opfersteins gewesen sein. Auch den Götterfelsen bei Wünschendorf nennt das Volk den Götzentempel.

4. Tschernebog und Bielbog.

Frenzel, de diis Sorab. cap. 31. Ejd. nomenclator in script. II. 31. Ejd. hist. natur. II. 691. 772. mse. Lauf. Mon.-Schrift 1797, I. 416. Haupt u. Schmaler, Wend. Lieder, II. 266. Preusker I. 196.

Tschernebog und Bielbog (d. h. der schwarze und der weiße Gott) waren zwei Hauptgötter der lausitzischen Sorbenwenden und jener war ein böser, dieser aber ein guter Geist. Darum haben sie auch dem Tschernebog grausame Menschenopfer gebracht. Auf einem Berge bei Budissin, der noch heute Tschernebog heißt, wurde er angebetet. Da wohnten auch seine Priester. Die weissagten dem Volke und wußten auf jede Frage die richtige Antwort. Darum heißt der Berg auch der Frageberg (Praschowa Hora). Noch zeigt man den Kessel, in dem die Priester sich wuschen, die Kanzel, von wo herab sie das Volk anredeten, und den Altar, wo die Opfer gebracht wurden. Wenn einer ein großes Verbrechen begangen hatte, so mußte er vom Flins bei Oehna aus bis auf diesen Götterberg auf seinen Knieen rutschen, um am Altare des Gottes entsühnt zu werden. Da der Berg aber doch so steil ist, so wurde einstmals einem Büßer das Heraufrutschen so schwer, daß man ihn den Berg hinaufschleifen mußte. Von jenem Waschkessel aber geht die Sage, daß er noch heutigen Tages durch des Götzen Kraft niemals trocken werde. In den Höhlen der Felsen hatten die Priester große Reichthümer aufgehäuft. Die liegen noch heute dort. Gegenüber liegt der Bielbog, der Opferberg des guten Gottes.

Anmerk. Die Namen dieser beiden, aller individuellen Merkmale entbehrenden Götter werden gewöhnlich für Kollektivnamen gehalten, unter denen das spätere vielleicht schon geistiger angewehte Heidenthum alle bösen und alle guten Götter zu zwei Principien zusammen faßte. Tschernebog wird später zum Tschert, dem Teufel. Von Bielbog wissen wir fast gar nichts, während die böhmische Mythogie den Tschernebog mehr vernachlässigt. Das Hinaufrutschen und Schleifen der Sünder ist wohl ein christlich übersetzter und gemilderter Ausdruck für ein hier gebrachtes Menschenopfer. Preusker (I. 196.) versteht es symbolisch vom Flüchten der Priester vom Flins zum Tschernebog zur Zeit der Bekehrung. Vom Kultus ist nichts übrig als regelmäßige Besuche der Umwohner am 3. Pfingstfeiertage. An den Berg knüpfen sich Kobold's-, Schatz- und Teufelssagen. Vergl. No. 268., 269., 295.

5. Der Flins.

Chron. Sax. Meißn. L. u. B. Chronik S. 149. Lindenberch, Gesch Caroli M. f. 736 Schedius, de diis Germanorum Syngr. III. c. 7. p. 486. Frenzelii, dissert. de idolis Slav. § 28. Manitius, in fine lib. II. Rer. Lus. Destinata lit. Lus. II. 90. Singul. Lus. XI. 714. L. Mon.-Schr. 1796, I. 19. N. Lauf. Mag. 1822, 572. 1823, 40. 1842, 344. Gräve S. 138. Preusker I. 186, II. 59. Ziehnert III. 284.

Eine halbe Stunde von Budissin sprecabwärts, wo sich das Thal verengt und graue Granitfelsen mit grünem Gebüsch anmuthig abwechseln, beim

Dorfe Oehna an einem ſteilen Felsabhange ſtand einſt das Götzenbild des ſlaviſchen Todtengottes Flins, und noch heute nennt das Volk die Stelle „beim Abgott Flins". Einem Todtengerippe ähnlich, mit einer Fackel oder brennenden Schale in der Hand, auf ſeiner Schulter ein ſchrecklicher Löwe, ſo ſtand der Gott auf einem ſteinernen Altare und rings umher in den ſteinigen Höhlen der Ufer waren die Wohnungen ſeiner zahlreichen Prieſter. Wenn aber der Löwe brüllte oder die Feuergarbe brannte, dann ſtrömten von allen Seiten die Götzendiener herbei und brachten blutige Menſchenopfer dem Gotte des Todes. Wer große Vergehen abzubüßen hatte, der mußte von hier aus bis zum Tſchernebog auf den Knieen rutſchen. Als aber die Deutſchen in das Land brachen und mit Feuer und Schwert Chriſtum predigten, da fielen alle Götzenbilder und auch der Flins wurde von dem Felſen herab geſtürzt in die Fluthen der Spree. Dort liegt er noch, und wenn das Waſſer recht hell und ruhig iſt kann man ihn ſehen ſammt ſeinem Löwen auf dem Grunde der Fluth. Das Waſſer aber geht unter dem Felſen weg in große Höhlen und Schluchten, wo unermeßliche Schätze liegen, und ſchon Mancher hat danach zu tauchen verſucht, doch allezeit ohne Erfolg.

Anmerk. Die Chroniſten berichten, daß im Jahre 1126 Adelgott, Erzbiſchof von Magdeburg, mit dem Herzoge Lothar, nachmaligem Kaiſer, den wieder aufgerichteten Flins bei Budiſſin gänzlich zerſtört habe. Andere ſchreiben deſſen Vernichtung dem Biſchof Otto von Bamberg bei Gelegenheit ſeiner Reiſe durch die Lauſitz im Jahre 1124 zu. Knauth in ſeiner ſerbiſchen Kirchengeſchichte behauptet aber, im 12. Jahrhundert könne es gar kein Götzenbild dort mehr gegeben haben. Aeltere Schriftſteller leiten ſeinen Namen von dem Steine = Flint ab, auf dem er geſtanden habe. Neuere Forſcher haben das Ganze für eine Erdichtung der Gelehrten erklärt, die neueſten haben den ungeheuern Schwall gelehrter Notizen geſichtet und einen glaubwürdigen Kern heraus zu ſchälen geſucht. Die Beſchreibungen rühren von notoriſch unzuverläſſigen Schriftſtellern her. Die Deutung der Symbole iſt verſchieden. Der Löwe iſt wohl eher der alles packende, gefräßige Tod, als der Wecker zum neuen Leben. Die Feuergarbe (barnen Blaſe) erinnert an die Fackeln beim Todaustreiben. Auch bei Kolkwitz und Madlow im Kottbuſer Kreiſe ſoll in einem heiligen Haine ein Flinsbild geſtanden haben. Man ſagt, Madlow ſei die älteſte Kirche dieſes Kreiſes (Lademann, Kirchengeſchichte von Kottbus S. 7.). Der ſogenannte Flins Gorlicensis iſt eine lächerliche Erfindung, die lange Zeit in den Köpfen der Gelehrten ſpuckte. Nork (Mythologie der Sagen S. 589.) glaubt aber immer noch daran und deutet ihn ſehr ausführlich. Das Unthier über der Hausthüre in der Unterlangengaſſe iſt nichts mehr und nichts weniger als ein heraldiſcher Löwe, ein Schildhalter. Zum Ueberfluß trägt er die Jahreszahl 1793. Daß der Name von Flint, Stein, herkomme, erſcheint nur dann glaublich, wenn man die Möglichkeit annimmt:

1. daß der ſlaviſche Name verloren gegangen und der deutſche an ſeine Stelle getreten ſei;
2. daß dieſer Name nach etwas ſo Zufälligem, wie dem Standorte, ſich gebildet habe;
3. daß dieſen wunderlich entſtandenen Namen die ihren Traditionen doch ſonſt ſo anhänglichen Wenden angenommen hätten.

Aber das F, das überhaupt der ſlaviſchen Sprache fremd iſt, kann ja korrumpirt ſein aus P. Der Gott heißt Plins. Plinitis, Pliniz, Pilwitz, als Drache Pion, heißt der

dämonische Schatzspender der slavischen Mythologien, und der Gott des Reichthums ist ja zugleich Gott des Todes, Plutus = Pluto.

Soviel steht fest: die Sage vom Abgott Flins lebt im Munde des Volks und die Umwohner wallfahrten an bestimmten Tagen noch heute „zum Abgott", wenn auch nur als Spaziergänger. Ein früherer Ortsbesitzer Dr. Breselus hat den schönen Punkt durch eine Spitzsäule verherrlicht, bezeichnet mit dem Buchstaben B. 1725. Auch fängt ein altes wendisches Volkslied an:

Flins, der Du stehst bei Bauzen,
Hoch über dem Spreegewässer.

Der Gott hieß also höchst wahrscheinlich Plins und war eine specielle, vielleicht blos provincielle Personifikation des mehr oder weniger unpersönlich gedachten Tschernebog. Er ist ein Todtengott und wenn ihm die sonst gewöhnlichen Attribute des männlichen Geschlechts abgehen, so daß er als eine androgynische Gottheit aufgefaßt werden kann, so ist das eben ganz bezeichnend für die slavische Religion, die das Princip der Finsterniß und des Todes mit überwiegend weiblichen Attributen ausstattete. Ursprünglich mag wohl der slavische Dualismus sich in 2 Principien, dem männlichen Sonnen-Sommer-Gott und der weiblichen Mond- und Winter-Gottheit dargestellt haben. Doch haben wir bei den Slaven eine so bestimmte Auseinanderhaltung der Geschlechter, wie z. B. bei den Griechen, überhaupt nicht zu erwarten. Ein ausgesprochen männlicher Todesgott konnte sich aber nur im Norden ausbilden, wo ja die Mondgottheit das Geschlecht wechselt.

Der Drache war wahrscheinlich ebenso Attribut wie Substitut des Flins, obgleich die Sage ihn nicht erwähnt und das Flinsbild stets nur mit einem Löwen beschrieben wird. Wir haben dafür nicht blos einen sprachlichen Grund in der oben angegebenen Verwandtschaft von Plins und Plon, sondern es kommen hierzu noch folgende Beobachtungen.

1. Zirnitra, der schwarze Drache, das Kriegszeichen der Nordwenden, war Attribut und Substitut für Tschernebog. Flins aber ist eine Personifikation des allgemeinen Princips, das mit dem Namen Tschernebog bezeichnet wird.

2. Der Drache, ist überall Goldhüter. Der in die Spree versenkte Schatz ist eine Art wendischer Nibelungenhort, der einst in der Gewalt des Drachen, des Lindwurms war.

3. Löwe und Drache sind in der Mythologie zwei Hälften eines Wesens. Wolfdietrich, ein menschliches Drachensymbol (Grimm's Heldensage S. 320.), ist zugleich der Löwenritter, wie auch sein Schildzeichen anzeigt (Heldensage S. 234.). In einem alchymistischen Manuskript, Zoroaster betitelt, kämpfen Löwe und Drache ebenso zusammen wie im Iwain. Einmal verschlingt der Löwe den Drachen und wird nun selbst Drache. Das andre Mal wird auf dieselbe Weise der Drache zum Löwen.

4. Wie Flins und Lindwurm, Plon und Pluto, sprachlich verwandt sind durch die Silbe Lind, habe ich gezeigt im Neuen Lausitzischen Magazin Bd. 36. S. 175. Der Lindwurm ist aber auch mit dem Lindenbaume verwandt. Der Begriff des Feuchten und Dunklen macht den Lindenbaum zu einem lunarischen Symbol. In der Sigfriedssage, wie in der Leipziger St. Georgslegende wird der Lindwurm unterm Lindenbaum erschlagen, aber auch der Flins zu Leipzig stand unter einem Lindenbaum (Liebusch, Sythika S. 235.). Dies bestätigt ihn zugleich als eine Mond- und Wintergottheit. Eine Sage vom Limasberge erzählt, daß auf diesem Berge, sowie auf dem benachbarten Todtensteine ein Bild des Flins gestanden habe. Nicht unwahrscheinlich! Denn Limasberg, Limberg, heißt Lindberg (englisch lime-tree, die Linde) und das benachbarte Dorf Liebstein heißt Lindstein (wendisch lipa, die Linde).

6. Morzana.

M. Frenzel, de idolis Sorab. diss. II. § 8. Haupt u. Schmaler II. 268.

Die lauſitziſchen Sorbenwenden beteten eine Todesgöttin Morzana oder Marzana an und verehrten ſie mit feierlichen Opfern und Umzügen, damit ſie ihnen nicht einen plötzlichen und frühzeitigen Tod ſende. Noch im vorigen Jahrhunderte pflegten ſie eine Strohpuppe mit einem weißen Gewande, die in der einen Hand einen Strohbeſen, in der andern eine Heuſichel hielt, auf einer hohen Stange umher zu tragen und mit Klageliedern bis an die Dorfgrenze zu geleiten, wo man die Puppe in Stücken zerriß. Nach Hauſe zurückgekehrt, hielten ſie gemeinſchaftliche Schmauſereien.

Anmerk. Dieſe Todesgöttin iſt zugleich Erntegöttin wie Demeter. Die Sichel tritt an die Stelle des Todesſpeers, den Odin, oder der Todespfeile, die Apollo führt. Auch die chriſtliche Symbolik giebt dem Tode eine Sichel in die Hand. Tod und Ernte ſtehen in uralter mythiſcher Verwandtſchaft.

Die hier erzählte Ceremonie heißt ſonſt das Todaustreiben.

7. Smertniza.

Lauſ. Monatsſchrift 1797, II. 757. Haupt u. Schmaler II. 268.

Smertniza heißt bei den Wenden eine Todesgöttin, welche als eine wohlgebildete blaſſe weiße Frau umherwandelt und ſich in demjenigen Hauſe zeigt oder durch Pochen bemerkbar macht, wo innerhalb dreier Tage Jemand ſterben ſoll.

Anmerk. Dieſe todverkündenden weißen Frauen finden ſich in andern ſlaviſchen Mythologien als Vila, Jaga-Baba, Kuga. Sie haben den Charakter von Göttinnen in höherem Grade als die weißen Frauen der deutſchen Sage, die als Geſpenſter betrachtet werden.

Morzana ſcheint mehr den Tod in der Natur, den Wintertod, Smertniza mehr den animaliſchen Tod zu repräſentiren.

8. Mara.

M. Frenzel, Von den Völkern in der Lauſitz. Mss. Fol. S. 86. Haupt u. Schmaler II. 268. Liebuſch, Ethika, S. 272. Ruhlandt, Taſchenbuch II. S. 22. Magnus, Geſch. von Sorau p. 110.

Mara heißt bei den Wenden eine weiße Frau, welche die Peſt oder andere Seuchen von Ort zu Ort trägt und nur dadurch von einem Orte ausgeſchloſſen werden kann, daß man die Ortsgrenze mit drei Pflugfurchen umzieht.

„Anno 1602 zur Peſtzeit haben die wendiſchen Bauern um Sorau und Sommerfeld, wie die Peſt gar ſehr im Schwange ging, Folgendes gemacht: Sie laſen 9 Perſonen aus, nämlich 2 junge Knechte, alle beide reine Junggeſellen, 1 Wittwe, ſo 7 Jahr im Wittwenſtande geſeſſen und 6 Jungfrauen. Alle dieſe mußten am Ende des Dorfes um Mitternacht zuſammen kommen.

Der eine Knecht brachte einen Pflug mit allem Zubehör, der andere eine abgestorbene Raite, damit machte er einen Kreis, in welchen sich die Wittwe mit den Jungfrauen begaben und daselbst ganz nackend ausziehen mußten; es durfte auch keinem ein einziges Wörtlein entfahren. Hierauf ging die Wittwe mit der Raite voran, die Jungfrau, so sich in den Pflug eingespannet, zogen denselben ihr nach und der eine Knecht ging neben dem Pfluge her, der andere aber blieb im Kreise sitzen und hütete unterdeß die Kleider, während die andern um's ganze Dorf eine Furche pflügeten, daß die Pest nicht in dasselbe ziehen sollte. Nach verrichteter Arbeit ging ein jedes mäuschenstill und ungemuckt nach Hause."

Anders erscheint die Mara in der Gegend des Kottmarberges. Dort wandelt sie zur Mittagszeit umher und wo sie hintritt sprießen die Gräser, blühen die Blumen und wachsen die Kräuter. Daher pflegten die Wenden ehedem Wallfahrten nach jenem Berge zu unternehmen und sie durch angezündete Feuer, gekochte Milch und Kräuter zu ernähren, damit sie ihr Vieh beschütze. Auf dem benachbarten Lehrberge wohnten ihre Priester, noch zeigt man den Platz, wo das Lehrhaus gestanden und nennt einen dort befindlichen Quell den Lehrbrunnen. Beide Berge waren durch einen unterirdischen Gang verbunden, dessen Spuren noch heute wahrzunehmen sein sollen.

Anmerk. Noch heutzutage finden regelmäßige Spaziergänge auf den Kottmarberg am Abende des Pfingstfestes Statt. Sehr merkwürdig ist die Doppelnatur dieser Göttin, die geradezu die polarischen Gegensätze des belebenden und zerstörenden Naturprincips in sich vereinigt. Als Pestfrau finden wir sie wieder in der Jezi-Baba der Böhmen, der Kuga der Serben, der Pestjungfrau in Tyrol, der Lichorelka der Russen, der Pestflicka der Schweden.

Pflügen ist in allen Mythologien das Symbol der Zeugung, welches hier sein Gegentheil, den Tod, abwenden soll. Bei Lucrez ist vomer = vir, sulcus = mulier. Ledige Mädchen wurden bei den alten Deutschen an den Pflug der Liebesgöttin gespannt. Noch im Mittelalter wurden die Mädchen, welche nicht Männer genommen, auf ähnliche Weise gestraft. Andere durften sich durch silberne Pflüge loskaufen, wie sie noch jetzt in manchen Kirchen hängen (Hans Sachs I. 5. 508a. Grimm S. 163. 243.). Noch im Jahre 1854, als in Oberschlesien die Cholera wüthete, haben die Bewohner eines Dorfes eine nackte Jungfer auf einen Pflug gesetzt und dreimal um die Grenze gefahren. Im wendischen Liede (I. n. 50.) zieht ein Jüngling in dem Lande, wo man Menschen einspannt, den Pflug, bis ihn seine Liebste befreit, und zwar durch Tanzen.

In einem wendischen Scherzliede (I. S. 204.) heißt es:

Die Pest kommt,
Der Kukuk hat Junge.
Das ist nicht wahr,
Wiedehopf legte ihm eins hin.

Der Sinn der letzten Zeilen ist dunkel. Die ersten scheinen auf einer mythischen Beziehung zwischen Pest und Kukuk zu beruhen, die sonst den Slaven unbekannt ist, da ihnen nach Grimm nicht, gleich den Deutschen, der Kukuk ein Teufelsvogel ist; ich vermuthe daher deutschen Einfluß. Vielleicht ist der Sinn dieses Verses folgender: Ungewöhnliche Ereignisse (Mißgeburten u. s. w.) sind Anzeichen der Pest. Ein solches

auffallendes Ereigniß iſt es, wenn der Kukuk ein Neſt baut, der ja ſonſt gewöhnlich als Junggeſelle, cocu, lebt. Die Gegenrede will dies böſe Omen wegdisputiren mit der Behauptung: Es iſt ein Betrug des Wiedehopfs, ſeines Küſters (Grimm S. 394.). Zu welchem Zwecke der Wiedehopf das thut, iſt dunkel. Grimm weiß von der Thierfabel vom Kukuk und Wiedehopf gar nichts, ich habe dieſen kleinen Beitrag zugeben.

Mara ſcheint ein älteres Idol zu ſein, als die beiden vorhergehenden. Nach Liebuſch iſt der Name Marzana nur eine Verlängerung von Mara. Als Lebensprincip iſt ſie wohl ein und daſſelbe mit Siwa, von der wir eine eigentliche lauſitziſche Sage nicht haben, obwohl viele Namen u. ſ. w. an ſie erinnern.

Nur von Zſchiepkau bei Senftenberg geht die Sage, daß da, wo ſpäter in katholiſchen Zeiten ein Marienbild ſtand, früher ein Siwabild geſtanden hätte. (Liebuſch, Skythika S. 269.) Dies mochte vielfach ſtattfinden und beſonders durch die Aehnlichkeit der Namen Maria und Mara erleichtert werden.

Daß ſich übrigens auch die Doppelnatur dieſer weiblichen Gottheit auf die katholiſche Maria übertragen hat, iſt bekannt und erklärt den feindſeligen, trauernden Charakter der ſogenannten ſchwarzen Marien. Auch wurde die Linde, die zugleich Liebes- und Todtenbaum iſt, ein Symbol der Maria.

Die nordiſche Todesgöttin Hel iſt halb ſchwarz, halb menſchenfarbig (Grimm, S. 195.). Demeter wurde auch als zürnende Göttin ſchwarz dargeſtellt (Pauſan. 8. 42.), ja ſelbſt Perſephone, Proserpina furva (Censorin., de die nat. c. 17.). Auch gab es eine ſchwarze Aphrodite und bekannt iſt die ſchwarze Diana zu Epheſus. Schwarze Madonnenbilder ſind in Loretto, Neapel, Einſiedeln, Würzburg, Oettingen, Kiew, Czenſtochau, was die Lauſitz betrifft in Roſenthal beim Kloſter Marienſtern (ſiehe die Legenden).

Der Name des Kottmar wurde früher von Mars abgeleitet, hängt wohl aber näher und natürlicher mit der Mara zuſammen. Einige erklären die erſte Silbe für cot = cuſch = Berg, alſo Berg der Mara, andere für Chod = Gang, Wallfahrt, alſo entweder Mara's Gang, in Bezug auf die wandelnde Göttin, oder Wallfahrt zur Mara, in Bezug auf den gottesdienſtlichen Beſuch des Berges. Wahrſcheinlich iſt auch die Murawa (ſiehe die Kobolbsſagen) ſprachlich und ſachlich mit der Mara verwandt.

9. Dziwica, die wendiſche Jagdgöttin.

Haupt u. Schmaler. W. L. II., 269.

Die ſüdlichen Wenden kennen auch eine Waldgöttin, ein ſchönes, junges, weibliches Weſen, welches, mit einem Geſchoſſe verſehen, in den Wäldern umherſtreift und von ihnen Dziwica genannt wird. Die ſchönſten Jagdhunde bilden ihre Begleitung, und ſchrecken nicht nur das Wild, ſondern auch die Menſchen, die ſich um die Mittagszeit im Walde befinden. Daher ſagt man noch jetzt zu Einem, der den Mittag über ſich im Walde aufhält: ſiehe zu, daß die Waldgöttin nicht zu dir kommt. Man glaubt jedoch, daß ſie auch in mondhellen Nächten in den Wäldern das Geſchäft der Jagd betreibe.

Anmerk. Schneider, Chron. Lips. IV. p. 443. erzählt von dieſer Göttin Dziwica (polniſch Dziwona) dieſelbe Strohpuppen-Verbrennung wie von der Todesgöttin Morzana. Nicht nur die mondhelle Nacht, ſondern auch der Name erinnert an Diana.

10. Die Kriegsgöttinnen der Wenden.

Ditmar. Chron. VII. p. 223. Frenzel, de idolis slav. diss. III. § 10. Manlius, de Rebus Lus. I.

Wenn die lauſitziſchen Wenden zu Felde zogen, ſo trugen ſie auf ihren Fahnen die Bilder von Göttinnen, kunſtvoll eingewirkt, und hielten den Verluſt derſelben für das größte Unglück. Als ſie ſchon unter Markgraf Hermann dem Kaiſer Kriegsdienſte leiſteten und mit den Deutſchen gemeinſchaftlich gegen die Polen fochten, verletzte einſt ein Deutſcher aus des Markgrafen Gefolge durch einen Steinwurf das Götterbild. Sie beklagten ſich beim Kaiſer und erhielten eine große Geldſumme, um die Fahne wieder auszubeſſern. Als ſie aber kurz darauf eine andere ſolche Fahne bei einem Fluß übergange einbüßten, beſchloſſen ſie, nach Hauſe zurückgekehrt, nicht wieder in des Kaiſers Heere zu dienen, und es war ſchwer ſie zu beruhigen.

Anmerk. Die Nordwenden führten den Drachen Zirnitra in ihren Fahnen. Dieſe Göttinnen, von denen Ditmar ſpricht, waren wohl auch nur weibliche Drachenſymbole — kriegeriſche Schlangenköniginnen.

11. Honidlo.

Ditmar. Chron. VII. Fol. 103. Frenzel, de dlis Sorab. c. 23. Haupt u. Schmaler II. S. 270. Preuſker III. 227.

Honidlo oder Hennil (der Wächter, Führer) wurde von den lauſitziſchen Wenden als Schutzgott verehrt. Der Hirt des Ortes ging mit einem Stabe, an deſſen oberem Ende eine Hand befeſtigt war, welche einen eiſernen Ring umklammerte, von Haus zu Haus und rief an jeder Thüre: Wache, Hennil, wache! Dieſer Umzug wurde mit Schmauſereien gefeiert. Noch jetzt heißt Honidlo bei den Wenden ein Hirtenſtab. Vor Kurzem noch pflegten ſie ſich gegenſeitig zuzurufen: ich werde dir den Honidlo in's Haus ſchicken, ohne ſagen zu können, was ſie damit meinten.

Anmerk. Der Feldſchutzgott ward auch in Litthauen als Dorfwachſtab verehrt. Dort hieß er Gonidlo.

12. Drjemotka. Herman. Pripagala (Prepilega).

Haupt und Schmaler II. 269 Preuſker III. 227.

Drjemotka, die Schlummergöttin, wird in den Spinnſtuben ſo dargeſtellt, daß eine Spinnerin einen Mannspelz, das Rauhe nach auswendig gekehrt, anzieht. Den Kopf hat ſie ſammt Bruſt und Armen in ein weißes Tuch gehüllt und einen weiß umhüllten Rockenſtock oben drauf.

Herman. Wenn Jemand, während er ſitzt, ſich des Einſchlafens nicht erwehren kann und hierbei die Geberde des ſtoßweiſen Nickens und Hin- und Herwankens macht, ſo ſagt man in der Gegend von Muskau: Hermann macht Angriffe auf ihn.

Digitized by Google

Prepilega oder Pripagela. Aus den Zeiten des Wiederabfalls der lausitzischen Wenden zum Heidenthume (um 1100) geht die Sage, sie hätten diesen Götzen als einen männlichen Liebesgott verehrt und mit unzüchtigen Gebräuchen angebetet.

Anmerk. Ein slavischer Priapus, auch im Namen mit ihm verwandt. Im Sanscrit bedeutet pri fruchtbar sein (dies die allgemeine Wurzel) und phut blühen.
Preusker l. c. hat eine andere unwahrscheinliche und bedeutungslose Ableitung.
Die slavischen Mythologien erwähnen eine Fruchtbarkeitsgöttin Prija.

Von heidnischen Opferstätten in der Lausitz.

A. Opfersteine. Steinaltäre.

13. Die Druisteine bei Weigsdorf.

L. u. N.-L. Chronik. S. 69. 83. Preusker. I. S. 10—23.

Nicht weit von der böhmischen Grenze ist eine waldige Gegend, die heißt der Hain oder schlechtweg das Hähnel. Da giebt es eine Hainstraße und einen Hainsteg und einen Hainbrunnen. Auf einem hochgelegenen Hügel aber stehen die Druisteine, vom Volke auch „der alte Götzentempel" genannt. Es sind fünf mächtige Felsblöcke neben einander; quer über zweien liegt ein sechster. Ein siebenter, der aber jetzt abgesprengt ist, bildete die Decke auf der anderen Seite. Der obere Block heißt der Opfertisch und zeigt sieben von Menschenhand gearbeitete kesselartige Löcher rings um eine größere natürliche Vertiefung. Die unteren Steine bilden einen Durchgang für zwei neben einander gehende Personen. Seit Menschengedenken wird an festlichen Tagen der Ort von den umwohnenden Sachsen und Böhmen besucht. „Ein Bischen auf die Druisteine gehen," sagte man sonst. Besonders am Johannis- sowie am Lätare- und Ostertage wird der Ort von jungen Leuten nicht leer, zumal am Johannistage, wo das herkömmliche Johannisfeuer darauf angezündet wird. Das Volk hält den Stein in so hoher Achtung, daß es sich früheren Gutsbesitzern wiederholt hartnäckig widersetzte, als diese den Felsen sprengen wollten. Noch vor zwei Jahrhunderten gab es alte Leute, die bei Sonnenauf- und Untergange dort zu beten pflegten.

Ein vormaliger Ortspfarrer, Martin Niger aus Troppau (1614—1630), sah zu wiederholten Malen ein altes Mütterchen am Hügel ihre Andacht verrichten. Sie erzählte ihm auf Befragen, daß sie schon mit ihrer Großmutter bei Sonnenauf- und Untergang hierher zu beten gegangen sei.

Anmerk. Ob Druistein soviel bedeutet wie Druidenstein? Böhmen war ja entschieden von Celten bevölkert, die dem Druidenkultus ergeben waren. Noch heißt das nahe Gebirge der welsche (= gällische, keltische) Kamm. Ist es nicht mindestens interessant, daß

die letzte Verehrerin eine alte Frau war? eine Nachkömmlingin druidischer Priesterinnen. Einige sehr alte Bäume sind der Ueberrest des heiligen Hains, der zu christlichen Zeiten an die Kirche kam. Auch der Opferfelsen gehörte früher zur Pfarrwidemuth der nahen Weigsdorfer Kirche. Urnen und Kelts sind zahlreich dort gefunden worden. Die Bevölkerung hat in Mundart und Tracht viele alterthümliche Eigenheiten (Leske). Die an der Anhänglichkeit des Volks gescheiterten Zerstörungsversuche gingen von einem Herrn von Goldenberg (1764) und einem Grafen von Einsiedel (1785) aus.

14. Der Vensstein bei Neudörfel.

Preußker. I. 39. O. u. N.-L. Chronik. S. 85.

Oberhalb Weigsdorf an der Wittiche gewahrt man eine Menge wild durcheinander geworfener Steinblöcke. Ein mächtiger fünfeckiger, würfelförmiger Granitblock bedeckt mehre andere, wodurch eine Höhle gebildet wird. Vor 50 Jahren war noch Alles wohlerhalten. Damals war der obere Block 20 Ellen hoch. Die Höhle ging 17 Ellen weit in den Felsen, war 2 Ellen hoch und anderthalb Ellen breit. Durch das Sprengen der Felsen ist sie jetzt meist verschüttet und schwer zugänglich. Beim Baumroden fand man in der Nähe in ziemlicher Tiefe verschlackte Steine (vom Opferfeuer) und alte sehr verrostete Stäbe. Diese Höhle heißt im Munde des Volkes die Venshöhle. Achtzig Schritte von der Höhle auf einer Wiese an der Wittiche steht das Venshaus, dessen jedesmaliger Besitzer nachweislich seit länger als 300 Jahren der Vensmann geheißen hat. Dies war das Haus des Priesters. Auch von einem Wundermanne weiß die Sage, der vor vielen hundert Jahren als Einsiedler in der Venshöhle gelebt habe und zu dem die Menschen viele Meilen weit gekommen seien, um seinen Rath zu holen und sich von ihm wahrsagen zu lassen. Außerdem treiben auch noch jetzt zwergartige Geister ihr Wesen dort, die Vensmännel. (S. d. Zwergsagen.)

Anmerk. 1. Auch der Vensberg oder Vensmännelberg bei Ostritz steht mit Zwergsagen in Verbindung (siehe No. 35. Anmerk.).

2. Der eigenthümliche Namen findet sich vor in dem kleinen Distrikt an der böhmischen Grenze in der Nähe von Ostritz und dem Kloster Marienthal. Wenn der Name von Venus herrührt, so könnte man bei Ostritz an die Ostara (über Ostara vergleiche Grimm S. 180.), die germanische Lenz- und Liebesgöttin, denken, die als Frau Venus in den Berg wanderte, als die christliche Maria ihr Erbe übernahm. Auch die aus der Tannhäusersage bekannte Frau Venus im Hörselberge hat einen Hofstaat von Zwergen, die wohl ursprünglich die Priesterschaar der Göttin gewesen sind. Von den Vensmännern wird weiter unten ein Zug der Weissagung mitgetheilt.

3. Indessen dürfte sich auch die Schreibart Feensstein, Feensmännel, dadurch einigermaßen rechtfertigen lassen, daß die Druiden der Kelten, die hier am welschen Kamm, bei Neudörfel wie bei dem Druisteine, gehaust haben mögen, sich überall im Mittelalter in Feen verwandeln. Die Bretagner nennen ihre druidischen Opfersteine: Feenkammern, Feenschlösser, Feengrotten u. s. w. Es wären dann diese beiden Steine vereinzelte Ueberbleibsel des keltischen Kultus. Daß die Druiden bei uns nicht zu weiblichen Feen, sondern zu männlichen Zwergen wurden, liegt in der deutschen Natur.

4. Aber die romantiſche Feenſage, die ſo bald der galanten Ritterdichtung anheim fiel und in der ſich keltiſche und mit den Kreuzzügen herüber gebrachte orientaliſche Traditionen verſchmolzen, iſt der deutſchen Sage völlig fremd, und da ſelbſt der Name Fée, italieniſch fata, lateiniſch fatua, gewöhnlich abgeleitet von fari (weis-) ſagen, romaniſchen Urſprungs zu ſein ſcheint, ſo wäre das Räthſel, wie der Name Fee nach der Oberlauſitz verſprengt ſein könnte, ſchier unlösbar, wenn nicht
5. die Vermuthung nahe läge, daß das Wort auf eine gemeinſchaftliche, auch keltiſche Wurzel zurück geführt und ſchließlich vielleicht noch gar Fee und Venus als nahe Verwandte dargeſtellt werden können.
6. Wenigſtens beſtätigt Tolland im 10. Abſchnitte ſeiner Geſchichte der Druden, die weißen Frauen der alten Deutſchen hätten Faid, Veit geheißen, was noch in Island eine Prophetin bedeutet und ein altkeltiſches Wort iſt (Reinitzſch, Ueber Truthen 1808. S. 107.). Ein Venusberg im Erzgebirge wird auch Fengsberg geſchrieben. Die Silbe Ven wird übrigens auch einfach dem Namen jenes Hausbeſitzers vorgeſetzt, z. B. Vens-Schäfer.
7. Oſtritz, das wir oben auf Oſtara deuteten, wird auch ſlaviſch erklärt, wie denn die Endung entſchieden ſlaviſch iſt. Daß dem Urſprung von Oſtrow = Flußinſel die lokale Beſchaffenheit nicht geradezu widerſpricht, hat Preusker (I. 44.) nachgewieſen Auffallend bleibt es aber, daß die beiden oberlauſitziſchen Klöſter Marienthal und Marienſtern, das eine bei Oſtritz, das andere bei Oſtro, erbaut worden ſind. Ueber die Feensmännel vergleiche die Zwergſagen.

Preusker (I. 39.) fügt noch die Vermuthung hinzu, daß der Berg vielleicht urſprünglich Woensberg = Wodansberg (vergl. Grimm's Mythologie 102.) geheißen habe.

15. Der Sibyllenſtein bei Elſtra.

N.-L. Monatsſchrift 1796. I. 7, II. 218. N.-L. Magazin 1830. 68. O. u. N.-Lauſ. Chronik. S. 87.

Der Hochſtein, Sibyllenſtein oder Sibinnenſtein, liegt eine Stunde ſüdlich von Elſtra, auf einem 1405 Fuß über der Meeresfläche erhabenen, ſehr bewaldeten Berggipfel und beſteht aus einer 50 Fuß hohen und gegen 160 Fuß langen Schicht großer Granitblöcke, die zwei Hauptkuppen bilden. Die eine davon heißt der Tanzplatz, die andere iſt der eigentliche Hochſtein mit großer Felſenplatte, in welche drei ungleiche keſſelartige Vertiefungen eingearbeitet ſind, welche das Volk des Teufels Viertel, Metze und Mäßchen nennt. Darin, ſagen ſie, mißt der Teufel denen nach, welche falſches Maaß führen. Der Fels war einſt viel höher, er iſt aber wegen der zunehmenden Sündhaftigkeit der Menſchen eingeſunken. Zwiſchen dem Hochſteine und dem Tanzplatze iſt eine Kluft, die Sibyllenhöhle genannt; dort führt eine geheimnißvolle Thüre in den Berg hinein. Ein Mann fand ſie einſt offen ſtehen und ſah in einem weiten Gemache eine Frau, die ſich die Haare kämmte. Gegen Morgen vom Hochſteine fließt eine ſchöne reine Quelle, deren Boden von den Glimmerblättchen des Granits freundlich glänzt. Dort wuſchen und badeten nach uralter Sitte die Einwohner der Dörfer Kindiſch und Rauſchwitz am Oſtermorgen ſich und ihr

Vieh, weshalb sie dieselben oft Tages vorher abdämmten, so daß der Fußsteg zwischen beiden Orten nicht passirt werden konnte.

Anmerk. Der Name des Steins erinnert an die wendische Göttin der Liebe, des Glücks und der Fruchtbarkeit, Siba oder Siva, der Stein selbst, sowie der Tanzplatz und die heiligen Waschungen an ihren Dienst und das Weib mit den aufgelösten Haaren an das Bild der Göttin selbst, welches bei Helmold l. c. 52., Albinus, Meißn. Chron. XI. p. 301. und im Chron. Saxon. f. 754. beschrieben wird als ein schönes, nackendes Weib, die Hände auf dem Rücken, in der einen einen goldenen Apfel, in der anderen eine Weintraube mit einem großen Blatte, die Haare lang herabhangend bis auf die Waden. Die Waschungen sollten Fruchtbarkeit erzielen.

16. Das Jüddenhaus auf dem Sonnenberge bei Ottenhain.

O. u. N.-L. Chronik. S. 85.

Das Jüddenhaus oder Jürdenhaus auf dem Sonnenberge bei Ottenhain unweit Löbau ist eine Gruppe unregelmäßig geschichteter Granitblöcke mit weiter Aussicht. Oestlich geht eine Vertiefung in den Felsen und darüber hängt ein anderer Fels, so daß eine niedrige Grotte gebildet wird, wo man gebückt stehen kann, die Juttenhöhle genannt.

Anmerk. 1. Ottenhain und Sonnenberg erinnern unwillkürlich an Odin, den Sonnengott. Jüddenhaus kann soviel sein wie Jettenhaus = Riesenhaus (Et, Ez, Jette = Riese). Auch das Wort Heide kommt von dieser Wurzel (Grimm, Mythologie S. 486.). Ein abgesetzter Gott wird oft als Riese gedacht. Jetta aber heißt eine Wahrsagerin, was am besten zu der Grotte passen würde.

2. Die Scheelbart Jürdenhaus kann slavisch auf Jutro, den Lenzgott, gedeutet werden. Die Umstellung der Konsonanten ist nichts seltenes. Auch die Juttenhöhle hat dann eine Parallele an der bekannten sagenhaften Deutung des Namens Jüterbog, als von der „Jutte ihrem Bock". Aus der germanischen Mythologie könnte daran erinnert werden, daß die Göttin Hertha auch Jürd, Jerta genannt wird und besonders von den Sueven verehrt wurde, welche ja als die Urbewohner der Lausitz gelten.

17. Tschernebog und Bielbog.

Frenzel, nomencl. in script. II. 31 Plin. hist. nat. II. 691. 772. mss. Lauf. Mon.-Schr. 1797. I. 416 Haupt u. Schmaler II. 266

Der nach dem No. 4. erwähnten schwarzen Gotte genannte Berg ist ziemlich steil und trägt auf seinem Rücken fünf große Granitblöcke. Jeder ist ein Paar hundert Schritte vom andern entfernt und hat seinen besonderen Namen. Sie heißen die große und kleine Ente (mala Gaczka und wulka Gaczka) und der erste, zweite und dritte Frageſtein (Praschwiza). Sie sind sämmtlich länger als breit und haben alle eine Menge eingemeißelte Kessel. Der zweite Praschwitza oder Orakelstein ist der größte. Er ist 100 Schritt lang und 25 Schritt breit, und hat in der Mitte einen Durchgang. An jeden der Blöcke knüpft sich eine Sage. Hier zeigt man den Opferaltar, wo man dem Gotte Thiere und Menschen schlachtete,

dort die Kanzel (auch Teufelskanzel), von welcher aus der Prieſter zum Volke ſprach, mit einem mannshohen Durchgange. Auf einem gewaltſam herabgeworfenen Steine befindet ſich ein Loch in Herzform. Weiter unten iſt die Wohnung des Gottes ſelbſt mit dem Teufelsfenſter (czertowe woknesko), aus welchem geweiſſagt wurde, daneben die von böſen Geiſtern bewohnte Koboldskammer. Das Waſchbecken, ein viereckiger Stein mit einem runden Loch in der Mitte und einem kleinen in einer Ecke, welches auch in der trockenſten Jahreszeit Waſſer enthalten ſoll, und wo ſich der Sage nach die Prieſter zu reinigen pflegten. Eine andere Felſenſchichtung mit einem niedrigen Durchgange heißt die Hölle. Einer der oberen Steine zeigt eine künſtlich eingearbeitete Vertiefung, einem Pferdehuf ähnlich. Nicht weit davon iſt der Verſammlungsplatz, Romadnik. Dem Tſchernebog gegenüber, auf dem andern Ufer der Spree zwiſchen Mittelkunewalde und Beiersdorf, liegt der Bielbog mit dem Bielbogaltare.

Anmerk. Preuſker nimmt hier eine Dreiheit von Bergen und Göttern an, indem er mit dem Altar des Tſchernebog den des Bielbog und den der Siba auf dem Hochſtein zu Klein-Dehſa (ſiehe No. 20.) in Verbindung bringt.

Fragederge giebt es auch anderweit, z. B. bei Spremberg, wo der Sage nach beim Dorfe Praſchwitza (Fragedorf) auf einer nahen Anhöhe ein Orakelort war. Bei Zwickau in Böhmen iſt ein Frage- und ein Urtheilsberg. Gaczka oder Kaska (Ente) hieß vielleicht Kuſchka = Bergkuppe, aus welchem Namen durch Verdeutſchung vielfach Kutſchen- und Katzenberge entſtanden ſind.

Am Fuß des Tſchernebog liegt der Butterborn, ſo genannt, „weil dort die Butterweiber wegen der Kühle des Orts auszuruhen pflegten“ (?), vielleicht von wetro, Wetter (Preuſker), wahrſcheinlich von Bult = Kobold. Butterberge giebt es auch bei Zittau und Großenhain und an anderen Orten.

In demſelben Revier liegen noch der Thronberg mit einer Sage von Wendenkönigen (II. Bd.), der Schmoritzberg (ſiehe No. 22.) und der große Stein bei Klein-Dehſa, ein Opferaltar (No. 20.).

Rings herum liegen folgende Dörfer: Meſchwitz, vielleicht von Mjeſchnik, der Prieſter, alſo: Prieſterwohnung, Kunewalde und Kunitz (vielleicht von kon, Pferd) Koſul, (koſot = Bock), Poſtwitz (vielleicht budeſtezi, von buda, Haus, Burg), Hainitz (vielleicht der Hain, scil. heiliger), Lubenz (deutſch Mehltheuer) am Berge Lubin — erinnert an die Göttin Luda, Rachlau, nach Körner von einem ſlaviſchen Wort rek, der Held. (Auch Königswarthe heißt wendiſch rakezi.) Wulſchke = Paß. Dehſa, urkundlich 1306 Theeſin, vielleicht von tazi, fragen, Orakelort.

18. Der Todtenſtein bei Steina.

D. u. N.-L. Chronik. S. 85. Preuſker. II. 128.

Bei Steina am Queiß iſt eine Gruppe ſeltſam auf einander gethürmter Felſen. Der oberſte heißt der Todtenſtein. Von da bis zum Fluß zieht ſich eine Vertiefung, die Baderei genannt; denn dort wurden die üblichen Waſchungen vor und nach dem Opfer vorgenommen. In der Nähe iſt das Städtchen Friedeberg und Ullersdorf, wo man 1730 in einem rundlichen

Mauerwerke zehn Urnen mit Deckeln fand, darin Aſche von verbrannten Leichnamen lag, eine Axt, eine Säge und ein dreizackiges Eiſen. Noch weiter hin in Hermsdorf heißt der Bach das Todtenflüßchen.

Anmerk. Die Nähe der Orte Flinsberg und Ullersdorf (wie überhaupt der in der Oberlauſitz auffallend häufig vorkommende Ortsname Ullersdorf) berechtigt beſonders in Verbindung mit dem Todtenſteine und dem Todtenflüßchen zu der allerdings ſehr vagen Vermuthung, daß irgend eine Beziehung zu dem altgermaniſchen Todtengotte Uller oder dem ſlaviſchen Flins, der möglicher Weiſe jenen abgelöſt haben könnte, ſtattfinden möge. Oder iſt der Urſprung des Namens Ullersdorf von einem Manne Namens Ullrich nachweisbar?

19. Der Todtenſtein bei Königshain.

Beſchreibung von Königshain Mſkr. Preusker. I. S. 154. O. u. N.-L. Chronik. S. 83.

Wenige Gegenden in Deutſchland ſind ſo reich an Denkmälern heidniſchen Götterdienſtes, wie das Königshainer Wald- und Stein-Gebirge. Eine der dort befindlichen Opferſtätten heißt der Todtenſtein. Er beſteht aus zwei an einander ſtoßenden Felſen von viereckiger Geſtalt, von allen Seiten frei ſtehend, etwa 20—30 Ellen hoch mit ſenkrechten Wänden. Durch eine Kluft zwiſchen beiden Felſen, an mancher Stelle kaum eine Elle breit, gelangt man auf die obere Platte, die gegen 80 Schritte Umfang hat und etwa 2 Fuß hoch mit Erde bedeckt iſt. Darin hat man Opfergefäße und Scherben davon gefunden. In den Felſen eingearbeitet iſt eine eirunde, mannslange blattförmige Vertiefung, darin das Opferfeuer brannte, und auf dem Nebenfels eine andere ſitzförmige, genannt der Teufelsſitz. An der Südoſtſeite iſt ein Felsabſatz 10 Fuß tiefer; von dieſem aus kann man kriechend durch eine niedrige und enge Schlucht quer durch den Felſen an einen andern, ſonſt ganz unzugänglichen Abſatz gelangen, die Todtenkammer genannt. Dort hat man Urnen und bronzene Geräthe gefunden. Ein Ueberbleibſel des alten Götzendienſtes iſt ohne Zweifel der feierliche Fackelzug nach dem Steine, vom Volke das Todaustreiben genannt.

Anmerk. Der Todtenſtein war gewiß der heiligſte und furchtbarſte Ort der ganzen Gegend, wahrſcheinlich wohnten auch Prieſter oben. Der verſteckte, leicht zu verſchließende Aufgang war bequem zum Geheimniß; aus dem geheimen Gange mochten dunkle Sprüche der Weiſſagung erſchallen; auch mochten dort leicht die Schätze der Prieſter geborgen werden können.

Die übrigen Opferſteine bei Königshain heißen der Hochſtein, der Fürſtenſtein, der Teufelsſtein, auch giebt es dort einen Wachberg, Kämpfenberg, Gickelsberg, Schornſtein von czorny, ſchwarz, vielleicht in Beziehung auf Tſchernebog, und viele weiter unten mitzutheilende Sagen.

Der Name Todtenſtein in Verbindung mit dem Frühlingsfeſte, genannt das Todaustreiben, giebt keinen Anhaltspunkt für den Kultus eines beſtimmten Gottes. Der Name Todtenkammer kann eine dunkle Reminiscenz an die blutigen Opfer der Heiden ſein. Will man eine beſtimmte Gottheit denken, ſo könnte es eben ſo gut der deutſche Odin-Uller, als die ſlaviſche Morzana oder der Flins ſein.

20. Der große Stein bei Klein-Dehſa.

O. u. N.-L. Chronik. S. 87. Preusker I. S. 200. Frenzel, hist. nat. II. 692. msc. Frenzel, nomenclator in Script. II. 31.

Auf einem 16 Fuß hohen Berge bei Klein-Dehſa ſteht eine Reihe großartiger, mauerähnlich geſchichteter Felſen mit vielen Schluchten und Höhlungen. Beſonders zeichnen ſich zwei Felſen aus, welche an der Wurzel verbunden, 20 Schritt lang, 70 Schritt im Umfange, ſich auf 25 Ellen hoch erheben und früher offenbar noch höher geweſen ſind. Aber man ſieht, daß hier eine abſichtliche Zerſtörung durch Menſchenhände, jedenfalls zur Zeit der Heidenbekehrung, ſtattgefunden hat. Von dieſem Felſen bis zu dem nahe anſtoßenden führt ein halbrunder Steinwall, 140 Schritt lang, 1—2 Ellen hoch, 2—4 Ellen breit, aus loſe auf einander geſchichteten Steinen. Die umwohnenden Landleute wiſſen noch recht gut aus der Sage, daß hier ein Opfer- und Begräbnißort geweſen ſei; auch hegt man eine gewiſſe Scheu, beſonders vor dem großen Steine.

Am Ende des Dorfes, auf Rechen zu, am Hohlwege, der nach Oelſa führt, lag noch Anfangs dieſes Jahrhunderts ein beträchtlicher Felsblock, wo einſt ein Götzenbild geſtanden hat. Dort ſoll auch ein Herzzeichen eingegraben geweſen ſein.

Anmerk. Zu den bis jetzt angeführten 8 Steinaltären, nämlich:

1) Druiſteine,
2) Bensſtein,
3) Jüddenhaus,
4) Todtenſtein bei Steina,
5) Todtenſtein bei Königshain,
6) großer Stein bei Kl.-Dehſa,
7) Tſchernedog,
8) Sibyllenſtein,

kommen noch folgende hinzu, welche gleichfalls erratiſche Granitblöcke mit mehr oder weniger künſtlichen Löchern und Keſſeln und anderen Spuren des Götzendienſtes ſind,

9) der Götzentempel auf dem Queißersberge bei Wünſchendorf,
10) der Todtenſtein auf dem Ur- oder Auerberge bei Gerlachsheim.

In dieſe Gegend flüchteten der Sage nach die von Löbau aus zurückgedrängten Wenden im 10. Jahrh. Aufgefundene Waffen beweiſen alte Anſiedelung (Preusker II. S. 107, 119).

11) Die Keſſelſteine beim Kloſter Marienthal,
12) der Hochſtein bei Arnsdorf und Königshain,
13) der Jungfernſtein bei Leippa, unweit Hoyerswerda, wo der Sage nach einer heidniſchen Göttin Jungfrauen geſchlachtet wurden. (Schuſter, Geſchichte von Hoyerswerda. S. 128).

Beſchreibungen dieſer zum Theil mit Durchgängen verſehenen Opferaltäre giebt Preusker a. a. O. u. die O. u. N. Lauſ. Chronik, S. 85 ff.

Zu dieſen kommen noch aus der großen Anzahl der Teufelsſteine:

14) der Teufelsſtein bei Kamenz,

15) der Teufelsſtein bei Kleinbautzen,
16) " " " Triebel,
17) " " " Königshain,
18) " " " Stargard,
19) " " " Beerendruch,
20) die Teufelsruhe zu Arnsdorf,
21) der Teufelsſtuhl zu Maxdorf.

B. Steinwälle.

21. Der Steinwall auf dem Löbauer Berge und das weiße Pferd.

Prenßker I. S. 77.

Auf dem ſagenreichen Löbauer Berge findet ſich auf der Oſtſeite eine aus verſchlackten Steinen ohne Mörtel und Kalk errichtete Mauer, welche 3—7 Fuß hoch und 10—20 Fuß breit iſt, und den Berg in einer Länge von 3100 Fuß in Geſtalt eines ſchiefen Vierecks umgiebt. Die Verſchlackung rührt wahrſcheinlich von vielhundertjährigem Opferfeuer her. Nicht weit davon hat man vor 40 Jahren Drahtringe, Nadeln und Waffen von Bronze gefunden, die aus der älteſten Heidenzeit ſtammen.

Die Sage erzählt, es habe urſprünglich hier auf dem Berge ſollen die Stadt Löbau gebaut werden, und dies ſei die Stadtmauer geweſen, mit der man den Anfang gemacht habe.

Da erſchien aber allnächtlich ein weißes Pferd, welches die zum Bauen bereit liegenden Balken und Baumſtämme allemal wieder in's Thal hinunter ſchaffte, wo die Stadt jetzt ſteht. Alſo habe man ſich dem fügen müſſen.

Anmerk. 1. Das weiße Pferd erinnert an Odins oder Swantewits Pferd oder an die weiſſagenden Roſſe, die ebenſo zum Kultus der Germanen wie der Slaven gehörten. Vgl. Bd. II. No. 331., auch Bd. II. No. 204. u. No. 180.

2. Dergleichen vom höchſten Alterthum zeugende Schlackenwälle finden ſich auch auf dem Stromberge und auf dem Rothſtein bei Sohland. Von beiden, beſonders aber vom Stromberge, giebt es mannigfaltige Sagen.

Ausführlichen Bericht über dieſe drei merkwürdigen Opferſtätten ſ. bei Prenßker I. S. 77 ff. Dieſer ebenſo gründliche, wie raſtloſe und ſcharfſinnige Alterthumsforſcher ſetzt dieſe drei Berge in eine alte gottesdienſtliche Verbindung, ebenſo wie die drei in einem faſt regelmäßigen Dreieck liegenden Opferſteine zu Weigsdorf, Maxdorf und Neudörfel.

Von den drei Schlackenwällen iſt der auf dem Stromberge der deutlichſte. Stromberg heißt ſteiler Berg (strma wend. = ſteil). Er liegt in der Mitte mehrer Gemeinden, die ihn gemeinſchaftlich beſaßen und deren Flurgrenzen ſich noch heute auf ihm berühren. (S. Prenßker I. S. 95. Anmerk. IX.) Daß auch die beiden anderen ſpäter für wichtig gehalten wurden, beweiſt, daß an dem einen Löbau, die älteſte Stadt der Lauſitz, an dem andern das Burgwart Doigowitz gegründet wurde.

C. Rund- oder Ringwälle, Schanzen.

22. Der Schmorz bei Budiſſin.

Frenzel, hist. natural. II. 773. msc. O. u. N.-L. Chronik. S. 87. Preusker. I. S. 100 ff.

Der Schmorz wird von den Wenden der Berg genannt, welcher oberhalb der Stadt Budiſſin, gegen Süden neben dem Tromberge bei dem Dörflein Kleinkönitz, liegt. Der Name ſoll von einem alten Beſitzer herrühren, der Moritz, wendiſch Schmorz, geheißen. Man ſieht hier zwei Gruben, welche die Leute Raubkeller nennen, indem ſie erzählen, daß vor Zeiten Räuber hier gehauſet haben. Andere muthmaßen, es ſei hier früher ein Bergwerk geweſen. Auch ſpricht man von Schätzen, die hier verborgen liegen. Oben auf dem Berge liegt das „Rundtheil", ein Steinwall, 300 Schritt im Umfange, 3 bis 6 Ellen hoch. Es beſteht aus kleinen, loſe auf einander geworfenen Steinen.

Um dieſen Wall herum ſoll noch ein größerer gegangen ſein, von dem man aber nur noch geringe Spuren ſieht. Man hat dort Ueberreſte von verbranntem Getreide gefunden. Auf einem nördlich 18 Ellen tief heruntergehenden Felſen ſoll ein Schloß geſtanden haben und von da ein unterirdiſcher Gang bis Bautzen führen.

Anmerk. 1. Dergleichen Ringwälle, wend. Grozisco, bilden eine dritte Art von Opferplätzen. Sie finden ſich faſt überall in der Lauſitz an hochgelegenen Orten, dicht an fließenden Gewäſſern, ſind von runder oder halbrunder Geſtalt und bergen Kohle, Aſche, Urnen und andere Alterthümer. Ob ſie wie jene Opferſteine deutſchen oder wendiſchen Urſprungs ſind, iſt noch nicht völlig entſchieden. Viele nennt das Volk fälſchlich Schwedenſchanzen, andere Burgsberge, wobei zu bemerken, daß zwar auf den wenigſten dieſer Heidenſchanzen ſpäter mittelalterliche Burgen errichtet wurden, der Name aber doch darin die Sache trifft, daß ſie ſchon in Heidenzeiten neben den gottesdienſtlichen auch kriegeriſchen Zwecken dienten.

2. Es folgt hier eine möglichſt vollſtändige Aufzählung dieſer Rundwälle, zuſammengeſtellt aus den Beiträgen von Cotta im N. Lauſ. Mag., dem Verzeichniß in den wend. Liedern und der ausführlichen Abhandlung in Preusker's „Blicken in die vaterländiſche Vorzeit."

a) Im Neißgebiete.

1) Der Venusberg bei Oſtritz mit Zwerg- und Schatzſagen.
2) Der Burgberg bei Oſtritz, jenem gegenüber, mit bronzenen Götzenbildern, welche an den Kopf gelegte Arme und hervorgezogene Beine hatten, — und mit Sagen von einer Burg.
3) Der Königshain bei Marienthal, auch das alte Schlößchen genannt, weil im 10. Jahrh. die deutſchen Könige daſelbſt ein Schloß gegründet haben ſollen.
4) Der Schülerberg bei Hörnitz und Herwigsdorf. Sagen von einem Schloß. Der daran grenzende Theil des Dorfs „die Scheide," früher Schiba, erinnert an die ſlav. Göttin Siba. (Preusker).
5) Burgberg bei Oberrennersdorf (bei Bernſtadt).
6) Ringelberg bei Bertsdorf auf dem Eigen. (Im Berge liegt ein „goldener Hain," d. i. ein Götzenbild, und ein goldener Altar aus den Heidenzeiten.) Man hat dort Urnen und bronzene Waffen gefunden.

7) Burgberg am Kremnitzbach bei Bernſtadt. Wallfahrten der Umwohner am 1. Oſterfeiertage, früher mit Anzünden von Oſterfeuern verbunden. (Wer am 1. Oſtertage den auf dem Berge befindlichen Wallkeſſel überſpringt, bleibt das ganze Jahr von Zahnſchmerzen verſchont.)
8. Die Hainmauer bei Rieda an der Wittiche — mit Zwerg-, Schatz- und Heiligenſagen.
9. Der Steinwall zu Jauernick auf dem Burgberge mit Gründungsſagen.
10. Die Schwedenſchanze bei Friedersdorf an der Landeskrone.
11. Die Schanze bei Köſſlitz.
12. Burgberg bei Schönberg mit Schatz-, Teufels-, Wunder- und Fluchſagen.
13. Die Schanze auf dem Hainberge bei Lichtenberg, auch Hain- oder Rieſenmauer genannt. Ebendaſelbſt an der Dorfbrücke eine Art Schanze mit Schatzſagen.
14. Burgberg bei Penzig.
15. Keſſelberg bei Ebersbach.
16. Limasberg bei Liebſtein mit Burg-, Schatz- und Götterſagen.
17. Burgberg von Melaune — unermeßliche Aſchenanhäufungen.

b) Im Spreegebiete.

18. Der Bielplatz bei Görbitz. Das Volk in der Gegend erzählt, dort ſei „dem guten Biel" geopfert worden, Andere nennen den Gott „den weißen Abgott," alſo den Bielbog der Wenden. Benachbart iſt das Dorf Bellwitz.
19. Die Schwedenſchanzen bei Kittlitz, (wendiſch Kellizi, vielleicht von Kollischczo, der große Keſſel).
20. Schaaze bei Oehliſch. (Oehliſch, Oels, Elſter, Alſter, zwei lauſitziſche Oelberge, u. ſ. w. bedeutet „heiliger Hain" oder „Heiligthum" im allgem.).
21. Schanze bei Schöps. — Doppelwall auf beiden Seiten des Flüßchens Schöps, an der uralten großen Heerſtraße von Polen nach Sachſen. An der alten Schmiede im Dorfe ſoll früher ein Götzenbild befindlich geweſen ſein. In der Nähe ein Heildrunnen. Der Name iſt ſlaviſch, kommt auch bei Spremberg und im Altenburgiſchen vor und iſt noch unerklärt.
22. Schwedenſchanze bei Riethen. — Sage von unterirdiſchen Gängen nach dem Hofe von R. und nach Kohlweſe.
23. Zwei Schanzen zwiſchen Lauske und Zſchorna.
24. Schwedenſchanze bei Beigern (= Biela gora, weißer Berg).
25. Die Rackel'ſche oder Connewitzer Schanze, auch Slotnik, Goldberg genannt von einem unterirdiſchen Schatze.
26. Schanze im Parke zu Gröditz (= grodzisco = Schanze).
27. Schanze in Weißenberg.
28. Der Schmorz bei Kl.-Könitz und Budiſſin (ſ. o.).
29. Schaaze bei Blösa. — Knochen und Kohlen. — Sage von unterirdiſchen Gängen und Schätzen.
30. Schanze bei Kumſchütz; 31. bei Doberſchau; 32. bei Grubſchütz; 33. bei Daranitz; 34. bei Stiebitz.
35. Der Protſchen bei Budiſſin mit Schatzſagen.
36. Schanze bei Lubas, unfern Niedergurig.
37. Schanze bei Brana.

c) Im Elſtergebiete.

38. Schanze bei Kl.-Seitſchen, welches für die Burg Zizani, Sizen des Ditmar gehalten wird. Vielleicht von zito, Getreide, oder ziza, Göttin der Fruchtbarkeit.

39. Schanze bei Göda, einem alten Burgwart mit ſehr merkwürdigen Alterthümern.
40. Schanze bei Dahren; 41. bei Spittwitz; 42. bei Dobranitz; 43. bei Cobienz; 44. bei Loga; 45. bei Luga.
46. Siedlitz (von Siba, der wendiſchen Liebesgöttin).
47. Kukau beim Kloſter Marienſtern. Bei Kukau lebte vor 100 Jahren ein Einſiedler, der ſich aber endlich verheirathete.
48. Oſtro beim Kloſter Marienſtern, ein Doppelwall. (Ostara!)
49. Burgberg bei Prietitz, im Mittelalter mit einer Georgenkapelle und Wallfahrtsſtationen. Nach Broniſch kommt der Name von Pritiza, einer ſlaviſchen Göttin des wiederkehrenden Frühlings (Kirchengal. S. 338.).
50. Der Reinhardtsberg bei Kamenz mit einer Schatzſage von einer in der Johannisnacht zu hebenden Braupfanne.
51. Der Rehusdorfer Burgſtall bei Eiſtra (unterirdiſche Gänge und Schätze).
52. Der Radſchin bei Schmölln (Radſchin = Burg).

d. Im Queißgebiete.

53. Der Todtenſtein bei Ullersdorf.
54. Der Ur-, Auer-, Urn- auch Queißersberg bei Gerlachsheim.
55. Der Götzentempel bei Wünſchendorf.
56. Der weiße Stein bei Markliſſa.

e. In der Niederlauſitz.

57. Der Heidenwall zu Burg an der Spree mit Sagen von wendiſchen Königen und intereſſanten Alterthümern.
58. Schwedenſchanze bei Stargard (ſtary grob = alte Burg).
59. Der Burgort bei Fredorf unweit Luckau.
60. Das heilige Land bei Niemitſch — Alterthümer, Sagen von Gero und der heiligen Hidda.
61. Schanze bei Riedebeck; 62. bei Giesmannsdorf; 63. bei Zickau; 64. bei Kaſel.
65. Der Opferheerd bei Gohren.
66. Der Kratig (= grobk, kleine Burg) bei Sonnenwalde (wendiſch grodzisco).
67. Der Gröſchkenberg bei Großmöhſo.
68. Schanze bei Leipa; 69. bei Kittlitz; 70. bei Großdeuche; 71. bei Saßleben; 72. bei Duben; 73. bei Wintorf; 74. bei Torno; 75. bei Senftenberg.
76. Im Birkenthal bei Muskau.
77. Schanze bei Muikwitz; 78. bei Zilmsdorf; 79. bei Schleife; 80. bei Mankendorf.
81. Der Hampig bei Hoyerswerda.
82. Schanze bei Leuthen; 83. bei Zaſow; 84. bei Ruden; 85. bei Süllow.

Viele Berge der Lauſitz haben, ohne ſichtbare Spuren des Götzendienſtes aufzuweiſen, in ihren Namen mehr oder weniger deutliche Beziehung auf heidniſchen Kultus. Ich will hier nur kurz erwähnen die vielen Scheibenberge (Schida), die vielen Hain-, Hahn-, Hageberge, Gückelsberge (= Zauber- oder Hexenberge), den Hertha bei Ullersdorf, die Bockkirche (Bog = Gott) bei Kinbiſch, Frauenberg bei See, 11 Hollenberge (Hölle oder Frau Holle), 13 Hutberge (ſiehe die Sagen vom wilden Jäger), 2 Zeiſigberge (Ziſa), Heiden- oder Heidelberge, Tſchornberge, Jungfernberge, 12 Butterberge (wahrſcheinlich = Kobolbsberge. dutt = Kobold), Rabeberge, Radelkeller, Rothſteine (Rabegaſt), Semperſtein bei Johnsdorf (Gott Sompar).

23. Die Urnen.

Das Volk in der Lausitz, sowie in Schlesien, Sachsen und Polen, glaubt, daß die Todtenurnen, welche man häufig in der Erde findet, darin von Natur gewachsen und nicht von Menschenhänden gemacht sind. Eine handschriftliche Budissinische Chronik (ohne Namen des Verfassers) setzt hinzu: „und verräth sich solche wunderbare Erzeugung dadurch, daß der Erdboden aufschwillt und Hügel bildet, als sei die Erde schwanger worden."

Die Urnen gelten zugleich als der Hausrath der unterirdischen Zwerge, die sehr empfindlich sind, wenn man ihre Hügel aufstöbert. Deshalb halten es die Landleute vielfach für gottlos, sie auszugraben und weigern sich mit Hand anzulegen.

Bei Kalau, in der Nähe der Kolkwitzer Mühle, war mitten im freien Felde ein Platz, der wurde von dem Volke heilig gehalten und niemals beackert. Dies Gebot ging vom Vater auf den Sohn, aber man wußte schließlich nicht warum. Im vorigen Jahrhunderte gruben die Gelehrten nach und fanden Urnen und menschliche Gerippe von ungeheurer Größe. (Marbach, Gesch. v. Calau S. 35.) Auch bei Markersdorf bei Görlitz giebt es eine „heilige Hufe."

In Zittau und Löbau hat man auch in den Wänden von Kirchen flaschenartige Urnen von Thon, welche Asche enthielten, eingemauert gefunden, und zwar in großer Anzahl dicht bei einander, von der Größe von $1\frac{1}{2}$ Ellen (Länge sowohl als Durchmesser), einige auch kleiner, und zwar nicht stehend, sondern liegend und mit der Oeffnung nach Innen.

Anmerk. 1. Einzelne Heidengräber finden sich fast überall in der Lausitz, in größerer Anzahl aber als Heidenkirchhöfe, soviel bis jetzt bekannt geworden, an folgenden Orten: Königswartha, Droben, Königshain, Schmochtitz, See, Jauernick, Hoyerswerda, Särchen, Malschwitz, Sdier, Kaupa, Krosta, Bröfa, Pilschkowitz, Nichteberg, Neukirch, Moholz, Podrosche, Hänichen, Alt-Golßen, Bautzen, Bloaschütz, Dobranitz, Döberkitz, Nedelschitz, Zilmsdorf, Sandow.

2. Die Einmauerung der Urnen in die Kirchenwände mag vielleicht daher rühren, daß die Neubekehrten die Seelen ihrer heidnischen Vorfahren auf diese Weise der christlichen Seligkeit theilhaftig zu machen glaubten.

Zweite Abtheilung:

Dämonen-Sagen.

II.

Dämonensagen.

A. Zwerge.

24. Die Querze.

Büsching I. 72. 97. Görl. Wegweiser 1833 S. 804. N. L. Mag. 1823 S. 63, 1838 S. 90, 378, 1840 S. 308. Knauth, Dresdner Anzeigen 1750 St. 11. Liebusch, Chronik von Senftenberg S. 14, 62. Segnitz I. 46. Gräve, S. 149. K. Haupt, Zwergsagen (in Wolf's Zeitschrift für die Mythol. Bd. IV. Heft 2. S. 212. Göttingen 1858.)

Die Querze sind überall in der Oberlausitz, besonders aber in Haynewalde bekannt. Es sind ganz kleine Männchen, die einst dort in den Bergen wohnten, und da herum ihr Wesen trieben. Die Eingänge zu ihren Wohnungen nennt man Querzlöcher und man kann deren noch viele hier und da sehen. In Schlesien ist eins auf dem Prudelberge bei Stonsdorf; in der Oberlausitz findet man eins auf dem Dittersberge bei Schönau auf dem Eigen, desgleichen eins bei dem böhmischen Warnsdorf und am Fuße des breiten Berges bei Zittau. Dort waren sie besonders zu Hause und man konnte sie einen nach dem andern zu ihrem Querzloche ein- und ausgehen sehen, wenn man sich die Mühe nahm, sie in ihrem Treiben zu belauschen. Ihren Ursprung verdankten sie dem auf jenem Berge noch befindlichen Querzborne, einer klaren, frischen Quelle, aus der beständig welche hervorquollen. Die Querze konnten sich unsichtbar machen, indem jeder eine Nebelkappe hatte, die sie gewöhnlich aufsetzten, wenn sie in die umliegenden Dörfer gingen, um sich bei den Bauern ihre Speise heimlich zu holen. Sie konnten aber den Kümmel nicht leiden, deshalb backen die Leute dort immer einige Kümmelkörner mit in das Brod. Solches gekümmeltes Brod rührten sie nicht an.

Anmerk. 1. Die Schweizer Zwerge schalten solches Brod „gepiptes", auch das mit Anis bestreute und vom Priester geweihte Agathenbrod ist ihnen zuwider. (Rochholz, Sagen aus dem Aargau p. 838.).

2. Ueber den Namen Querze hat Professor Dr. Anton in Görlitz eine linguistisch-mythologische Abhandlung geschrieben und als Schulprogramm herausgegeben. Der oberlausitzische Name Querz für Zwerg ist leicht erklärlich; zw., dw., qu. ersetzen sich in verschiedenen Dialekten gegenseitig. Zwerch = quer. Zweeg heißt althochdeutsch: tuece, mittelhochdeutsch: tweec, angelsächsisch: dwerg, nordisch: dwergr. Bei Löbau liegt ein Quägel- (= Querz-) Berg. Zu vergleichen ist das thüring'sche Quecelich und der Name Querch bei Jakob von Königshofen p. 89.
3. In ein solches Querzloch verschlüpfte Dietrich von Bern. Nib. Klage. 2167.

25. Querze auf einer Bauernhochzeit.

Büsching I. 73. Bechstein, Deutsches Sagenbuch S. 526 (mit Holzschnitt). K. Haupt, l. c. S. 213.

Einst kamen die Querze schaarenweise aus dem Querzloche am breiten Berge bei Zittau heraus und trieben Kurzweil in den Sträuchern des Berges. Da kam ein Bauer aus Bertsdorf des Weges, dem rief gerade seine Frau zu, er möge sich zurecht machen und mit ihr auf eine Hochzeit gehen, zu der sie beide eingeladen waren. Als das die Querze hörten, berathschlagten sie unter sich und wurden bald einig, mit den Bauersleuten zur Hochzeit zu gehen und sich einmal auf anderer Leute Unkosten einen guten Tag zu machen. Also rufen sie sich einander zu und ermahnen sich gegenseitig, der Nebelkappen auch ja nicht zu vergessen. Da war aber ein anderer Bauer aus Bertsdorf, der pflügte am Fuße des Berges, hörte wie sich die Querze beriethen und rief ihnen im Spaße zu, sie möchten ihm doch auch eine Nebelkappe mitbringen. Da gingen die Querze auf den Spaß ein, gaben ihm eine Nebelkappe, auf daß er ungesehen mit zur Hochzeit gehen könnte, sagten ihm aber, er dürfe zwar essen und trinken so viel ihm beliebte, aber ja von den Speisen nichts zu sich stecken, wenn sie seine guten Freunde bleiben sollten. Also gingen die Zwerge sammt dem Bauer nach Bertsdorf zur Hochzeit, stülpten vor dem Dorfe ihre Nebelkappen auf, gingen in das Hochzeitshaus und setzten sich, unsichtbar wie sie waren, mit an den Tisch, also daß immer zwischen zwei gebetenen ein ungebetener Gast zu sitzen kam. Auch der mitgebrachte Bauer saß unsichtbar zu Tische, hieb wacker auf die Speisen ein und ließ sich die guten Gerichte wohl schmecken. Als er nun satt geworden war, da dachte der gute Mann an seine Frau und seine armen Kinder, wie sie daheim saßen und trockenes Brod knabberten, konnte der Lockung nicht widerstehen, griff zu und steckte ein großes Stück Kuchen in seine Tasche, um es den Seinigen mitzubringen. Aber in demselbigen Augenblicke war auch die Nebelkappe verschwunden, und mit einem Male saß der ungebetene Gast in seinen schlechten Zäkerhosen und seinen gar nicht hochzeitlichen Hemdärmeln vor den sichtlichen Augen der Hochzeitleute. Da war ein großer Schrecken von beiden Seiten und er mußte nun haarklein erzählen, wie er sammt den Querzen sich eingeschmuggelt hatte. Den Weiblein ward

es aber gar unheimlich, da sie von ihrer unsichtbaren Nachbarschaft Kunde erhielten, und Alle wußten nun, wie es zugegangen, daß die Speisen so gar schnell ein Ende genommen hatten. Aber den Bauer behielten sie da und luden ihn auch zu dem folgenden Tage ein. Auch die Querxe stellten sich wieder ein, obgleich sie nicht mitgebeten waren. Man sah es aber ganz deutlich wieder an der sichtlichen Abnahme der Speisen.

Anmerk. 1. Thorsteine lag im Ried verborgen und hörte einen Knaben in dem Hügel rufen: Mutter, reiche mir Krummstab und Bandhandschuh, ich will auf den Zauberritt, es ist Hochzeit in der Welt. Da wurde aus dem Hügel alsbald der Stab gereicht, der Knabe bestieg ihn, zog die Handschuh an und ritt wie Kinder pflegen. Thorsteine nahte sich dem Hügel und rief dieselben Worte. Sogleich kamen Stab und Handschuh heraus. Er steigt auf den Stab und reitet dem Knaben nach. (Schindler, der Aberglaube des Mittelalters S. 43.)

2. Die Tarn- oder Nebelkappe ist ein nie fehlendes Attribut der Zwerge. Man muß sie sich in spitziger Form denken, denn sie ist ein Abbild des Berges, in welchem der Zwerg wohnt. Zwerge sind Repräsentanten der Berge. Sie finden sich massenhaft, wie das gebirgige Gestein und volkartig beisammen wie der Gebirgswald. Sie treten selten als Individuen auf; nur der vertriebene Zwerg erscheint zuweilen als ein einzelner Flüchtling verirrt und klagend.

26. Die Hochzeit der Querxe.

Grāve S. 174. Mündlich.

Zwischen Gauffig und Neukirch ist eine waldige Anhöhe. Daselbst befand sich noch vor etwa 70 Jahren ein freier Rasenplatz, den das Volk den Tanzplatz nannte. Davon geht folgende Sage: Allemal in der Johannisnacht steigt dort ein Nebel aus der Erde; aus dem kommen nach und nach Querxe hervor, Männlein und Weiblein, Greise und Kinderchen, die gehen alle Paar für Paar und aus den Büschen kommen die kleinen Spielleute hervor, die machen Musik. Aber da kommt ein schönes Brautpaar und da gehen sie alle zusammen dreimal um den Platz herum, setzen sich dann an eine Tafel zu essen, und feiern die Hochzeit des Brautpaars. Hernach geht's los, und da tanzen die Querxe die ganze Nacht bis wieder der Frühnebel kommt; da kriechen sie in die Hügel zurück, wo sie ihre Wohnungen haben. Wer aber einmal zufällig dazu kommt, den laden sie ein mitzutanzen, und geben ihm Geschenke auf den Weg, die Glück und Segen in's Haus bringen.

Anmerk. Von einer solchen Querxhochzeit schreibt sich der aus drei Brödchen bestehende Talisman der Familie von Bünau zu Bomsen her (der Freimüthige 1814. S. 209.).

27. Das Zwerggeschenk der Ahnfrau.

Büsching I. 97.

Eine Wöchnerin, die noch das Bett hütete, und eben allein in der Stube war, hörte plötzlich ein ungewohntes Geräusch in ihrem Zimmer; sie

blickte nach der Gegend, von wo es herzukommen ſchien, und ſah zu ihrem nicht geringen Erſtaunen, daß in der Gegend des Ofens unten an der Wand plötzlich eine nur unbedeutend große Oeffnung ſichtbar wird und daraus ein kleines graues Männchen oder Querxlein hervor kommt, und mit vielen Grüßen ihrem Bette ſich naht. Es redet ſie mit Höflichkeit an und erbittet ſich die Erlaubniß, daß eine ganze Geſellſchaft ein Gaſtmahl in dieſer Stube halten möge, und verſpricht für die Erlaubniß im Namen Aller erkenntlich zu ſein.

Die Wöchnerin, äußerſt neugierig auf dieſe Geſellſchaft, ertheilt die erbetene Erlaubniß und das Männchen empfiehlt ſich mit vielen Begrüßungen wieder. Bald darauf hört die Wöchnerin durch jene Oeffnung ein neues, noch größeres Geräuſch, und das kleine graue Männchen erſcheint wieder an der Spitze von einer Menge ebenſo kleinen Hausgeſindes, das, wie geſchäftige Ameiſen, kleine Tiſche und Stühle und ganze Körbe voll der köſtlichſten Eßwaaren und Speiſen durch jene Wandöffnung herbeibringt, und nun damit die Tiſche auf das ſchönſte beſetzt. Jetzt erſchallen Töne aus der Ferne, ſie nähern ſich allmählich und es treten nun, ebenfalls durch jene Oeffnung, mehre Muſikanten mit ihren Inſtrumenten ein, an die ſich ein langer bunter Zug von lauter ſolchen kleinen Weſen anſchließt. Die Geſellſchaft nimmt Platz an den Tiſchen und hält ein lebhaftes vergnügtes Mahl unter der angenehmſten Tiſchmuſik. Nach aufgehobener Tafel ertönt eine muntere Tanzmuſik, und ſchon fangen die kleinen Leutchen an, bunt unter einander ſich zu drehen und zu ſchwenken, als plötzlich ein neues Querxlein in's Zimmer geſtürzt kommt, die Hände über den Kopf zuſammenſchlägt und voller Betrübniß ausruft:

„O große Noth, o große Noth!
Die alte Mutter Pump iſt todt!“ —

Wie ein Donnerſchlag tönt dies den kleinen Gäſten in die Ohren; ſo ſchnell als möglich nimmt jeder die Flucht. Alles was von Sachen da war, ward eiligſt hinweggeſchafft, und zwar Alles zu der Oeffnung wieder hinaus, wo es hereingekommen war.

Die ganze Stube war nun wieder leer und einſam, nur jenes kleine Weſen, das allem Anſehen nach die Stelle eines Ceremonienmeiſters bekleidete, war noch zu ſehen; es kam wieder auf die Wöchnerin zu, erzählte ihr, daß der plötzliche Tod der Ahnfrau ihres Stammes ſie in Schreck und große Betrübniß verſetzt habe, und daß ſie nun ſehr unglücklich werden könnten; es bedankte ſich übrigens höflich für die ertheilte Erlaubniß des Zutritts in die Wochenſtube, und ſchenkte der Wöchnerin im Namen der ganzen Geſellſchaft zum Dank dafür drei Geſchenke, nämlich: einen goldenen Ring, einen ſilbernen Becher und ein Waizenbrödchen.

Dieſe drei Dinge, ſagte das Männchen, ſeien von großer Wichtigkeit; denn ſo lange ſie alle drei vereint in dem Stamme bleiben würden, würde er immer größer, angeſehener und reicher werden und Glück und Ruhm würde ſein Eigenthum ſein. Sie müßten daher alle drei als ein werthes Heiligthum betrachtet und ſorgfältig aufbewahrt werden; der Ring aber ſolle allemal in dem Geſchlechte des älteſten Sohnes verbleiben und von deſſen Gemahlin getragen werden. Hierauf empfahl ſich das Männchen höflichſt wieder und verſchwand durch die bewußte Oeffnung und dieſe mit ihm.

Der Wöchnerin war es, als ob ſie aus einem Traume erwache, und ſie würde auch wirklich Alles für Traum gehalten haben, wenn nicht die drei Geſchenke ihr ſo in die Augen geglänzt hätten.

Es ward nun die ganze Sippſchaft, der ein ſo günſtiger Glücksſtern aufgegangen war, zuſammen berufen, ihr der ganze Vorfall vorgetragen und endlich gemeinſchaftlich berathſchlagt, wie man jene drei Geſchenke als Unterpfänder eines ununterbrochenen künftigen Glückes des Geſchlechts ſich am beſten ſichern könne.

Einem gefaßten Entſchluſſe zufolge ward nunmehr ein feſter ſteinerner Thurm erbauet und der ſilberne Becher und das Waizenbrödchen tief in ſeinem Innerſten verwahrt, ſo daß Niemand im Stande war, dieſe heilbringenden Gaben dem Stamme zu entwenden. Den Ring aber trug die, der er geſchenkt worden war, unabläſſig an ihrer Hand. Nach ihrem Tode erbte er als ein Altentheil, der Vorſchrift gemäß, von Glied zu Glied fort, und das Geſchlecht war ſeit dem Beſitze dieſer Zaubergaben immer größer, reicher und angeſehener geworden. Aber, wie es oft geſchieht, daß man das Glück, das man ſchon an den Fittigen hält, ſich dennoch wieder entwiſchen läßt, ſo ging es auch hier. Es war einſt eine Beſitzerin dieſes Ringes ſo unvorſichtig, — ihn zu verlieren, und alles Nachſuchens ungeachtet war er ſchlechterdings nicht wieder aufzufinden.

Troſtlos brach die Familie in heiße Klagen aus und fürchtete nun den Zorn jener Weſen, deren Huld ſie ſich bisher zu erfreuen gehabt hatte, erfahren zu müſſen. Und dies nicht ohne Urſache, denn — ein heftiges Ungewitter erhob ſich bald über jenem alten Thurme, der als Trutz- und Schutzwehr dieſer Geſchenke, gleichſam der Stammhalter des ganzen Geſchlechts geweſen war, ſpaltete ihn mit einem furchtbaren Blitz und Gekrach von oben bis unten und verſchlang in einem Nu die verehrten Heiligthümer.

Die Verheißung des Ueberbringers jener Geſchenke traf leider wörtlich ein; denn ſo ſehr dieſes Geſchlecht während des ungeſtörten Beſitzes jener Geſchenke von einem glücklichen Schickſale begünſtigt geweſen war, ſo verlaſſen war es von demſelben, als der Beſitz derſelben ihm verloren ging; denn ſowohl ſeine Größe als ſein Wohlſtand verminderte ſich von nun an zuſehends.

Anmerk. 1. Dieſe Geſchichte ſoll ſich bald in dem, bald in jenem Geſchlechte zugetragen haben, denn jeder Erzähler weiſet ihr einen andern Standort an, wenigſtens treffen die Geſchichten, die man in der und jener Sippſchaft als alte Stammſagen hat, alle darauf hinaus, daß das Gaſtmahl der Querge durch eine unvermuthete Todesbotſchaft geſtört worden ſei, wenn auch der wunderbaren Geſchenke dabei nicht allemal Erwähnung geſchieht. In einer Familie hat der Unglücksbote gerufen: „der König iſt todt!“ — und in einer andern wieder: „Urban iſt todt!“ — Wer dies geweſen, darüber ſchweigt die Sage.

2. a. Die Geſchichte mit dem Ringe ſcheint auch in Thüringen und im übrigen nordweſtlichen Deutſchland unter die Sagen hoher Geſchlechter zu gehören; denn ein Herr von Ponickau aus Thüringen, dem ſie in der Lauſitz auf einem Dorfe als Märchen erzählt wurde, verſicherte, daß dies ihm ſchon von Jugend auf aus ſeinem Geſchlechte bekannt ſei und beſtätigte ſie ſogar, daß er behauptete, es gäbe in ſeiner Geſchlechtsurkunden-Sammlung ſogar eine Menge von Verhandlungen, die einen Rechtsſtreit enthielten, der in dem Ponickau'ſchen Geſchlechte gegen einen Seitenzweig geführt worden ſei, welcher den Ring verloren und das Geſchlecht dadurch um ſein Glück gebracht habe. (Buſching I. S. 102.)

b. Ein Zwerglein verehrte dem Grafen Hermann im Schloſſe Roſenberg goldene Sandkörner (Apels Geſpenſterbuch S. 279.)

c. Die Aarburge erhielten einen köſtlichen Schmuck durch die Ahnfrau Urſula (Apel S. 255.).

d. Die Bünaue zu Bomſen drei Brödchen (der Freimüthige 1814 S. 209.)

e. Die Aſſeburge zwei noch vorhandene Kryſtallbecher (Spiecker, der Harz, Berlin 1852 S. 168.).

f. Die Stahl eine ſilberne Kanne mit der Jahreszahl 1500 (A. Kuhn in v. d. Hagens Germania 9, 25.).

g. Das Haas Kalbe und die Alvensleben einen Erbtag. (Monatliche Unterredungen Leipzig 1698 S. 524.)

3. Zu Wil im Aargau ſpielt ein Bettelweib die Zwergamme (Rochholz S. 264.). Ein Bauermädchen verrichtet auch noch dazu die Nothtaufe (S. 269.). Erdweibchen in Geburtsnöthen kommen in allen deutſchen Gauen vor (eine Zuſammenſtellung ſiehe bei Rochholz S. 339.). Das Verhältniß iſt auch manchmal umgekehrt und dies, wie es ſcheint, das urſprüngliche. Im Däniſchen und Schwediſchen ſagt man: jord-gumma (Erdgäumerin), jordemodr (Erdmutter) für Hebamme.

4. Die Gaben haben meiſt Bezug auf Ehe, Fruchtbarkeit, Geburtserleichterung. Beſonders bilden Ringe, Becher und Brod eine ſchöne Zuſammenſtellung. Auch bei den tauſitziſchen Hochzeitsgebräuchen ſpielt der Becher eine darauf bezügliche geheimnißvolle Rolle.

28. Der Allerheiligenabend auf dem Oybin.

Grüße S. 168.

Auch in dem Oybin, wo die alte Kloſterruine ſteht, hauſen Zwerge oder Heinchen, die verſammeln ſich allemal am Allerheiligen-Abende in der Mitternachtsſtunde und ziehen Paar um Paar, ihren Prieſter in der Mitte und Wachskerzen in den Händen, in die alte Kirchenruine, wo ſie unterirdiſche Betſtühle beſitzen. Dann vernimmt man die Töne einer unſichtbaren Orgel und hört den Prieſter das Hochamt halten.

Anmerk. Hier iſt der heidniſche Charakter der Zwerge ganz verwiſcht. Sie ſind in's Kloſter gewandert und geberden ſich wie chriſtliche Mönche. Preuſker bemerkt ſehr richtig, daß die Entdeckung und Bedauung des Oybins in eine für die ächte Zwergſage viel zu ſpäte Zeit fällt.

29. Die kegelſchiebenden Zwerge auf dem Löbauer Berge.

Borott, Der Löbauer Berg. S. 59. Gräſſe S. 501.

Einſt beſuchten zwei Löbauer Bürger ganz allein den Berg. Da trafen ſie oben zu ihrem Erſtaunen eine Menge ganz kleine Leutlein, welche Kegel ſchoben und ſie höchſt freundlich und zuvorkommend einluden mitzuſpielen. Es wurde geſchoben und geſchoben bis ſpät in die Nacht, und als ſich endlich, des Spielens müde, die beiden Löbauer empfahlen, machten die Zwerge jedem von ihnen eine Kugel zum Geſchenk. Dieſe waren ſehr groß und ſchwer, ſo daß, des Tragens müde, der eine ſie alsbald in's Gebüſch warf. Der andere aber war klüger und ſchleppte ſich damit bis nach Hauſe. Da fand ſich's denn, daß es eine goldene Kugel ſei. Er gelangte hierdurch zu großem Wohlſtande, und ſeine Nachkommen, die man noch heute in der Stadt Löbau kennt, erfreuen ſich noch jetzt des Segens dieſer goldenen Kugel.

30. Das Zwergbegräbniß.

Gräve S. 73. Gräſſe S. 553.

Auf dem Dittersberge bei Schönau läßt ſich alle fünf Jahre um 11 Uhr in der Nacht von Johannis Enthauptung eine Art Leichenzug ſehen. Gleich nach dem Schlage der Mitternachtsſtunde entſteigt dem dort befindlichen Querzloche eine Reihe in tiefſte Trauer gehüllter Zwerge. Lange Flore entwallen ihren kleinen runden Hütchen; acht Mann, welche auf gedämpften Poſaunen eine Klageweiſe blaſen, ſchreiten voran; ihnen folgt ein langer Zug; ein vornehmer Zwerg geht voran, ſechszehn andere tragen das Sargtuch, eben ſo viele gehen zur Seite. In dem offenen Sarge liegt ein todter Zwerg mit Silberhaaren und Bart, eine Krone auf dem Haupte und einen Scepter in der rechten Hand. Der Sarg iſt mit Gold und Edelſteinen reich geſchmückt. Nach einem dreimaligen Umzuge wird der Sarg geſchloſſen und unter Wehklagen in die Erde verſenkt. Iſt dies geſchehen, ſo reinigen ſich die Zwerge in dem daſelbſt befindlichen Querzborne und ziehen wiederum in geordnetem Zuge und unter Trauermuſik in das Querzloch zurück.

Anmerk. Es iſt intereſſant zu beobachten, wie unſere Zwergſagen ein vollſtändiges Bild vom Leben des unterirdiſchen Volkes geben. Wie lernen ſie kennen wie ſie Familienfeſte feiern, Hochzeit und Begräbniß halten, wie ſie auf Abenteuer ausgehen zu den Hochzeiten der Menſchen, wie ſie mit Kegelſchieben ſich unterhalten, wie ſie Bier brauen, Kuchen backen, Schmiedearbeit verrichten, wie erſcheinen von ihrem Könige, hören ſeinen Namen, aber freilich immer nur, wenn er ſtirbt, wie in der unten erzählten Sage auch das in der Bauernhütte wohnende Zwergpaar erſt ſichtbar wird im Augenblicke des Abſchieds.

31. Der Abschied der Querxe.

Frenzel, nomenclator in script. Lus. II. 36. Ejd. Lexic. slavic. I. 517. msc. Gräve S. 107. Büsching I. 97. K. Haupt, l. c. S. 215. No. 5.

Die Einwohner von Dittersbach erzählen, daß vor der Zeit, ehe die große Glocke ist gegossen worden (welches anno 1514 geschehen), in dem naheliegenden Berge Querxe gewohnt haben. Sie sind oft in's Dorf gekommen und haben sich in die Häuser und Stuben verfügt, also daß die Leute ihrer gar gewohnt gewesen. Nachdem aber die Glocke geläutet worden, hat sie der harte Schall des Erzes, welchen sie nicht erdulden können, vertrieben, so daß man nun von denselben nichts mehr spürt.

Auch die auf dem breiten Berge bei Zittau hausenden Querxe wurden durch das Läuten der Glocken vertrieben. Bei ihrem Abzuge preßten sie einen Bauer aus dem nahen Dorfe Haynewalde mit ein Paar Wagen und ließen sich über die böhmische Grenze fahren. Die beiden Wagen wurden gepfropft voll, denn die Zwerge hingen sich darauf und daran, so daß an jeder Latte und an jeder Speiche ein Querxlein hing. Den Bauer belohnten sie sehr reichlich, so daß er dadurch zu einem reichen Manne wurde und alle seine Nachkommen dieses Glückes sich noch heute erfreuen.

Die Querxe sagten beim Abschiede: dann würden sie wiederkommen, wenn die Glocken wieder würden abgeschafft sein und

wann Sachsenland
wieder käm' an Böhmerland.

Dann, meinten sie, würden auch bessere Zeiten sein.

32. Hübel und Habel.

Büsching I. 99. Gräße S. 553. K. Haupt, l. c. S. 216. No. 6.

Zu dem Besitzer der am Dittersberge gelegenen Halbhufe kam einst, während er ackerte, ein Zwerg und bat ihn, es Hübel (einem weiblichen Zwerge) zu sagen, daß Habel (ein männlicher Zwerg) gestorben sei. Als nun der Bauer diesen ihm sonderbaren Vorfall beim Mittagsessen erzählt, kommt ein bisher nie bemerktes Weiblein aus einem Winkel der Stube zum Vorschein, eilt wehklagend zum Hause hinaus und den Berg hinauf, ohne daß man es je wieder gesehen hat.

Anmerk. Der Ruf, der stets dieselbe Wirkung hat, ist verschieden. Das Buschmännchen in Köntgshain ruft: Hipelpipet ist gestorben; das Holzweibchen, ebendaselbst: Deuto, Dento; andere oberlausitzische Zwerge: Urdan ist todt; der König ist gestorben; o große Noth, o große Noth, die alte Mutter Pump ist todt.

„Urdanus sei todt" rufen auch die Vorarlberger Zwerge (Vonbun S. 3., 7.). Die Freiburger Zwerge rufen: „Hans Aedti, sag's dem Appete, d'Appele sei todt", was mit „Hübet und Habet" die meiste Aehnlichkeit hat (Kuentin S. 25.).

Ob Hübet soviel wie Hügel bedeutet? Es ist wahrscheinlich. Der Zwerg mit seiner aufgestülpten spitzen Tarnkappe ist ein Symbol des Berges, ja eine Kopie desselben im

Kleinen. Daß beim Weibchen ü in a, der dunkle Vokal in den hellen verwandelt wird, liegt in der Lautſymbolik, die in den alten Namen der Sage beſonders deutlich ſich kundgiebt. A iſt der weibliche, u der männliche Vokal, denn u, der geſchloſſene Laut, entſpricht dem concentriſchen Weſen des Mannes, a, der geöffnete, dem aufgeſchloſſenen receptiven und excentriſchen des Weibes. Indeſſen kennt die Sprache auch noch eine andere Vokalſymbolik, wenn ſie a und u zur Bezeichnung des Starken und Großen und ſomit männlichen, e und i zur Bezeichnung des Kleineren und Schwächeren und ſomit weiblichen gebraucht. Letztere Erfahrung hat Liebuſch in ſeiner Skythika unerhört einſeitig ausgebeutet.

33. Die Bergmännlein auf dem Stromberge.

Nach Klar, Die helle Sagenzelle. S. 71. Gräffe S. 531.

Lange vorher ehe die Stadt Weißenberg gebaut wurde, lebten dort nur wenige Anſiedler in zerſtreuten Hütten bei einander. Die wollten einmal Bier brauen, hatten aber keine Braupfanne und wußten ſich auch keine zu verſchaffen. Es wohnten aber im Stromberge die Bergmännlein, die Hüter des Schatzes, und viele der Anſiedler hatten ſie ſchon geſehen, bald einzeln, bald in ganzen Schaaren; und es wurde ruchbar, daß ſie einen langen eiſernen Kaſten und eine kupferne Braupfanne beſäßen. Aber die Leute fürchteten ſich vor den Berggeiſtern. Da wählten ſie zwei durch's Loos, die ſollten hingehen und von den Bergmännlein die Braupfanne leihen. Dieſelben gingen auf den Berg und ſprachen ihr Anliegen aus. Da antwortete eine Stimme und ſprach, ſie möchten nur bei Sonnenaufgang mit einem Wagen unten am Berge halten, da würde man ihnen die Pfanne geben.*) Dafür ſollten ſie nur bei der Rückgabe ein Waizenbrod und eine Silbermünze hineinlegen. Alles dies geſchah. Sie fanden bei Sonnenaufgang die Pfanne auf zwei Hölzern ruhen, nahmen ſie mit, brauten ihr Bier, legten dann ein Waizenbrod und ein Silberſtück hinein und luden die Pfanne wieder ab am Fuße des Berges. Gar oft wiederholte ſich dieſe Begebenheit, denn die Weißenberger tranken gern Bier, wollten aber auch ſpäter keine eigene Pfanne kaufen. Sie hatten es ja ſo billig bei den Berggeiſtern. Aber einmal kam es anders, die Bergmännlein kamen zornig aus dem Berge heraus, warfen Steine nach den Abgeſandten und tödteten die Stiere, welche die Pfanne ziehen ſollten. Das kam daher: Ein unnützer und fürwitziger Menſch hatte das letzte Mal das Waizenbrod aus der Pfanne genommen und gegeſſen, das Silberſtück in die Taſche geſteckt und — die Pfanne verunreinigt. Von dieſer Zeit an hat Niemand mehr die Pfanne geborgt erhalten und die Weißenberger haben ſich eine eigene kaufen müſſen.

*) Bei Halberſtadt gaben die Zwerge ihre Zuſtimmung in Verſen:

Früh Morgens eh' die Sonn' aufgeht,
Schon Alles auf dem Berge ſteht.

34. Der Bergmännlein Rache.

Nach Klar, Die helle Sagenzelle. S. 71. Gräße S. 531.

Einſt arbeitete ein Bauer in der Nähe des Stromberges auf ſeinem Felde; da ſah er von Zeit zu Zeit die Bergmännlein in ihren grauen Röckchen hin- und herlaufen und runde Kuchen auf runden Brettern tragen. Was haben die Bergmännchen nur heute für ein Feſt? gedachte er bei ſich ſelbſt, und, vom Appetit getrieben, rief er laut den Geiſtern zu: Laßt mich doch auch mit eſſen. Wir werden Dir etwas zukommen laſſen, rief eins der grauen Männchen; komme nur in der Mittagsſtunde zu jenem großen Stein, der dort im Grünen liegt. Der Bauer ließ ſich das nicht zweimal ſagen, legte zu Mittag ſein Ackergeräth auf's Feld und ging zu dem großen Stein. Da fand er ein Tiſchchen gedeckt und darauf lag ein wohlgerathener Kuchen. Noch ehe er ſich aber niederſetzte, vernahm er deutlich die Worte: nun iß den Kuchen, doch anſchneiden darfſt Du ihn nicht. Da war ihm ganz eigen zu Muthe, und faſt hätte er den Kuchen ungegeſſen gelaſſen und wäre davon gegangen, wenn er nicht endlich auf den überklugen Gedanken gekommen wäre, den Kuchen zwar nicht an- aber rundum auszuſchneiden. Das Gebäck mundete ihm vortrefflich, und als er ſatt war, wiſchte er ſich das Maul, ſagte den Geiſtern ſchönen Dank, ſtand auf und wollte wieder an ſeine Arbeit gehen. Da rief ihm eine Stimme die Worte nach: Der Teufel hat Dich klug gemacht. Hüte Dich, daß wir nicht auch an Dir thun, was Du an unſerm Kuchen gethan haſt!

Nach Jahren fand man einen Leichnam unten am Stromberge im Blute liegen. Die Bruſt war aufgeſchlitzt und das Herz zerfleiſcht. Der Unglückliche war eben jener Bauer, der den Kuchen ausgeſchnitten hatte.

Anmerk. 1. Auch bei den Todtenmählern der heidniſchen Preußen, zu denen die Geiſter der Verſtorbenen eingeladen wurden, durfte kein Meſſer gebraucht werden. Nork a. a. O. S. 193.

2. Die graue Farbe iſt Erdfarbe. Sie iſt bei den Berggeiſtern natürlich die vorherrſchende. — Grimm fügt eine weniger naturaliſtiſche Deutung hinzu, indem er zwiſchen weißen und ſchwarzen Elben eine dritte dunkle (dokkr), alſo graue vermuthet (S. 250.). Graue Männchen ſpuken auch vereinzelt, ohne ausgeſprochenen Zwergcharakter, der verſunkene Betrüger in Jauernick heißt Graurock u. ſ. w.

3. Der hier erzählte rachſüchtige und grauſame Zug ſteht übrigens ſehr vereinzelt zwiſchen einer Menge von Beweiſen von Gutmüthigkeit, Wohlthätigkeit und unſchuldiger Neckerei.

35. Die Vensmännel.

N. L. Mag. 1829 S. 249, 1838 S. 282. O. u. N. L. Chron. S. 85. Gräße S. 105. K. Haupt, l. c. No. 9. 10. 11.

Lange bevor Oſtritz gebaut war, lebten daſelbſt die Vensmännel. Die Vensmännel (Feensmännel) ſind ein kleines gutmüthiges Völkchen, welches

früher in dem sogenannten Venusberge (Feensberg, Feensmännelberg) wohnte.

Wenn die Ostritzer Bier brauen wollten, borgten sie sich von den Vensmännern die Braupfanne; wenn sie dieselbe nicht mehr brauchten, setzten sie dieselbe auf den Steg, der über die Neiße führt, wo sie dann von jenen wieder abgeholt wurde, und legten jedesmal zum Dank eine Semmel hinein. Als aber einmal Jemand die Semmel aus der Pfanne genommen und dafür einen Dreck hineingelegt hatte, hörte die nachbarliche Freundschaft auf. Doch blieben sie noch dort wohnen, bis in Ostritz die ersten Glocken aufgezogen wurden. Den Ton der großen Glocke aber konnten sie nimmer vertragen und wanderten aus, alle zusammen mit Sack und Pack und verließen den Berg. Ihren Weg nahmen sie durch die Altstadt von Ostritz von Morgen nach Abend, und haben auf diesem Zuge Melkgelten auf dem Kopfe gehabt statt der Hüte.

Andere sagen, daß auch noch später welche gesehen worden sind, die man zurückgelassen hat, die im Venusberge verwahrten Schätze zu bewachen. Einmal zur Christnacht sah ein Vorübergehender den Berg sich öffnen, darin saßen die Feensmännel auf großen Goldhaufen und riefen ihm zu:

Greif' ein'n Griff
Und streich' ein'n Strich
Und packe Dich.

Er hat sich's aber nicht getraut.

Ein altes Mütterchen in Neudörfel an der Wittiche erinnerte sich noch ganz gut, was ihre Urgroßmutter oft gesehen hatte: Ein Feensmännel hatte immer an der Wittiche, nicht weit vom Feenssteine, gebleicht, bald auf der einen, bald auf der andern Seite des Flusses. Dann war das Vieh stets unruhig geworden und hatte nicht fressen wollen; auch Töpfe hatte es bei sich gehabt.

Anmerk. 1. Noch zeigt man in Ostritz einen Weg zwischen zwei Häusern, den sie einschlugen. Oft erwähnt man ihrer noch sprichwörtlich, wie daß man von einem sagt, der recht kurze Kleider hat: „er geht wie ein Feensmännel". So bedeutet der Zwergname Kurzibold soviel als einen kurzen Rock. (Grimm, S. 234.)

2. Die großen Kessel und Pfannen in den Bergen bei Zwerg- und Schatzsagen sind ohne Zweifel Reminiscenzen an die heidnischen Opferkessel der Kelten und Germanen.

3. Wenn die Wasserfrau Wäsche bleicht, ist ein Wetter im Anzuge. Das Unruhigwerden des Viehes bedeutet dasselbe. Die Töpfe indessen deuten eher auf einen Berg- als einen Wassergeist.

4. Der Zwergname Feensmännel oder wie andere schreiben Vensmännel ist sehr eigenthümlich und schwer zu erklären (siehe die Anmerk. zum Vensstein bei Neudörfel). Zu den dort geführten Untersuchungen noch eine Hypothese, Fenzon heißt (nach Graff) althochdeutsch spotten. Fenzeln im Bairischen noch heute spotten. Wie wäre es, wenn man Fenzmännel (= Spottmännel) zu schreiben und dabei an den neckischen Charakter der Zwerge zu denken hätte?

36. Die Buſchmännchen in Königshain.

Handſchriftl. Sammlung der Breslauer Luſatia No. 29. K. Haupt, l. c. No. 13.

In den Königshainer Bergen wohnten in alten Zeiten viele Buſchmännchen, in Geſtalt, Sprache und Kleidung den Menſchen ähnlich, nur viel, viel kleiner; hatten auch ganz kleines Vieh, ganz kleine Hausgeräthe und ganz winzig kleine Kinderchen. Aber ſie beſaßen geheime Kräfte, konnten ſich unſichtbar machen und kamen und gingen, man wußte nicht woher und wohin. Es waren indeſſen freundliche harmloſe Leutchen, die mit den Bauern in gutem Frieden lebten und ihnen manche Gefälligkeit erwieſen. Nur nach Speiſe waren ſie allezeit ſehr begierig, aber wer ihnen gab, dem waren ſie auch dankbar und ſchenkten ihm Laub, das ſich dann plötzlich zu Hauſe in Goldſtücke oder blanke Thaler verwandelte. Leider waren ſie ſehr zart gebaut, und als die Glocken eingeführt wurden konnten ſie den Schall nicht vertragen, kamen ſeltener und ſeltener, beklagten ſich über die Schmerzen, die ihnen das Läuten verurſachte und blieben endlich ganz weg. Zuletzt waren noch zwei übrig, die beim letzten Bauer ganz am Ende des Dorfes lebten und ſich nur dann und wann zeigten. Einſt erſchien plötzlich das eine Männchen weinend und wehklagend und rief Allen im Hauſe auf Befragen jammernd zu: „Hipelpipel iſt geſtorben, Hipelpipel iſt geſtorben!“ Hierauf verſchwand er und iſt nicht wieder gekommen. Wer aber Hipelpipel geweſen iſt, ob des Völkchens König oder das Weibchen des letzten der Buſchmännchen, das hat bis auf den heutigen Tag kein Menſch erfahren können.

37. Die Holzweiblein von Königshain.

Beſchreibung von Königshain, eine handſchriftl. Bauern-Chronik v. J. 1752. S. 61—63. K. Haupt, l. c. No. 14.

„Auf dem Heideberge bei Königshain hat es viele Holzweiblein gegeben; ſind geweſen wie kleine Kinder mit ſchönen langen gelben krauſen Haaren; die hat der böſe Feind immer herum gejagt, welche nicht eher Ruhe finden können, bis ſie zu einem Stocke gekommen, da dann der Holzhacker hat geſagt: „das walt' Gott,“ ehe er den Baum umgehauen. Da hat er ſie mit Frieden gelaſſen.“ —

„Iſt einmal ein ſolch Holzweiblein Winterszeit zu dem Bauer in die Stube gekommen, eben deſſen, dem der Berg zugehörig, und ſich den ganzen Winter aufgehalten. Haben ihm auch zu eſſen gegeben. Frühjahrszeit kommt wieder dergleichen ein anderes ſolches Holzweiblein zu dem Bauer unter das Fenſter und ruft dem, das in der Stube iſt, zu: „Deuto, Deuto!“ Wie das in der Stube ſolches höret, ſtehet es auf und gehet mit Jammern fort und haben's nicht mehr geſehen.“

Anmerk. Sollte der Ruf Deuto durch „Deutſche“ zu erklären ſein, ſo wären zwei Hypotheſen möglich. Entweder iſt es der Name des Holzweibleins, dann würde der Urſprung

der Sage in die Zeit der Wendeneinwanderung zu ſetzen ſein, oder es heißt ſoviel als: „Deutſche kommen!“ und würde dann ein Warn- und Fluchruf, die Zwerge ſelbſt aber Repräſentanten der vertriebenen Slaven ſein. Für die erſte Annahme ſpricht vielleicht die Erwähnung der blonden Haare. Eine ſolche hiſtoriſch-nationale Deutung iſt indeſſen niemals ſtricte zu nehmen. In der Anſchauung des Volkes vermiſchte ſich die Vorſtellung von verdrängten Nationen immer mit der ihrer Götter, deren Epigonen ja die Zwerge ſind.

In Thiemendorf lebt ganz dieſelbe Sage (ſiehe Köhler, Bilder aus der Oberlauſitz S. 49.). Der Ruf iſt dort aber: Deutoſeu. — In obiger Sage wird der Zwerg beinahe anmuthig beſchrieben. Die nach Grimm urſprünglich häßliche Natur der Zwerge, die nur durch ſpätere Vermiſchung mit Eiſen gemindert wird, tritt überhaupt bei den lauſitziſchen Zwergen zurück. Sie ſind alle vorherrſchend in günſtigem Lichte betrachtet — auch körperlich zwar nicht ſchön, aber auch nicht häßlich. Und wenn auch ſonſt vielleicht häßlich, doch nicht ohne etwas Hübſches, z. B. ſchöne Haare am Leibe zu haben.

38. Holzweiblein's Kuchen.

Büſching I. 150. K. Haupt, l. c. No. 15.

Ein Bauer aus Spitzkunnersdorf ackerte einſt gegen Abend noch auf ſeinem Felde, welches am Fuße des Forſten lag, und bis an den Buſch hin ſich erſtreckte. Da hörte er ein Geräuſch und mehre Weiberſtimmen, und als er ſich umſah, da dampfte der Gipfel des Berges und eine Menge Holzweibel waren da, die buken Kuchen. Der Bauer bekommt Appetit und wagt endlich die Bitte, auch für ihn einen Kuchen mitzubacken; und ſiehe da, wie er den nächſten Morgen auf's Feld kommt, findet er auf dem Raine neben ſeinem Acker den allerſchönſten Kuchen von der Welt.

Anmerk. Zwerge ſind Freunde der Pflügenden. Eine ganz ähnliche Sage bei Grimm D. S. N. 298., im Volksb. 1844 S. 91., v. d. Hagens Germania 9, 27., Mone, Anzeiger 1838, Wolf, heſſiſche Sagen Anm. S. 193., Rochholz, Aargauer S. 281., Grimm, Mythologie 423. Sie iſt in Weſtflandern eben ſo zu Hauſe wie in der Schweiz, auf der Lüneburger Haide wie in den lauſitziſchen Bergen.

Zwerge ſind Meiſter im Backen, daher ihre Kuchen- und Brodgeſchenke und wiederum ihre Brodbiebſtähle. Die Schweizerſage kennt Höhlen als Backöfen der Zwerge (Rochholz S. 335.). Fiſchart (Gargantua c. 3.) nennt die Zwerge Backofendreſcherlein.

Wenn in der Gegend von Zittau einmal die Berge recht dampfen, ſagen die Bauern: die Holzweiblein kochen Kaffee.

Kuchen ſind Symbole der Fruchtbarkeit. Die Kuchen der Aſtarte (Jer. 7, 8.), wie die Iſisbrödchen (Clem. Al. Protr. p. 44.) und die Marienkuchen der Collyridianerinnen (Epiph. haeres. 72.), die Höllenzöpfe der Chriſtnacht, die Hochzeitsbaben der Lauſitzer haben alle dieſelbe Bedeutung. Baba = Weib = Hebamme = Kuchen. Auch vergleiche libum und liberi, Kuchen und Küchlein, λάγανον und λάγνος.

39. Buſchweiblein läßt ſich kämmen.

N. L. Mag. 1838 S. 361. Schön's handſchriftl. Sammlung No. 44. K. Haupt, l. c. No. 16.

Ein armes Mädchen aus Zoblitz hütete ihr Vieh in der Görlitzer Haide, ohnweit des Braudrevieres. Als ſie ſich einmal umſieht, ſteht ein kleines Weiblein hinter ihr mit bittender Geberde und ſagt: Schönes Kind,

kämme mich und lause mich, ich will Dir auch ein schönes Geschenk geben. Das Mädchen kämmt und lauset das kleine Weibchen, bis es mit Schrecken gewahr wird, daß es darüber Abend geworden ist, denn sie hatte weit bis nach Hause. Schnell springt sie auf und fängt an ihr Vieh heimzutreiben, ohne an das versprochene Geschenk zu denken. Das kleine Weiblein aber kommt ihr nachgelaufen und schüttet ihr eine ganze Menge grüner Blätter in die Schürze. Das arme Mädchen, dem ganz angst geworden ist, nimmt sie zwar eine Strecke weit mit, schüttet sie aber dann aus. Nur ein Blatt war am Schürzenbande hangen geblieben, und als sie zu Hause sie abbindet, fällt ihr ein blankes Goldstück vor die Füße. Da bemerkt sie erst, welch einen Schatz sie weggeworfen.

Anmerk. Ein Mädchen, das der Frau Holle ihre ein Jahr lang nicht gekämmten Haare auskämmte, kämmte aus ihren Locken Perlen und Edelsteine. (Grimm's Kindermärchen III., 44.)

Kämmen bringt Segen, sowohl in Bezug auf die Ernte — der Hollenzopf, in England Elflock, ist der Flachs der Spinnerin Holle — als auch in Bezug auf Leibesfrucht. Vergl. Anmerk. zum Sidyllenstein No. 15.

Fast dieselbe Geschichte wird in Dittersdach, Großschönau, Oderwitz, Spitzkunnersdorf erzählt.

40. Holzweiblein's Knaul.

Büsching I. 149. Gräve S. 56. Preußler I. S. 52. K. Haupt I. c. No. 17.

Es war einmal eine Frau, die hatte sich die Gunst des Holzweibleins erworben und das Holzweiblein gab ihr einen Knaul Zwirn zum Geschenk. Wickle davon, sprach das Weiblein, so lange Du willst, er wird nie aufhören; aber hüte Dich wohl nachzuforschen, ob er ein Ende habe. Also hatte die Frau einen Knaul und strickte davon und er hörte nimmer auf. Aber sie war eine gar neugierige Frau, und einstmals machte sie den Knaul auf und guckte hinein, ob sie kein Ende sehen würde. Da sprang auf einmal das Ende heraus und der Knaul dauerte nur noch bis zu diesem Ende; da hatte sie doch was für ihre Neugierde.

Eine andere Frau bekam vom Holzweiblein für geleistete Dienste eine Spille voll Garn geschenkt. Nach Hause gekommen, begann sie sogleich das Garn abzuweifen. Als sie nun einen Strähn und dann noch einen und dann einen dritten abgeweift hatte und das Garn immer noch nicht alle war, da rief sie ungeduldig: „Der Donner, das hat auch gar kein Ende!“ Im Nu war das Ende da.

Anmerk. Ein Märchen mit tiefsinniger Moral, in dem wieder das Holzweiblein gerade so erscheint, wie anderweitig Frau Holle und die norddeutschen Zwerge, welche eben so mit einem nie endenden Garnknaul begaben.

41. Holzweiblein's Freunde und Feinde.

Büſching I. 148. Gräve S. 57. Prenker I. S. 52. R. Haupt, l. c. No. 18.

Oft ſitzen die Holzweiblein ſpinnend oder Strümpfe ſtrickend auf den Kreuzwegen. Wenn ſie im Buſche herumwandern, ſo haben ſie gewöhnlich eine Hocke Holz auf dem Rücken und ſtützen ſich auf einen langen Stab; immer aber ſind ſie alt, häßlich und zuſammengeſchrumpft.

Sie ſind für gewöhnlich gutmüthig, aber wer ſie etwa häßlich nennt, den hauchen ſie an, daß er Beulen in's Geſicht bekommt, oder hocken ihm auf, wovon er lahm wird. Für gute Behandlung hingegen und freundliche Worte ſind ſie aber gar dankbar, theilen Geſpinnſte und Strickwaaren aus, die ſich wunderbar vermehren und Glück und Segen in's Haus bringen. Sie helfen fleißigen Spinnerinnen beim Weifen und Garnwinden und machen wohl auch koſtbare Geſchenke. Aber nur uneigennützige, fleißige und gefällige Menſchen erfreuen ſich ihrer Gunſt.

Ihr ärgſter Feind iſt der Nachtjäger. Wo er ſie ſieht, jagt er ihnen nach und treibt ſie herum, daß ſie vor Angſt nicht wiſſen was ſie thun ſollen. Ihr einziges Rettungsmittel iſt ſo bald als möglich einen abgehauenen Baumſtumpf zu erreichen. Wenn ſie ſich darauf ſetzen und ſagen: „Gott ſei gedankt!" oder: „Gott ſei gelobt!", ſo muß ſie der Nachtjäger in Ruhe laſſen.

Anmerk. Man bemerke, daß die im Buſche hauſenden Zwerge ſich in etwas von ihren bergbewohnenden Genoſſen unterſcheiden. Sie erſcheinen hier nicht mehr als Volk, ſondern vereinzelter und mit individuellen Merkmalen. Es iſt der Einfluß des individualiſirenden Pflanzenreichs, der ihren gebirgiſchen Charakter alterirt.

42. Die Heinchen.

N. L. Mag. 1823 S. 63, 1832 S. 546. Gräve S. 179. Variscia 2. 101. R. Haupt, l. c. No. 7. u. 8.

1. In der Gegend von Niemitzſch geht die Sage, daß das Land zuerſt von Heinchen (Hainchen) bewohnt geweſen wäre. Dies waren kleine, fromme, friedliebende Leute. Es kamen aber die Schafe mit ihren Schafglöcklein, die vertrieben mit ihrem Geläute die Heinchen. Da flüchteten dieſe unter die Erde, bauten daſelbſt die Heinenhäuſer, und wenn Landleute in ihre Nähe kamen, da baten ſie dieſelben flehentlich, ihre Heinenhäuſer zu verſchonen; zum Danke ſchenkten ſie den Bauern Brod von den Früchten der Brodbäume.

2. Auch bei Rieda im Görlitzer Kreiſe kennt das Volk Heinenhäuſer und eine Heinenmauer. Oft ſieht man kleine Flämmchen aus dieſen Heinenhäuſern aufſteigen. Das kommt von den unterirdiſchen Werkſtätten der Schloſſer und Schmiede, denn die Heinchen ſind fleißige und arbeitſame Leute, die auch den fleißigen Menſchen zugethan ſind. Legt ein ſolcher etwas ihm Eigenes, etwa einen Knopf, einen Pfennig, ein Stückchen Leinwand auf

die Feuereſſe der Heinchen, ſo findet er am andern Morgen auf jener Stelle ein werthvolles Gegengeſchenk, Ackergeſchirr, Bleche, Meſſing- und Kupfergeräthe. Einem faulen und arbeitſcheuen Menſchen aber werden in ſolchem Falle nur ausgebrannte Kohlen oder ſchlechte Schlacken zu Theil.

Anmerk. 1. Heinchenhäuſer heißen bei Wellersdorf in der Nähe von Sorau die Todtenhügel, welche im Norden den Namen Hünengräber haben.

2. Zwerge ſind Schmiede und Metallarbeiter. Der Schmied Wieland iſt ihr König (W. Grimm, Heldenſage S. 388.); ſie ſchmieden bekanntlich den nordiſchen Aſen ihre Waffen, den ackerbauenden Lauſitzern (oder aber als mythologiſirte Wendenſchmiede) natürlich Pflüge. In Schleswig-Holſtein hören die Bauern das Schmieden der Zwerge. Ein Bauer rief einſt im Vorüberreiten, ſie ſollten ihm doch ein neues Meſſer machen. Bei der Zurückkunft fand er ein ſolches, aber die damit geſchnittenen Wunden waren unheilbar. (Müllenhoff No. 386.) Ob den Metallgeſchenken der lauſitziſchen Heinchen eine beſondere Kraft zugeſchrieben wird, habe ich nicht ermitteln können. Daß die Brodgeſchenke der Querge Talismane von Familien werden, haben wir bereits geſehen.

3. Die Sage gedenkt der Heinchen mit einer gewiſſen großmüthigen Wehmuth und vergilt ſo gewiſſermaßen im Munde unſrer friedlichen Bauern, was die blutige Miſſion deutſcher Krieger zur Zeit der Ottonen an den Heiden der Lauſitz verſchuldet hat.

4. Der Name Heinchen iſt ſchwierig zu deuten, am meiſten iſt mit ihm der Zwergname Heinzelmännchen verwandt.

   a. Heinen ſind verwandt mit Hünen, Zwerge und Rieſen gehen in einander über. Beide Geſchlechter haben vieles gemein, z. B. das Kegelſchieben (ſiehe oben). Heinengräber = Hünengräber, Heinenhäuſer heißen weiter nördlich Hünenhäuſer u. ſ. f.

   b. Heinchen ſind vielleicht Bewohner der Haine, Waldzwerge.

   c. Hein bedeutet auch einen Götzen, wenigſtens ein Götzenbild. Unter dem Burgberge bei Bernſtadt liegt ein goldner Hain. Zwerge ſind die Nachkommen der Götter. Heißt der Götze ſo vom Walde, in dem er angebetet wurde? Schwerlich. Es ſpricht dagegen die Zuſammenſetzung Hainwald (in Görlitz) und Hahnewalde (bei Zittau).

   d. Der Tod heißt auch Freund Hein, ebenſo wie die Götterſteine kurzweg Todtenſteine heißen (No. 18. und 19.). Dies ſtimmt auch mit dem Zwergenbegriffe, denn Zwerge werden als Verſtorbene betrachtet, die Seelen der Verſtorbenen werden däumlingartig vorgeſtellt und abgebildet.

   e. Darauf iſt auch wohl die Steinkeule des Rieſen Hrimgir, Namens hein, zurück zu führen; als ſie geworfen wurde und in der Luft mit Thor's Hammer zuſammenfuhr, brach ſie und ein Theil fiel zu Boden. Davon ſollen alle Heinberge herkommen. Sn. 108. 109. Hein iſt ein Todtenhammer, der in der Sage durch Thor's Hammer zerſchmettert wird, weil dieſer das Symbol des Lebens iſt. Das Ganze bezeichnet den Sieg des Lebens über den Tod.

   So ſchließt ſich der Kreis und wir kommen nicht weiter, da uns Götter und Rieſen, Wald und Tod und Zwerg mit demſelben Namen äffen.

5. Hain iſt aber = Hagen (oberlauſitziſch Woin für Wagen, ſoin für ſagen u. ſ. w. und viele andere Parallelen im Hochdeutſchen). Hagen, hegen, bedeutet umzäunen (Hecke), abgrenzen, abſondern. Alles Abgeſonderte iſt heilig, ἅγιος; daher iſt dem Worte Hain an ſich Heiligkeit eigen, ſowohl in der Bedeutung von Wald: jeder Hain iſt ein zu heiligen Zwecken abgegrenzter Wald, als auch in Bezug auf Perſonen, Götter und Prieſter, hebr. כֹּהֵן (von demſelben Stamme wie ἅγιος mit Umſetzung der Gutturalen). Sind

nicht die Zwerge vertriebene Priester? Aber diese Absonderung ist keine anachoretische, einsiedlerische, denn dem Stamme hag wohnt nicht nur die Bedeutung der selectio, sondern auch der collectio inne. Die Gemeinde ist heilig. קָהָל im Hebräischen, von demselben Stamme wie כֹּהֵן, Priester, ist die heilige Gemeinde, die zusammengerufene, denn קָהָל heißt zusammenrufen. So treten auch die Zwerge als Volk, als Gemeinde auf. Auch im Deutschen bedeutet Hecken ein Zeugen und Gebären mehrer Jungen, die Gründung einer Thierfamilie und wird daher besonders von den nesterbauenden und viele Junge brütenden Vögeln gebraucht. Hein als Tod (der grimme Hagen der Nibelungen, der vernichtende Hagel) scheint freilich diesen so trefflich zusammenstimmenden Ableitungen fern zu stehen, wie er denn auch aus dem hohen Norden zu uns gekommen ist.

43. Die Ludki.

N. L. Mag. 1813. S. 63. Liebusch, Chron. von Senftenberg S. 14, 29. L. Mon. Schr. 1797 S. 743. Haupt u. Schmaler, Wend. Lieder II. 208. Preuker, Blicke II. S. 59., III. S. 177. K. Haupt, l. c. No. 12.

Die Ludki (d. h. kleine Leute) sind die Zwerge der Wenden. Sie wohnen ebenfalls in Hügeln, und zwar da, wo sich Urnen vorfinden. Solche Hügel heißen dann in der Niederlausitz Ludkowa gora, Ludkenberg, oder Ludkowa gorka, Ludkenhügel. Sie sind gutmüthig und müssen schwer gereizt werden, ehe sie den Menschen einen Possen thun. Sie borgten gern von den Menschen allerlei Hausrath und legten gewöhnlich bei der Zurückgabe ein Geschenk hinein. Wenn einer ein Butterfaß borgte, so pflegte er, weil er doch so klein war, hinein zu kriechen und sich darin fort zu kollern. Was sie sonst zu zweien transportirten, das trugen sie nicht neben einander, sondern hinter einander gehend. Sie waren auch Spielleute und spielten eine Art Hackebrett oder Cymbal mit Tangenten. Daher besuchten sie als Musikanten und manchmal auch als Tänzer und Tänzerinnen die Freudenfeste der Menschen und brachten dann fast immer Geschenke mit. Ihr Lieblingsvergnügen war aber, in dem Hause eines Menschen bei Nachtzeit ein Gastmahl zu feiern. Wer sie zu belauschen das Glück hatte, sah sie dann durch unterirdische Gänge und Mäuselöcher zum Vorschein kommen. Beleidigen durfte man sie alsdann nicht, wenn man sein häusliches Glück lieb hatte. Seit die Glocken eingeführt sind, sind auch die Ludki allmählich verschwunden. Sie konnten den harten Schall nicht vertragen. Eine der ersten Glocken ist die in Groß-Buckau gewesen. Dort sind alle Ludki zusammen gekommen, haben einen großen Stein aus der Erde gegraben und die Glocke zerschlagen wollen. Aber sie strengten sich zu sehr an und starben. Daher kommt's, daß es jetzt keine mehr giebt. Der ausgegrabene Stein hat dort lange vor den Fenstern eines Bauern gelegen und ist erst vor einigen Jahren beim Bauen abhanden gekommen. Von Großkoschen geht die Sage, daß die Ludki noch in neuerer Zeit die dasigen Sorbeneinwohner heimlich und zur Nachtzeit besucht und mit ihnen geheimnißvollen Verkehr gehabt haben.

Anmerk. Zwerge gehen immer im Gänsemarsch. Dies berichtet auch die irische Elfensage (Keightly, mythol. II. p. 492.). Musiker brauchen sie, weil sie ja Hochzeiten, Begräb-

niſſe und große Schmauſereien feiern. Daß bei den wendiſchen Zwergen die muſikaliſche Seite mehr hervortritt, liegt im Charakter dieſes Volks. Alle elbiſchen Geiſter lieben Muſik und Tanz (vergleiche auch die tanzenden Steinmänen auf den Königshainer Bergen). Berggeiſter tanzen auf Matten. Der Eiſengeſang iſt die ſüßeſte Muſik, er verführt die Jünglinge und es iſt um ſie geſchehen. (Vergleiche Grimm, Mythologie S. 264.)

Die Wenden haben noch heutzutage eine rührende Ehrfurcht und Schonung für die Ludki. Es iſt wiederholt vorgekommen, daß ſie ſich weigerten, bei Nachgrabungen in den Ludkenhügeln hülfreiche Hand zu leiſten. Sie meinten, es ſei gottlos, die kleinen Leute zu ſtören (Preuster I. S. 53.). Dem wendiſchen ludk = kleines Leutlein, armes Menſchlein, entſpricht der deutſche Zwergenname Wicht, d. h. Weſen, nämlich ärmliches, Wichtlein, Wichtelmännchen in Heſſen und Thüringen. Er iſt verwandt mit dem deutſchen ljute, Leute, Geſinde. (Auch im Deutſchen nennt man bei uns in der Lauſitz einen kleinen Menſchen ſpottweiſe ein „Lottchen".) Sofern mit den ludki die ausgerotteten Heiden gemeint ſind, bietet das lateiniſche gentes, Leute, Volk, Heiden, eine intereſſante Parallele. Ludkenhügel, Ludgenberge zeigt man bei Sarno, Kalau, Senftenberg, am Koſchenberge, bei Schipkau, Dürrwalde, Seidlitz u. a. a. O.

B. Nixen.

44. Die Waſſernixen, der Waſſermann und ſeine Frau.

Frenzel, hist. natur. I. 420. msc. Hunck, Schulprogramm v. J. 1694. Gräve S. 111. L. Mon. Schr. 1797 II. 750. Haupt u. Schmaler, Wend. Lieder I. 62., II. 267. Willkomm, Sagen und Märchen aus der O. L. 1845. I. S. 24.

Der Waſſermann (wendiſch wodny muz) auch Nix (wendiſch nykus) genannt, ſowie ſeine Gemahlin die Waſſerfrau (wodna zona) wohnt in den Flüſſen, Seen und Teichen der Lauſitz und ſucht die Vorübergehenden zum Baden zu verleiten, um ſie dann zu ertränken, wie er dies auch mit jedem thut, der beim Baden in ſein Bereich kommt. Die blauen Flecke der Ertrunkenen ſind dann die Zeichen der Ertränkung durch Nixe. Der Nix erſcheint in einer von einem Menſchen in nichts unterſchiedenen Geſtalt und iſt er auf trockenem Lande, ſo iſt er unkräftig und man kann ihn gefangen nehmen und zu ſeinem Diener machen. Mit ſeiner Frau zeugt er auch Kinder und dieſe gehen mit den Kindern der Menſchen um, kommen auch wohl in die Geſellſchaft der Menſchen zu Tanze und verlieben ſich in die hübſchen Mädchen und jungen Burſchen. Die Töchter des Waſſermanns ſind immer daran kenntlich, daß ihr Rock einen naſſen Saum hat. Sonſt trägt der Waſſermann ein rothes Käppchen auf dem Kopfe und die Waſſerfrau rothe Strümpfe an den Füßen. In den Städten der Oberlauſitz hat man übrigens bemerkt, daß, wenn ein Mann in einem leinewandnen Kittel, deſſen unterer Saum naß iſt, auf den Wochenmarkt kommt, Getreide aufkauft und daſſelbe über den Marktpreis bezahlet, Theuerung erfolgt; verkauft aber derſelbige und zwar wohlfeiler als andere, ſo fallen die Getreidepreiſe. Und dieſer Mann iſt — der Waſſermann.

Seine Gemahlin ſieht man oft am Ufer, wie ſie in ihren rothen Strümpfen daſitzt und ſpinnt oder Wäſche bleicht. Im letzteren Falle bedeutet es Regen-

wetter oder großes Waſſer. Wie jener mit Getreide, ſo handelt dieſe mit Butter und giebt auf die nämliche Art ein Anzeichen der kommenden Preiſe.

In der Zittauer Gegend ſitzt der Waſſermann im erſten und letzten Mondviertel an den Ufern der Flüſſe und zwar an Stellen, wo ſie langſam fließen, tief ſind und nicht rauſchen. Sein Ausſehen iſt häßlich, ſehr bleich von Geſicht, mit ſchwarzen langen, bis auf die Schultern herabhangenden Haaren. Gekleidet iſt er von Fuß zu Kopf in braungelbes Leder, das aus lauter kleinen Fleckchen zuſammengeſetzt iſt. Dieſe pflegt er beim Mondenſchein laut zu zählen, wobei er ſich mit den Händen klatſchend auf die Beine ſchlägt. An dieſem Tone erkennt man ihn.

Neugierige und Vorwitzige, die, von dem Tone gelockt, ſich ihm näherten, ſahen ihn dicht am überhangenden Ufer ſitzen und ſuchten ihn durch einfallendes Mitzählen und Klatſchen zu unterbrechen. Er ſtürzte ſich überſchlagend in's murmelnde Waſſer, ohne daß ihnen Etwas geſchah, dafür aber hatten ſie das unangenehme Vergnügen, daß ſie nunmehr alle Nächte das Klatſchen und Zählen vor ihrer Wohnung mit anhören mußten, bis es ſich traf, daß ſie vor Aerger und Angſt wieder einmal mitzählend einfielen, worauf ſie ein lautes Gelächter vernahmen und fortan nicht weiter in ihrer Ruhe geſtört wurden.

Anmerk. Man hat im ſlaviſchen woda, Waſſer, und wodny, Nix, den germaniſchen Wodan wiederfinden wollen. Der ſkandinaviſche Odin iſt allerdings auch Nix (oder Nichus eine Perſonifikation Odin's), aber der deutſche Wuothan erſcheint vielmehr als Beherrſcher der Luft, als Sturm- und Windgott, deſſen Odem in den Wäldern und um die Gipfel der Berge weht. Möglich iſt allerdings, daß die Slaven den Luftgott zu einem Waſſergott machten. Wir ſehen die Slaven überall das Waſſer aufſuchen, Waſſerorakel und Waſſeropfer, heilige Waſchungen nach orientaliſcher Sitte ganz beſonders üben. Der muſikaliſche Nix der Wenden iſt eben ſo bezeichnend für die ſlaviſche Anſchauung, wie die Querge und der wilde Jäger, die Berg- und Luftbewohner, für die Anſchauung der Deutſchen. Wie die Muſik des Sturmes großartiger, einfacher und zugleich geiſtiger iſt, als die, man kann ſagen, kunſtvollere aber kleinlichere der plätſchernden Wellen, ſo ſind überhaupt die beiden Nationen unterſchieden. Die Lauſitz hegt ſie beide. Ihre Religionsanſicht iſt ſo verſchieden, wie der germaniſche Gebirgswald des Südens und der ſlaviſche Waſſerwald (Spreewald) des Nordens. Was aber die Wortähnlichkeit betrifft, ſo läßt ſich ihre Bedeutung wohl darauf zurückführen, daß wir ſagen: Die Slaven verlegen daſſelbe in's Waſſer, was die Deutſchen in die Luft verlegen, und dies kann möglicherweiſe ein Fingerzeig ſein zur Auffindung einer gemeinſchaftlichen Sprachwurzel.

45. Das Waſſerrecht der Nixen.

Samml. der Breslauer Luſatia No. 21. mac.

Jeder Nix hat das Recht, alljährlich einen Menſchen zu ertränken. Was thun die boshaften Nixen, um ihr Opfer zu fangen? Sie wühlen und graben, ſchaufeln und rumoren auf dem Grunde ihrer Flüſſe und Seen im Frühjahre ſo lange herum, bis ſie den Grund ganz verändert haben. Wenn

nun der Sommer kommt, wo die Knaben baden gehen und die Stellen aufsuchen, wo es im vorigen Jahre seicht war, da haben sie gerade an der Stelle ein tiefes Loch gemacht und der oder jener muß ertrinken. Manchmal geschieht das erst im Herbste; aber Einen im Jahre muß der Nix haben und wenn es am Sylvester noch sein sollte. Das ist das uralte Wasserrecht der Nixen.

Anmerk. Namentlich geht diese Sage von der Neiße und von der Spree, deren Tücke besonders am Johannistage gefürchtet wird. Derselbe Glaube herrschte in Halle bei den (slavischen) Halloren. Bei Quedlinburg mußte man ehedem alljährlich einen schwarzen Hahn in die Bode werfen. Dies Opfer mußte auch zu bestimmter Frist geschehen (wann?), sonst ging ein Mensch darauf. (Kuhn in Haupt's Zeitschrift f. d. Alterth. V. S. 278.) An der märkischen Oder herrscht eine ähnliche Tradition.

Da der Nix besonders an festlichen Tagen gefürchtet wird, so liegt es nahe, dabei an heidnische Menschenopfer zu denken, die den Wassergeistern gebracht wurden. (Grimm S. 279.) Eine mildere Deutung des Nordens ist die, daß die Ertrunkenen zur Göttin Ran fahren (wobei das Begehren eines Opfers nicht direkt vorliegt).

46. Der schöne Georg und das Wasserfräulein.

Haupt u. Schmaler, Wend. Lieder II. 269.

Vor alten Zeiten kamen die Töchter des Wassermannes sehr oft in die Schenke zu Lohsa, wenn daselbst Musik war und tanzten ohne Scheu mit den jungen Burschen. Sie waren sehr schön und dabei hübsch geputzt und von andern Mädchen nur dadurch zu unterscheiden, daß ihr Rock stets einen nassen Saum hatte. Nun war aber dazumal in Lohsa ein junger flinker Bursche, der hieß nur immer Rjany Jury, d. h. der schöne Georg. In den verliebte sich das Wasserfräulein und er auch in sie, aber er scheute sich doch lange Zeit, in ihre Wohnung mit zu gehen. Der Wassermann aber hatte damals seine Wohnung in dem an der Spree gelegenen Teiche Ramus, durch den jetzt der Fluß geleitet ist. Der Bursch begleitete seine Geliebte öfters bis dahin, und endlich ging er auch einmal mit ihr. Das Wasserfräulein nahm eine Gerte und schlug damit in's Wasser. Dieses zertheilte sich und sie führte nun ihren Geliebten auf einem schönen grün berasten Wege zu der Wohnung des Wassermanns. Der nahm den Geliebten seiner Tochter freundlich auf und bewirthete ihn sehr gut. Ueberhaupt war es sehr schön dort, sonst aber ganz wie in einer gewöhnlichen menschlichen Haushaltung.

Anmerk. Die Sage verschweigt den weiteren Verlauf dieser Liebschaft. — Man sieht, die Nixen sind eben so vertraulich mit den Menschen, wie die Zwerge, Buschmännchen und dergleichen, obgleich sie denselben auf der anderen Seite nachstellen.

Nixen besuchen Spinnstuben. (Spinnerinnen haben überhaupt viel mit der Geisterwelt zu thun. Das macht, ihre Beschäftigung ist eine uralt heilige.) Anderweit entfernen sich die Nixen pünktlich um Mitternacht. Ein verliebter Schulmeisterssohn stellte einmal die Uhr nach, so daß sie eine Stunde länger blieben. Den Tag darauf starb er. Gleichzeitig waren am benachbarten Flusse drei Blutflecken bemerkbar. (Grimm, D. S. No. 306.) Sodann aber sind die Nixen besonders musikalische Geister, sie gehen der Musik nach,

ja ſie ſind ſelbſt Meiſter darin. Man denke an die Loreley. Der Zittauer Nix (ſiehe No. 44.) ſcheint nur rhythmiſche Uebungen angeſtellt zu haben. In Schweden ſagt man von Spielleuten, die ihre Sache verſtehen: „Er ſpielt wie ein Strommann“. Der indiſche Gott der Muſik Narada leitet wie Nereus und die Nereiden ſeinen Namen vom Waſſer ab. Liegt dem Allen vielleicht eine Anſpielung auf den rhythmiſchen Wellenſchlag, auf das Murmeln des Waſſers zu Grunde? Der Strömkarlslag hat die Kraft des Orpheiſchen Geſanges (Grimm S. 278.) Huslar, (wendiſch) der Zauberer, kommt von husla, die Geige, oder umgekehrt. Der Schwede Aſzelius ſagt von Odin: „Er war Beherrſcher des Meeres, er wurde auch Nicus oder Nix genannt, er ſoll manche Menſchen in der Runenſchrift und im Runengeſange unterwieſen haben“. Dazu vergleiche die Waſſerorakel bei den ſlaviſchen Völkerſchaften (Hanuſch, Mythologie S. 309.). In der Muſik endlich finden ſie etwas Dämoniſches. Deshalb ſpielt auch der Teufel die Violine am Hexenſabbath. Das apokryphiſche Buch Henoch verdammt die Muſik als Dämonen-Erfindung.

Die grüne Wieſe unter dem Waſſer, auf welcher die Verſunkenen ſich aufhalten (Grimm, D. S. No. 4.) und die blos den Selbſtmördern verſchloſſen iſt (das mhd. Gedicht Flore 19 b.), erinnert an die Aſphodeloswieſe im Orkus der Alten. (Odyss. XI. 539., XXIV. 13., cf. Virgil. Aen. VI. 638.)

47. Der Waſſermann als Freier.

Haupt und Schmaler, Wend. Lieder I. 62. Anm. Mündlich.

Es war einmal ein ſchönes junges Fräulein auf einem hohen Schloſſe, die erblickte der Waſſermann und entbrannte in Liebe gegen ſie. Und der Waſſermann kam angefahren als ein ſchöner junger Herr mit vier ſtolzen Roſſen und hielt bei ihren Eltern um ſie an und die ſagten ihm ihr Töchterlein zu, denn er hatte unermeßlich viel Geld. Aber die Jungfrau konnte ihn nicht wohl leiden, ſo ſchön er auch war, und bat ihren Vater, daß er ſie doch noch ein Jahr möchte ledig bleiben laſſen. Allein der Vater wollte den reichen Eidam ſich nicht entgehen laſſen und die Hochzeit wurde alsbald angeſetzt. Da ſaß nun die arme Braut gar betrübt in ihrem Kämmerlein und weinte, und wand ſich die weißen Hände wund. Und da kam auch der Waſſermann zu ihr herein und ſprach: Was weinſt Du denn, meine liebe, liebe Braut. Ach, ſagte ſie, was ſoll ich nicht weinen, da alle Leute ſagen, Du ſeiſt der Sohn der Waſſerfrau. Ei, ſprach da der Bräutigam, mögen ſie doch ſagen, was ſie wollen, es wird einmal nicht anders. Ich will Dir eine Brücke bauen von lauter Silber und purem Golde. Ich will Dich darüber laſſen fahren mit dreißig ſchönen Wagen und mit vierzig prächtigen Pferden. Und er nahm ſie an der Hand und ſie gingen zur Kirche und wurden einander angetraut. Und als ſie getraut waren, da ſtanden vor der Kirchthür dreißig ſchöne Wagen und vierzig prächtige Pferde und der Waſſermann ſetzte ſich mit ſeiner Braut in den erſten Wagen und ſie fuhren fort bis an den breiten, breiten Fluß. Darüber war eine Brücke gebaut von ſilbernen Pfeilern mit einem koſtbaren goldnen Geländer, alſo daß es gar herrlich anzuſchauen war. Als ſie aber mitten auf der langen Brücke waren, da brach

die Brücke zusammen, und Alles versank im Wasser. Das sah der Vater aus seinem Fenster, als er ihnen nachblickte und rief: Ach! Mutter, Mutter, sieh' doch, unsre Tochter versinkt im Wasser. Die Mutter aber, die schon von dem Umstande wußte, sprach: Laß sie immer versinken, es wird einmal nicht anders.

Nun war die junge Frau dort bei dem Wassermanne ganzer sieben Jahre und gebar ihm sieben Söhnlein. Als es aber in's achte Jahr ging und sie wieder schwanger war, überkam sie eine große Sehnsucht und sie bat den Wassermann, daß er sie doch auf die Oberwelt möchte zur Kirche gehen lassen. Da sagte der Wassermann: Gut, ich will Dich auf die Oberwelt zur Kirche gehen lassen, aber Du darfst mir den Segen nicht abwarten. Voller Freuden machte sich nun aus ihrer krystallenen Wasserwohnung die Frau auf und ging auf die Oberwelt zur Kirche. Da sah sie ihren lieben Bruder und ihr jüngstes Schwesterlein und das war eine große Freude und Lust. Sie herzten und küßten sich und erzählten einander, was ihnen begegnet war. Aber über dem Herzen, Küssen und Erzählen ging die Zeit hin und der Geistliche sprach den Segen, ehe sie sich's versahen. Da erschrak die Frau, gedachte an das Verbot ihres Eheherrn und nahm eilends Abschied von den Ihrigen. Aber als sie heim kam, da lief der Wassermann wüthend umher in seiner blauen Hose und seinen rothen Strümpfen, erwürgte vor ihren Augen die Kindlein, zerriß sie in viele Stücke und hängte sich selbst an der Thüre auf.

In See bei Nisky soll gleichfalls in einem Teiche ein Wassermann gehaust und zu einem Mädchen in Moholz auf die Heirath gegangen sein, auch an einem Bierabende mit ihr getanzt haben. Da sie ihn aber nicht habe heirathen wollen, sei er verschwunden und nie mehr in der Gegend gesehen worden.

Anmerk. 1. Eine umgekehrte Melusinsage. Auch hier stürzt das Uebertreten eines Verbotes beide in's Unglück.

Wassergeister sind halb und halb Christen. Die Brunnennymphe Melusina betheuert ihrem Raymund, daß sie eine fromme Christin sei und Meliore legt ihr christliches Glaubensbekenntniß ihrem Geliebten Parthenopez von Blois in der Brautnacht ab. — Der obigen sehr ähnlich ist eine niederländische Sage, wo die Frau des Nix gern zur Messe gehen möchte, aber durch ein gestrandetes Schiff, das ihre Hausthür sperrt, daran verhindert wird. (Wolff, N. S. No. 511.) In Dänemark giebt's sogar einen Nix, der ein Seebischof ist. (Wolff, D. S. No. 246.) — Sonach wird es weniger auffallen, daß auch in der wendischen Sage eine kirchliche Trauung stattfindet. Die Frau soll bei ihrem Besuche den Segen nicht abwarten. Das bedeutet wohl nur, sie solle nicht bis zu Ende dableiben. Vielleicht aber hat der Segen Macht, sie vom Wassermanne zu erlösen, so daß sie nun auf der Oberwelt bleiben kann. Der Nix ist ja zu Lande unkräftig und muß selbst den Menschen dienen.

2. Der Nix fährt mit Rossen wie Poseidon und Rikur (Grimm 277.)

Nickel bedeutet ein kleines Pferd, nack oder gnack = Roß (Scherzer, gloss. germ. III., 4122.). Man erinnere ſich auch an die Quellen ſtampfenden Roſſe.

Der Teufel, der ja mit einem Pferdefuße geziert iſt, heißt in England Nick.

Auch der Reitersmann St. Nikolaus iſt vielleicht ein chriſtianiſirter Nix. (Geijer, ſchwediſche Geſchichte I. S. 110.)

Offenbar iſt ein ſprachlicher Zuſammenhang zwiſchen ἵππος und ἕπω, fließen, equus und aequor, aqua und aeva (ſanskr. Roß), ros, Thau und ross, δρόσος. ἕρση, Thau, und horse (engliſch Pferd), ſowie zwiſchen Roß und rieſeln, Mähre und Meer.

Die Erklärung dieſer vielfachen mythiſchen und ſprachlichen Beziehungen zwiſchen Pferd und Waſſer liegt in dem choleriſchen Temperamente, der elaſtiſch ſpringenden, bäumenden und ſchäumenden Geſtalt des Pferdes, vorzüglich aber in der lang hinfließenden Mähne, dem lang wallenden Schweife. Fließendes Waſſer und fließende Haare verſchmelzen in der Volksphantaſie zu einer Anſchauung, einem Symbol.

Waſſerfrauen, Meluſina und Loreley, werden mit lang hinwallenden, aufgelöſten Haaren dargeſtellt und kämmend gedacht.

Iſt nun fließendes Waſſer ein Bild des Lebens und der Fruchtbarkeit, ſo erklären ſich die lang herabwallenden Haare der Liebesgöttinnen (z. B. Siba, cf. No. 13.), ſowie die in manchen Gegenden der Wendei gebräuchliche Sitte, daß die Braut in aufgelöſten Haaren zum Altare tritt.

3. Im achten Jahre geht die Frau zur Erde zurück. Ebenſo in der däniſchen Sage, wo der Meermann Roſſmer eine Königstochter ſtiehlt und acht Jahre beſitzt.

48. Der Waſſernix als Kater in der Buſchmühle bei Lübbenau.

Büſching IV. 16. O. u. N. Lauſ. Chron. S. 47.

In der Buſchmühle unweit Lübbenau im Spreewalde hat früher ein Nix ſein Weſen getrieben und hat einen eigenen Gang für ſich gehabt, auf dem hat er immer Pferdegraupen gemahlen. Als aber der alte Müller verkauft hat und der neue erfährt, was er noch für einen Gaſt habe, wäre er ihn gern los geworden, weiß aber nicht, wie er es anfangen ſoll und fürchtet ſich auch vor dem Nixen. Einſtmals ſitzen die Mahlgäſte um einen Keſſel Fiſche am Feuer und erzählen ſich vom Nixen, und Martin Pumphut war auch dabei, ein wandernder Mühlknappe*). Auf einmal erſcheint ein großer ſchwarzer Kater und langt in den Keſſel hinein nach den Fiſchen. Martin Pumphut aber nicht faul ſchlägt ihn auf die Pfote, daß er mit lautem Miauen verſchwindet. Aber eine unſichtbare Macht mählt immerfort den Nixengang, obwohl er geſchützt iſt, und urbert gar entſetzlich darin herum; aber ſonſt geſchieht Niemandem ein Leides. Da bekommt mein Pumphut Oberwaſſer und vermißt ſich gegen den Müller, er wolle ihm den läſtigen Gaſt ſchon gar wegſchaffen. Am nächſten Abende ſchüttet er Pferdegraupen unter die Fiſche und thut mit den anderen Gäſten, als äßen ſie friſch darauf los. Der Nix hat die Witterung von den Graupen und kommt richtig ſehr

*) Mehr von dieſem Hexenmeiſter ſiehe unter den Zauberſagen.

bald zum Feuerherde an den Keſſel wieder als ſchwarzer Kater. Die andern Gäſte laſſen ſich nicht ſtören, Martin Pumphut aber nimmt ein Schlichtbeil und ſchlägt dem Kater, als er gerade in den Keſſel langt, die Pfote ab, die Pfote aber fällt in den Keſſel. Darauf iſt der Nix mit entſetzlichem Miauen verſchwunden, und ſeitdem iſt er nicht wieder erſchienen. Aber der Pferdegraupengang ſtand augenblicklich ſtill, und keine Kunſt des Mühlenmeiſters hat ihn wieder zum Gehen bringen können. Den Gang in der Mühle, auf dem der Nix gemahlen hat, haben des Erzählers Großeltern noch geſehen; ſeitdem iſt die Mühle aber abgebrannt und mit ihr der berüchtigte Nixenmahlgang.

Anmerk. Hier bekommt der Nix ſchon einige teufliſche Züge. In der großen Mühle bei Budiſſin iſt es denn auch wirklich der Teufel, der als Beelzebub (= Koth-Gott) in einem ihm verſchriebenen Mahlgange Pferdeäpfel mählt. Auch die Katzengeſtalt erinnert an den Teufel.

49. Der Waſſernix und der Bär in der Oelmühle bei Frauendorf.

D. u. N. L. Chronik. S. 48.

In die an einem Spreearme des Ritterguts Frauendorf im Kottbuſſer Kreiſe gelegene ſogenannte Oelmühle kam vor Zeiten nicht ſelten der Waſſernix, bat den Müller, ihm einige mitgebrachte Fiſche kochen zu laſſen und verzehrte ſie daſelbſt. Dem Müller wurde dieſer unheimliche Beſuch nachgerade läſtig; er getraute ſich aber nie, dem ungebetenen Gaſte ſeine Bitte abzuſchlagen. Einſt jedoch befreite ihn der Zufall von demſelben. Eines Abends nämlich wanderte ein Bärenführer mit ſeinem gezähmten Bären in Frauendorf ein und bat den Müller um ein Nachtquartier. Dieſer, ein gutmüthiger Mann, ſchlug es ihm nicht ab, nnd ſo wurde der Bär, um ja keinen Schaden zu thun, in der Wohnſtube hinter den Tiſch geſetzt und dort angeſchloſſen. Nicht lange nachher kam der Nix mit einem Gericht Fiſche in die Mühle. Nachdem dieſe mit Erlaubniß des Müllers gekocht waren, ſetzte ſich der Nix ebenfalls hinter den Tiſch neben den Bär und fing an ſie zu verzehren. Den hungrigen Bären lockte der Geruch des leckeren Gerichts an, und er ſäumte nicht, aus des Nixen Schüſſel mit zuzulangen. Dieſer, darüber ärgerlich, klopfte den Bären mit dem Löffel auf die Tatzen. Einige Male läßt der Bär es ſich gefallen, als aber die Schläge fühlbarer werden, ergrimmt er fürchterlich, umklammert den Nix und würgt ihn furchtbar, bis der Bärenführer hinzu ſpringt und den faſt zerquetſchten Nixen aus den Klauen des Unthiers befreit. Dieſer lief eilig zur Thüre hinaus, ſprang in's Waſſer und ließ ſich wohl ein Jahr nicht wiederſehen. Nach Verlauf dieſer Zeit, als einſt der Müller bei ſeinem Wehre beſchäftigt war, tauchte plötzlich der Nix mit ſeinem rothen Käppchen aus dem Waſſer auf, grüßte den Müller und fragte mit weinerlicher Stimme: Meiſter Müller, habt Ihr

Eure große Katze noch? — Der Müller, befürchtend, daß der Nix ſich wieder bei ihm einbürgern wolle, antwortete raſch: Ja, ſie liegt hinterm Ofen und hat neun und neunzig Junge! — worauf der Nix erwiderte: zu Euch komme ich nun und nimmermehr wieder! — hiernach unterm Waſſer verſchwand und ſich nie wieder hat blicken laſſen.

Anmerk. 1. Der Nix hält ſich gern bei Mühlen und Waſſerfällen auf; entweder weil an dieſen Stellen die Kraft des Waſſers potenzirt erſcheint, oder weil der muſikaliſche Sinn des Nixen ihn zu den rauſchenden und plätſchernden Stellen zieht.

2. Der Bär vertreibt die Geſpenſter; ein Bär im Stalle beſchützt das Vieh vor Behexung. Ein weißer Bär beſiegt einen Kobold (Mone's Unterſuchung zur deutſchen Heldenſage S. 287.).

3. Eine auffallend ähnliche Sage wird von Asbjörnſen und Moe unter No. 26. mitgetheilt. Dort beſiegt der Bär eine Menge Trollen (Unholde), die einen Bauer beläſtigen. Warum? Weil er dem Thor, dem Dämonenüberwinder, geheiligt iſt. Und warum dies? Vielleicht weil der Bär gleich dem Donner im Winter ſchläft.

In der norwegiſchen Sage nennt der Unhold den Bären ſogar mit demſelben Ausdruck: große Katze.

Es giebt überhaupt einzelne äußerſt überraſchende Aehnlichkeiten zwiſchen der lauſitziſchen und ſkandinaviſchen Sage einerſeits und der lauſitziſchen und ſchwäbiſchen, insbeſondere ſchweizeriſchen, andererſeits. Dieſe drei Länder ſind die Hauptſtationen des ſueviſchen Volksſtammes. Dies ſcheint die Urſache zu ſein. Vergleiche No. 32. Anm., No. 38. Anmerk., No. 87. Anmerk. 4.

50. Der gefangene Waſſermann bei Wartha.

Samml. von Schön No. 19. 83. msc.

Hinter dem Dorfe Wartha nahe bei Kummerau im ſchwarzen Waſſer hauſete ſonſt ein Waſſermann mit ſeiner Frau, der viele Menſchen und Thiere dort hineinzog. Einſt erbot ſich ein Mann, Namens Kruſche aus Kummerau, ihn heraus zu holen und zu fangen. Er bereitete ſich ſorgfältig dazu vor und ließ ſich dann an eiſernen Ketten in das Waſſer hinein. Wenn ſich Blaſen auf dem Waſſer zeigten, ſollte man ihn wieder herausziehen, denn dann hätte er ihn gewiß erfaßt, und ſo brachte er ihn auch glücklich heraus. Als der Waſſermann gebunden auf der Erde lag, ſagte er zu dem Kruſche: „Hätteſt Du heute nicht zweimal Brod gegeſſen, ſo hätte ich Dich ſchon kriegen und erwürgen wollen". Hierauf verſprach er, nicht mehr an dieſer Stelle ſein Weſen zu treiben, ſondern in eine entfernte Gegend zu ziehen. Da ließen ihn die Leute los und ſeitdem hat man weder von ihm, noch von ſeiner Frau Etwas gemerkt und geſehen. Denn wenn er mit dieſer ſich entzweit hatte, ſo gab er ihr nichts zu eſſen. Sie mußte daher zu den Leuten betteln gehen. Man erkannte ſie gleich an ihren Röcken, die unten eine Elle hoch naß waren, und an ihrer beſonderen Art zu bitten. Denn ſie ſagte nie ein Wort, ſondern ſtellte ſich mit verſchränkten Armen in den Beſenwinkel, wo

ſie ſo lange ſchweigend verweilte, bis man ihr ein Stück Brod auf die Arme legte. Erſt vor der Thüre nahm ſie das Brod von den Armen und ſteckte es ein.

Anmerk. Warum mußten es eiſerne Ketten ſein, an denen ſich der Taucher in's Waſſer ließ? Weil das Eiſen „den Nix bindet (bannt)". Will man ſich gegen die Tücke des Nixen beim Baden ſichern, ſo muß man vorher Stahl in's Waſſer werfen, ein Meſſer am Strande in die Erde ſtecken oder eine Nadel in die Binſen. Eiſen hat Irland aus Waſſersgefahr gerettet, daher ſoll es Eiſenland (Ironland, Irelandi) heißen. Irland ſtand nämlich, außer an jedem ſiebenten Jahre, beſtändig unter Waſſer, bis eine himmliſche Offenbarung kam, man ſolle, wenn das Land wieder ſichtbar werde, ein Stück Eiſen darauf werfen. Nun erſt blieb die Ueberſchwemmung aus und Irland wurde bewohnbar. Warum gerade ein Hufeiſen beſondere Heiligkeit genießt, wird aus der Anmerk. zu No. 47. erſichtlich. Das zweimal Brodeſſen iſt ein intereſſanter Zug, der meines Wiſſens nur noch in der Geſchichte vorkommt, die Gregor von Tours aus ſeinen Kindheitserinnerungen aufgezeichnet hat (de glor. confess. cap. 31.). Dort iſt der den Fluß paſſirende Bauer vor den Nachſtellungen des Nixen deshalb ſicher, weil er ſich ſeine Morgenkoſt vom Prieſter hat ſegnen laſſen. (Grimm S. 282.) Sollte ſich im Namen Kruſche keine mythiſche Beziehung finden laſſen? Die Antipathie gegen Metall und insbeſondere das Eiſen entſpricht der empfindlicheren, welcheren Natur der Waſſergeiſter; denn das Waſſer in ſeiner Verwandtſchaft mit dem Pflanzenleben und in ſeinen Beziehungen zum Monde iſt das weibliche, receptive, gebärende und der Nacht zugewendete Princip, während das in den Bergen hauſende Feuer die männliche zeugende Kraft ſymboliſirt und den Zwergen vertraut iſt, welche ja Metallarbeiter ſind. Bei Somnambülen, in denen eben dieſes lunariſche oder Nachtbewußtſein überwiegt und vorherrſcht, findet ſich dieſelbe Antipathie gegen das harte Eiſen, aus flüſſigem Feuer gewachſen.

51. Die Waſſermannsfrau und die Wehmutter.

N. L. Mag. 1842. Anhang S. 74 (aus der Gegend von Döbſchütz).

Es ging einmal eine Wehmutter am See vorüber. Da begegnete ſie einer großen Kröte. Die Kröte ſaß traurig am Ufer und ſah die Wehmutter mit betrübten Augen an und bat ſie, ſie möchte doch mit ihr gehen; ihre Herrin ſei in Kindesnöthen und wolle gebären, ſie würde ſie gewiß reichlich belohnen. Die Wehmutter bedachte ſich ein Weilchen, dann ſagte ſie: ja, ich will mit Dir gehen, führe mich nur. Da ſprang die Kröte ſofort in's Waſſer, das Waſſer theilte ſich und zeigte eine breite Treppe. Auf der Treppe ſtand ein junges Mädchen, das ſagte ganz freundlich zu der Wehmutter: ſteig nur getroſt herab, es wird Dir kein Leid widerfahren. Denn die Frau fürchtete ſich. Doch ſtieg ſie hinab, das Waſſer ſchloß ſich wieder über ihr und nun gelangte ſie an der Hand ihrer Führerin in einen wunderſchönen Palaſt von lauter durchſichtigem und glänzendem Kryſtall, und es war Alles ſehr ſchön und prachtvoll eingerichtet, und auf einem ſeidenen Ruhebette lag eine wunderſchöne Frau in Kindesnöthen. Als Alles vorüber und ein munteres Knäblein zur Welt gefördert war, da erzählte die Wöchnerin der Wehemutter, ſie habe einſt im See gebadet, da habe ſie der Nix geraubt. Anfangs habe ſie ſich

vor ihm gefürchtet, aber hernach sei sie seine liebe Frau geworden. Einmal kam auch der Nix in's Wochenzimmer, liebkoſete die Frau und das Kind und belohnte die Wehemutter sehr reichlich. Ueberhaupt wurde sie da unten fürstlich bewirthet. Als alle Gefahr vorüber war, führte das junge Mädchen die Wehemutter wieder auf die Oberwelt und das Wasser schloß sich wieder hinter ihr. Von ihrem reichlichen Lohne hat sie lange Zeit gelebt.

52. Wasserfrau als Kindbetterin.

Nach Schön.

In dem Hartmannsdorfer Bache bei Schadewalde treibt der Wassermann sein Wesen. Oft hängt er an den Ufern seines Baches bunte Bänder und Tücher auf, um Kinder und Erwachsene herbei zu locken und in sein nasses Reich hinab zu ziehen. Er ist verheirathet, aber seine Frau lebt getrennt von ihm in der Gegend von Zittau. Als sie einmal in die Wochen kommen sollte, fürchtete sich die Hebamme sehr. Aber eines Tages kam der Wassermann und lud sie ein, seine Frau zu entbinden. Er sagte, sie brauche sich gar nicht zu fürchten, nur sollte sie sich nicht umsehen. So folgte sie. Sie kamen zu einem Teiche. Der Wassermann schlug mit seinem Stecken dreimal in's Wasser und auf einer sicheren Treppe stiegen der Wassermann und die Hebamme hinunter zu der schwangeren Frau. Diese ward glücklich entbunden, aber drei Tage lang mußte die Hebamme unten bleiben und täglich die Stube des Wassermanns auskehren. Was sie auskehrte sollte sie sammeln: das sollte ihre Belohnung sein. Aber es war ein ganz gewöhnlicher Kehricht. Doch nahm sie's beim Abschiede mit nach Hause und legte es in ihre Lade. Als sie aber nach einigen Tagen nachsah, da waren es lauter blanke Dukaten.

53. Die Wasserfrau rächt sich an einem Fleischerburschen zu Zittau.

Schön S. 72. mec.

Oft kam die Wassermannsfrau nach Zittau, um Fleisch einzukaufen. Sie pflegte dabei immer ihren Weg durch ein kleines Pförtchen in der Straßenmauer zu nehmen. Einstmals kam sie auch zu einem Fleischer und wollte ein Stück Fleisch kaufen. Als es ihr der Bursche zurecht hacken wollte, hielt sie das andere Ende fest und der Bursche hackte ihr mit seinem Beile aus Unvorsichtigkeit einen Finger ab.

Die Wasserfrau schrie laut auf und rief zornig: Warte nur, dafür sollst Du schon noch mein werden, lief wehklagend davon und ließ sich nicht wieder sehen.

Der Meister ließ nun den Burschen drei Monate lang nicht über Land gehen, um Einkäufe zu machen, damit ihn nicht etwa die Wasserfrau sammt dem Vieh mordete. Aber nach dieser Zeit erlaubte er es dem Burschen und

Digitized by Google

ſchickte ihn aus, auf einem nahe gelegenen Dorfe ein Stück Vieh zu holen. Der Burſche mußte auf ſeiner Wanderung über einen ganz kleinen Graben, in dem nur ein ganz klein Wenig Waſſer war. Als er dahinüber ging, packte ihn die Waſſerfrau, tauchte mit ihm unter und ertränkte ihn in der Pfütze.

54. Die Waſſerfrau und der Fleiſcherburſche zu Rothenburg.

Nach Schön.

Auch in der Gegend von Rothenburg hauſt eine Waſſerfrau, die zur Mittagsſtunde beim kleinen Wehr Wäſche auf den Raſen zu breiten und zu trocknen pflegt, aber auf der Stelle verſchwindet, ſobald ein Menſch in die Nähe kommt. Dieſe kaufte oft in Rothenburg Fleiſch, war aber beim Einkauf ſo eigen und gewählt, hielt auch immer das Fleiſch ſchon in den Händen, noch ehe es abgehackt war, daß der Fleiſcherburſche ihr einſt vorſätzlich einen Finger abhackte.

Die rachſüchtige Waſſerfrau ertränkte ihn dafür in einer Gartenfurche. Als er einſt nach einem großen Regen im Garten ſpazieren ging, packte ihn die Feindin und drückte ſeinen Kopf ſo lange in die Pfütze einer Beetfurche, bis er ertrank.

Anmerk. Grauſamkeit und Rachſucht iſt ein hervorragender Zug der Waſſergeiſter. — Der Nix erſcheint in faſt ununterſcheidbarer Aehnlichkeit und äußerſt intimem Verkehr mit den Menſchen, aber auch feindſelig gegen ihn. Die Zwerge ſind blos launiſch und wenn ſie ſchaden, ſchaden ſie mehr indirekt. Die Nixen ſind verführeriſch und grauſam. So ſtellen ſie die dunkle Seite der weiblichen Natur nach ihren beiden Richtungen hin dar in dämoniſcher Potenzirung und beweiſen von Neuem, daß das Element des Waſſers mit dem weiblichen Geſchlechtsprincipe eine innere Verwandtſchaft hat. Die Zwerge (Erdmännlein, wie ſie in der Mark heißen) ſind männlicher, derber, zuverläſſiger. Züge von uneigennütziger Wohlthätigkeit ſind bei Zwergen ebenſo häufig, wie ſie ſelten ſind bei Nixen.

C. Kobolde.

55. Der Kobold.

Grävе S. 57. Haupt und Schmaler II. 267.

Der Kobold (wendiſch Kobolt, Koltk oder Kubotčik) iſt ein Hausgeiſt, der in abgelegenen Winkeln, Holzſchuppen, Bodenkammern, Kellern u. ſ. w. wohnt, und von den Hausbewohnern gut gepflegt und geſpeiſt ſein will, denn er iſt gar ſehr launiſch, und wenn er nicht gut behandelt wird, und ebenſo gut zu eſſen bekommt als die Hausbewohner, ſo poltert er des Nachts gar erſchrecklich im Hauſe umher und wirft ſogar die Leute aus dem Bette her-

aus. Gute Behandlung weiß er aber auch zu vergelten, macht des Nachts dem Geſinde die Arbeiten oder ſpinnt an dem Rocken der Hausfrau weiter, bringt Getreide in's Haus, das er andern ſtiehlt, und auch manchmal — und dann in Geſtalt einer Dohle — bares Geld. Sonſt nimmt er auch gern die Geſtalt eines Kalbes an. Bei Vollmondſchein erſcheint er zuweilen den Kranken.

Anmerk. Kobolt, von cob (wälſch der Daumen) = Däumling, mittellateiniſch cobalus, Poſſenreißer, griechiſch κόβαλος, Spötter (niederländiſch Cabot, franzöſiſch Gobelin). — Noch jetzt ſpricht man von einer Magd, der die Arbeit raſch von der Hand geht: ſie hat den Kobold. — Auch die Alten kochten für die Dämonen — coena Daemonum Plaut. Pseudol. Act III. sc. 2. v. 7.). Die Hindu füttern ebenfalls ihre Hausgeiſter (Wilſons Theater der Hindu I S. 94. Anmerk.). Hausgeiſter ſind Seelen der abgeſchiedenen Ahnen. So lange ihr Geiſt im Haaſe waltet, geht Alles gut. — Auch die Penaten der Alten waren Laren, abgeſchiedene Geiſter, ſ. Plaut Merc. V. 4., 5.

Die Geſtalt der Dohle erinnert an das Venedigermännlein, das Geld ſchöpft und auf und davon fliegt wie ein Vogel. (Vonbun, vorarlbergiſche Sagen S. 17.) Die Hauselben der Iren heißen Raben Preachan (Grimm, Ir. Elfenm. XIV.) Daher glaube ich, daß der in manchen Gegenden gebräuchliche Name Kolkrabe auf das ſlaviſche kolki = Kobold zurückzuführen iſt. Raben ſind Wodans-Vögel, dann aber auch Teufelsattribute (ſiehe No. 96., No. 182., No. 197.).

Man findet auch oft noch hier und dort in den beiden Lauſitzen Wieſel, Mauerſchwalben, Ziegenmelker u. ſ. w. getödtet an Stallthüren hangen, welche man für dergleichen Kobolde oder Alpe hält. Gegen ihren böſen Einfluß helfen die Anfangsbuchſtaben der Namen der heiligen drei Könige: C. † M. † B., die man noch heute vielfach an Haus- and Stallthüren angeſchrieben findet. Ein ausgehöhlter Felſen auf dem Tſchernebog heißt die Koboldskammer (Kolki domy). Dort wohnen ſie in ganzen Haufen zuſammen und necken die Vorübergehenden.

56. Der grüne Peter und die Däumlinge.

Gräve S. 197. Ed. Kauffer (konſtitut. Zeitung) 1852 No. 128.

Vor langer, langer Zeit, als die Oberlauſitz noch böhmiſch war, lebte dort, wo jetzt das Dorf Oppach liegt, ein Fuhrmann, der hieß nur immer der grüne Peter, weil er einen grünen Rock zu tragen pflegte. Er hatte ein merkwürdiges Glück in allen ſeinen Unternehmungen und war nach und nach ein reicher Mann geworden, hatte eine Menge Knechte und viel ſchönes Vieh in ſeinen Ställen. Aber das kam von nichts weiter her, als von den Däumlingen, die in ſeinen Ställen wohnten, den Knechten die Arbeit verrichteten und Alles im beſten Zuſtande erhielten. — Wußte es auch alles Geſinde, wie's zuging, nur allein der Herr nicht, der dachte blos immer, das läg' an ſeiner eigenen Klugheit und Geſchicklichkeit. Einſtmals aber hat's ihm ein Knecht verrathen, daß die Däumlinge Alles ſo ſchön in Ordnung hielten, und iſt der Herr zornig geworden, denn es war ein ſtolzer und aufgeblaſener Mann, hat auf die Däumlinge geflucht und er wollte nichts mit

ihnen zu ſchaffen haben, und es wäre Alles Einbildung, denn er hat nichts geglaubt von dem ſtillen Walten des kleinen Volkes. Kommt auch des andern Tages in den Stall, begegnet ihm ein Däumling, das war der Liebling des Großknechts und der fleißigſten einer, trug auch ein rothes Käppchen, das ihm die Knechte hatten machen laſſen. Als den der Herr ſahe, ergrimmte er in ſeiner Thorheit, und ob ihn wohl der Däumling um Schonung anflehte, und alles Geſinde ängſtlich bittend herzukam, zertrat er ihn doch mit ſeinem Stiefel. Da iſt von dem Augenblicke an die Wirthſchaft hinter ſich gegangen, ein großes Viehſterben gekommen und Alles verwahrloſet worden, denn die Däumlinge waren ausgewandert und hatten den grünen Peter verwünſcht. Der hat ſich auf's Sauſen gelegt und iſt ein wüſter Burſch geworden, ſo daß alle Leute ſagten, es würde mit ihm kein gut Ende nehmen. Und ſo war's. Denn als er einſt am grünen Donnerstage mit ſeinem Geſpann von Bautzen zurückkehrte und am Worbisberge hinfuhr, iſt ein fürchterliches Donnerwetter über ihn herein gebrochen, daß die Pferde geſcheut und gebäumt haben. Mein Peter aber iſt trunken geweſen, hat blos geflucht und geſagt, ſo wolle er doch gleich vom Donner erſchlagen ſein. Und ſiehe, ein Blitz; ein Schlag, da fuhr's hernieder, tödtete ihn ſammt ſeinen Pferden und ſteckte den Wagen in Brand.

Seitdem treibt der grüne Peter auf dem Worbisberge ſein Weſen, vornehmlich in der Nacht des grünen Donnerſtages. Da wettert ein Wagen daher mit zornigen Roſſen, darauf ſitzt der grüne Peter ohne Kopf, knallt mit der Peitſche und erſchreckt den einſamen Wanderer.

Anmerk. 1. Die Kobolde tragen gern rothe Mützchen (Sommer, Thüringiſche Sagen S. 171.), ebenſo die Kaboutermännchen (Wolff, N. S. p. 572.).

2. Man bemerke beim Schluß das Hineinſpielen des Sagenkreiſes vom wilden Jäger. Auch der grüne Rock des Peter kann dahin gedeutet werden. Grön Jette heißt in Dänemark der wilde Jäger. Grün iſt oft die dämoniſche Farbe.

3. Donnerſtags ſind Elfen und Zwerge und dergleichen am thätigſten. Niemand in der Lauſitz wird am Donnerſtage Hochzeit machen. In obiger Sage übernimmt Thor, der Donnergott, dem der Donnerſtag beſonders zu Oſtern und Himmelfahrt geheiligt iſt, die Rache der Dänmlinge, deren König er iſt.

57. Der Irrwiſch.

Lauſ. Monatsſchrift 1797, II. 747. Haupt u. Schmaler II. 266. Gröhe No. 71.

Der Irrwiſch (wendiſch Bludnik, von blud, der Irrthum) iſt ein ſchadenfroher Gnome, der bei Nacht und Nebel die Menſchen ſo verblendet, daß ſie den Weg verlieren und irre gehen und dabei leicht in Sümpfe gerathen. Das macht er beſonders mit den Vorwitzigen, die ihm muthwillig nachlaufen. Das beſte Mittel, ihn zu vermeiden oder unſchädlich zu machen, iſt, daß man die Fußwege vermeidet, auf denen er nur Gewalt hat, und ſtets mit einem

Fuße im Wagengeleiſe bleibt. Manchem jedoch, der ihm gute Worte giebt und eine annehmliche Bezahlung verſpricht, hilft er den bereits verlorenen Weg wiederfinden und geleitet ihn richtig nach Hauſe. Aber wehe dem, der ihn zum Beſten hat und ihn betrügen will. Ein Verirrter verſprach ihm einmal zwei Silbergroſchen, wenn er ihn richtig nach Hauſe bringen wollte. Der Irrwiſch war damit zufrieden und ſie kommen auch endlich vor das Haus des Verirrten. Dieſer erfreut, daß er keiner Hülfe mehr bedarf, dankt dem Führer, giebt ihm aber ſtatt des Verſprochenen eine geringe Kupfermünze. Der Irrwiſch nimmt ſie auch an und fragt, ſich bereits entfernend, ob ſich der Geleitete nun allein nach Hauſe finden werde? Letzterer antwortet ganz fröhlich: Ja! denn ich ſehe ſchon meine Hausthüre offen. Da ſchreitet er auf dieſe zu und — fällt in's Waſſer, denn es war alles Täuſchung geweſen.

Beſonders mit den Betrunkenen macht ſich der Irrwiſch ſeinen Spaß, wenn ſie vom Jahrmarkte oder von einem Trinkgelage nach Hauſe gehen. Er führt ſie vom Wege ab und in die Irre, und wenn ſie in ihrer Trunkenheit nicht weiter gehen wollen, ſondern es vorziehen, draußen ihren Rauſch auszuſchlafen, dann brennt er ſie auf die Fußſohlen.

In einigen Gegenden hat das Volk den Glauben, die Irrlichter wären die Seelen der ungetauft verſtorbenen Kinder. Man erblickt ſie vorzüglich auf Kirchhofsmauern. Wenn man eine Hand voll Friedhofserde nach ihnen wirft, verſchwinden ſie.

Anmerk. Seelen Verſtorbener erſcheinen als Lichter und das Licht iſt ein Symbol für den Geiſt eines Todten. Daher das Licht bei katholiſchen Begräbniſſen, das prophetiſche Tod verkündigende Lichtverlöſchen auch im laauſitziſchen Aberglauben (ſiehe No. 345.). Wenn die Brautleute bei Tiſche ſitzen, werden zwei Lichter angezündet. Weſſen Licht zuerſt verliſcht, der ſtirbt zuerſt. Dieſelbe Bedeutung haben ja bekanntlich die Lichtlein in den Nußſchalen am Sylveſterabende.

58. Der große Leuchter.

Breslauer Handſchrift No. 15. Preuker II. S. 118. Sammlung von Schön No. 48. Mac.

Der große Leuchter heißt bei dem Volke um Meſſersdorf ein Geiſt, der in Geſtalt eines kleinen Flämmchens, das aber größer und höher anwachſen kann, ruhelos auf dem Hellerberge umherwandelt. Einſt kommt ein Bauer ſpät aus der Schänke gegangen. Auf dem Hellerberge angelangt, ſieht er in einer kleinen Entfernung den großen Leuchter ſchweben und ſpottet über ihn. Augenblicklich hüpft der Geiſt neben ihm hin und begleitet ihn bis an ſeine Hausthüre. Der Bauer tritt in ſein Haus und wirft, während er die Thüre verſchließt, dem ſchlimmen Begleiter noch eine Menge von Schimpfreden zurück, brüllt aber alsbald vor Schmerz laut auf — denn alle ſeine Haare auf dem Kopfe entzünden ſich plötzlich und brennen über und über lichterloh.

Auf dem Knappberge bei Schadewalde zeigt ſich ein anderer Geiſt, der denſelben Namen führt. Er gleicht aber einem menſchlichen Gerippe, dem aus allen Rippen Lichter brennen. Den Wanderern, welche am Knappberge vorüber kamen, geſellte er ſich zur Seite und leuchtete ihnen. Die Leute, welche in früheren Zeiten von Schadewalde und Markliſſa aus ihren Weg nach Reichenberg in Böhmen nahmen, um daſelbſt Korn einzukaufen, haben ihn jedesmal leuchten ſehen. Erſt zu Anfange des 7jährigen Krieges iſt dieſer große Leuchter verſchwunden.

Auch auf den feuchten Wieſen von Gießmannsdorf und auf den Feldern von Reibersdorf treibt ein ſolcher Feuermann ſein Weſen. Dort heißt er der Feuerhuſar.

Anmerk. Hellerberg, auf alten Karten Höllenberg und Hollenberg geſchrieben, erinnert mich an Hela, Hölle, und Frau Holle, ohne daß ich eine beſondere Beziehung zu dieſem Kobolde nachweiſen könnte.

59. Die luſtigen Geiſter auf dem Knappberge.

O. u. N. L. Chronik S. 112. Breslauer Handſchrift No. 20.

Auf dem Knappberge zwiſchen Gerlachsheim und Markliſſa wohnen ſchon ſeit den älteſten Zeiten luſtige Geiſter, denen es beſonders Vergnügen gewährt, den Menſchen einen Schabernack zu ſpielen und ſie an der Naſe herum zu führen. Mancher Vorübergehende, der den Weg im Schlafe zu finden ſich getraut hätte, wird von ihnen Stunden lang in der Irre herumgeführt, ſo daß er in ganz andere Dörfer geräth oder gar plötzlich wieder da ankommt, wo er hergekommen iſt.

Der Gutsbeſitzer von Hartmannsdorf macht ſich eines Morgens zu Pferde nach Görlitz auf. Er ritt recht raſch und iſt bald in Moys, dem letzten Dorfe vor Görlitz. Da befremden ihn plötzlich die Thürme auf dem Schloſſe, die er noch nie geſehen. Faſt möchte er glauben, ſein eigener Hof ſei nach Moys verſetzt. Er reitet durch's Thor, und ſiehe, ein neues Wunder! Die Seinen empfangen ihn ſtaunend über ſeine ſchnelle Zurückkunft — denn er war richtig nach zweiſtündigem Ritte wieder auf ſeinem eigenen Gute angelangt. So machen's die luſtigen Geiſter auf dem Knappberge.

60. Der Feuermann.

L. Mon. Schrift 1797. II. 749. Preuſker III. 224.

Der Feuermann iſt ein Waldkobold, der bei Nachtzeit um die Wipfel der Bäume ſchwebt und einen feurigen Körper beſitzt, deſſen Erſcheinung den Vorübergehenden Furcht und Schrecken einjagt. Zuweilen kommt er auch auf die Erde und in die Häuſer, dann wohnt er wie der Drache der Wenden hinter dem Feuerherde oder Schornſteine. Auf dem Schafberge bei

Baruth läßt er ſich in der Andreasnacht ſehen, wo er um die Gipfel der Kiefern ſchwebt und als ein feuriger Waldteufel gefürchtet wird.

Anmerk. Kobolde, die als Flammen in den Häuſern erſcheinen, heißen in Thüringen „rother Junge" (Sommer, S. 32.). Aber auch Hauskobolde ſind zuweilen Waldgeiſter. Deshalb pflegte man ihnen in Kellern und Scheunen Schuhe, Bogen und Pfeile bereit zu legen. (Grimm, S. 449.) Der Mönch von St. Gallen bei Perz, Leben Karl's des Großen II. 741. nennet den Kobold pilosus. Althochdeutſche Gloſſen überſetzen pilosus durch Scratum, woraus dann „Schretzel" wurde. (Altes Sprichwort: Jedes Haus hat ſein Schretzlein (Nork S. 199). Der Feuermann gehört alſo mit Fug und Recht unter die Kobolde.

61. Der Feuerpuhz in Lauban.

Gräve. S. 37.

Einſt durchſtreifte ein böſer Zauberer die Lauſitz; der hatte einen Feuergeiſt, auch Salamander genannt, bei ſich, der in eine feſt verſiegelte Flaſche gebannt war, und den er zum Unheil ſeiner Feinde ausſenden konnte, wann und wohin er wollte; auf ſein Zauberwort aber mußte der Salamander wieder in ſein Behältniß zurück kehren. Dieſer Zauberer kam einſt nach Lauban und hatte den Salamander in ſeinem Zimmer aufgeſtellt. Eines ſchönen Tages aber kommt mit der Beſenmagd zugleich der Wirthin vierjähriges Töchterlein in das Zimmer, ſpielt mit den magiſchen Geräthen und öffnet dabei die Flaſchen. Hui, flog der gefangene Salamander heraus mit dem Ausrufe: Das will ich den Laubanern nie vergeſſen! — Und er hat Wort gehalten. In der Geſtalt einer Pyramide oder einer Schlange durchfliegt der Salamander die Straßen Lauban's, denen Feuersgefahr droht und bleibt zur Warnung der Bewohner dort über dem Hauſe ſtehen, wo das Feuer auskommen ſoll. Die Laubaner aber nennen ihn den Feuerpuhz.

Anmerk. Dieſer Geiſt macht den Uebergang zu den wohlthätigen und prophetiſchen Kobolden. Feuerpuhz heißt er wohl nur, weil er Feuersbrünſte vorher verkündigt. Doch könnte auch die Schlangengeſtalt und der Salamandername dazu auffordern, ihn für einen ſeiner Natur nach feurigen Geiſt zu halten.

Der Name Puhz kann verſchieden gedeutet werden:

1. Puhz, ſoviel wie Puhſt, von puhſten = ſtark blaſen (Paſtrich war ein ſlaviſcher Windgott), wobei man nicht nur an das Herausfahren aus der Flaſche, ſondern überhaupt an die Lufterſcheinung des Geiſtes zu denken hätte.
2. Puhz = Butz, niederdeutſch Butte (ſiehe Grimm S. 288.), was zwar mehr einen Poltergeiſt bedeutet, aber doch auch als Name eines irrwiſchartigen Kobolds vorkommt. (Muchar, Gaſtein p. 145.) Daher auch provinziell von einem kleinen Menſchen: es iſt ein recht kleiner Puhz, ein verdattetes Kerlchen, ein putziger Menſch = drolliger Menſch, was an die Koboldsnatur erinnert. Die Schlangen- oder Salamandernatur ſtimmt aber eher mit der erſten als der zweiten Erklärung, die prophetiſche Natur zu keiner von beiden. Der unpopuläre Salamander iſt vielleicht ein eigenmächtiger Zuſatz Gräve's. — Sind vielleicht die vielen Butter-Berge, Brunnen und Bäume in der Lauſitz als Koboldsberge u. ſ. w. zu erklären?

62. a) Die Gottesklage.

Haupt u. Schmaler II. S. 269.

Boza losc, wahrſcheinlich = Boza zalosc, Gottes Klage iſt eine geſpenſtiſche Frau, die ſich Abends vor das Gehöfte ſetzt, in welchem ſich ein Unglück oder Trauerfall ereignen wird, und die mit kläglichem Weinen über die bevorſtehenden böſen Ereigniſſe jammert und ſo die Bewohner darauf aufmerkſam macht.

Anmerk. Hier wird der Kobold gewiſſermaßen ſchon zur wainenden weißen Frau.

62. b) Die Wehklage.

Provinzialbl. St. 3. S. 260. L. Mon. Schr. 1797. II. 753. Gräve S. 47. Haupt und Schmaler II. S. 269.

Die Wehklage (Boże sedlešco) heißt bei den Wenden ein freundlicher Schutzgeiſt, der ſich entweder als ein ſchönes weißgekleidetes Kind oder in der Geſtalt einer weißgefiederten Henne zu zeigen pflegt und eine bevorſtehende Gefahr oder ein bald zu befürchtendes Unglück durch Klagen und Weinen anzeigt und hierdurch davor zu warnen ſucht. Daher hat man oft bei den Wenden die Worte: Boże sedlešco je płakato (die Wehklage hat geweint). Man kann die Wehklage fragen und ſie antwortet auch, aber in unbeſtimmten Ausdrücken. Im Jahre 1766 wurde die Stadt Muskau mit einem großen Brande heimgeſucht. Da hat ſie ſich denn vorher in dem Hauſe, wo das Feuer auskam, oft hören laſſen, und auf Befragen geantwortet: Es wird nicht nur bei dir ſein, ſondern auf allen Gaſſen. Vor einigen Jahren ertranken ebendaſelbſt bei der Neißmühle drei Perſonen. Da hat der Müller auch vorher die Wehklage gehört, und als er gefragt, was es geben würde, hat ſie geantwortet: Es betrifft nicht dich, ſondern einen Andern. In Wittichenau hörte man ſie vor dem Brande im Jahre 1822 und in Bautzen, in der Gegend wo jetzt das Theater ſteht, vor jeder Feuersbrunſt, Peſt und andern Unglücksfällen. Jedoch nicht jeder kann die Wehklage vernehmen. Es iſt eine Gabe der Sonntagskinder. Wenn eine wendiſche Magd heißes Waſſer ausgießt, ſo ſagt ſie, wenn ſie vorſichtig iſt: Wehklage geh' weg, damit ich dich nicht verbrühe. Sonſt würde der Geiſt ſie ſelber verbrühen. In dieſem Falle ſagt man: Die Wehklage hat dich verbrüht, und wendet folgende Kur dagegen an: man ſchmiert das Ofenloch mit Butter und ſpricht dazu: Ich ſchmiere dich; heile mich, du haſt mich verbrüht; ſodann nimmt man den Schaum von einem kochenden Topfe und ſchmiert den Schaden damit. Dann heilt er ſchnell und ſicher.

Anmerk. 1. Bei der weißen Henne erinnert Gräve an den filium gallinae albae des Patronŭ; der Vogel, den der ſlaviſche Orakelgott Radegaſt auf dem Kopfe trug, war auch eine Henne. Bei ihren Hochzeitsgebräuchen haben die Wenden noch heute ein Hühnerorakel. Wenn die Neuvermählte in den Hof ihres Eheherrn tritt, läßt ſie eine

mitgebrachte Henne vorweg in den Hof laufen. Bleibt die Henne ohne Weiteres im Hofe, ſo iſt es ein gutes Zeichen. Dann wird die junge Frau auch bald heimiſch werden und ihre Ehe von Dauer ſein. Thut aber die Henne ſcheu und ängſtlich, dann ſteht die Sache ſchlimm; am ſchlimmſten, wenn ſie gar zum Nachbar fliegt.

2. Der verbrennende Geiſt hängt eigentlich mit der warnenden Wehklage nur durch die Vorſtellung der unſichtbaren Nähe zuſammen. Im Aargau iſt es ein ziegenartiger Koboid, der mit der Suppe verbrüht; das hungrige Kind, dem die Suppe nicht ſchnell genug kühl wird, ruft aus:

Thalemer-Geis
Mach mer de Snppe nid zu heiß.

(Rochholz S. 335.)

3. Die Schweden ſchmieren das Ofenloch mit einer Speckſchwarte ein, wenn ein Kind rothe Flecken bekommen hat. (Friederich, Symbol. und Mythol. der Natur S. 55.) Vergleiche No. 219. Anm.

63. Das Aſchenweibchen zu Zittau.

Novelliſtiſch beh. von E. Willkomm, Sagen und Märchen a. d. Oberlauſitz. Hann. 1845. Bd. 1. S. 253 sq.

In der Neujahrsnacht des Jahres 1756 und um die Mitternachtsſtunde der folgenden Tage haben eine Anzahl Perſonen ein verkrüppeltes und verrunzeltes altes Frauenzimmer vor der Johanniskirche und auf vielen Straßen mit einem Beſen eifrig den gerade gefallenen Schnee zuſammenkehren ſehen. Einige, welche ſich ein Herz faßten, fragten ſie, was ſie da mache und wer ſie ſei, und ſie antwortete: ich bin das Aſchenweibchen der Stadt und kehre die Aſche zuſammen aller Orten, wo welche liegt: ich habe noch lange zu thun, denn ſie liegt bergehoch und auf allen Gaſſen, doch hier (vor der Johanniskirche) gerade zumeiſt. Da ſich nun dieſe Erſcheinung täglich wiederholte und die ganze Stadt in Schrecken ſetzte, beſchloß ein hochedler Rath, der Sache ein Ende zu machen und die Landſtreicherin, denn dafür hielt man ſie, einzufangen. Die Stadtſoldaten, mehre Rathsherren an der Spitze, lauerten ihr eines Nachts auf, ſie erſchien auch wie gewöhnlich, man rief ſie an, allein ſie ließ ſich in ihrem Kehren durchaus nicht ſtören und als man nach ihr ſchlug und griff, verſchwand ihre Geſtalt in Luft.

Sie kehrte aber darauf die nächſten Nächte nach wie vor fort, doch wagte ſich Niemand mehr an ſie, und ſo konnte man ſie jede Nacht eifrig kehren ſehen, bis am 23. Juli des Jahres 1757 die mit den Sachſen verbundenen Kaiſerlichen die von einigen 100 Preußen beſetzte Stadt auf einmal bombardirten und zum größten Theil in Aſche legten. Eine der erſten Bomben ſchlug in die St. Johanniskirche und zündete, und überall, wo das graue Mütterchen ſich früher hatte ſehen laſſen, waren glühende Kugeln gefallen und hatten die Gebäude in Brand geſteckt. Während des Brandes aber ſah man eine graue Geſtalt über die glühenden Trümmer ſchweben und mit einem Beſen Wolken von Aſche vor ſich herfegen. Nun begriff man die warnende Erſcheinung des grauen Mütterchens, aber leider zu ſpät. Seitdem

ſchwebt es in der Sylveſternacht und am Vorabende des ſogenannten Brandfeſtes (22. Juli), wie ehedem fegend durch die Straßen der Stadt und ruft dadurch allen leichtfertigen Bürgern die Lehre zu: Seid wachſam und hütet euch, daß das Unglück nicht noch einmal unerwartet über euch komme und euch ganz vernichte.

64. Das Pfarrmännel in Kießlingswalde.

Mündlich.

Das Pfarrhaus zu Kießlingswalde hat einen Schutzgeiſt in Geſtalt eines kleinen grauen Mannes, der heißt allgemein das Pfarrmännel. Meiſtens zeigt er ſich bei den Waſſer holenden Mädchen am Pfarrbrunnen. Mancher Magd iſt es unheimlich geweſen und ſie hat deswegen den Abſchied begehrt. Doch thut es Niemandem was zu Leide und die Leute ſagen, wenn die Magd einmal erſt die Scheu überwunden habe, ſo ſei das Pfarrmännel ihr guter Freund und helfe ihr die Arbeit verrichten.

65. Der Spiritus Familiaris des Peter Hanſpach von Roſenhain.

Frenzel, hist. nat. III. 1415. mscr. Frenzel, hist. eccl. Schonav. p. 802. mscr.

Anno 1650 den 17. Sonntag p. Trin. wurde zu Schönau auf dem Eigen ein armer Menſch geſehen, Peter Hanſpach genannt, gebürtig von Roſenhain bei Reichenbach, welcher in ſeiner Jugend ein Mühlknecht geweſen und ſich einen Spiritum familiarem gekauft, der ihm zum Mahlen und Backen beförderlich geweſen. Weil er aber denſelben nicht recht gebraucht, iſt er an ſeinem Verſtande ganz verrückt geworden, hat müſſen rückwärts gehen wie ein Krebs und nirgends hinkommen können. Iſt ihm im Kreuzwege wer entgegen gekommen, es ſeien Menſchen, Kühe oder Hühner geweſen, ſo haben ſolche ihren Weg ſo weit zurück gehen müſſen. Er hat ſonſt nicht fortkommen mögen, ſondern müſſen ſtehen bleiben.

66. Das Alraunmännchen.

Gräve S. 74. Joh. Riſt's Märzgeſpräche.

Die Alraunmännchen, auch Heinzelmännchen und Galgenmännchen genannt, ſchnitzt man bekanntlich aus der wunderbar bezaubernden Alraunwurzel. Dieſe wächſt beſonders auf dem Falkenberge bei Neukirch und in der Muskauer Haide. Man gräbt ſie in der Mitternachtsſtunde der Johannisnacht aus, wobei ſie einen Schrei von ſich giebt, (denn ſie iſt urſprünglich ein in eine Pflanze verzauberter Menſch) wovon man ſich aber nicht ſchrecken laſſen darf.

Wer ein ſolches Männchen beſitzt, dem kommt Glück und Segen in's Haus, es raunt ihm die Zukunft in's Ohr, läßt ihn Vergangenes ſchauen,

macht ihn klug und weiſe, bewahrt ihn vor böſen und umgiebt ihn mit guten Geiſtern, macht ihn hieb- und ſtichfeſt, braut Liebestränke, heckt Geld, verſchafft Leibeserben. Dr. Fauſt, Berthold Schwarz, der Erfinder des Schießpulvers, und alle Zauberer, Hexen, Alchymiſten und Goldmacher beſaßen ſolch ein Alraunmännchen.

Anmerk. 1. In Abelung's neu eröffneter Schatzkammer 1669. 4., Joh. Sam. Schmidt's commentatio epistolica de alrunis Germanorum, Magd. 1738., Horſt's Zauberbibliothek, Mainz 1821. und in den neueren Werken von Grimm, Nork, Schindler findet ſich der Aberglaube vom Alraunmännchen mit all' ſeinen ſchauerlichen Einzelnheiten.

Schon Josephus de bello Iudaico l. VII., c. 28. beſchreibt die Gefahren bei der Ausgrabung der Wurzel. Theophrastus Paracelsus vervollſtändigt den Bericht. (l. IX., c. 9.)

2. Der Name iſt zuſammengeſetzt aus Al und raunen = runen = wiſſen. Die Seherin Aurinia, von der die römiſchen Geſchichtsſchreiber ſagen, ſie ſei nächſt der Veleda die berühmteſte deutſche Wahrſagerin geweſen, hat ihren Namen von demſelben Worte Aurinia = Alruna (Grimm, Myth. S. 376.).

3. Die Wurzel ſoll dieſelbe ſein, welche die Botaniker Atropa Mandragora (L.) nennen. Plinius XXV. 13. kennt eine weiße männliche und eine ſchwarze weibliche und warnt vor ihrer Ausgrabung.

4. Die Septuaginta überſetzen die Dubaim, welche Ruben ſeiner Mutter Lea bringt, durch *μῆλα μανδραγόρων*. Dubaim aber heißt Liebesäpfel, von דוד Liebe. Nach Heſychius hatte die Venus den Beinamen *μανδραγορίτις*. Dieſe Dubaim werden im Orient zu Liebestränken gebraucht.

67. Die Elben.

Büſching II. 354. 386. Haupt und Schmaler, Wend. Lieder II. 269.

In der Lauſitz ſagt der gemeine Mann von dem Kranken, welcher mit der fallenden Sucht behaftet iſt: er hat die Elben. Auch von kleinen Kindern, welchen die Krämpfe das Geſicht verziehen, heißt es: das arme Kind wird von den Elben gar ſehr geplagt. Dieſe Redensart, bei der man ſich wohl nichts Beſtimmtes mehr denkt, deutet offenbar auf den Volksglauben an die Elfen oder Alfen (Wreginj bei den Wenden) hin, die in der nordiſchen Götterlehre als gute und böſe Weſen eine ſo große Rolle ſpielen, und in den Hexenprozeſſen des ſechszehnten Jahrhunderts als Plagegeiſter häufig vorkommen. Die Hexen nannten ſie ihre guten Holdchen, fahrende Dinger oder Unholde, welche ſie Menſchen und Thieren beibringen konnten, auch ihre „reißende gute Kindchen" nannten ſie dieſelben, und bekannten dabei, es ſeien die Früchte ihrer Buhlſchaft mit dem Teufel und beſchrieben ihre Geſtalt als die eines Wurmes, oder einer Fliege von weißer oder ſchwarzer, zuweilen auch weiß und ſchwarzer Farbe.

Dieſe Elben buken ſie dann in Kuchen und wer davon aß, bekam die Krämpfe oder eine andere Krankheit, thaten ſie in Getränke, gruben ſie auf den Weg, daß, wer über ſie hinſchritt, erlahmen mußte.

Die Wreginj (Plagegeiſter) der Wenden haben die erweiterte Bedeutung, daß auch die Zornwuth oder Tobſucht (vergl. die nordiſche Berſerkerwuth) als Beſeſſenheit von dieſen böſen Geiſtern bezeichnet wird.

Anmerk. Der Wurm iſt eine Schlange im Kleinen. Auch Raupen ſind deshalb dämoniſche Thiere. Die Farbe erinnert an den Dualismus der Lichtelben und Nachtelben, der bei den übrigen eddiſchen Geſtalten unſrer Sagen zurücktritt. Es iſt ein Zeichen treuer Aechtheit der Sage, daß dieſer Dualismus ſich gerade an den Namen der Elben heftet und es liegt Logik darin, daß bei den andern Geiſtern mit einer beſtimmten ausgeprägten Perſönlichkeit dieſe Zweiheit zurücktritt. (cf. Grimm, Mythologie S. 230.)

Die Verwandtſchaft dieſer Wurmelben mit den menſchlich ſchönen Elfen hat ein Spiegelbild an der eddiſchen Sage von den Würmern, die im Fleiſche des Rieſen mit entſprangen und dann von den Göttern menſchliche Geſtalt und Begabung erhielten, um von nun an als Zwerge im Leibe der Berge zu leben. (Snorri, p. 15.) Eine zweite Parallele liegt in der Verwandlung von Schlangen in Menſchen.

68. Der Alp. Murava.

L. Mon. Schr. 1797. II. 759. Gräve S. 58. Haupt und Schmaler, Wend. Lieder II. 268.

Der Alp oder Mähre, Nachtmännlein — auch Drutte (wendiſch Murava) iſt ein Geiſt von zweifelhaftem Geſchlechte (Incubus und Succubus), der aus einem Menſchen, den man deshalb auch Alp nennt und an ſeinen über der Naſe zuſammenlaufenden Augenbrauen erkennen kann, ausfährt, und einen andern aus Uebermuth oder auf Befehl des erſteren im Schlafe drückt, ihm das Athmen erſchwert und ihn am Sprechen hindert. Dieſes nennt man dann Alpdrücken. Der Geiſt erſcheint dann in Geſtalt eines alten, häßlichen, unförmlich dicken Weibes mit einem ſchweren Klotze in den Armen. Dieſe Unholdin verſchont auch das Vieh nicht. Es giebt übrigens Mittel ſie zu faſſen. Das bewährteſte iſt, wenn man zu ihr ſagt: Pschindž justje ksnje danjn.

Da ſtellt ſich ſodann die Ruheſtörerin gewiß des Morgens beim Frühſtück ein. Die einzige Schwierigkeit iſt nur eben leider, daß das Alpdrücken am Sprechen hindert.

Die Murava der Niederwenden iſt indeſſen ebenſowohl Tag- als Nachtgeiſt, und erſcheint allemal dann, wenn es während des Sonnenſcheines regnet; dann flattert ſie als Schmetterling von aſchgrauer Farbe, der demgemäß im Wendiſchen auch Khodojta, Hexe, heißt, umher, und nimmt die Gelegenheit wahr, wie ſie etwa Jemandem ſchaden könnte. Zuweilen erſcheint ſie auch als ein kleines rothes Männchen.

Anmerk. 1. Alpſchwanz, Alpzat, Alpzagel heißt in der Lauſitz ein alberner Menſch. Aldern ſcheint mit Alp durch den Begriff des Schläfrigen, Schwerfälligen verwandt zu ſein. Alfanzen heißt: ſich unrichtige, fürchterliche Gedanken machen. (Anton, Idiotikon. 6. St.)

2. Auch der deutſche Alp wird oft für ein und daſſelbe mit der Hexe oder doch gleich den Elben für ihr Erzeugniß gehalten. Thomasius, dissertatio de sagis. Drude bedeutet gegenwärtig Alp, urſprünglich aber Druide. Druide = Hexe. Der Name Nachtmähre hingegen zeigt Verwandtſchaft mit der ſlaviſchen Mara, und auch Murawa ſcheint nur eine Art Perſonifikation der Mara (ſiehe oben die Götterſagen). Ein altes Weib aber heißt im Wendiſchen ſcheltweiſe Stara Mera = alte Hexe, eine ſo enge Namensverwandtſchaft, daß es erlaubt ſein dürfte, dieſen Fall als einen Beweis für die oft ausgeſprochene Wahrheit zu halten, daß die Prieſterinnen des Heidenthums ſich im chriſtlichen Zeitalter in Hexen verwandeln. (Vergleiche Liebuſch, Skythika S. 272.)
3. Aber Nachtmähre ſcheint auch deutſch gedeutet werden zu können. Mähre heißt bekanntlich Pferd. Mit dem Alpdrücken iſt oft das Gefühl des Reitens verbunden. (Scheidele, das Kloſter XII. 685.) Hexen aber ſind ebenfalls bekanntlich Ofengabel- und Beſenreiterinnen.

   Mara iſt Todesgöttin und Peſtfrau. In der ſkandinaviſchen Sage läuft das Todtenpferd der Göttin Hela bei Nacht umher und bringt den Tod in das Haus, wo es ſich vor dem Thore ſehen läßt. Wer aber mit dem Leben davon kommt, fühlt ſich beim Erwachen wie geähmt. (Gerade ſo beim Alpdrücken.) In ſlaviſchen Gegenden bringt ein geſpenſtiges Roß die Peſt in das Haus, wo es mit dem Kopf gegen die Thüre ſtößt.
4. Schließlich die eigenthümliche Schmetterlingsgeſtalt. — Auch in der Aargauer Sage erſcheint der Alp in Schmetterlingsgeſtalt. (Rochholz S. 277.) Im Kanton Luzern heißt Toggeli zugleich Schmetterling und Alpdrücken. (Stadler I. 287.) Molkendieb iſt ſowohl Name eines weißen Schmetterlings als auch Schimpfname der die Milch (Molken) verzaubernden Hexen. (Grimm, Mythologie S. 605.) Schrätteli und Toggeli ſind aber in den oberdeutſchen Mundarten zugleich Zwergnamen. Man bemerke, wie hierdurch wieder der urſprüngliche Zuſammenhang zwiſchen Alpen und Zwergen (Alfen und Elfen) ſprachlich hergeſtellt wird.

69. Der Vampyr.

Gräve S. 113.

Ein Vampyr iſt ein geſpenſtiſches Weſen, welches durch Blutausſaugen die Menſchen tödtet. Abgeſchiedene Seelen verſtorbener Menſchen führen noch im Grabe ein Scheinleben fort, das ihnen keine Ruhe läßt. Bei Nacht erheben ſie ſich aus ihren Gräbern, legen ſich über ſchlafende Menſchen, beſonders über ihre eigenen Blutsverwandten und ſaugen ihnen auf körperlich kaum wahrnehmbare Weiſe das Blut aus. Ganze Familien ſind durch Vampyre ausgerottet worden. Andere erſcheinen auch bei Tage und geben ſich für Anverwandte, Freunde, Geſchäftsreiſende aus. Sie können nicht anders gebannt werden, als wenn ein Prieſter die Leichname ausgraben läßt, ihnen den Kopf abſchneidet, das Herz mit einem Pfahle durchſticht, ſelbiges ſodann verbrennt und die Aſche auf das Grab ſtreut.

Sonſt iſt es auch die Seele eines noch Lebenden, die den Körper, den der Schlaf überwältigt, unwillkürlich verläßt, alsdann in ſcheußlicher Schattengeſtalt in Anderer Schlafgemach eilt und ebenſo, wie jene, den Schlummernden das Blut ausſaugt. Gegen dieſe nun, da man nicht weiß, weſſen Körper

ſich die Seele entwunden hat, hilft nichts als Faſten und Beten, Räuchern und Beſprengung mit Weihwaſſer.

Um keinen Vampyr zu begraben, muß man ſich vorſehen, daß nicht der Leiche, wenn ſie im Sarge liegt, irgend ein Band oder dergleichen in den Mund kommt.

Jetzt hört man glücklicher Weiſe nur ſelten Etwas von dieſem ſchrecklichen Geſpenſte. Aber noch im 16. Jahrhundert hat ein weiblicher Vampyr unter dem Namen einer Gräfin Villambroſa (?) mehre Edelhöfe in der Niederlauſitz beſucht und in den dortigen Familien große Verheerungen angerichtet.

Anmerk. Der Vampyrismus, der beſonders bei ſlaviſchen Völkern eine ſo ſchreckliche Rolle ſpielt, hängt nach Görres' Meinung mit dem Alpdrücken zuſammen. Ein oberlauſitziſcher Aberglaube ſagt: Wenn ein Leichnam rothe Backen behält, ſo holt er bald Einen aus der Verwandtſchaft nach. Auch darf man der Leiche kein Tuch nahe an den Mund bringen, ſonſt kaut ſie es und die ganze Familie ſtirbt aus.

Vergleiche Ranft: Ueber das Kauen und Schmatzen der Todten in den Gräbern. Leipzig 1728.

70. Die Pilweiſen zu Lauban.

Martin Behemus: Chronik von Lauban a. a. 1567. Schindler: Der Abergl. des Mittelalters S. 144.

In Lauban lebte um's Jahr 1567 ein Maler, Haus genannt. Er wohnte in der Fleiſchergaſſe neben Urban Zeidler's Badehauſe. Dieſer Mann und ſein Weib ſind vor den Rath gefordert und beſchuldigt worden, daß ſie Pilweiſen wären. Man hat ſie deshalb peinlich befragt (d. h. gefoltert), ſie aber haben ſich beide hoch verſchworen und geſagt, ſo es wahr wäre, möchte Gott ein Zeichen an ihnen thun. Bin ich ein Pilweis, ſo will ich erblinden, ſagte der Mann; bin ich ein Pilweis, ſo will ich erlahmen, ſagte die Frau. Da hat man ihnen geglaubt und ſie freigelaſſen.

Es hat aber nicht gar lange gedauert, da iſt die Frau am rechten, Schenkel erlahmt, und bald darauf iſt der Mann am rechten Auge erblindet. Die Frau hat nicht mehr lange gelebt und iſt ohne Sang und Klang begraben worden. Und wie der Todtengräber ſie hinausgetragen hat, da iſt ein ſchwarzer Bock hinter dem Sarge hergegangen und hat gemeckert, die Leiche aber hat im Sarge mit den Lippen geſchmatzt. Da hat der Todtengräber den Sarg vor dem Grabe aufgemacht und ihr einen Stein und einen Pfennig in's Maul gegeben, und den Sarg wieder zugemacht und begraben. Als aber der Bürgermeiſter die Sache erfahren, iſt er ſehr übel zufrieden geweſen. Der Todtengräber aber hat geſagt, daß es bei ihm nichts Neues wäre; ſie würde nun ſchon das Maul halten.

Anmerk. Vergleiche Grimm's Mythologie S. 263. ff. Pilweis, Bilwitz u. ſ. w. iſt eine Art Alp, ein Kobold oder von einem Kobold beſeſſener Menſch, der Andern Schaden

zufügt. Der Name ſoll nach Grimm daſſelbe bedeuten, wie der Elbenname: gutes Holdchen. Intereſſant iſt in dem obigen Berichte die Erwähnung des Bocks, die auf den zu jener Zeit unvermeidlichen Teufel hinweiſt und die Pilweiſin zu einer Hexe macht. Das Schmatzen wiederum deutet auf Vamphrismus. Uebrigens habe ich nicht finden können, daß der Pilweis auch nur dem Namen nach noch gegenwärtig im Volksglauben exiſtire. Auch ſcheint er mehr dem ſchleſiſchen als dem lauſitziſchen Volke bekannt geweſen zu ſein. Im ſchleſiſchen Recht (Böhme's Beiträge 6, 69.) iſt Pilweiſer = Zauberer, Wahrſager. Zu Schweidnitz wurde Anno 1520 ein Pilweis lebendig begraben (Hoffmann's Monatsſchrift S. 247.). Zu Sagan wurden Anno 1582 zwei ehrbare Frauen für Pilweiſen und H.... geſcholten (daſelbſt 702.). „Du Pilweiſſin!" ſingt Andreas Gryphius p. 828.

71. Der Wechſelbalg. Přemenk.

Haupt und Schmaler II. S. 267. Mündlich.

Bis zu dem Zeitpunkte, wo ein Kind ſechs Wochen alt wird, muß immer eine Perſon in der Nähe deſſelben ſein, denn es könnte ſonſt eine alte Frau aus dem Gebirge oder dem Walde kommen und den Säugling gegen einen körper- und geiſtesſchwachen, mißgeſtalteten Wechſelbalg austauſchen. Mindeſtens muß man zu Häupten des Kindes ein Geſangbuch legen, ehe man das Zimmer verläßt. — Wenn aber durch Vernachläſſigung das Unglück geſchehen iſt, ſo iſt es gut, wenn man's bei Zeiten merkt. Dann braucht man blos eine Ruthe von den Zweigen der Hängebirke zu machen und den Wechſelbalg tüchtig durchzuhauen.

Auf ſein Geſchrei kommt die alte Frau mit dem ausgewechſelten Kinde, giebt es wieder zurück und entfernt ſich mit dem Unholde. Man muß ſie in Ruhe ihres Weges gehen laſſen und ja nicht ſchimpfen und ſchelten, ſonſt behält man den Wechſelbalg auf dem Halſe.

72. Das Mittagsmännchen.

Grāve S. 59.

Das Mittagsmännchen iſt ein Geiſt, der am hellen lichten Mittage herum geht, um die Menſchen zu veriren.

Es erſcheint als ein kleines, dürres, verwimmertes Männchen, dem es Mühe zu machen ſcheint, eine große Hocke Holz auf dem Rücken zu tragen. Wenn es der mitleidige Holzhauer unterſtützen will, ertönt ein ſchallendes Gelächter und der ärmſte befindet ſich plötzlich im Sumpfe. Dieſem fliegt die Art vom Halm, jenem zerſpringt das Sägeblatt, an jedem wird irgend ein Schabernack verübt.

73. Das böſe Weib. Slaczona.

Grāve S. 175.

Krumm und ſehr gebückt ſchleicht in den Dörfern am hellen Tageslichte ein kleines, altes, verrunzeltes und verſchrumpftes Weib, mit triefenden

Augen, großem Kopfe, warzigem Gesichte und mächtigem Höcker auf dem Rücken an einer Krücke umher, kriecht in Keller und Scheunen — da wo sie weilt, melken Kühe und Ziegen Blut, ergiebt sich keine Butter, verdirbt der Käse, schlickert die Milch, bekommen die Schafe Pocken, Hunde die Räude, der Wurm kommt in's Korn, das Gespinnst wird von Mäusen zerfressen: kurz es waltet Unfall, wohin ihr Auge blickt und ihr Fuß tritt. Erblickt sie ein Kind unterm Jahre, so beschreit sie es und es bekommt Frieſel, Ausschlag, geschwollenen Leib oder irgend eine andere Krankheit. Die Wenden nennen es das böse Weib (Slaczona). Kräftige und furchtlose Männer dieser Nation haben schon mehrmals, wenn sie es gewahrten, die Fäuste gegen selbiges in Bewegung setzen wollen, allein es ist mit einem schallenden Gelächter vor ihren Augen verschwunden und die Frevlerhand erkrankt.

Anmerk. Der Glaube an das böse Auge (ὀφθαλμος βασκανος. Plat. Conviv. 1. quaest. 7. Obliquus oculus Horat. ep. 1, 14, 37. ital. mal'occhio, portug. olho mao, span. mal el ojo, engl. Evil eye) ist in der ganzen Welt verbreitet. Ausführlicher berichten Nork, Sitten und Gebräuche S. 533., und Schindler, der Aberglaube ꝛc.

Uebrigens sollen die Slaven von Natur mehr Anlage zum bösen Blick haben, als die Deutschen.

74. Die Mittagsfrau. Připolniza.

S. Mon. Schrift 1797. II. 744. Sammlung von Schön No. 80. mss. Grave S. 59. Haupt u. Schmaler, Wend. Lieder II. 268.

Die Mittagsfrau (wendisch Připolniza) ist ein weibliches, großgewachsenes, weißgekleidetes Wesen, welches zur Mittagszeit von 12 bis 2 Uhr auf den Feldern zu erscheinen pflegt. Diese Mittagsfrau schweifte mit einer Sichel in der Hand über die Felder und stand unerwartet vor denjenigen, welche es versäumt hatten, Mittags die Feldarbeit zu unterlassen und nach Hause zu gehen. Die Ueberraschten mußten ein scharfes Verhör über den Anbau des Flachses und das Leinwandweben bestehen, und dabei so ausführlich sprechen, daß damit die Zeit bis zwei Uhr ausgefüllt wurde. Hatte diese Stunde geschlagen, so war es mit ihrer Macht aus und sie ging von dannen. Wußten aber die Geängstigten auf ihre Fragen nicht zu antworten, und das Gespräch bis zu dieser Zeit im Gange zu erhalten, so schnitt sie ihnen den Kopf ab, oder erwürgte sie, oder verursachte ihnen wenigstens eine mit heftigen Kopfschmerzen verbundene Krankheit. Auch wer im Stande ist, das Vaterunser rückwärts ohne Anstoß zu beten, kann sich dadurch retten. Bei trübem Himmel oder zur Zeit eines heraunahenden Gewitters war man vor ihr sicher. Noch jetzt spricht man im Scherz zu demjenigen, welcher während der Mittagszeit ohne Noth auf dem Felde arbeitet: Nebojiš so, so Připolniza na tebé přińdže, d. h. fürchtest du dich nicht, daß die Mittagsfrau auf dich kommen wird? und die sprichwörtliche Redensart: Wona so

praša kaž Připolnica, d. h. sie fragt wie die Mittagsfrau — kann man in jeder Spinnstube hören.

Anmerk. 1. Die Sage der Russen ist fast dieselbe. Der Russe wirft sich bei Annäherung des Gespenstes auf den Boden. Thut er's nicht, so dricht sie ihm Arme und Beine. Indessen giebt es einen geheiligten Baum, der stets da, wo die Mittagsfrau erscheint, in der Nähe wächst und dessen Rinde sogleich die Verletzungen heilt. Boxhorn in republ Moscov. Part. I.

2. Wahrscheinlich ist die Pripolniza eine kobold artige Personifikation der ebenfalls am hellen Mittage wandelnden Mara. Sie theilt die Doppelnatur dieser Göttin und dokumentirt dieselbe allerdings auf eigenthümliche Weise als Beschützerin des Flachsbaues und als personificirter Sonnenstich.

Die Připolniza ist eine wendische Sphinx, ein Doppelsymbol der Weisheit und des Todes. Sie fragt und examinirt die Menschen zu Tode, gleich der böotischen Sphinx des Oedipus.

3. Andere (Preusker III. 223.) schreiben Psschespolniza und leiten diesen Namen unmittelbar ab von pssches, hindurch, und polnico, der Mittag. Es sind aber auch andere Ableitungen möglich. Polo heißt auch Feld, polny, die Fülle, polnicz, füllen, sanskr. phul, blühen. Pri heißt im Sanskrit fruchtbar sein. Von dieser Silbe kommt der griechische Priapus wie der wendische Pripagela (s. o.). Letzterer wird auch Pripalega geschrieben und ist vielleicht die männliche Nebenfigur zu Pripolnica.

75. Das Mittagsgespenst in Diehsa.

Köhler, Der Czorneboh S. 18. Gräße S. 498.

Das Mittagsgespenst pflegt besonders in der Gegend von Diehsa am Fuße des breiten Berges den Arbeitern auf dem Felde zu erscheinen und ihnen, wenn sie nicht reines Herzens sind, eine Masse von Fragen vorzulegen. Können sie dieselben beantworten, so ist es gut; wo nicht, so thut es ihnen ein Leides an.

Einst lag um die Mittagszeit ein junges Bauernmädchen hier im Grase und schlief. Ihr Bräutigam saß bei ihr, allein sein Herz war anderwärts und sann, wie er sich ihrer entledigen könne. Da kam das Mittagsgespenst einher geschritten und fing an, dem Burschen Fragen vorzulegen, und so viel er auch antwortete, immer warf es neue Fragen auf, und als die Glocke Eins schlug, da stand sein Herz still. Das Gespenst hatte ihn zu Tode gefragt. Als aber das Mädchen die Augen aufschlug, da lag ihr Bräutigam blaß und todt neben ihr. Sie weinte und klagte manchen Tag, bis man sie neben dem Jüngling, der ihre Liebe nicht verdiente, zur ewigen Ruhe einsenkte.

76. Die Mittagsfrau bei Kosel.

Sammlung von Schön No. 30. Mss.

Auf einem Felde bei Kosel stand früher ein Kreuz; das haben die Koseler zum Andenken und zur Warnung errichtet.

Eine Bäuerin aus Kosel war einmal zur Mittagszeit allein mit ihrem Kinde im Felde geblieben. Da ist die Mittagsfrau gekommen und hat zu fragen angefangen. Aber die Bäuerin hat keine Antwort gegeben, sondern in aller Herzensangst ihr Kind auf den Arm genommen, um sich zu entfernen. Da hat ihr die Mittagsfrau den Hals umgedreht, daß sie mit ihrem Kinde todt zur Erde fiel.

77. Der Bubbock.

Büsching IV. 18.

Der Bubbock ist bei den Wenden in der Gegend von Lübbenau ein koboldartiger Geist, welcher die Leute auf Straßen und Fußwegen unter allerlei Gestalten zu vexiren pflegt. Die Ammen machen die kleinen Kinder mit diesem Gespenst zu fürchten, um sie vom Schreien zu entwöhnen und zum Schlafe zu bringen: „Still!" sagen sie, „der Bubbock kömmt!"

Anmerk. Bubock ist übrigens ein ganz gebräuchlicher Vorname bei den Wenden.

78. Winde's Burschen. Wjetrci holcy.

Haupt und Schmaler, Wend. Lieder II. S. 207.

Die Wenden denken sich den Wind als Person, und seine Diener oder Söhne sind es, welche den Sturm leiten und vermöge desselben gute und schädliche Thaten thun. Wenn es recht tüchtig stürmt, so sagt man: Windes Burschen lärmen aber recht. Ihren Aufenthaltsort denkt man sich meist in der Luft oder auf erhabenen Gegenständen, jedoch auch auf der Erde.

Anmerk. 1. Nach Hanusch sind in der slavischen Mythologie die Winde die Enkel des Winbgottes Stryhog. In allen Mythologien bilden die Winde eine Familie. Die vier Winde der Griechen sind Riesen und Brüder; im russischen Volksglauben sind es Söhne einer Mutter. Auch das Wort Windsbraut ist sehr alt. (Siehe Grimm, Mythologie S. 361.)

Die deutsche Sage kennt ebenfalls Windeskinder. Vergl. Kuhn in Haupt's Zeitschrift VI. S. 131., V. S. 373. Mit den Worten: „Sieh da lieber Wind, koch ein Muß für dein Kind!" (Abergl. 282.) oder: „Leg dich lieber Wind, bring das für dein Kind!" (Mythol. 602.) wirft man Mehl in den Wind.

2. Die Wenden kennen noch eine Menge meist böser Dämonen:

Djas, ein uralter slavischer Name, bezeichnet einen feindseligen Geist. Welcher Djas hat mich hierher geführt? sagen die Wenden oft.

Dunder oder Dundyr (vielleicht eine Nachbildung des deutschen Donner) scheint nur noch ein Euphemismus für Cert, Teufel, zu sein. Ein wendisches Sprichwort heißt: Er schnarcht wie Dunder im Holzapfelstrauch.

Raws heißt etwa Unhold.

Trach (oberwend. Strach, vielleicht von dem deutschen Drachen) haust in finstern Winkeln und schaurigen Orten und es macht ihm Freude, die Menschen zu ängstigen.

D. Thier-Dämonen.

79. Der Drache.

Frenzel, hist. natur. III. 1417. L. Mon. Schr. 1797. II. 754. Haupt und Schmaler, Wend. Lieder II. 266. K. Haupt, Schlangensagen im N. Lauf. Mag. 1860.

Viele Frauen haben den Drachen, welcher ihnen Milch, Butter, Getreide und Geld zuträgt.

Um ihn in ihre Dienste zu bekommen, müssen sie sich dem Teufel verschreiben. Anno 1709 ward in Budissin eine Seele von solchem Pakt errettet und aus des Satans Händen gerissen; daher auch öffentlich in den Kirchen darum dem gnädigen Gott gedankt worden. Bei den oberlausitzer Wenden heißt der Drache ton smij, bei den niederlausitzer ten pljon. Er zieht als eine feurige Lufterscheinung durch den Schornstein in das Haus. Es giebt verschiedene Arten. Der Getreidedrache, zitny smij, füllt den Kornboden seines Besitzers; der Milchdrache, mlokowy smij, sorgt für den Milchkeller der Frau Wirthin; der Geldrache, penezny smij, läßt es seinem Herrn niemals an Geld fehlen. Er schleicht sich bei den Menschen auf folgende Weise ein. Irgendwo findet man einen Dreier liegen. Nimmt man diesen zu sich und verwahrt ihn gut, so liegt morgen ein Sechser da, und so wächst nach jedesmaliger Hinwegnahme des Gefundenen der Werth des Geldstückes bis zu einem Speciesthaler. Eignet man auch diesen sich zu, so hat man einen Heckthaler und den Drachen am Halse. Jeder Drache will gut abgewartet, gefüttert und mit höflichen Worten behandelt sein.

Als ein Feuergeist hat er seine verborgene Wohnung in der sogenannten Hölle hinter dem Ofen. Er verlangt, daß man ihm gutes Essen auf die Ofenplatte hinsetze, als Milchhirse, Fleisch u. s. w., was er verzehrt, wenn Alles im Hause schläft.

Versieht es die Wirthin oder der Wirth darin, so steckt er ihnen das Haus über dem Kopfe an und geht davon. Um den Geldrachen auf eine unschädliche Weise los zu werden giebt es nur das eine Mittel, den Thaler zu verkaufen, aber unter seinem Werthe, damit es der Käufer merke, daß darunter Etwas verborgen liege und Alles mit seiner stillschweigenden Einwilligung vollzogen werde.

Anmerk. 1. Wenn einer in seiner Wirthschaft schnell vorwärts kommt, heißt es in der Lausitz allgemein: er hat den Drachen.

2. In Görlitz steht auf der Treppe der Peterskirche zu gewissen Zeiten ein kleines Schächteichen, worin ein Dukaten liegt. Wer es aufhebt und den andern Tag hineinsieht, findet zwei, den dritten drei Dukaten. Wer es behält, hat einen Heckdukaten, wird aber dadurch Eigenthum des Teufels. Setzt man es aber gleich nach der Entdeckung wieder hin, so schadet es einem nicht.

3. Ueber den Drachen als Goldhüter und Schatzspender, das Verhältniß von Finsterniß und Gold, die Verwandtschaft dieses Drachens mit dem Lindwurm und dem wendischen Gotte

Plins (alias Flins) vergleiche die Anmerkung zu meinen Schlangenſagen im Neuen Lauſitziſchen Magazin 1860. S. 174—77.

80. Der Lindwurm (waka, palowaka).

O. u. N. Lauſ. Chronik S. 21. Schön's Handſchrift Nr. 62. Haupt u. Schmaler, Wend. Lieder I. S. 270. II. S. 266. K. Haupt, Schlangenſagen im N. Lauſ. Mag. 1860.

Es geht eine alte Sage, daß vor langen, langen Zeiten in den Sümpfen und Seen der Niederlauſitz ſchreckliche Lindwürmer und Drachen gehauſt haben; ſind geweſen wie Schlangen, aber viel größer, haben Rauch und Flammen geathmet, und das Land rings umher verwüſtet und Menſchen und Vieh in großen Maſſen verſchlungen. Nahe am Dorfe Zilmsdorf (einem der älteſten Orte der Lauſitz) iſt eine Stelle draußen auf freiem Felde, da ſprühen oft mannshohe Flammen aus der Erde empor. Das Volk nennt ſie Drachenfeuer und erzählt, daß dort der große Drache gehauſt habe, den der heilige Jürge getödtet hat. An der alten Salzſtraße, die nach Sorau führt, iſt ein Steinhaufen, da hat der Kampf ſtattgefunden, und da ſoll das ſteinerne Denkmal des Heiligen geſtanden haben, hoch zu Roſſe mit der Lanze in der Hand und dem Drachen zu ſeinen Füßen. Dieſer Drache hat nämlich täglich dreißig Menſchen aufgefreſſen und die Feldmarken weit und breit verwüſtet. Er konnte auch menſchliche Geſtalt annehmen und hat in ſolcher viele Menſchen in's Unglück geſtürzt, ſie ihres Geldes beraubt und daſſelbe im tiefen Walde hinten bei der Forſtner Haide vergraben. Gewöhnlich aber iſt er durch die Luft gezogen, und hat dabei ſeine Reiſe über Zilmsdorf nehmen müſſen. Dort wohnte aber früher ein gewiſſer Wochner, ein berühmter Teufelsbanner; der hat die Kunſt gehabt, den Drachen oft ſo lange hinzuhalten, bis der Hahnſchrei ihn im hieſigen Gau überraſcht hat. Da hat er allemal müſſen ſein Gold fallen laſſen.

Anmerk. Zu dem St. Georgsbilde bei Zilmsdorf wurde weit und breit her gewallfahrtet; 1615 hat es der Landvogt Graf Promnitz wieder aufrichten laſſen und zwar auf Begehren des Kaiſers Matthias (bei der Huldigung in Sorau 1611). Um 1710 ſtand der Stein noch und zeigte gegen Mitternacht in ausgehauener Arbeit den Ritter St. Georg auf einem Pferde und unter ihm den Lindwurm. Der Stein war 7 Ellen hoch und 3 Ellen breit. Die Inſchrift aus dem 17. Jahrhunderte auf der Abendſeite lautete:

Effigiem Christi dum cernis semper honora
Non tamen effigiem sed quem designat honora.
Aspice, mortalis, peo te datur hostia talis.

Darüber war an einem ſteinernen Kreuze ein zinnernes übergoldetes Chriſtusbild. (Magnus, Geſch. v. Sorau S. 115.)

Hier wird alſo in proteſtantiſcher Umdeutung der Ritter in den Heiland ſelbſt verwandelt, der „der Schlange den Kopf zertritt".

Ueber die Salzſtraße vergl. die Ortsſagen von Sorau. Ueber St. Georg als chriſtianiſirten Swantevit, den Drachen als Maske Tſchernebogs und die mythiſche Bedeutung der Legende ſiehe meine Anmerkung zu den Schlangenſagen im Neuen Lauſ. Magazin 1860

S. 159. ff. und Anmerkung zum wendiſchen Märchen von der verſchlafenen Frau und dem ſtarken Sohne.

81. Der Haſelwurm.

Frenzel, hist. nat. II. 1027. mss. N. L. M. Bd. 36. S. 179.

Um's Jahr 1598 hat ſich an der ſchleſiſchen und oberlauſitziſchen Grenze ein greulicher Wurm oder Drache, etliche Ellen lang, mit grün und gelbem Leibe, am Kopfe wie eine Katze geſtaltet, eine geraume Zeit in Bergen und Gebüſchen ſehen laſſen und iſt den Leuten, die nach Pilzen und Haſelnüſſen ausgegangen ſind, nachgeſchlichen, hat auch zwei Mägdlein, die um jene Zeit verloren gegangen, zweifelsohne aufgefreſſen.

Anmerk. Der Haſelwurm hält ſich unter Haſelgebüſchen auf. Die Haſel iſt ein Feenbaum, z. B. in dem Märchen von Aſchenputtel (Grimm's Kindermärchen No. 21.). Mit Haſelruthen bezwingt man die Hexen (Prätorius, Blocksberg S. 115). Daß man nicht unter Haſelſträuchern einſchlafen ſoll wegen der Elfen, daß Träume unter dem Haſelſtrauche von beſonderer Bedeutung ſind, iſt allgemeiner Aberglaube.

Daß hier der Drache einen Katzenkopf hat, erinnert an die Sage aus der Edda, wo Thor in Jotunheim bei den Reifrieſen vergeblich verſucht, eine eiſenfarbige Katze zu haben, von der ihm hernach der Rieſe vertraut, daß es die Mitgardsſchlange geweſen ſei, die ſich um das ganze Meer geringelt hat.

82. Der Schlangenkönig von Lübbenau.

Büſching IV. 342. D. u. N. L. Chronik. S. 31. N. L. M. Bd. 36. S. 165. ff.

Das ehrwürdige alte Schloß von Lübbenau, das ſchon ſeit dem 15. Jahrhunderte ſteht, gehört den Grafen Lynar, welche aus Toskana in Italien ſtammen. Auf dem Schloſſe findet ſich noch das Bild eines alten Ritters, zu deſſen Häupten die Worte ſtehen: „mit deme Grave Roch in Deutſchland kommen."

Die gräfliche Familie führt im Schilde eine gekrönte Schlange mit einer Mauer, und wüßte Niemand weswegen und auch nicht woher die Grafen ſo reich ſind, da ſie doch ganz arm nach Deutſchland gekommen ſind, wenn es nicht das gemeine Volk daſiger Gegend aus dem Munde ſeiner Ahnen erfahren hätte und weiter erzählt von Kind zu Kindeskind.

Es ſind aber um Lübbenau in den vielen hundert Armen der Spree viele Waſſerſchlangen, thun den Menſchen nichts, nur daß ſie manchmal den Kühen die Milch ausſaugen, wovon ſie in Lehda und Leipa zu erzählen wiſſen. Früher ſoll es dort ſogar geflügelte Schlangen gegeben haben; die hat aber ſeit Menſchengedenken keiner mehr geſehen. Aber das iſt gewiß, daß ihrer in jedes Haus ein Paar gehört, ein Männlein und ein Weiblein, die ſich aber nicht eher ſehen laſſen, als bis der Hausvater oder die Hausmutter ſtirbt, und ein alter Mann hat es ſelber geſehen, als ſeine Mutter

geſtorben war, wie Tags darauf früh eine lange todte Schlange auf dem breiten Steine vor dem Hauſe gelegen hat. Dieſe Schlangen hatten früher einen Schlangenkönig, eine ſehr große, ſtarke und lange Schlange, die hatte auf dem Kopfe zwei gebogene Haken, damit trug ſie eine elfenbeinerne Krone. Dieſe Krone war aber von unſchätzbarem Werthe und war in ihrer Art einzig und erbte immer von einem Schlangenkönige auf den andern.

Als nun der erſte Lynar nach Deutſchland und in die Oberlauſitz kam — denn er war aus Italien ausgewandert wegen eines Bürgerkrieges — da hörte er das Alles, und weil er ein kühner und ſchlauer Mann war, beſchloß er, ſich der Krone des Schlangenkönigs zu bemächtigen. Er wußte aber, daß der Schlangenkönig, wenn er mit ſeinen Genoſſen im Sonnenſcheine ſpielen wollte, die Krone ablegte, und zwar gern auf reinliche und weiße Sachen, breitete daher an einem ſchönen Maitage auf einem grünen Platze, da wo jetzt das Schloß ſteht, ein feines, weißes, großes Tuch aus, und verſteckte ſich nicht weit davon hinter einem Erlengebüſche an der Schnecke, aber weislich zu Pferde, wenn ja die Gefahr groß ſein ſollte. Und da kam richtig der Schlangenkönig und mit ihm ein großes Gefolge von Schlangen, und da legte richtig der Schlangenkönig ſeine Krone auf das weiße Tuch, ſchlängelte ſich dann hinauf auf den Berg, wo jetzt die Eisgrube iſt, und alle ſeine Geſellen mit ihm und begannen zu züngeln und zu ſpielen im Sonnenſcheine, daß es gar luſtig anzuſehen war. Der Ritter aber reitet ſachte herbei, faßt das Tuch mit der Krone an allen vier Zipfeln zuſammen und giebt dem Roſſe die Sporen. Augenblicklich hört er ein helles Pfeifen und da ſchießen die Schlangen vom Berge herab und rechts und links aus dem Waſſer in unzähliger Menge, und alle hinter ihm her wie feurige Blitze, und kommen ganz dicht an ihn. Da kommt der Ritter an eine große Mauer, die iſt quer vor ihm und kann nicht weiter, und die Schlangen immer auf ſeinen Ferſen. Aber da macht das treue Thier einen verzweifelten Sprung und der Ritter kommt glücklich hinüber und in's Freie. Es ſind aber unermeßliche Schätze geweſen, die er mit der Krone davon getragen hat, und hat davon die Herrſchaft Lübbenau gekauft und nicht weit von der Stelle, wo er den Schatz erobert, das Schloß erbaut. Den Schlangenkönig aber und jene Mauer nahm er in ſein Wappen auf.

Seitdem aber der Schlangenkönig ſeine Krone verloren, hat ſich die Anzahl der Schlangen vielfach gemindert. Folgendes jedoch hat ſich zu unſerer Großväter Zeiten zugetragen. Ein Fiſcher, der vor vierzig Jahren noch lebte, fiſcht in einem alten mit Weiden bewachſenen Graben unweit des Schloſſes an der Schnecke, und zieht im Netze zu ſeinem großen Erſtaunen eine große, große Schlange mit etwas Weißem auf dem Kopfe heraus. Und wie es dort die Leute zur Gewohnheit haben, daß ſie jede Schlange tödten, wo ſie ſie finden, ſo ſticht er auch dieſe mit ſeiner Rudel an. Aber dieſe erhebt ein

helllautes Pfeifen und augenblicklich ist der ganze Graben schwarz von Schlangen, die sich an seiner Rudel in die Höhe schwingen und sich in seinen Kahn drängen, der aus einem einzigen Eichenstamme ausgehöhlt war, dergleichen dort die Fischer brauchen. In Angst und Schrecken springt er aus dem Kahne auf's Land, aber die Schlangen sind immer hinter ihm her. Zum Glück fällt ihm ein, seine Jacke auszuziehen und von sich zu werfen. Auf diese stürzen sich die Schlangen wie rasend und er entkommt. Die Jacke aber fand man nach mehren Tagen in dem faulen Graben durch und durch zernagt, eine Warnung, wie es ihm ergangen sein würde, wenn sie ihn erwischt hätten. Er hat sich auch seitdem wohl gehütet, die unschuldigen Thiere zum Vergnügen zu tödten. Die große Schlange aber ist der Schlangenkönig gewesen und das Weiße an seinem Kopfe die Haken, woran er früher die Krone trug, ehe sie der erste Lynar erbeutete. Ob der Schlag des Fischers ihn getödtet hat, weiß man nicht. Gesehen worden ist er seit der Zeit nicht mehr und die Schlangen vermindern sich auch von Jahr zu Jahr.

Anmerk. Etwas anders wird die Sage erzählt im Kottbusser Wochenblatte 1839 No. 81. Dort ist ein Kaufmann der Kronenräuber, die Lynar aber sind Freunde der Schlangen. Vgl. N. L. M. Band 37. S. 499.

83. Die Schlangenkönigin von Klingewalde.

Mündlich. N. L. M. Bd. 36. S. 169 fg.

Der Junker von Klingewalde ritt auf die Jagd, und als er müde war, legte er sich schlafen unter einen Eichenbaum am Rande des Baches, der durch den Klingewalder Busch fließt. Da däuchte es ihm, als käme aus dem Wasser heraus eine wunderschöne grüne Schlange, die ringelte sich und züngelte sich im Sonnenschein an dem jenseitigen Rande des Baches. Auf ihrem Kopfe trug sie eine glänzende Krone mit einem herrlichen Rubinstein und ihre Augen waren wie zwei schöne Jungfrauen-Augen, damit schaute sie den Junker unaufhörlich an, also daß er in Liebe entbrannte zu der Schlangenkönigin; aber sobald er aufsprang und die Arme nach ihr ausbreitete, verschwand sie blitzschnell in den Wellen des Baches. Der Junker hatte fürder keine Ruhe, und jeden Tag zur Mittagsstunde lag er unter dem Baume am Rande des Baches und sah der Schlangenkönigin zu, wie sie sich ringelte und züngelte im Sonnenschein. Und sein Herz war krank vor Sehnsucht. Aber die Schlangenkönigin hatte Mitleid mit dem schönen Junker und sagte ihm, es gäbe wohl ein Mittel, sie zu erobern. Er solle auf seinem weißen Pferde und ein weißes Tuch in der Hand mit einem Satze über den Bach sprengen, dann würde sie sammt dem unschätzbaren Edelsteine in ihrer Krone die seinige werden. Des andern Tages ließ der Junker sein milchweißes Roß satteln und nahm ein weißes Tuch in die Hand und ritt durch den Wald zur Stunde des Mittags, und in der Ferne auf dem andern Ufer des Baches

ſtand die Schlangenkönigin als eine herrliche Jungfrau und ihre Krone funkelte im Sonnenſchein. Aber als der Junker ſeinem Roß die Sporen in den Leib drückte, um einen Anlauf zu nehmen zu dem gefährlichen Sprunge, da erhob ſich plötzlich von allen Seiten ein ſchreckliches Pfeifen und Ziſchen und aus den Sträuchern und Büſchen kamen Tauſende von Schlangen hervor und ſtürzten ſich mit Blitzesſchnelle hinter dem Reiter her. Und als er von Angſt und Schrecken gehetzt am Ufer ankam, da hatten ſie ihn erreicht und umringelten Roß und Mann. Mit ſeiner letzten Kraft ſetzte das edle Thier vom Ufer ab, um ſeinen Herrn über das Waſſer zu tragen, aber mitten im Sprunge war es von den Schlangen übermannt. Die Königin ſtieß einen lauten Schrei aus und Roß und Reiter verſanken in den Wellen. Dort fanden ihn ſeine Diener. Ein ſteinernes Denkmal am Rande des Baches war noch lange Zeit Zeuge des Ereigniſſes.

Anmerk. Auch auf Schloß Landeck iſt eine Erſcheinung, die ſich den einen Tag als Jungfrau, den andern als Schlange zeigt.

84. Der Natternkönig in Königshain.

Aus einer handſchriftlichen Beſchreibung von Königshain v. J. 1752. S. 47. N. L. M. Bd. 36. S. 171.

„Ganz vorn beim Dorfe liegt das Natterngebüſch, wo ſich große graue Nattern in Menge aufhalten. Die haben auch einen Natternkönig. Es geht einſtmals eine Frau mit einem Kuchen vorbei, welche zwar ſchon Kenntniß gehabt haben muß von dem Natternkönige, denn da ſie ſieht einen großen von Nattern geſchloſſenen Kreis und in der Mitte auch eine mit einer güldenen Krone, breitet ſie ein weißes Tüchlein nahe dazu, legt ihren Kuchen darauf und gehet alsdann auf die Seite. Da ſiehet ſie denn, daß die Nattern kommen ſammt dem Könige und nehmen dieſen Kuchen, und der Natternkönig legt ſeine goldene Krone dafür hin auf das Tüchlein und die Nattern gehen alle mit dieſem Kuchen fort. Wie die Frau ſiehet, daß Alles weg iſt, gehet ſie hin: ſo findet ſie ein ſchön güldenes Krönchen auf dem Tüchlein. Solches nimmt ſie und gehet zu Haus, welches ſie hernach verkaufet und mehr denn zwei Thaler werth dafür bekommen."

Anmerkung. Ein Hausſchlangenkönig ſchenkte einer Magd am Ende ihrer Dienſtzeit eine Krone mit der Aufſchrift: „Aus Dankbarkeit" (Schnietzler, Bad. S. I. S. 134). Ein Mädchen gewann durch Ausbreitung eines weißen Tuches die Krone des Schlangenkönigs, die von Gold und grünen Edelſteinen war. Als es der Schlangenkönig ſah, ſchrie er ſo entſetzlich, daß das Mädchen taub wurde. Die Krone verkaufte ſie hernach für vieles Geld. (Müllenhof, Schleſw. Sag. No. 474.)

Kurz: die weiße Farbe übt auf die Repräſentanten der Finſterniß einen zwingenden und ſiegreichen Zauber aus, ſo daß ſie ihre Schätze opfern müſſen.

85. Der Otternſtein bei Neuhaus.

Mündlich.

In der Görlitzer Haide, zwiſchen Neuhaus und Stenker, ſteht ein roher Stein, vom Volke der Otternſtein genannt. Es haben nämlich die Ottern in der Görlitzer Haide in jedem Bezirke einen Otternkönig, der eine unſchätzbare goldene Krone auf dem Haupte trägt. Wer dieſelbe erobern will, der muß ein weißes Tuch in die Nähe des Königs legen, dann bringt er ſeine Krone und ſetzt ſie darauf. Wenn man dieſelbe ergreift und recht ſchnell von dannen flieht, ſo erobert man mit dieſer Krone Glück und Reichthum. Aber es iſt große Eile nöthig. Denn ſobald das Otternvolk den Raub merkt, ſchießen ſie zu Tauſenden überall hervor und verfolgen den Räuber bis an die Grenze ihres Bereichs. Wer dieſelbe erreichen kann, iſt geſichert, denn in's benachbarte Revier, wo wieder ein anderer Otternkönig herrſcht, dürfen ſie ihn nicht verfolgen. Ein beherzter Jüngling unternahm einmal das Wagſtück. Aber das entſetzliche Ziſchen und Pfeifen der hinter ihm herſchießenden Schlangen raubte ihm die Beſinnung, und obgleich er nur noch hundert Schritt bis zur Grenze hatte, konnte er dieſelbe doch nicht erreichen. Er ſtürzte zuſammen und die Ottern zerfleiſchten ihn in wenigen Augenblicken auf die furchtbarſte Weiſe. Zum Andenken an dies Ereigniß ſetzten fromme Leute an dieſer Stelle den Stein, der bis auf den heutigen Tag der Otternſtein heißt.

86. Der Baſilisk in Budiſſin.

Gräve, Volksſagen. S. 82. Budiſſin. Chronik. N. L. M. Bd. 36. S. 178.

Wenn ein Hahn zwanzig Jahre alt iſt, legt er ein Ei in den Dünger, welches deſſen Wärme ausbrütet und ein Geſchöpf erzeugt, das die Geſtalt eines Huhns, die Flügel eines Drachen, den Schwanz einer Eidechſe, den Schnabel eines Adlers, die Klauen eines Tigers und überdies eine rothe Krone auf dem Kopfe und lauter ſchwarze Borſten am ganzen Körper hat. Seine Augen ſind grün, und wen er anſieht, der wird durch ſeinen Blick vergiftet. Solch ein Ungethüm nennt man einen Baſilisken.

Eine alte Budiſſiner Chronik meldet von einem ſolchen Folgendes:

Aus dem von den Fleiſchbänken zur Schülergaſſe führenden, links die Ecke bildenden Hauſe (gegenwärtig No. 210.) iſt ein ſchrecklicher Baſilisk, der mit ſeinem Anblick viel Menſchen vergiftet, auch ſonſt allerhand Unheil angeſtiftet, getreten, bis endlich ein kluger Mann ſich über und über mit Spiegeln behangen hat, worein das Ungeheuer geblickt, darauf geborſten und ſomit durch ſein eigenes Gift getödtet worden.

Anmerk. Wahrſcheinlich kam der Baſilisk aus einem Keller. Es hat Leute gegeben, die ein ſolches Thier in einem dunklen Keller jahrelang hatten. (Nork IX. 962.) Die Krone rechtfertigt vielleicht ſeinen Namen (βασιλισκος = regulus).

Plinius (8., 21.) verlegt seine Heimath nach Cyrenaica. Seine Größe beträgt zwölf Finger, er geht aufrecht. Sein Zischen verjagt alle andern Schlangen. Er tödtet die Gesträuche und versengt das Gras durch seinen Anhauch.

87. Der unheimliche Krebs bei Quitzdorf.

Handschrift des Präsid. v. Oertzen, im Archiv der Oberl. Ges. d. W.

Im Schöpsfluß bei Quitzdorf giebt es viele Krebse, darunter aber ist auch einer von riesenhafter Größe. Der hat Scheeren wie Menschenhände, aber ganz fürchterlich groß und schwarz behaart, und hat schon viele Menschen erschreckt. Vor etlichen dreißig Jahren krebste einmal um die Mittagsstunde ein Quitzdorfer Bauer im Flusse und hatte schon viele dieser Thiere gefangen und breitete sein Netz auf dem Walle aus, um sie zu zählen und dann nach Hause zu gehen. Da kommt plötzlich der Riesenkrebs aus dem Wasser heraus und mit schrecklich ausgestreckten Scheeren auf ihn zu gekrochen. Der Mann erschrickt, läßt seinen Fang im Stiche und läuft so schnell er kann nach Hause.

Dreißig Jahre später ereignete sich Folgendes: Ein anderer hatte einmal im Schöps Krebse gefangen und trug sie nach Hause. Plötzlich ward ihm die Last so seltsam schwer und immer schwerer. Er nimmt den Garnsack vom Rücken, um nachzusehen, und gewahrt zu seinem größten Schrecken, daß er den Riesenkrebs im Netze hat. Er, beherzter als jener, sucht ihn los zu werden, vermag es aber nicht, ladet daher, da er die übrigen Krebse nicht im Stiche lassen will, wieder auf und kann die schwere Bürde kaum nach Hause bringen. Ganz athemlos angekommen, bindet er den Garnsack auf. Da war der Riesenkrebs verschwunden.

Anmerk. Der Krebs ist ein Wasserdämon gleich der Wasserschlange in der Lübbenauer Sage. In dem Mohrinersee liegt ein großer Krebs mit einer Kette an den Grund angeschlossen. Wenn er sich einmal losreißt, geht die ganze Stadt unter. (Kuhn, Märk. Sag. S. 246.)

88. Das spukende Kalb bei Quitzdorf.

Handschrift des Präsid. v. Oertzen im Archiv der Oberl. Gesellsch. d. Wissensch.

Im Schöpsflusse bei Quitzdorf, da wo das Raubhaus gestanden hat, spukt ein feuriges Kalb. Ein Fischer Namens Uhse fischte einst mit seinen Leuten noch spät Abends an der verrufensten Stelle an der alten Eiche, wo große Schätze versenkt sein sollen. Als die Leute das Netz herausziehen wollten, war es sehr schwer und sie freuten sich schon des guten Fangs, den sie gethan zu haben vermeinten. Aber das Netz ward immer schwerer und schwerer, und als sie es endlich mit ungeheurer Kraftanstrengung aus dem Wasser bekamen, da glotzte ein großes schwarzes Kalb mit glühenden Augen die Fischer an und blökte so entsetzlich, daß die Leute laut schreiend davon liefen. Andern Tages fand man nur das zerrissene Netz mit vielem Schlamme.

Digitized by Google

89. Das Zauberkalb auf dem Boblitzer Damme.

Büsching IV. 17.

Auf dem Boblitzer Damme bei Lübbenau, in der Gegend des sogenannten Müller'schen Häuschens, liegt allnächtlich um zwölf Uhr ein Kobold in Gestalt eines Kalbes auf dem Wege, welches dem Wanderer den Weg versperrt. Es giebt noch lebende Augenzeugen, die dieses Kalb gesehen haben.

Anmerk. Der wendische Volksglaube berichtet, daß jeder Kobold die Gestalt eines Kalbes annehmen könne.

E. Riesen.

90. Das Riesengeschlecht.

Singul. Lusat. XI. 697. Rulandt, Taschenb. I. Frenzel, hist. nat. msc. II. 774. N. L. Mag. 1834. S. 351.

Vor Zeiten wohnten in der Lausitz lauter große mächtige Riesen, aber wie sie geheißen und was sie gethan haben, das weiß Niemand mehr zu sagen. Die böhmischen Historienschreiber erzählen nur, daß man zu unterschiedlichen Malen ungewöhnlich große Menschengebeine aus der Erde gegraben und namentlich im Jahre 785 neben einem Schädel, den zwei Männer nicht haben umklaftern können, Schienbeine von sechsundzwanzig Schuh Länge gefunden habe. Diese Knochenüberreste gehörten offenbar einem Geschlechte an, welches schon vor der Sündfluth diese Erde bewohnte.

In der Priebusser Gegend giebt es große Sandhügel, die sich am Ufer der Neiße zwischen Rothenburg und Muskau überhaupt oft finden. Das Volk nennt sie Hünengräber und sagt, daß heidnische Riesen dort vergraben liegen.

Auf dem Steinberge bei Königshain ist eine Grube, die man das Riesengrab nennt, weil allda ein Riese begraben worden ist.

In der Nähe von Schenkendorf liegen acht Erdhügel, die das Volk Hünengräber nennt.

91. Der Riesenkegelschub auf dem Ober-Oderwitzer Berge.

Gräve, Volkssagen S. 68.

In alten Zeiten lebten in der Zittauer Gegend Riesen, ein rohes und wildes Geschlecht, das die Götter verachtete und die Menschen verfolgte. Auf dem Oderwitzer Berge hatten dieselben einen Kegelschub, auf dem sie mit sechs goldenen Kugeln nach neun goldenen Kegeln zu schieben pflegten und jeden glücklichen Schub mit ungeheurem Jauchzen verkündigten. Eines Tages trieben sie ihr Wesen gar zu arg, fluchten und lästerten schrecklich, indem sie immerwährend bis in die Mitternacht hinein Kegel schoben. Da

öffnete ſich plötzlich der Himmel, ein Feuerball fuhr hernieder und begrub Kegel, Kugel und Rieſen in die Erde. Hier liegt der geſchmolzene Goldklumpen und harrt der Hand des glücklichen Finders.

Anmerk. Auch Kaiſer Rothbart im Kyffhäuſer ſchiebt Kegel und ſchenkt einen derſelben einem Hirten (Harrys, Niederſächſ. Sag. No. 1.). Daſſelbe wird von den Zwergen im Löbauer Berge erzählt (ſiehe No. 29.). Auf einem Gemälde der Annaberger Kirche ſind kegelſchiebende Engel abgebildet. Nach Nork (S. 256) haben dieſe goldenen Kegel eine aſtriſche Bedeutung und ſtellen die Geſtirne vor. Auch iſt die Vermuthung aufgeſtellt worden, das Kegelſpiel bedeute die fallenden und aufſtehenden Kämpfer bei den allabendlichen Kampfſpielen der Einherien in Walhalla. Zu Hildesheim ſpielten früher die Domherren ein ähnliches Spiel am Sonntage Lätare im Domhofe. (Hannob. Landesbl. 1833 S. 30.)

92. Die Rieſenkeule bei Heidersdorf.

Nach Segnitz II. S. 224.

Bei Heidersdorf in der preußiſchen Oberlauſitz befindet ſich ein hoher, ungewöhnlich ſpitzer Felſen, weithin ſichtbar und gewöhnlich der Spitzberg, im Volksmunde aber auch die Rieſenkeule genannt. Von dem berichtet die Sage:

Als in der Oberlauſitz noch ein heidniſches Rieſengeſchlecht hauſte, kam einſt ein chriſtlicher Prieſter durch das Land gewandert. Er kam von einer Pilgerſchaft aus dem heiligen Lande zurück und trug in einem Käſtchen heilige Reliquien für die Andacht der wenigen Chriſten im Lande. Da begegnete ihm in der Gegend, wo jetzt Heidersdorf liegt, ein wilder Rieſe, der verhöhnte den gottesarmen Pilgrim und verlangte von ihm das Käſtlein, um Spott und Spiel zu treiben mit den Gebeinen der Heiligen. Aber der fromme Prieſter erwiederte, er wolle lieber ſterben, als die Heiligthümer in die Hände des Heiden geben. Das kannſt du haben, ſchrie der Rieſe und ſchwang ſeine Keule. Aber der Pilgrim ſtand geduldig da, faltete ſeine Hände und betete inbrünſtig zur heiligen Maria. Da fuhr ein Blitz hernieder, die Erde that ſich auf und der Rieſe verſank vor den ſichtlichen Augen des Gottesmannes. Aber des Rieſen Keule ſenkte ſich nicht mit hinab, und ſteht noch heute aufrecht über ſeinem ungeheuren Grabe. Manchmal zur Nachtzeit aber bewegt ſie ſich hin und her, wie ein Baum im Sturmwinde.

93. Der Ameiſenberg bei Oybin.

Gräve S. 189. Gräſſe S. 529.

In dem engen Thale, welches nach dem Oybin hinführt, hauſte in uralten Zeiten ein wildes und rohes Rieſengeſchlecht, das von Jagd und Raub lebte und einen ſchrecklich ſündhaften Wandel führte. Gegenüber wohnte aber ein frommer Einſiedler in ſeiner ſtillen Klauſe, der drohte den Sündern

mit des Himmels Strafe, aber sie verlachten ihn und trieben es nur noch toller als zuvor. Da ergrimmte der fromme Mann und verwandelte das ganze Volk in Ameisen, auf daß sie ihr Lebtag ein unruhiges, unstätes und mühevolles Leben führten und von Thieren und Menschen verfolgt würden.

Anmerk. Auch No. 97. erzählt von einem Riesen.

Dritte Abtheilung:

Teufels-Sagen.

III.

Teufelssagen.

94. Die Teufelsmauer zu Gojaz.

L. Monatsschrift 1798. II. 323.

Als der Teufel noch bei hellem lichten Tage leibhaftig unter den Menschen einher ging, machte er einstmals mit dem Besitzer des Gojazer Kretschams ein Bündniß, wodurch er sich anheischig machte, wenn der Krüger sein Versprechen (die Sage nennt nicht, worin dies bestand) hielte, um seinen Weinberg und ganzen Acker in einer Nacht eine Mauer aufzuführen, den Hofraum zu pflastern und damit fertig zu sein, ehe der Hahn krähte. Und so geschah's, die Mauer ward bei Nacht und Nebel mit höllischer Kraft und Geschwindigkeit aufgeführt, und es war nur noch im Hofe ein großer Stein anzubringen. Da krähte der Hahn. Der Teufel erschrak, ward darauf ganz verbost und schleuderte den Stein, welcher aber fünf Centner schwer war, über den Thorweg, wo er bis zum Jahre 1790 lag und mit fünf Löchern die Stellen bezeichnete, wo ihn des Teufels unsanfte Finger gepackt haben. Die Mauer aber steht heute noch und ist wirklich teufelmäßig fest gebaut.

Anmerk. Diese und viele andere Sagen von bauenden und wettenden Teufeln haben ihr Original an der Edda-Mythe vom Bau der Asen- oder Götterburg. Diese sollte den Reifriesen (der Winterkälte) trotzen. Die Asen wählten einen Schmied zum Baumeister, der aber ein verkappter Riese war und sich zum Lohne die holde Freia (die Produktionskraft) und die Sonne und den Mond ausbat. Dies zu bewilligen hatte der hämische Locki gerathen. Die Asen stellten dagegen die Bedingung, daß der Bau bis Frühlingsanfang fertig sein müsse und daß dem Schmiede Niemand helfen solle als sein Roß Swadilfari (= Eisfahrer). Als sie aber sahen, daß drei Tage vor Frühlingsanfang der Bau fertig war bis auf ein einziges Thor, da erschraken sie und drohten Locki, wenn er die Vollendung nicht verhinderte, mit dem härtesten Tode. Locki versprach dies, verwandelte sich in eine Stute und als der Schmied Abends ausfuhr, um Steine zu holen, verlockte er das Roß desselben durch sein Wiehern in den Wald, so daß der Schmied nicht wußte, wie er fertig werden sollte und aus Zorn und Angst seine wahre Gestalt annahm, um

mit größter Kraft das Werk zu vollenden und den bedungenen Lohn zu erhalten. Jetzt aber riefen die Asen den Sommergott Thor, den Donnerer eiligst zurück von seinem östlichen Kampfe gegen die Trolden. Er kam und schlug mit seinem Hammer den Riesen todt.

Die Deutung liegt auf der Hand. Die Götterburg wird in unseren Sagen zum Ritterschloß, Dom, Haus, Mühle u. s. w. oder, wie in der Görlitzer und Friedersdorfer Sage, zu einer bedungenen Schmiedearbeit. Der Baumeister und Schmied in der alten Mythe, ein feindlicher Riese, ist bei uns der Teufel, der Preis statt der holden Freia, der Sonne und des Mondes, die unsterbliche Seele; wie dort das wiehernde Roß, so ist hier der krähende Hahn, die schlagende Uhr u. s. w. Schuld, daß der Bau nicht fertig und der Baumeister betrogen wird.

Die Felsstücke, welche der Teufel wirft, beruhen aber auf einer Verwechselung des Riesen mit Thor und seinem geschleuderten Steinhammer.

Gespenstige Pferde, die einen Bau verhindern, kenne die lausitzische Sage vom Lödauer Berge und von der Wolfgangskapelle zu Rieda.

95. Der Steinberg bei Hennersdorf.

Görl. Wegweiser 1833. S. 370. Mündlich.

Ein armer Bauer aus Sohra fuhr spät Abends von Görlitz nach Hause. Er hatte Steine geladen und seine Pferde waren so abgetrieben, daß sie kaum von der Stelle gehen wollten und endlich hinter Hennersdorf ganz stehen blieben. Es war unterdeß eilf Uhr Nachts heran gekommen. Verzweifelnd über sein Mißgeschick und sein ganzes armseliges Loos stand der Bauer neben seinem Wagen und konnte sich nicht enthalten, gar mörderlich zu fluchen. Der Teufel soll mich holen — rief er aus, und hatte kaum das Wort über die Lippen gebracht, da stand auch schon eine lange Gestalt vor ihm mit Pferdefuß und Schwanz! Der Bauer erschrak und rief unwillkürlich aus: Mein Gott, Ihr seid wohl gar der Herr Teufel? Laß gut sein, Bauer, sagte der Teufel, (denn er war's) Du hast Deinen freien Willen; ich biete Dir nur eine Wette an, Du kannst thun und lassen was Du willst. Der Bauer faßte sich schnell ein Herz und sprach: Nun Herr Teufel, was habt Ihr denn für eine Wette? Noch ehe es zwölf Uhr schlägt, erwiederte der Teufel, will ich hier auf diesem Berge eine Kapelle bauen. Wird diese Kapelle nicht fertig, so sollst Du große, große Schätze haben; wird sie aber fertig, so ist Deine Seele mein.

Den Bauer lüstete nach den Schätzen — er ging die Wette ein, und der Bau begann. Da sah er denn nun freilich zu seiner großen Verwunderung, wie sich große Steine aus der Erde empor hoben, höher und immer höher stiegen, und sich allmählich wie eine Kapelle gestalteten. Da wurde ihm unheimlich zu Muthe und schon sah er seine Seele in der Hölle brennen. Mitternacht kam aber auch näher und plötzlich schallte der erste Schlag der Geisterstunde von der Thurmuhr zu Ludwigsdorf herüber. Da spitzte der Teufel die Ohren, horchte hoch auf und wurde wüthend als die Thurmuhr ihre zwölf Schläge vollendet hatte. Der Teufel hatte sich verrechnet; denn

er hatte den Stundenschlag von Görlitz her erwartet und ganz vergessen, daß auch in Ludwigsdorf eine Thurmuhr sei, die zufällig ein Paar Minuten vorging. Er war betrogen. Die Kapelle war noch nicht fertig und der Bauer hatte die Wette gewonnen. Wüthend riß der Teufel ein Stück vom Felsen los und schleuderte es unter einem furchtbaren Gelächter nach der Ludwigsdorfer Kirche, zertrümmerte auch richtig die Thurmspitze und der Stein fiel vor dem Schlosse zu Ludwigsdorf nieder, wo er noch vor fünfzig Jahren gesehen worden ist. Der Bauer wurde ein reicher Mann. Der Ludwigsdorfer Thurm hat bis jetzt noch keine neue Spitze, aber die neu erbaute Kapelle verwandelte sich in jenen thurmartigen Felsen bei Hennersdorf.

Eine andere Sage setzt noch hinzu, daß der Teufel mit diesem Felsenstücke nicht blos den Ludwigsdorfer, sondern auch den Rengersdorfer und Seifersdorfer Kirchthurm, welche alle drei in einer Richtung stehen und in ihrer jetzigen Gestalt alle einander ähnlich sehen, zugleich getroffen hätte.

96. Der Teufelsstein bei Kamenz.

O. u. N. L. Chronik. S. 84. Preusker, I. S. 180.

Auf den Flurgrenzen von Biela, Zschorna (d. i. Schwarz und Weiß) und Bernbruch, eine Stunde nördlich von Kamenz, liegt ein zehn Ellen hoher, seltsam, fast froschartig gestalteter Granitblock, welcher längs der untern Seite eine kettenartige Vertiefung zeigt. Dicht daneben waren noch vor fünfzig Jahren tiefe Gruben, Erdkessel, Teufelsgruben genannt. In der Nähe hat man Urnen und alte Waffen (Kelts) gefunden — ohne Zweifel ein alter heidnischer Opferaltar.

Die Sage erzählt von diesem Steine Folgendes:

Als die erste Kirche in Kamenz gebaut wurde, wollte der Teufel den Baumeister verführen, daß er diesen Fels zum Grundsteine nähme, und versprach denselben an Ort und Stelle zu schaffen. Er legte auch eine Kette darum und hob ihn in die Höhe, wovon noch jetzt der Eindruck zu sehen ist; aber er konnte ihn nicht vor Mitternacht bis hin schaffen, und als es zwölf Uhr schlug, ließ er den Stein aus Verdruß wieder fallen, so daß er noch jetzt ganz schief liegt, nach Biela zu hoch, nach Kamenz zu geneigt.

In den dabei befindlichen Teufelsgruben hat auch der Teufel zuweilen gekocht und man hat es in der Tiefe brodeln hören, wie wenn ein Hirsebrei kocht.

Einst haben Hirtenknaben aus Biela Steine hineingeworfen, aber da sind drei große schwarze Raben auf sie geflogen gekommen und haben sie und ihr Vieh mit Flügeln und Schnäbeln übel zerhackt und geschlagen, also daß sie mit knapper Noth sich haben in's Dorf retten können, und das Vieh hat lange Zeit statt Milch nur Blut gegeben. Da ist es lange verboten gewesen, das Vieh bei dem Steine zu hüten.

Auch dem Bauer, der den Stein oben abgesprengt hat, ist es schlecht bekommen; denn er hat von Stund an keine Ruhe gehabt und keinen gesunden Tag mehr auf der Welt, und alle Bäder, die er besucht hat, haben ihn nicht heilen können.

Anmerk. Raben sind Odins-Vögel, später auch Teufelsvögel. Auch in dem benachbarten deutschen Baślitz wurden Urnen und Waffen gefunden. Dort ist auch ein heiliger See mit einer Insel. Bieta und Zschorna erinnern an den schwarzen und weißen Gott. Baślitz kommt von bos, Hollunder; eben so leicht aber von boh, Gott.

97. Der Teufelsstein bei Kleinbautzen.

O. u. N. Lauf. Chronik S. 84.

An der Flurgrenze zwischen Plischkowitz und Kleinbautzen liegt ein alter heidnischer Opferstein, aus drei Blöcken bestehend, von denen der eine die beiden andern halb bedeckt, der Stein, der die andere Hälfte der Decke ausmachte, ist aber zur Zeit der Heidenbekehrung umgestürzt und mit einem christlichen Kreuze versehen worden. Jeder Block ist etwa acht Ellen lang, neun Ellen breit, vier bis fünf Ellen hoch. In beiden Deckenplatten sind runde Löcher, ziemlich regelrecht von Menschenhand gearbeitet. Zwischen den beiden Grundfelsen ist ein Durchgang eine Elle breit. Die christliche Volkssage erzählt davon Folgendes:

Der Teufel hatte mit dem Gutta'er Müller ein Bündniß geschlossen; aber diesmal war er ein dummer Teufel, denn er ließ sich von dem Müller verlocken, sich auf's Mühlrad zu setzen, welches plötzlich sich zu drehen anfing und den dummen Teufel gar übel zurichtete. Seine Hosen waren ganz zerrissen, und als er sich glücklich bis zu dem Steine geschleppt hatte, setzte er sich nieder und flickte sie.

Auch ein Riese saß einstmals auf diesem Steine, der war so groß, daß er mit einem Schritte bis nach Klein-Saubernitz reichte, was doch zwei Stunden abliegt; seine Füße langten gerade bis zu dem großen Teiche, der jetzt besäet ist; dort nahm er sein Fußbad. Seine Pfeife zündete er sich in der Gleina'er Windmühle an; auch schleuderte er einen länglich runden großen Stein bis Saubernitz, wo er noch jetzt zu sehen ist, nebst dem Eindrucke seiner Füße.

Anmerk. Riese und Teufel fließen oft zu einer Gestalt zusammen. Uebrigens wird der Riese hier eben so humoristisch aufgefaßt, wie der Teufel.

98. Das Teufelswehr bei Wehrau.

Gräve, Volkssagen S. 164.

Vor undenklichen Zeiten kam ein Mühlknappe, Namens Melchior Zange, von der Wanderschaft aus Welschland zurück und durchstreifte auch die Lausitz. Die Gegend gefiel ihm und er beschloß, sich hier nieder zu lassen.

Zwar hatte er kein Geld, aber er wußte Rath, denn in Welschland hatte er die schwarze Kunst gelernt. Er machte mit dem Teufel einen Pakt auf zehn Jahre und der Böse mußte ihm eine stattliche Mühle mit einem herrlichen Wehre errichten, und Garten, Ställe, Küchen und Keller auf's trefflichste einrichten. Melchior Zange lebte herrlich und in Freuden und ward der reichste Müller in der ganzen Lausitz. Aber als die zehn Jahre zu Ende gingen, betrog er doch den Teufel um seine Seele, denn kurz vorher that er Buße, beichtete seine Sünden und nahm die Kutte, und als die verhängnißvolle Stunde kam und der Teufel in der Mühle erschien, war mein Melchior nicht zu Hause, sondern lag betend auf seinen Knieen im Kloster. Da ergrimmte der Teufel und zerschmetterte die Mühle, und es blieb nichts davon übrig, als das Wehr.

Anmerk. Warum sich der Teufel mit den Müllern so viel zu schaffen macht, wird ersichtlich aus der mystischen Bedeutung ihres Geschäfts, sowie aus andern natürlichen Ursachen. Siehe Anmerk. zu No. 220., cf. No. 48. 49. Dazu kommt, daß der Teufel als Feind der Menschen und Liebhaber der Unfruchtbarkeit der natürliche Feind des Müllers ist, der als Producent des Menschen ernährenden Mehls Tod und Unfruchtbarkeit immerwährend heilt und hindert.

99. Der Wettstein bei Markliſſa.

Gräve, Volkssagen S. 186 und mündlich.

Nicht weit von Markliſſa, in der Gegend des Zangenberges, sieht man einen schön geaderten Quarzfelsen, der heißt der Wettstein und die Markliſſa'er wissen auch warum.

Es ist einmal ein Prediger in Markliſſa gewesen, ein sehr gelehrter und weit gereister Mann, der besonders von der Natur und ihren Geheimnissen mehr gewußt hat, als sich mit seinem heiligen Amte zu vertragen schien. Der hat auch den Teufel citiren können und hat einmal mit ihm eine Wette gemacht: der Böse sollte nämlich jenen Stein, den der Pastor in einem fernen Lande irgendwo gesehen hatte, während des Gottesdienstes herbeischaffen und vor Beendigung desselben vor die Kirchthüre setzen. Der Teufel hat's aber nicht gekonnt; denn als er mit dem Steine durch die Luft geflogen kam, hat er schon beim Zangenberge am Glockengeläute gehört, daß die Predigt zu Ende sei. Da hat er vor Aerger, wieder einmal von einem Menschen hintergangen worden zu sein, den Stein zur Erde geworfen.

Anmerk. Daß große Gelehrsamkeit, besonders naturwissenschaftliche, beim Volke Verdacht erweckt, bestätigen auch No. 99., No. 163., No. 153., No. 200., bes. No. 222.

100. Der Teufelsstein bei Triebel.

Sammlung von Schön No. 8. msc. Worbs, Geschichte von Sorau und Triebel. S. 260.

Vierzig Schritte von der Straße, welche von Triebel nach Kemnitz führt, an einem Bache, welcher bei Krohle entspringt und bei Triebel vorbei

in die Neiße fließt, liegt ein großer Stein, an deſſen oberer Fläche ſich mehre Löcher befinden. Dieſe Löcher ſind Eindrücke von den Krallen des Teufels, der ihn bis von dem Rieſengebirge durch die Lüfte hierher führte, um die an dem Bache gelegene Mühle zu zerſtören. Denn er hatte einen Groll auf den Müller, der unter ſeinen Handwerksgenoſſen eine Ausnahme machte und ehrlich war. Allein als der Teufel, eben angekommen, ſchon ausholte, um den frommen Müller mit Weib und Kind, Knecht und Magd ſammt der ganzen Mühle durch einen Wurf zu vernichten, krähte der Hahn in dem nahen Dorfe Kemnitz. Der Teufel wurde machtlos und mußte den Stein fallen laſſen, welcher nun Jedem, der an ihm vorübergeht, die gute Lehre giebt, daß man nur wachſam ſein darf, um zu machen, daß der Teufel keine Gewalt über uns habe.

Anmerk. Nach Preußer III. 172. ein Opferſtein.

101. Der Teufelsſtein bei Klein-Biesnitz.

Samml. von Schön No. 15. msc.

Auf der Landeskrone, an der Stelle, die man noch jetzt den Teufelsſtuhl nennt, ſaß der Böſe und ſah zu, wie die ſchöne Peterskirche gebaut ward und ihre Mauern und Pfeiler und Thürme immer höher emporſtiegen. Da ergrimmte er, riß ein großes Felsſtück los, faßte es mit ſeinen Krallen und erhob ſich in die Luft, der Stadt entgegen, um den faſt vollendeten Prachtbau zu zertrümmern. Aber Gott ließ es nicht zu, ſondern lähmte die Arme des Teufels ſo, daß er das Felsſtück mußte zur Erde fallen laſſen. Da, in der Nähe von Klein-Biesnitz, liegt es noch heute, und man kann deutlich daran die Eindrücke von des Teufels Krallen wahrnehmen.

102. Die in den Stein gedrückte Karte.

Mündlich.

Zu der Zeit als auf der Landeskrone eine Veſte ſtand, in welcher wilde Raubritter mit ihrem wüſten Troß hauſeten, fand ſich der Teufel nicht ſelten ſelbſt unter den rohen Geſellen ein, um mit ihnen zu zechen und zu ſpielen und allerlei ſchandbare Dinge zu treiben, um ſie noch toller und thörichter zu machen, als ſie ſchon waren. Als er einſt mit einem Schildknappen dort Karte ſpielte und gegen ihn verlor, ward er ſo erboſt, daß er die letzte Karte, anſtatt ſie auszuſpielen, neben ſich in einen Stein eindrückte. Der Stein mit dem Kartenabdruck ſoll noch zu ſehen ſein; ich habe ihn aber nicht auffinden können.

Anmerk. Vergleiche Wolff, N. S. No. 408., Kuhn, Märk. S. No. 152., wo auch der Teufel Karten ſpielt.

103. Teufelsſpiel.

Mündlich.

Zwiſchen Gruna und Lichtenberg iſt ein Thal, das nennt man die Hölle, weil daſelbſt der Teufel ſein Weſen treibt. Einſt war der Voigt von Lichtenberg in die Grunaer Schänke zu Biere gegangen und hatte dort ſein ganzes Geld im Würfelſpiele verloren. Aber der leidenſchaftliche Spieler konnt' es nicht genug kriegen und war ſo erpicht darauf, daß er auch noch ſeinen Rock einſetzen wollte; doch ſeine Mitſpieler nahmen das nicht an und hoben das Spiel auf, da es ſchon ſehr ſpät geworden war. Voll Aerger entfernt ſich endlich auch der Voigt und ſagt im Weggehen ganz erhitzt: „Heute muß ich noch ſpielen und wenn's mit dem Teufel wäre." Und alſo geſchah es auch. Denn als er um Mitternacht durch das Thal geht, da ſitzt auf dem großen Granitblocke, der in der Mitte deſſelben nahe am Wege liegt, wirklich der Böſe, hat einen großen Haufen Goldes neben ſich liegen und ſpricht zu ihm: Nun, Voigt, Du haſt mit mir ſpielen wollen, komm! ſetze Deine Seele ein; hier iſt viel zu gewinnen! — Der vom Branntwein ziemlich benebelte Voigt erſchrickt zwar Anfangs, faßt ſich aber bald ein Herz und erwiedert im kecken Muthe, geblendet von dem blinkenden Golde: Gut! ich bin's zufrieden; wirf Du zuerſt. Da grinſt der Böſe, zieht drei Würfel aus der Taſche und wirft die höchſten Augen, lauter Sechſen. Und der Voigt rafft die Würfel zuſammen, ſchüttelt ſie voll Verzweiflung und wirft — ein Auge mehr als der Teufel; denn es war eins aus dem Würfel herausgeſprungen und lag mit daneben. Und eben ſchlug's zwölf Uhr. Der Teufel verſchwand mit Schwefelgeſtank und ließ dem Voigte das viele Geld zurück. Wie er es aber anfaſſen und einſacken wollte, da griff er in einen Haufen Menſchenkoth. So führt der Teufel Alle an, die mit ihm ſpielen, wenn's auch Anfangs ſcheint, als hätten ſie gewonnen.

Anmerk. Der Stein heißt bis auf den heutigen Tag der Teufelsſtein. Ganz dieſelbe Sage wird auch von Wehrau erzählt, wo der Teufel als Junker erſcheint und in der Schänke mit dem Bauer würfelt.

Aehnliche Sagen vom würfelnden Teufel finden ſich in Schleswig (Müllenhof No. 377.), Preußen (Tettau und Temme No. 201.), der Mark (Kuhn No. 152.).

104. Die Teufelsfußtapfen bei Pritzen.

N. L. Magazin 1839. S. 360.

An der Flurgrenze zwiſchen Pritzen und Nebendorf liegt ein Stein, auf deſſen Rücken ſich der Abdruck eines menſchlichen Fußes in vergrößertem Maßſtabe deutlich erkennen läßt. Die Sage berichtet davon Folgendes:

Vor vielen, vielen Jahren war einmal ein Grenzſtreit zwiſchen den beiden Dörfern, der durch eine Zuſammenkunft der beiderſeitigen Gerichts-

personen an Ort und Stelle ausgeglichen werden sollte. Aber beide Parteien waren hartnäckig und konnten sich nicht einigen. Da erschien plötzlich ein fremder Mann von riesenmäßiger Größe, der fragte die Leute, ob sie den Stein als richtige Greuze anerkennen wollten, wenn er seine Fußtapfen deutlich in denselben eindrücken würde. Als beide Parteien dies zufrieden waren, stampfte er mit dem rechten Fuße gewaltig auf den Stein, so daß seine Spur darin zurück blieb, wie in weichem Schnee. Die erstaunten Zeugen legten augenblicklich den Streit bei und der Fremde ging ruhig von dannen. Niemand hat erfahren, wer es gewesen ist, aber die meisten halten dafür, der Teufel selber sei es gewesen und habe sich diesen Schabernack mit ihnen gemacht.

105. Der rothe Görge zu Gerlachsheim.

Gräve, S. 169.

Bei Obergerlachsheim, ungefähr 150 Schritte am Abhange des Queißerberges in einer schönen wild romantischen Gegend steht ein großer über zwanzig Ellen hoher Quarzfelsen von wunderbarer Gestalt, vom Volke kurzweg der weiße Stein genannt. Etwa 100 Schritte weiter auf böhmischer Seite befinden sich ebenfalls weiße, doch größere und viel weiter ausgedehnte Quarzfelsen, deren Richtung und Bildung beweisen, daß der weiße Stein ehemals mit ihnen zusammen gehangen. Man erzählt von ihnen Folgendes:

In grauer Vorzeit lebte einst hier in dem wilden Walde ein Einsiedler, weit und breit bekannt durch seine Frömmigkeit und Weisheit. Zu dem kamen die Kranken und ließen sich heilen, und die Sünder bekehrte er durch die Wunder, die er that, denn es war ein heiliger Mann. Und er bekehrte so viele Sünder, daß gar Niemand mehr in die Hölle kam und die Hölle anfing leer zu werden.

Das ärgerte den Teufel und er beschloß, den Heiligen zu verführen. Tausend Versuchungen stellte er an, aber ob auch Tag und Nacht im Wachen und im Traume die verführerischesten Erscheinungen den Klausner umgaukelten, mit Gebet und Fasten und Geißeln vertrieb er sie alle und der Teufel konnte ihm nichts anhaben. Da beschloß er ihn zu vernichten, ergriff einen ungeheuren Felsen und flog damit durch die Luft. Aber siehe da, als er ihn eben nach der friedlichen Einsiedelei schleudern wollte, da erglänzte die Waldkapelle wie von himmlischem Lichte und Engel in weißen Gewändern standen an dem Lager des Klausners, der friedlich schlafend keine Gefahr ahnte. Da erkannte der Teufel seine Ohnmacht und wüthend schleuderte er das Felsstück zur Erde, daß es in zwei große Stücke zersprang. Dort liegen sie noch bis heute. Der Wald ist seitdem gelichtet und der Einsiedler längst gestorben — aber der Teufel besucht noch oft die Stätte seiner Demüthigung. Im langen rothen Mantel und einem spitzen Hut und mit feuersprühenden

Augen, so haben ihn oft schon die Holzbauern am hellen Mittage auf dem Felsen umher springen gesehen mit wunderlichen Grimassen und wieherndem Gelächter. Von seinem rothen Mantel aber nennen sie ihn den rothen Görge.

106. Die Teufelsschmiede bei Friedersdorf an der Spree.

Gräve, S. 61.

Geht man von Spremberg nach Friedersdorf, so zeigen sich linker Hand des Weges einige wild übereinander geworfene Felsstücke, welche unter dem Namen Teufelsschmiede bekannt sind. Folgendes meldet davon die Sage:

Vor langer, langer Zeit lebte in Spremberg ein geschickter Huf- und Waffenschmied, welcher Tag und Nacht arbeitete, blos Sonntags ruhte und als ein frommer Christ ordentlich die Kirche besuchte. Eines Tages kam ein stattlicher Ritter aus Frankenland vor seine Schmiede geritten und bestellte bei ihm einen Harnisch, der bis zu einem bestimmten Tage und zur bestimmten Stunde fertig sein sollte. Der Schmied schlug ein und versprach den Harnisch pünktlich zur bestimmten Zeit zu liefern.

Ungesäumt machte er sich an's Werk; allein sonderbar, dem erfahrenen Manne, der schon so manchen Ritter mit Schild, Helm, Arm- und Beinschienen versorgt hatte, verunglückte Alles. Bald erloschen ihm die Kohlen, oder flammten allzu glühend, so daß Eisen und Stahl untauglich wurden, bald zerschellte ein Hammer, bald zerbrach ein Stemmeisen — kurz, es verstrich ein Tag nach dem andern, ohne daß er was rechtschaffenes zu fördern vermochte.

So verstrich die Frist, die ihm der Ritter gegeben, und ihm bangte vor seiner Ankunft. Was sollte er ihm sagen? womit sich entschuldigen?

Es war am Tage vor dem Ablauf der Frist. Da klopfte es um Mitternacht an's Thor, der Schmied öffnete, aber nicht der Ritter trat herein, sondern ein wandernder Schmiedeknecht, der den Meister höflich um ein Nachtquartier bat. Komm' nur herein, sagte der Schmied, ordentlich froh, daß es ein Handwerksgenosse war, dem er sein Mißgeschick klagen konnte. Der Fremde war ein struppiger Kerl mit unheimlichen Augen und hinkend wie manche Schmiede; aber er rühmte seine Geschicklichkeit und versprach dem Meister seine Hülfe. Den andern Morgen machte sich der Gesell an die Arbeit. Der Meister drückte den Blasebalg, die Funken stoben nur so, der Hammer flog mit einer wunderbaren Geschwindigkeit auf und ab und ehe der Abend graute, war die Rüstung fix und fertig. Des andern Tages kam der Ritter, lobte das Meisterstück und bezahlte es mit klingenden Goldstücken. Als nun auch der Fremde sich zum Abmarsch anschickte, fragte ihn der Meister nach seinem schuldigen Lohne. Aber der Gast wollte nichts nehmen und bat sich nur ein Blatt Papier mit seiner Namensunterschrift aus — zum Andenken, wie er grinsend hinzufügte.

Treuherzig entgegnete der Schmied, daß er leider keine Tinte im Hause habe. Thut nichts, war die Antwort, ein Ritzlein in die Haut und ein Tröpflein Blut thut's auch.

Da erschrak der Schmied. Der Gedanke an Hölle und Seligkeit durchbebte ihn. Nehmt all das Gold, rief er, im Namen Jesu, ich unterzeichne nicht! Kaum hatte der Meister den heiligen Namen ausgesprochen, da verwandelte sich der Gesell in einen großen Raben und flog schauderhaft krächzend durch den Schornstein von dannen. Der fromme Meister aber fiel auf seine Kniee und dankte Gott, daß er seine Seele gerettet.

Aber was geschieht? Binnen kurzer Zeit erhebt sich auf dem gegenüberliegenden Berge eine neue Schmiede, zum Gründonnerstag wird sie fertig und schon Charfreitag schallen dröhnende Hammerschläge daraus hervor. Der neue Schmied aber war Niemand anders, als der wandernde Gesell. Sonntag und Werkeltag arbeitete nun also dort der Teufel und verstand seine Sache so gut, daß er dem frommen Schmied die sämmtliche Kundschaft verdarb, so daß er bald am Hungertuche nagte. Aber der fromme Mann widerstand allen Verlockungen. Da ward der Teufel wüthend, und unter furchtbarem Getöse zerstörte er eines Nachts die Teufelsschmiede, daß sie in tausend Stücke zertrümmerte. Die umherliegenden Steine heißen noch bis auf den heutigen Tag die Teufelsschmiede.

107. Der Nachtschmied zu Görlitz.

Mündlich. Breslauer Handschrift No. 8. Akten der Naturforsch. Gesellsch. zu Görlitz, Sektion für Alterthümer No. 63. cf. No. 4. Görl. Wegweiser 1832 S. 48, 64. (in Versen).

In Görlitz lebte einst ein Schmied, der war sehr fleißig und geschickt, und deshalb geachtet und gesucht; nur stand er in dem Rufe, auf Kirche und Glauben nicht viel zu halten. Lange lebte derselbe unbescholten, bis einst ein Knecht zu ihm kam, baumstark, rothhaarig, einäugig und lahm, der aber durch Gehorsam, Genügsamkeit, Fleiß und Geschicklichkeit sich bei ihm einschmeichelte, so daß er ihn als seinen Gesellen annahm. Ja er wurde ihm bald unentbehrlich, indem er alle Arbeit ganz allein in unglaublich kurzer Zeit verrichtete. Da des Meisters Gegenwart in der Werkstätte überflüssig erschien, ergab er sich der Unthätigkeit, dem Spiele und dem Trunke. Zuletzt brachte die Arbeit des fleißigen Knechtes kaum so viel ein, als der Meister durchbrachte.

Eines Abends spät kam ein Junker in schwarzer Tracht, auf schwarzem Rosse, ein schwarzes Barett mit rother Hahnfeder auf dem Kopfe vor die Schmiede geritten. Derselbe bestellte ein eisernes Gitter um eine Gruft für einen sehr hohen Preis, verlangte aber, daß dasselbe unbedingt bis Mitternacht des dritten Tages fertig sein müßte, wogegen die Hälfte vorausbezahlt werden sollte. Halb trunken vom Gelage abgerufen lacht der Meister zuver-

ſichtlich: dafür wolle er wohl Leib und Seele verpfänden, daß zu der Zeit Alles fertig ſein würde. Da dringt der Junker in ihn und ſpricht: So er das thäte, möchte ihm wohl der vierfache Preis zu Theil werden. Der Meiſter, von Habſucht geblendet, unterſchreibt mit ſeinem Blute die Bedingung und ſieht mit Erſtaunen zwar das Gold richtig bezahlt vor ſich liegen, aber der Junker iſt verſchwunden. Der Leichtſinnige vergißt aber bald was geſchehen und kehrt zum Gelage zurück. Am Morgen erzählt er ſeinem Knechte die Sache und heißt ihn gleich an's Werk gehen. Höhniſch lacht dieſer: das hätte er getroſt in einem Vormittage zu liefern ſich verpflichten können. Völlig beruhigt geht der Meiſter weg und verjubelt das im Voraus empfangene Geld. Erſt am dritten Nachmittage fällt ihm ein, nach der Arbeit zu ſehen. Er eilt in die Werkſtatt; das Gitter iſt bis auf einen einzigen Ring fertig, aber der Knecht iſt verſchwunden. Eiligſt geht er ſelbſt an den Ambos, um das noch Fehlende zu ergänzen; aber vergeblich müht er ſich. Alles Eiſen, das der Hammer berührt, ſpringt unter ſeinen Händen entzwei. Die übernatürlichen Hinderniſſe ſeines Beginnens laſſen ihn erkennen, daß der Hölle Macht im Spiele iſt. Entſetzen faßt ihn und treibt ihn bald von der troſtloſen, hoffnungsloſen Arbeit hinweg, bald mit verzweifelter Anſtrengung wieder hin. Der Knecht iſt für immer verſchwunden. Endlich, unter der vergeblichen Arbeit, erſcheint die Mitternacht. Mit dem erſten Glockenſchlage derſelben öffnet ſich die Erde und verſchlingt den dem Teufel Verfallenen. Seitdem iſt er verdammt ſo lange zu ſchmieden, bis die fehlenden Ringe am Gitter ſein werden. Menſchliche Macht aber kann ihn nicht erlöſen, denn ſo oft Vorwitzige oder Fromme die fehlenden Ringe am Gitter erſetzten, verſchwanden ſie von ſelbſt in der Nacht, oder ſeine Leute hatten keine Ruhe, bis die Ringe wieder abgenommen waren, wie es noch vor kurzer Zeit einem Schmiedegeſellen, Namens Wende, ergangen iſt. Darum muß der Schmied unter der Erde ſchmieden, und allnächtlich hören die Bewohner des Obermarktes, beſonders des Hauſes in der nordweſtlichen Ecke deſſelben, wo er gewohnt hat, ſein Hämmern, bald in ruhigem abgemeſſenen Takte, bald wieder in raſchen ungeſtümen Schlägen, wenn über der Arbeit die Verzweiflung ihn bemeiſtert. Zwar haben in neuerer Zeit Leute, die Alles beſſer wiſſen wollen, in unterirdiſchen Gewäſſern die Urſache des dumpfen, hämmernden Geräuſches finden wollen, aber man weiß, was man von ſolchen Sachen zu halten hat. Der Name des Schmiedes ſoll Volprecht geweſen ſein.

Anmerk. 1. Die Alten der Naturf. Geſellſchaft ſtellen feſt, daß die Urſache des unterirdiſchen Geräuſches lediglich in unterirdiſchen Waſſerleitungen zu ſuchen iſt oder vielmehr war, denn ſeit mit denſelben Aenderungen vorgenommen wurden, hört man nichts mehr. Man erzählte ſich in den dreißiger Jahren noch viele unheimliche Geſchichten vom Nachtſchmied.

Die Schläge dröhnten oft so, daß die Fenster klirrten. Dann sagten die Leute: Der Nachtschmied arbeitet. Im Winter und Frühjahr arbeitete er häufiger als im Sommer, Zu Advent und Fasten am meisten. Teller und Gläser fingen oft an zu zittern und zu tanzen. Oft wenn man es zu hören wünschte, hörte es plötzlich auf. Wenn neue Arbeit kam, hämmerte er fleißig und zeigte an, daß bald viel zu thun sein werde. Wenn man redete oder klingelte, hörte es auf. — Ein Schmiedegeselle wachte einst davon auf und ging hinab in die Werkstatt. Da sieht er den Hammer arbeiten ohne den Schmied. Im benachbarten Räther-Lüder'schen Brauhofe hört ein Mann den Nachtschmied und wird dadurch so getäuscht, daß er denkt, es ist früh Morgens und auf die Arbeit geht. Anno 1813/14 war in der Schmiede ein Russe einquartirt. Der ist des Nachts durch das Rumoren und die Stöße seines Bettes aus dem Schlafe geweckt worden, im Hemde herausgesprungen und auf die Hauptwache gelaufen und es hat ihn Niemand zurückbringen können. Er hat müssen umquartirt werden. Mancher Geselle hat in der Angst seinen Abschied genommen. Der vorletzte Schmiedebesitzer, Namens Hellbrecht, soll durch mancherlei Umstände veranlaßt worden sein, einen verschlossenen Kellerraum seines Hauses zu öffnen; er habe hierbei einen großen Stein weggehoben und Dinge gesehen und gehört, die er leider nur theilweise mitgetheilt hat. Es drang ihm ein Leichengeruch entgegen und später eine unförmliche feurige Drachengestalt. Bald darauf ward er krank und starb. Bei seinem Begräbnisse ließ sich ein schwarzer Vogel, so groß wie eine Dohle, im Trauergemach sehen. Alles erschrak, aber Niemand vermochte sie zu fangen, bis sie von selbst verschwand.

2. Der Name des Schmieds Volprecht ist höchst merkwürdig. Denn schon das Annolied hat str. 46. 47. die Geschichte eines gewissen Volprecht (anno 1183), der sich dem Teufel ergiebt. Wie kommt dieser Name in die Görlitzer Sage? Er kann korrumpirt sein aus Hellbrecht, einem Schmied, der notorisch dieses Haus besessen. Aber dies war in diesem Jahrhunderte. Angenommen Volprecht ist aus Hellbrecht entstanden, so bleibt es doch immer merkwürdig, daß der Name sich grade so verändert. Dazu hat doch wohl uralte Tradition beigetragen. Das Seltsamste ist, daß derselbe Name, der meines Wissens außer im Annoliede nirgends in Beziehung zum Teufel tritt, gerade in der allerjungsten Görlitzer Teufelsgeschichte wieder auftaucht, die noch vor 30 Jahren zu weitläufigen Untersuchungen und aktenmäßigen Berichten Veranlassung gegeben hat, welche zu veröffentlichen wir gegenwärtig noch gerechte Scheu tragen würden.

108. Der Andreas-Stein bei Rauscha.

Akten der Naturf. Gesellsch., Sektion für Alterthümer No. 4.

In Rauscha wohnte ein Bauer Namens Andreas. Der war arm und wollte gern reich werden, schloß derohalben einen Pakt mit dem Teufel, daß er ihm seine Seele vermachen wollte, wenn er ihm recht viel Geld verschaffe. Das fand statt an einem einsamen Steine auf freiem Felde. Als die Zeit verflossen und der Kontrakt abgelaufen war, kam der Teufel und wollte seine Seele haben. Da bat ihn der Bauer, ihm bis zum nächsten Tage Frist zu gönnen. Der Teufel war gerade guter Laune und sprach: meinetwegen! und ging davon. Da nahm der Bauer all sein Geld, ging zum Pfarrer und sprach: Hier ist mein Reichthum, ich vermache ihn der Kirche. Den andern Tag kommt der Teufel und will den Bauer holen. Der Bauer hatte aber eine beherzte Frau, die hielt ihren Mann fest und sprach: ihr Mann sei

ihre und ginge den Teufel gar nichts an, und er möchte nur gehen, wo er hergekommen wäre. Also lachte sie den Teufel aus. Da grinste der Teufel und sprach: Lache nur immer zu. Da hat die Frau angefangen zu lachen, und hat lachen müssen immer fort, bis sie gestorben ist; ihren Mann aber hat der Teufel doch geholt.

Anmerk. Das Geld soll noch heute der Kirche gehören und auf der Grafschaft Wehrau als ein eisernes Kapital eingetragen sein. Für die Zinsen wird jährlich eine Predigt gehalten und Almosen vertheilt.

109. Der Teufelsgang an der großen Mühle bei Budissin.

Ziehnert III. S. 269. Gräve S. 124. Grässe S. 461.

Am Fuße des Proitschenberges, nahe am rechten Ufer der Spree, liegt die sogenannte große Mühle mit sechszehn Gängen. An ihrer Mauer oben, nicht weit unter dem Dachgesimse, sieht man eine Menge Blutflecke, von denen die Sage Folgendes erzählt:

Als die Mühle gebaut ward, traf der Bauherr mit dem Teufel eine Uebereinkunft, nach welcher der Teufel sich verpflichtete, dem Müller beim Baue zu helfen, der Müller aber dem Teufel das Privilegium einräumte, auf dem sechszehnten Gange Pferdeäpfel zu mahlen, und zwar, ohne daß ihn Jemand dabei stören sollte. Als nun die Mühle mit Teufels Hülfe fertig war, schüttete der Müller auf fünfzehn Gänge Getraide und der Teufel auf seinen sechszehnten Gang Pferdeäpfel. So hatten sie es lange Zeit in gutem Frieden getrieben, bis der Müller einen neuen Knappen annahm, welcher ein vorwitziger und unfolgsamer Geselle war. Denn obgleich es ihm der Meister streng verboten, schüttete er dennoch auf den sechszehnten Gang Getraide und schmälerte das Recht des Teufels. Dieser aber mochte dies nicht leiden und ward zornig, faßte den Mühlknappen und warf ihn zur Strafe außen an die Mauer, so daß er alsbald todt blieb. Die Blutflecke aber, welche sein zerschmetterter Körper hinterließ, lassen sich durch nichts weg bringen.

110. Der Blutfleck am Waldauer Schlosse.

Sammlung von Schön No. 64. Msc. Mündlich.

Einmal wettete der Teufel mit einem Herrn von Waldau, ich weiß nicht mehr um was, und verlor, wie gewöhnlich, die Wette; denn die Menschen sind immer klüger als der Teufel; das ist eine bekannte Sache. Aber der Herr von Waldau verlor doch dadurch mehr als er gewann. Denn der Teufel ergrimmte über die List des armen Erdensohnes dermaßen, daß er beim Abfahren aus dem Schlosse der Wärterin das junge Söhnlein des Gewinners aus den Armen riß und an die Mauern des Schlosses schleuderte, so daß es auf der Stelle todt war und an der Mauer ein großer Blutfleck zurück blieb, der sich nicht wieder vertilgen ließ und noch heute zu sehen ist.

Der spätere Humor des Mittelalters benutzte die Opferkessel u. s. w. zu vielfachen Deutungen, die für die mittelalterliche Auffassung des boshaften aber dummen, auslachenswerthen Teufels charakteristisch sind.

116. Der Teufelskeller in der Skale am Löbauer Wasser.

Gräve, S. 197.

Zwischen Gröditz und Weicha am Löbauer Wasser, in der sogenannten Skala, befindet sich in einem Felsen ein Loch, welches bis unter den Altar der Gröditzer Kirche unterirdisch fortgehen soll. Dies Loch heißt der Teufelskeller.

Der Teufel hatte nämlich einmal den Gröditzer Pastor auf dem Striche, vexirte und versuchte ihn Tag und Nacht und ließ dem geistlichen Herrn selbst auf der Kanzel keine Ruhe; bis einmal mitten in der Predigt der Pastor seine kräftigsten Beschwörungsformeln anwandte und den Teufel unter den Altar der Kirche bannte. Da entschlüpfte der Teufel durch das Loch, das der Pastor nicht kannte.

117. Der Teufelsstein bei Stenker.

Sammlung von Schön No. 39.

Als der Böse noch leiblicher Weise sichtbarlich auf der Erde umherwandelte, um die Menschen zu versuchen, war er auch einst an der Grenze von Schlesien von einem Besuche bei seinem Freunde Rübezahl bis Stenker gekommen. Da däuchte es ihm, daß er sehr müde wäre, und er setzte sich um ein wenig auszuruhen auf einen Stein am Wege. Als er so dasaß und sich besah, gewahrte er zu seinem Schrecken, daß seine Kleidung in sehr üblem Zustande war. Er nahm daher Nadel und Zwirn zur Hand und flickte sich die zerrissenen Hosen wieder zusammen. Wo der Teufel sitzt, da läßt er auch seine Spur zurück, und so geschah es denn, daß dem Steine die Nadel und der Zwirnknaul, welche er neben sich gelegt, und sogar die Füße, die er nach Art der Schneider untergeschlagen, eingedrückt blieben. In neuerer Zeit wollte ein Bauer den großen Stein zum Bauen verwenden und ließ ihn deshalb sprengen; allein er konnte mit den Stücken nichts anfangen und mußte sie wieder auf die alte Stelle zurück bringen, wo sie noch liegen, wenn sie nicht Jemand verschleppt hat.

118. Noch einige Teufelssteine.

I. Der Teufelsstuhl bei Maxdorf.

O. u. N. L. Chronik S. 83. Preuker I. 15.

Bei Maxdorf war noch vor dreißig Jahren ein alter heidnischer Opferaltar, der Teufelsstuhl genannt. Jetzt ist er gesprengt und zu Bausteinen verwendet worden. Er bestand aus zwei Felsmassen, zwischen denen man

durchgehen konnte. Die eine hieß eigentlich der Teufelsstuhl, die andere der Opferstein. In diesem war eine größere Vertiefung von fünf kleineren umgeben, Teufels-Schüssel genannt.

Anmerk. Solche Opferaltäre sollen sich früher auch bei dem drei Stunden entfernten Nieda befunden haben. (Preusker).

II. Der Teufelsstein bei Stargardt.

N. L. Magazin 1834 S. 159. Sammlung von Schön No. 27. Mss.

Auf dem Pfarracker zu Stargardt bei Guben lag ehemals ein alter, großer heidnischer Opferstein. Die Sage erzählt, der Teufel habe damit den Kirchthurm zu Niemitzsch vom „Borchelt", d. i. von der runden Schanze bei Stargardt aus, einwerfen wollen. Die Vertiefungen im Steine waren Abdrücke seines Sitzens und Greifens. Der Stein verlor indessen unterwegs seine Kraft, weil eben der Hahn den Morgen verkündigte, und so fiel er mitten auf dem „Raunen", d. i. dem Stargardter Pfarracker darnieder. (Vergl. No. 20. Anm.)

III. Der Teufelsstein bei Beerenbruch.

Gräve, S. 106.

Unter dem Dorfe Beerenbruch bei Kamenz auf dem Wege nach Biela befindet sich rechter Hand am Wege in einem Kiefernbickicht ein Granitblock, über acht Ellen hoch, sechsundvierzig Ellen im Umkreis, oben abgerundet. Der heißt der Teufelsstein, weil dort am Walpurgisabende der Teufel auszuruhen und ein Abendbrod einzunehmen pflegt, um neugestärkt seine Reise fortzusetzen. (Vergl. No. 20. Anm.)

IV. Der Teufelsstein bei Rodewitz.

Frenzel, hist. natur. II. 693. mss.

Von diesem großen Steine geht die gemeine Sage, der Teufel habe sich auf ihm sehen lassen und ihm seine Tatzen und Pfoten eingedrückt, die deutlich darauf zu sehen sind.

Anmerk. Ein solcher Stein lag sonst an der alten Löbau-Reichenbacher Straße. (Preusker III. 176.) Auch bei Mustau in der Bosdorfer Haide ist ein Teufelsstein. Er hat eine kahnförmige Gestalt und hat die bekannten Fingerabdrücke des Teufels. Zwei ähnliche sind auf dem Striegauer Berge. Bei Liebersee ist eine Teufelsmauer (L. Mon.-Schr. 1798 II. 323.).

V. Der Teufelsberg in der schweppnitzer Haide.

Gräve, S. 145.

Von Schweppnitz aus nordwestlich in der Haide findet sich eine kleine Anhöhe von dunklem Gestein, die heißt im Volksmunde der Teufelsberg oder

das Teufelskanapee. Denn dort, ſagen die Leute, hat der Teufel ſich ausgeruht, als er vom Himmel geſtürzt war, und ſeitdem beſucht er alljährlich einmal den verrufenen Fleck. Aber Tag und Stunde weiß man nicht.

VI. Die Teufelsruhe bei Arnsdorf.

Grève, S. 176.

Ein hoher breiter Stein im Arnsdorfer Buſche heißt die Teufelsruhe, weil dort einmal der Teufel geſeſſen hat. Was er aber eigentlich gewollt hat in Arnsdorf, das weiß man nicht.

119. Mit dem Teufel iſt nicht zu ſpaßen.

Magnus S. 225.

Dinſtags vor dem Sonntage Invocavit im Jahre 1658 hatte in ſeiner Faſtnachtsluſt ein Kunſtpfeifergeſelle zu Sorau ſich ſo verkleidet und vermummt, daß er wie ein leibhafter Teufel ausſah. Was geſchah? Des Donnerſtags darauf fand man ihn des Nachts todt im Bette, wo ihm der Teufel den Hals umgedreht hatte, um ſich für den Spott, den er mit ihm getrieben, zu rächen.

Anmerk. Der Teufel kann es nicht leiden, wenn man ihn kopirt und dreht allen Doppelgängern den Hals um. Jeder Hanswurſt iſt ein ſolcher und hängt ſich daher, wenn er klug iſt, Schellen an den Leib, dann kann ihm der Teufel nichts anhaben. Das hatte der Sorauer Narr wahrſcheinlich vergeſſen. — Auch in Luther's Tiſchreden hat es der Teufel immer mit „Pfeifen" zu thun.

120. Der Teufel ſtört ein Paſſionsſpiel.

Gerber S. 964.

Als Anno 1519 zu Guben auf dem Markte die Paſſion Chriſti nach Sitte der Zeit mit einfältigen Reimen und allerhand ſeltſamen Mummereien aufgeführet worden, wozu von Städten und Dörfern weit und breit Adel und Landvolk ſich eingefunden, haben unter anderm neun Gubener Bürgersſöhne neun Teufel dargeſtellt. Da iſt plötzlich während der Aktion zu den neun vermummten Teufeln der zehnte leibhaftige und wirkliche gekommen, hat arge Poſſen getrieben und iſt über den Brunnen geſprungen, die andern dazu zu verführen, um ihnen ſo die Hälſe zu brechen. Es iſt ihm aber keiner nachgeſprungen. Als man nun in dem Aktus ſo weit gekommen, daß Chriſtus an das Kreuz gehenket wurde, hat ſich dieſer zehnte Teufel vom Theater weggemacht und iſt in das Gäßlein am Rathhauſe gelaufen, und allda in Feuer aufgegangen. Als man hinzu eilte, war Alles verſchwunden, aber denjenigen, ſo den Herrn Chriſtus dargeſtellt, hat man in Ohnmacht gefunden. Man hat daher den Aktus abkürzen und ihn alsbald in's Grab legen müſſen, allwo er wieder erquicket worden.

Als man hernach den Darstellern ein Essen angerichtet, hat sich der Leibhaftige wieder dabei eingefunden, und sich sonderlich um den Vornehmsten, so den Obersten der Teufel Satanas dargestellt hatte, zu schaffen gemacht. Da sind alle heimlich davon gegangen; seinen Doppelgänger aber hat er verfolget und also übel zugerichtet, daß der Mann sein Lebtag nicht wieder fröhlich geworden ist.

121. Der Teufel holt zu Budissin einen Küchenjungen.

Gräve, S. 194.

Auf dem Schloß Ortenburg bei Budissin hielten einst die Edlen der Lausitz ein großes Zechgelage und auch die Dienerschaft bekam weidlich zu trinken. Da war auch ein Küchenjunge, ein ruchloser Kerl, Säufer und Flucher. Der rief im Rausche den Teufel an, er möchte ihn doch holen, stampfte mit dem Fuße auf den Boden und schimpfte auf den Teufel, daß er ein feiger Wicht sei und nicht einmal so viel Courage hätte, einen Küchenjungen zu holen.

Das muß denn doch dem Teufel zu arg gewesen sein; er erschien in furchtbarer Gestalt, ergriff den Burschen beim Schopfe und fuhr mit ihm durch das auf den Schloßhof gehende Küchenfenster, über welchem er ihm den Schädel zerschmetterte, wovon die Blutspuren vor nicht gar zu langer Zeit noch zu sehen waren.

122. Der Teufel holt zu Forste einen Soldaten.

Frenzel, lexic. slavic. mac. I. p. 24. Grosser, Merkwürdigkeiten P. 3. Fol. 7. Annal. Bud. a. a. 1638. Albrecht's Fluch A. B. C. p. 141.

Es war im dreißigjährigen Kriege im Jahre 1638. Ein Fleischer aus Forste ging über Land um Schlachtvieh zu kaufen. Sein Säckel war daher wohl gespickt. Unterwegs fiel ihn ein Soldat von den zu Forste im Winterquartier liegenden Truppen räuberisch an und nahm ihm all seine Baarschaft, ungefähr hundert Reichsthaler. Der Fleischer aber hatte sich Gesicht und Gestalt des Räubers wohl gemerkt, geht hin zum Hauptmann und verklagt den Soldaten. Da ward über den Strolch Gericht gehalten. Aber er wollte nichts bekennen, vermaß sich hoch und theuer, er habe das Geld gefunden und verschwor sich endlich, der Teufel solle ihn auf der Stelle holen sammt Leib und Seele, so er schuldig wäre. Kaum war das Wort gesprochen, da that sich die Thüre auf und herein trat ein stattlicher Mann in einem langen rothen Mantel. Der Hauptmann fuhr den Eindringling an, fragte ihn, wer er sei, und wie er sich unterstehen könnte, ungemeldet einzutreten.

Der Fremde erwiederte in barschem Tone, man habe ihn ja gerufen, er komme nicht unaufgefordert. Er faßte den schreienden Soldaten mit fester

Hand, führte ihn sammt dem Gelde hinaus und Niemand wagte ihn daran zu hindern. Denn man erkannte ja mit Schrecken, daß es der Leibhaftige selber sei. Tags darauf aber fand man den Räuber mit umgedrehtem Halse auf derselben Stelle liegen, wo er seinen Raub vollbracht hatte.

123. Die Teufelsreiter zu Sorau.

I. Magnus S. 234. II. Magnus S. 260.

I.

Anno 1657 den 2. März in der Nacht hat sich der Teufel in Gestalt dreier Reiter mit drei Lichtern bei dem Rathhause in Sorau leibhaftig sehen lassen. Er ritt auf der Treppe bei der Garküche auf's Rathhaus, und wo die Tuchmacher feil haben, tummelte er sich weidlich herum. Der Hufschlag war auf den Treppenstufen in den Werkstücken deutlich zu sehen.

Anmerk. Der Teufel übernimmt die Erbschaft der Götter, die wie Odin und Swantewit als Reiter vorgestellt wurden. Das heilige Thier wird zum Teufelsthier. Deshalb mählt er auch Pferdeäpfel, verwandelt Alles in Pferdekoth, wird mit dem Pferdefuße dargestellt, drückt seinen Buhlerinnen, den Hexen, auf Hände und Füße Hufeisen (Wolff, D. S. No. 141.), welche ursprünglich Hellszeichen waren, wie Hunderte von Sagen berichten. Die Originalsage ist die, daß Odin's weißes Roß Sleipnir einst in wildem Sprunge seine Hufeisen wegschleuderte, daß sie gegen einen Berg (bei Wexiö in Schweden) anschlugen, wo ihre Spuren noch heute zu sehen sind. (Afzelius, Schwed. Volkssagen II. 78.) Solche Hufeisenspuren sind auf dem Tschernebog, in Lauban und anderwärts.

II.

Anno 1680 den 6. Februar ritt ein Edelmann aus Sorau weg und da ihm gleich bei Schönwalde im Klenken-Büschlein sein Pferd stolperte, fing er an bei allen Teufeln zu fluchen. Und sehet, darauf fanden sich alsbald zu ihm zwei schwarze Reiter, deren einer vorne und der andere hinten nachritt, davor ihm angst und bange ward, weil sie sich von ihm nicht eher verloren, als bei der Linderode'schen Holzmühle. Darauf lag der Edelmann zwei ganze Wochen krank und that dabei das christliche Gelübde, daß er den Teufel nicht mehr rufen wolle.

124. Der Teufel will Beeren kaufen.

Schön's Sammlung No. 18.

Es ging einmal eine Mutter mit ihren Kindern auf den Schönberger Berg um Beeren zu pflücken. Als die mitgenommenen Körbe voll waren und sie sich zum Heimwege anschickten, stand auf einmal ein Mann in rother Kleidung vor ihnen und fragte, ob sie nicht ihre Beeren verkaufen wollten. Nein, sagte die Frau, aber indem sie das sagt, sieht sie ja, daß der Fremde Pferdefüße hat. Sie wirft die Beeren weg, nimmt ihre Kinder und läuft

in Todesangst den Berg hinab. Da erhob sich ein fürchterlicher Sturm, als ob alle Bäume ausgerissen und zerbrochen werden sollten, und halbtodt vor Angst kam die Frau mit ihren Kindern zu Hause an.

125. Der Teufel wirft einen Brautwagen um.

Koch's Chronika S. 426.

Den 29. November 1597 ist zu Heidersdorf eine alte Zauberin geköpft und verbrannt worden. Als sich nun der böse Feind bei Abhauung des Hauptes mit einem großen Sturmwinde dabei merken lassen, ist er auf dem Wege nach Greiffenberg etlichen Hochzeitsreitern nebst dem Brautwagen begegnet, hat sich vor ihnen her bis an die Oelse getummelt, endlich aber den Wagen mit den Brautleuten umgestürzt und in eine Pfütze geworfen, worauf er in eine alte Scheune, die da gekracht, geritten und daselbst verschwunden ist.

126. Der Teufel dreht fünf Fluchern den Hals um.

Koch's Chronika S. 388.

Es geschah im Jahre 1550 bei Zittau nicht weit von der böhmischen Grenze, als fünf wüste Gesellen gar sehr mit einander geflucht hatten, kam der böse Geist und verdrehte ihnen die Hälse so jämmerlich, als wenn ihnen der Diebshenker dieselben mit einem Rade zerstoßen hätte. Andern zum Abscheu ließ man die häßlichen Leichname drei Tage lang liegen.

127. Der Teufel will einen Schuster holen.

Magnus S. 24.

Ein Schuster aus Sorau, Namens Laurentius Fischer, welcher sehr übel gelebet und gottlos Wesen verübet, saß wegen Schandthat im Gefängniß. In der Nacht des Frohnleichnamstages anno 1548 kam der Teufel zu ihm herein und wollte den Schuster mit Leib und Seele holen. Er ist aber noch mit heiler Haut davon gekommen.

128. Der Teufel holt einen Flucher.

Magnus, Geschichte von Sorau S. 108.

Anno 1604 den 1. September hatte Friedrich von Wiedebach auf Giersdorf bei Sorau den Pfarrer zu Droßkau um ein beträchtlich Stück Holz übervortheilt und auf dessen Vorstellung gesagt: Wer Unrecht hat, den wird der Teufel holen. Was geschieht? Den 13. September setzte sich der Edelmann frisch und gesund zu einer Kanne Wein, aber plötzlich entfiel ihm die Sprache, und er verlor den Verstand, also daß er binnen drei Tagen im Elende verstorben.

129. Wie George Schönrich vom Teufel entführt wird.

Frenzel, hist. natur. III. 1491. msc.

Anno 1596 im Januar sitzet George Schönrich, Bauer zu Krischa, bis in die späte Nacht beim Bier in der Schänke, spielt und flucht und lästert Gott im Himmel. Hierauf erhob sich plötzlich vor der Schänke ein gewaltiger Sturmwind und alsbald sah man, wie der Gotteslästerer vom Winde hinausgetrieben wurde, der ihn denn als des Teufels rechter Fuhrwagen bis in das nächste Städtlein Weißenberg hinweg führte und daselbst durch eine Feuermauer hindurch in ein Brauhaus niederließ. Drei Kerle saßen an der leeren Braupfanne, nahmen ihn in Empfang und quälten ihn mit allerhand Alfanzereien nebst trefflichen Hieben, bis daß der Hahn krähte und der Spuk verschwand. Wie nun des Morgens die Bürger kamen, um das Bier, das in Butten daneben stand, zu besehen, fanden sie den Bauer gar übel zugerichtet und fast erfroren. Diese Geschichte aber hat nachmals der Pfarrer des Orts schriftlich aufgesetzt und in den Druck gehen lassen.

130. Teufelsspuk in Budissin.

Frenzel, hist. natur. III. 1461. msc.

Anno 1603, am 23. und 24. Januar zu Nacht, ist zu Budissin in der Fleischergasse der Teufel als ein greuliches Ungethüm herumgelaufen, hat an die Häuser geklopft, gewinselt und geschrieen, sich aber nicht sehen lassen.

131. Der Teufel will eine Jungfer verführen.

Frenzel, hist. natur. III. 1462. msc.

Um das Jahr 1600 ist der Satan zu einer vornehmen Jungfrau von Adel im Budissiner Kreise in der Gestalt eines Weibes gekommen, hat dieselbe im Namen eines großen Herrn gegrüßt und sie aufgefordert, denselben in einem Busche, nicht weit vom Schlosse, zu besuchen. Der große Herr werde sie reich machen und ihr geben, was ihr Herz wünschen und begehren würde. Als nun die Jungfrau sich verwunderte und zweifelte, ob es wahr sein möchte, da hing ihr das Weib im Namen des großen Herrn eine güldene Kette um den Hals.

Wie aber das Mägdlein das Geschmeide betrachtet und dabei zufällig zur Erde gesehen, hat sie wahrgenommen, daß dem Weibe eine greuliche Klaue unter dem Rocke hervorragte, ist gewaltig erschrocken und hat in ihrer Herzensangst den Namen des Herrn Jesu gerufen. Da verschwand das Teufelsweib und die goldene Kette verwandelte sich in lauter schwarze Kohlen, die zur Erde niederfielen; die Jungfrau aber ward bis zum Tode krank. Nach drei Monaten, als sie wieder genesen, ist das Teufelsweib wieder gekommen, mit Grüßen von dem großen Herrn und herrlichem Geschmeide, und wiederum

nach einem Jahre zum dritten Male. Als auch da die fromme Jungfrau ſich geweigert, dem großen Herrn ein Stelldichein zu gewähren, da läßt ſich das Weib alſo vernehmen: „Thörichte Jungfrau, was haſt Du denn zu verlieren an Deiner Seele Heil? Du biſt ja weder recht getauft, noch auch zur Seligkeit vorher beſtimmt; lies dieſes Buch, da wirſt Du es ſelber einſehen, daß Du in Ewigkeit verloren biſt. Ergieb Dich alſo dem großen Herrn, er wird Dich hier auf Erden reich machen und Dir geben, was Dein Herz wünſchen und begehren mag.“ Darauf iſt das Weib von ihr gewichen und hat ein Buch zurückgelaſſen; das Mägdlein aber iſt wiederum ſo todtkrank geworden, daß ihre Eltern den hochwürdigen Magiſter Freuzel zu Schönau auf dem Eigen gebeten haben, auf das Schloß zu kommen, welchem Rufe der Magiſter gefolget iſt und mit dem Pfarrer des Orts zugleich die Jungfrau durch Gottes Wort getröſtet und beruhigt, jenes Buch aber als ein calviniſches confiſcirt hat. Der Teufel aber hat ſich nicht wieder ſehen laſſen.

Daraus erſieht ein jeder Chriſt,
Der Teufel iſt ein Calviniſt.

Anmerk. Dieſes Teufelsweib hat den Charakter einer Hexe, deren Pflicht es iſt, dem Teufel, der als ein vornehmer Junker aufzutreten liebt, Kinder und reine Jungfrauen zuzuführen, als Novizen des großen Hexenordens. Sonſt bekommen die alten Hexen beim Hexenſabbath Prügel von ihm. Die Klaue erinnert daran, daß die Hexen auf Böcken und Kälbern zur Hexenfahrt reiten. Der Fuß des Reitthieres wird dem Reiter beigelegt. So ſtammt des Teufels Pferdefuß von Odin's Roſſe.

Des Teufels Gold verwandelt ſich in Kohlen, wie die von guten Geiſtern herrührenden Kohlen in Gold. Der Teufel ahmt den guten Gottheiten nach, aber verkehrt. Die Hexenproceſſe ergeben überhaupt, daß dem Weiberbündniſſe mit dem Teufel nur unerquickliche, halbe Luſt, ohne allen wirklichen Gewinn zu Theil wird, während Männer dadurch Gold und Schätze erlangen. Die Weiber müſſen ſich mit der ſchmutzigen Liebe des Junkers Voland und mit der Schadenfreude über ihren eigenen unheilbringenden Einfluß begnügen

Beſonders intereſſant für die kulturgeſchichtliche Forſchung ſind die konfeſſionellen Beziehungen der obigen Sage.

132. Teufel heulen im Feuer.

Peſcheck, Geſchichte von Zittau II. S. 476. Lauſ. Mag. 1825. S. 331.

Im Jahre 1473 iſt zu Zittau am 22. Juli eine furchtbare Feuersbrunſt durch das unvernünftige Feuern eines Dienſtmädchens beim Fleiſcher Oswald Juſt entſtanden, die, als das Feuer Anfangs nicht brennen wollte, zu demſelben im Unmuthe geſagt hatte: Willſt du ſonſt nicht brennen, ſo brenne in aller Teufel Namen. Während deſſelben hat es im Feuer und in der Luft geheult, daß es entſetzlich anzuhören geweſen und ſich die Leute dabei gefürchtet haben. Da ſind die Mönche aus dem Kloſter mit der Proceſſion gegangen, haben die Monſtranz herausgetragen und einen Altar dem Feuer gegenüber gemacht und gebetet, auch die Benediction über das Feuer geſprochen in der Meinung, die Teufel damit zu vertreiben.

Aber ſie haben ſich nicht daran gekehrt, ſondern jemehr die Mönche exorciſiret, geſungen und gebetet, deſto mehr haben die Teufel im Feuer und in der Luft geheult.

Im Jahre 1458 hat ein ſolcher Teufel oder Geſpenſt, nachdem es acht Tage lang die Mönche auf dem Oybin geſchreckt, die Kirche daſelbſt in Brand geſteckt.

133. Eines Advokaten Weib wird vom Teufel übel geplagt.

Frenzel, hist. natur. III. 1465. msc. Ein fliegendes Blatt: Hiſtoriſche Beſchreibung von dem Budiſſinſchen Geſpenſt, was ſich mit demſelben anno 1684 begeben und zugetragen, wobei Etlicher ſchriftmäßige Bedenken, was von dieſer Sache nach Gottes Wort zu halten, gedruckt im Jahr 1684. Fängt an: „Im Namen Jeſu Amen: Der Teufel iſt ein Mörder und Lügner" u. ſ. w. Singul. Lus. I. 498. II. 821.

Es hat in des Oberamts-Secretarius Simon Hoffmann's Behauſung zu Budiſſin ein Geſpenſt, anfangs in Geſtalt einer wendiſchen, folgends einer deutſchen geſchleierten Frau, von des Secretarii Tochter, ſo an den Oberamts-Advokaten Chriſtian Keilpflugen vor einem Jahre ungefähr verheirathet worden, ſich ſehen laſſen und dieſelbe um Gottes Willen gebeten, ſie wollte ihr helfen, hat ſich dabei Sabina Ruprechtin genannt und vorgegeben, ſie wäre vordem von Martin Kathmann (wie ſie denn beide Namen mit Dinte und Kreide unterſchiedliche Male nebſt einer unleſerlichen Jahrzahl aufgeſchrieben) ermordet und im Keller verſcharrt worden. Gedachter Martin Kathmann aber iſt der leibliche Bruder des damaligen Decani bei hieſigem päpſtlichen Capitulo und vormals dieſes Hauſes Einwohner geweſen. Das Geſpenſt hat gefleht, man ſolle ſie daſelbſt aufgraben und in einen Sarg legen und auf einem lutheriſchen Kirchhofe beſtatten. Man würde dabei das Schwert finden, womit der Mord geſchehen ſei, und ein Käſtlein mit Golde, das ſolle die Mühe reichlich belohnen; ihre Seele hätte ja ſonſt keine Ruhe.

Das erſte Mal hat die Keilpflugin ausgerufen: Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn. Das Geſpenſt hat geantwortet: Ich lobe ihn auch. Es hat auch mit der Keilpflugin allerhand geiſtliche Lieder geſungen und Bibelſprüche angeführt. Da die Keilpflugin dem Begehren des Geſpenſtes nicht gewillfahrt, iſt es von Tage zu Tage unbeſcheidener geworden, iſt auch der Magd erſchienen, aber geſprochen hat's nur mit der Keilpflugin. Einmal iſt es ihr erſchienen in ihres Gemahls Studirſtube und hat einen dicken Brief, mit rother Dinte oder Blut geſchrieben, hervorgezogen, hat geſagt, darin ſtände ihre Geſchichte beſchrieben, die Keilpflugin hat ihn aber nicht angenommen. Einmal hat das Geſpenſt gedrohet, es ſolle der ganzen Stadt übel gehen, hat ſich auch auf der Treppe mit einer feurigen Kugel in der Hand ſehen laſſen und einen großen Brand verkündigt.

Im März iſt es dann in einem deutſchen Anzuge gekommen und hat ein rundes, feines, blaſſes Geſicht gezeigt, hat von Neuem gefleht und gedräuet, auch ein Buch nach dem andern aus dem Bücherſchranke genommen

und laut geleſen. Zu der Keilpflugin hat es geſagt: Ich bin eben ein ſolch fromm Menſch geweſen, als Du; aber es hat mir eine Hexe, Namens Maria, meine Beine genommen und ſolche Teufelsfüße gegeben. Dabei hat es auf ſeine Füße gezeigt, die wie Gänſefüße ausſahen. Ich werde nur eine Stunde des Tags von einem guten Geiſte regieret, ſonſt treibt mich aber ein böſer Geiſt, daß ich Dich ſo plagen muß.

Einmal hat es der Keilpflugin mit großem Grimm in den Nacken gegriffen und gekneipt, daß man die blauen Flecke etliche Tage lang geſehen. Zu Nachts iſt es ihr in der Schlafkammer wie ein lichter Blitz erſchienen, hat ſie im Bette bald in die Schenkel, bald in den Rücken, bald auf die Achſeln ſchmerzlich gezwickt, ja es hat ſich zu ihr in's Bette gelegt und ſie bedräuet, ihren Eheherrn nicht zu wecken. Als es aber die Keilpflugin gethan, hat es ſie entſetzlich gezwickt und iſt verſchwunden.

Zu andern Malen hat es einen Geſtank wie Knoblauch und garſtigen Speck hinter ſich gelaſſen; iſt auch zu Zeiten mit feurigen Ketten um den Leib oder mit einem blutigen Maule, greulichen Klauen und einem langen Kuhſchwanze, wie auch in Geſtalt eines Kaninchens erſchienen.

Die geiſtlichen Lieder hat es mitgeſungen, aber ganz lachend und ſpöttiſch, nur nicht: Vater unſer im Himmelreich, Gott der Vater wohn' uns bei, Wir glauben All' an Einen Gott. Bei dieſen Liedern hat es greulich gelärmt oder iſt davon gegangen.

Vom Mai bis zum September hat man faſt alle Morgen an den Thüren und Wänden, auf den Tiſchen, Kaſten, Dielen Sprüche angeſchrieben gefunden mit Kreide und Röthel, ja auch mit Feder und Dinte hat es dem Herrn Keilpflug viel Papier verdorben. Die Schrift iſt aber allzeit ſehr unrichtig und ſchlecht geſchrieben geweſen. Das Geſinde hat trotz des geſchehenen Verbotes abergläubiſche Mittel angewendet und zwei Beſen kreuzweis vor die Thüre geleget, auf denen es auch einmal ſtehen geblieben iſt und die Schwelle nicht überſchritten hat.

Im Mai hat es wieder von dem Kaſten mit dem Gelde angefangen und denſelben auch geholt und ihn der Keilpflugin gezeigt, die hat aber geſagt: ich begehre nichts Zeitliches und hat ihn nicht genommen, obgleich das Geſpenſt ſie bei ihrer Seelen Seligkeit und Gottes Barmherzigkeit angeflehet.

Darnach iſt es gar ungeberdig geworden mit Tumultuiren, Schlagen und Werfen im ganzen Hauſe herum, hat nach der Magd geworfen, und den Amanuenſis des Herrn Advokaten gezwickt und aus dem Bette geſchmiſſen, daß er ſich geweigert hat, länger im Hauſe zu bleiben.

Dadurch iſt das ganze Ereigniß, das man bis dahin auf Rath des Beichtvaters, des Herrn Archidiakonus Muscovius, gegen Jedermann geheim gehalten, endlich ruchbar geworden und dem geſammten geiſtlichen Miniſterium angezeigt worden, worauf denn im Hauſe alle Montage und Donnerſtage

gewiſſe Betſtunden eingerichtet worden ſind, an denen Hunderte von Perſonen Theil genommen haben; wie denn auch im öffentlichen Kirchengebete des Geſpenſtes gedacht worden iſt. Das Nachgraben iſt aber verwehret worden, da das Geſpenſt das Jahr der Peſt 1631 als ſein Todesjahr angegeben hat und auch früher ſchon einmal im Keller übelriechende Knochen aufgefunden worden waren. So hat man aus Furcht vor der Peſt und weil ja der angebliche Mörder ohnedies nicht mehr am Leben geweſen, den Keller nicht unterſucht. Das hochwürdige Miniſterium aber hat erklärt, was das Geſpenſt fürgebe, es könne ſonſt nicht ruhen, ſei nichtig Ding, ſintemal es gewiß keine Seele, ſondern der leidige Satan ſelbſt ſei.

Das päpſtliche Capitulum aber hat die geiſtliche Gerichtsbarkeit über das Haus beanſprucht und ſich erboten, zwei Capitulares hinzuſchicken, um dieſe Seele, die aus dem Fegefeuer wäre und nicht ruhen könne, zu beſchwören und zu befragen. Aber der Rath hat es nicht zugegeben, „daß ſolcher Weiſe der Teufel durch Beelzebub vertrieben und päpſtlicher Aberglauben vermehret würde". Auch das Geſpenſt ſelbſt hat ſich als gut lutheriſch bewieſen und den 18. Juni dieſe Worte mit Kreide auf den Tiſch geſchrieben: „Den Katholiſchen traue nicht, ich bin nicht im Fegefeuer" und darunter: „Gottes Wort und Luther's Lehr vergehet nun und nimmermehr". Als der Dekanus ſolches vernommen, hat er zwei Capitulares in's Haus geſchickt. Die haben drei Kreuze über die Schrift gemacht und dazu geſchrieben: Du biſt eine Hexe. Das Geſpenſt aber hat den 19. darunter geſchrieben: Martin Kathmann, die katholiſchen Hunde. Als die Keilpflugin den 21. Juni zur Beichte hat gehen wollen, hat das Geſpenſt auf der Treppe zu ihr geſagt: Gehe im Namen Gottes, wenn's mir nicht eine Schande wäre, ſo wollte ich mitgehen. Den Tag nachher hat es auf Papier geſchrieben: Das Blut Jeſu hat Dich gemacht geſtern rein von Sünden allen, und ein unförmliches Krucifix darunter gemalt. Den 25. Juni ſchrieb's: Laß mir den Sarg machen und darauf ſchreiben: Jeſus Chriſtus geſtern und heute, Martin Kathmann im Jahr 1631, ein andermal fromme Bibelſprüche und den 30. Juni: Mein Vater hat auf der Schloßgaſſe gewohnt; Du mußt machen, was ich will, ich laß Dir ſonſt keine Ruhe. Als der hochwürdige Herr Archidiakonus die Keilpflugin beſucht, hat es ihm mit der Hand gedräuet, da iſt dem Herrn auf einmal ſo übel und entſetzlich geworden, als ſolle er augenblicks ſterben. Hernach hat's angeſchrieben: Muscovius verdammet mich, aber verdammet nicht, ſo werdet ihr auch nicht verdammet; Miserere mei.

Nochmals hat es ſich erdreiſtet, der Keilpflugin in Gegenwart ihres Gemahls zu erſcheinen. Der hat dann ſammt dem Amanuenſis Degen genommen und haben nach der angezeigten Richtung hin geſtochen und gehauen, daß das Geſpenſt in die Höhe geſprungen iſt und ſich geduckt hat, auch in Geſtalt eines Vogels aufgeflogen und in Geſtalt einer Kugel zur Erde gefallen

ist. Andern Tages hat es aber ein Schwert mitgebracht und sich bei der Keilpflugin beklagt, wenn es Unglück haben werde, müßte ihr Mann es verantworten. Vom 15. Juli an hat es überall hingeschrieben: Feuer, Feuer auf dem Rathhause, Feuer auf dem Schlosse, Feuer auf der Dechanei. Darum gehe aus von dem sündigen Sodom, der Blutstadt wird es übel ergehen. Da haben viele Leute ihr Hab und Gut in die Keller geräumt, es ist aber kein Feuer herausgekommen. Ein geistlicher Herr schrieb darunter: Feuer auch in der Hölle, und zwar ewiges Feuer für Dich und Deine Gesellschaft. So ist es fortgegangen bis in den September.

Unterdessen hatte der Rath und das geistliche Ministerium den ganzen erschrecklichen Vorfall nach Dresden gemeldet, worauf die Dresdenischen Theologen ein „schriftmäßiges Bedenken" über das Budissin'sche Gespenst ausarbeiteten, worin in vier Abschnitten das Gespenst als ein Werk des Satans, und zwar des scheinheiligen weißen Teufels erklärt wird. Dies beweise genugsam sein Widerwille gegen die lutherische Geistlichkeit. Vor den Drohungen habe man sich nicht zu fürchten, sintemal der Teufel ein ohnmächtiger Geist sei, der nicht einmal ohne erlangte Erlaubniß in die Säue fahren konnte (Math. 8, 21.). Dem papistischen Klerus, der sich selbst zur Hilfe angeboten hätte, wie alle falsche Propheten zu thun pflegten (Jer. 13., V. 21. 32., Math. 7., V. 15.), sei nicht zu willfahren; seine Gaukelpossen, mit denen er den Teufel durch Beelzebub auszutreiben vermeinte, könnten höchstens die Lutherischen im Glauben irre machen und zu verdammlichem Abfall verleiten. Weil aber nach Christi Ausspruch (Math. 17. 21.) diese Art nicht ausfährt, denn durch Beten und Fasten, so seien auch hierbei keine anderen Mittel anzuwenden. Was mit den kreuzweis gelegten Besen geschehen, sei eine schwere Sünde. Man solle tägliche Betstunden halten und sich der geistlichen Trostgründe nach Anleitung Lutheri, Hieronymi Welleri, Aviani, Glassii, Scherzeri, Brunnenhorstii, Scriveri und Anderer fleißig bedienen u. s. w. Unterzeichnet ist dies Aktenstück von Dr. Samuel Benediktus Carpzov und fünf anderen Dresdener Theologen.

Nachdem nun auf Beschluß des Budissiner geistlichen Ministerii keine Schrift des Gespenstes mehr gelesen, sondern ungelesen ausgelöscht, das beleckste Papier aber „in des Pilati geheimer Kanzlei" versenket worden, hat das Gespenst nach und nach zu erscheinen aufgehört, so daß man am 8. Oktober, Dom. 19. post trinit., in der Kirche eine öffentliche Danksagung gehalten hat.

134. a) Rauch und Dampf in der Görlitzer Peterskirche.

Frenzel, hist. natur. III. 1452 msc.

Als Anno 1555 am Tage S. Matthäi, Sonntags Morgens, Magister Andreas Nisenus zu Görlitz in die S. Petrikirche kommt, um zu predigen, ist die Kirche voller Dampf und Rauch, daß sich das Volk zusammen geschaart

und vermeinet, es sei ein gewaltiges Feuer ausgebrochen. Man hat aber nichts gefunden. Solches ist ohne Zweifel ein Werk des leidigen Satans gewesen, um die Predigt und Gottes Wort zu verhindern.

134. b) Die Geistlichkeit von Muskau errettet einen Manichäer von seinem Pakt mit dem Teufel.

Der verlohrene und wiedergebohrene Manichäer oder christliche Tauffiermen, so vor der von dem vormahls Manichäisch gewesenen Tyllius Weiß, inständigst verlangten heiligen Tauffe einfältig und so gut als es die vielfältige Ambts-Arbeit zugelassen, u. s. w. gehalten worden u. s. w. mitgetheilt von Martino Francisci, Pelz Lusat. damaligem Diacenus an der Kirchen zu Muscau, anitzo aber Prediger der evang. Kirchgemeinde in Budissin. o. O. u. J. kl. 8. — Desgl. zwei andere denselben Gegenstand behandelnde Schriften mit weitschweifigen Titeln und Dedicationen in kl. 8., die eine verfaßt von Mag. Stöckerus in Muskau.

Es ist von vielen hohen und niederen Personen, sowohl geistlichen als weltlichen Standes bekannt, daß sie gleich dem berühmten Dr. Faust zu Wittenberg einen Pakt mit dem Teufel geschlossen, von denen viele nach abgelaufener Frist des leidigen Satans Beute geworden sind. Dieses erschreckliche Schicksal hätte auch im Jahre 1676 ein von Holland aus eingewanderter Bortenwirker gehabt, wenn er sich nicht noch zur rechten Zeit, zehn Tage vor abgelaufener Frist, dem hochwürdigen geistlichen Ministerium dieser Stadt offenbaret hätte und von den frommen Pastoren den Klauen des Bösen entrissen worden wäre. Dabei stellte es sich denn heraus, daß dieser erbarmungswürdige Mensch, Namens Tyllius Weiß aus Vließingen in Holland, allwo sein Vater ein Schiffsmann gewesen, gar kein getaufter Christ, sondern der manichäischen Ketzerei zugethan gewesen, zu der sich damals in den holländischen Städten an 13000 Familien bekannten. Dieser Tyllius Weiß ist nach langen Wanderungen in England und Frankreich in der französischen Armee als Dragoner angeworben worden, und hat mit dem wilden Kriegsvolk ein wüstes Leben geführt. Als sie zu Renß (Rheims) in Champagnien im Quartier gelegen, haben sie eines Tages, wohl zwanzig an der Zahl, im trunkenen Muthe beschlossen, sich dem Teufel zu ergeben. Abends neun Uhr ist ihnen denn auch der Böse erschienen in Gestalt einer schönen französischen Dame. Sie sind entsetzlich erschrocken und die meisten davon gelaufen; aber neune, darunter auch unser Tyllius, sind standhaft geblieben. Der Teufel hat gefragt, ob es ihnen Ernst sei, hat versprochen, ihnen Glück im Spiel und bei den Frauenzimmern zu verschaffen und sie hieb- und stichfest zu machen. Dagegen sollten sie sich verpflichten, das gewonnene Geld nur in höllischen Lüsten zu verschleudern, beim Spiele immer Händel anzufangen und so viel Menschen als möglich zu ermorden. Diesen Pakt sind diese verlorenen Seelen eingegangen und haben ihn durch Handschlag besiegelt, wobei ihnen der Teufel einen scharfen Draht durch den Daumen gezogen, davon an dem Tyllius die Narbe zu sehen gewesen, und sie somit als sein Eigenthum gezeichnet hat. Hat auch gleich eine Feder bei der Hand gehabt, mit der ein jeder, nachdem er sie aus der empfangenen Wunde mit Blut getränkt,

ſich unterſchrieben, und iſt dieſe Feder ganz ſonderbar und nicht wie eine andere geweſen, hat auch ſchier alleine geſchrieben. Dagegen hat auch der Teufel einem jeden einen Brief eingehändigt, darin folgende drei Vorſchriften enthalten geweſen: 1) ſie ſollten nur ihn als ihren Herrn erkennen, 2) Gott, die Engel und alle Chriſten verfluchen, 3) ihre Eltern und die Stunde ihrer Geburt verwünſchen. Solchen Brief hat er eigenhändig (aber mit Tinte) unterſchrieben: Diabolus Ku. Darauf ſind ſie um Mitternacht von der Herberge, wo ſolches ſich ereignet, aufgebrochen und auf einen Kreuzweg gegangen. Dort haben alle neun einen Kreis geſchloſſen, ihre Teufelsbriefe zuſammen in ein weißes Tuch gethan und ſchweigend auf den Weg gelegt. Alſobald iſt die Dame wieder erſchienen, aber mit einem großen Gefolge, darunter man viele Cavaliere geſehen, auch wilde Thiere haben mit erſchrecklichem Gebrülle den Kreis umrannt und Tauſende von böſen Geiſtern die Luft erfüllt.

Von dieſem Tage an hat dann Tyllius wirklich wunderbares Glück im Spiel gehabt, da ihm der Teufel oft unſichtbarer Weiſe Spielkarten zugeſteckt hat. Oft iſt er ihm erſchienen und hat ihn zur Standhaftigkeit ermahnt, bald in Geſtalt einer Dame, bald gekleidet wie ein Cavalier, oft auch in Katzengeſtalt. Das Geld hat er allemal verſaufen und ſonſt verliedern müſſen. Fünf Menſchen hat Tyllius erſtochen und viele bleſſirt, aus allem Scharmützel aber iſt er ohne Wunden hervorgegangen; denn der Teufel hat ihm eine gelbe Salbe gegeben, mit der er ſich eingerieben und hieb-, ſtich- und ſchußfeſt gemacht hat. Ja es iſt ihm gelungen, Stückkugeln mit der Hand abzuwenden. Aber er hat auch den Teufel dreimal des Tages zu beſtimmten Stunden anrufen müſſen. Sonſt hat er ihm flugs das Geld in der Taſche in Koth verwandelt.

Alles dieſes bekannte Tyllius nicht auf einmal, ſondern in verſchiedenen mit ihm angeſtellten Verhören, unter erbärmlichem Schluchzen, unendlichen Thränen und großen körperlichen Anfechtungen des Satans. Sein Geſicht verzog ſich oft zu ſchauderhaften Grimaſſen und die Bruſt wurde ihm aufgetrieben, daß es erſchrecklich anzuſehen war, und Diakonus Franciſci beim erſten Male glaubte, es ſei der Teufel ſelbſt. Die Angſt des Geplagten war ſehr groß, denn der Pakt, der auf ſieben Jahre und ſiebenzehn Tage lautete, war in zehn Tagen um; indeſſen wirkten die Gebete der Paſtoren, die täglich abwechſelnd ſtundenlang bei ihm zubrachten, in dem armen Sünder herzliche Reue und Buße; er ward in Stadt und Land in's Kirchengebet eingeſchloſſen, und auch in den Knaben- und Mädchenſchulen für ihn gebetet. Se. freiherrliche Gnaden, Herr Kurt Reinicke von Callenberg, nahm ſich des Verlorenen ebenfalls an, gab ihm frei Quartier im Oberſtübchen der Pfarrwohnung und beſtellte mehre achtbare Bürger, welche Tag und Nacht bei ihm wachen mußten. Tyllius zeigte ſich bereitwillig, der manichäiſchen Ketzerei

abzuschwören und den lutherischen Glauben anzunehmen. Zu der katholischen Kirche hatte er ohnedies kein Zutrauen, da er bei der Belagerung von Mastricht selbst Zeuge gewesen war, wie der Teufel acht Soldaten auf einmal geholt, obgleich ein katholischer Pfaffe sich alle Mühe gegeben, ihn mit Lichtern, Weihwasser und Paternostern zu vertreiben. Als Jäger verkleidet sei er in's Lager gekommen und habe alle acht in einem großen Sturmwinde mit sich fortgerissen. Nur ihre ausgerissenen rechten Hände seien im Lager geblieben.

Da die Pastoren von Muskau des Tyllius Vorliebe für den lutherischen Glauben sahen, so unterstützten sie dieselbe, gaben ihm Luther's Katechismus und ließen ihn die Glaubensartikel auswendig lernen, was wunderbar schnell von Statten ging. Nur ließ ihm der Teufel keine Ruhe, plagte ihn mit Körperschmerzen, erschien ihm mehrmals in Katzengestalt, sogar in Gegenwart des Magister Stöckerus, der ihn aber mit dem Liede: „Gott der Vater wohn' uns bei" sogleich vertrieb, verführte den Patienten zu wiederholten Fluchtversuchen, indem er ihm einredete, die Pastoren würden ihn wegen seiner Verbrechen der weltlichen Obrigkeit übergeben und dem Scheiterhaufen opfern, versprach ihm einen neuen Pakt auf vierzehn Jahre und ängstigte ihn mit schrecklichen Drohungen, wenn er sich würde taufen lassen.

Denn das war allerdings die fromme Absicht der geistlichen Herren, und der Freiherr von Callenberg unterstützte dieselbe und schenkte ihm einen ganz neuen Anzug. Der alte wurde den Flammen übergeben und hat lange nicht brennen wollen. Tyllius wurde ermahnt, alles Teuflische von sich abzuthun. Er bekannte, früher ein kleines Händlein (Alraunwurzel) besessen zu haben, das einen Saft wie Milch von sich gegeben, wenn er mit einer Nadel dareingestochen, aber er habe es vor Nymwegen einem Kameraden für eine Pfeife Tabak verkauft (denn umsonst durfte er es nicht weggeben). Er bat ihn heimlich zu taufen und nicht öffentlich, aber es wurde ihm nicht zugelassen, und die ganze Gemeinde war Zeuge, wie man ihn zum Taufsteine führte. Herr Kurt Reinicke Freiherr von Callenberg nebst sechs andern weltlichen und geistlichen Herren waren seine Taufzeugen, zusammen sieben, wegen der sieben Jahre des Teufelspaktes, und Se. freiherrliche Gnaden lagen die ganze Zeit über nebst dero Gemahlin auf ihren Knien. Zwei Pastoren vom Lande nahmen den Täufling zwischen sich, und das war nöthig, denn Satanas plagte den Aermsten erst auf dem Wege, dann in der Sakristei und den ganzen Aktus über mit entsetzlichen Gesichtern, Gliederverrenkungen und Gesichtsverzerrungen, „daß der ganzen Gemeinde die Haare zu Berge stiegen" vor Schauder und Furcht. Nach vollbrachter Ceremonie, bei der man ihm statt des Westerhemdes ein weißes Tuch überhing, ist der Teufel zwar etwas vom ihm gewichen, aber in der Nacht darauf ihm wieder erschienen als ein kleines Kind, „zweifelsohne um der Wiedergeburt zu spotten oder, da es im Advent gewesen, das heilige Weihnachtsfest zu verhöhnen." Den vierten De-

zember darauf wurde Andreas, dieſen Namen hatte er in der heiligen Taufe erhalten, zur Communion geführt, und dieſe Ceremonie verlief ohne alle Störung. Andreas Weiß fühlte ſich von Stund an freier, glücklicher und geſunder; ja ſein ganzes Ausſehen war ſo verändert, daß man ihn kaum wieder erkennen konnte.

Den Tag darauf war der Termin des Teufels, an dem der Pakt ablief. Abends wiederholten ſich noch einmal die Viſionen und Qualen, aber die Nacht verfloß ruhig. Doch haben die Bewohner von Muskau ein ſtarkes Windesbrauſen um das Haus herum gehört und es deutlich geſehen, wie zwei Männer mit bloßem Degen auf dem Kirchhofe fochten.

Am zweiten Advent hat man in allen Kirchen in Stadt und Land Dankgebete abgehalten. Andreas Weiß hat ſich noch einige Tage in Muskau verweilt, und iſt endlich am neunten Dezember abgereiſt. Die gnädige Herrſchaft hat ihm ein Zehrgeld aufgenöthigt und ihm einen Paß und andere Empfehlungen mit auf den Weg gegeben. Er iſt über Kamenz nach Dresden gereiſt, um dort oder in einer andern großen Stadt ſein erlerntes Handwerk, die Bortenwirkerei, weiter zu treiben.

Anmerk. Meiſter Tyllius war ohne Zweifel ein ſchlauer Betrüger. Mit ſeinem Lieutenant nach Schleſien derfertirt und von ihm in Wartenberg entlaſſen, iſt er vagabondirend nach Muskau gekommen. Dort iſt ihm wahrſcheinlich das Geld ausgegangen. Er hat aber gehört, daß einige Zeit vorher ein bekehrter Teufelspartner, Namens Peter Otto, in Muskau gute Aufnahme gefunden, da er Empfehlungen und Bücher bei ſich gehabt, die Magiſter Seriverus zu Magdeburg über ſeine Bekehrung geſchrieben. Dieſer Peter Otto hat dieſelbe Teufelsnarbe am rechten Daumen gehabt. Tyllius hat dem Peter Otto, und Diakonus Franckel nur zu bereitwillig dem Magiſter Seriverus nachgeahmt, ſchwerlich ohne die Nebenabſicht, ſich und ſeinem Städtlein durch die Bekehrung dieſes Manichäers einen Namen zu machen. Den Manichäismus hat man aus ihm herausexaminirt. Mehrmals zwar hat man Verdacht geſchöpft, aber immer wieder haben die wirklichen oder erheucheiten Krämpfe und die vorgeblichen Viſionen (die übrigens eine ſehr arme Phantaſie verrathen) die geiſtlichen Herren getäuſcht, die nur zu begierig waren, überall Teufelsklauen zu ſehen, und z. B. die Fluchtverſuche für Teufelsanfechtungen auszugeben. Man bemerke, wie Tyllius ſich vor der Taufe ſträubt, wie er wunderbar ſchnell den Katechismus lernt, wie er dem Haß gegen die katholiſche Kirche zu ſchmeicheln weiß. Dazu kommt noch eine oben ausgelaſſene Epiſode. Wie Tyllius die neuen Kleider anzieht, fällt ihm ein Papier aus der Taſche, das er haſtig aufrafft und verſteckt. Man inquirirt ihn, will's ihm nehmen; da ſtellt er ſich ganz raſend und todt entſetzlich. Man muß ihm das Papier laſſen, denn drüben wartet ſchon die Gemeinde auf die Taufe. Hernach bekennt er, es ſei der Brief des Diabolus Ku geweſen und er habe ihn den Abend nach der Taufe in den Ofen geworfen. Die Wächter haben nichts geſehen und können es nicht beſtätigen. Dies Papier wird wohl weder von Ku noch einem andern Teufel hergerührt haben, ſondern von irgend einer Behörde. Es iſt ein Zeugniß, ein Atteſt geweſen, das den Betrüger auf der Stelle entlarvt hätte, aus dem ſich vielleicht ergeben hätte, welchen Frevel Tyllius mit der heiligen Taufe trieb, da er doch wahrſcheinlich ſchon chriſtlich getauft war.

Diabolus Ku iſt vielleicht eine mißverſtandene Erinnerung an den Teufelsbeinamen Cul. Der Hintere iſt des Teufels Wappen. Dort müſſen ihn die Hexen am Hexenſabbath

ſüßen. Den Waldenſern und den Tempelherren machte man daſſelbe zum Vorwurf. Tyllius fügt hinzu, ſonſt hieße dieſer Teufel auch insgemein „der gerechte Teufel“ — wieder ein Zuſammenhang mit der Anklage gegen jene Sekten, daß ſie den Teufel, als den von Gott ungerecht behandelten, verehrten und ihn als den Gerechten prieſen, Gott als den Ungerechten verfluchten.

Vierte Abtheilung:

Spuk- und Gespenster-Sagen.

IV.

Spuk- und Gespenstersagen.

135. Bern-Dietrich.

Frenzel, lex. slav. I. 575. msc. L. Mon. Schr. 1797. II. 749. N. L. Mag. 1839 S. 227. Grève S. 54.

Wenn ein Mensch sich bei Nacht im Walde verirrt hat, hört er oft in der Luft ein wildes Schreien und Toben; es zieht daher wie ein Sturm mit wüthendem Gesause; Hunde kläffen, Rosse schnauben, die Wipfel der Bäume krachen und splittern und dazwischen tönt Jagdgeschrei: Hoho! und Hörnerklang: Tutu! Das ist Bern-Dietrich, der Nachtjäger mit dem wüthenden Heere, das schon viele angesehen haben und das schrecklich zu beschreiben ist. Männer mit verdrehtem Kopfe, auch ohne Kopf und Schopf reiten auf Pferden mit Hirschköpfen, andere tragen das Haupt unterm Arme; einer rollt auf dem Rade daher und gräßliche Hundegestalten, Rehe, wilde Eber und anderes Jagdgefolge hinterher und nebenher und so fort bis Alles verschwunden ist. Sein Hauptquartier hat Bern-Dietrich im Dietrichsberge bei Dittersbach bei den Querxen. (Er kehrt aber auch im Venusberge bei Ostritz zuweilen ein bei Frau Venus und ihrem Hofgesinde, den Vensmännlein. Am Eckardtsberge bei Zittau sitzt der getreue Eckardt, ein guter, alter Mann, der die Menschen warnt, sich nicht in den Venusberg verführen zu lassen.)

Anmerk. Die Lausitz hat eine Fülle von Sagen, die dem Sagenkreise des wilden Jägers angehören. Der wilde Jäger selbst hat verschiedene Namen: Bern-Dietrich, Pan Dietrich, Ulrich Ruprecht, toller Junker, Heldut, Blauhütel, Schümbrich, eiserner Polenz, Nachtjäger.

Der Name Bern-Dietrich ist hauptsächlich deshalb merkwürdig, weil er an die altdeutsche Sage von Dietrich von Bern erinnerte. Dietrich von Bern (Theodorich), der gothische Recke des Heldenbuches, war bekanntlich lange bei den Hunnen, diese aber hausten öfters im Merkwidl-Walde, zu dem auch die Lausitzer Berge gerechnet werden, so daß man dem Bern-Dietrich eine ursprüngliche Heimathsberechtigung in unsern Bergen vindiciren könnte.

Daß die Gestalt des wilden Jägers überhaupt nichts Anderes als die vermenschlichte, oft historisirte Windpersonifikation eines Gottes, bei uns des Wodan ist, will ich hier

nur notiren. G. Köhler (Lauſ. Mag. 1839, S. 227—239), hat den Zuſammenhang mit der alten Götterſage ſowohl wie mit Dietrich von Bern ausführlich nachgewieſen.

Die Zuſammenſtellung vom Eckartsberge und Venusberge hat ihn augenſcheinlich veranlaßt, den getreuen Eckart und Frau Venus in die Sage zu bringen, doch ſcheint dies nur eine geiſtreiche Kombination zu ſein, weshalb ich die Bürgſchaft für dieſen Zuſatz nicht übernehmen kann.

Das Neue und Intereſſante bei Köhler's Forſchung iſt die hiſtoriſche Begründung des Namens durch Nachweis eines Bernhard Dietrich von Biderſtein, ſo daß ſich gewiſſermaßen der Dietrich von Bern des Heldenbuchs und der in der Kirche zu Schönau abgebildete Bernhard Dietrich von Biderſtein (Blauhütel) um die Urheberſchaft der Sage ſtreiten. Ein ſehr merkwürdiges Zuſammentreffen.

136. Blauhütel.

Frenzel, hist. eccl. Schonav. p. 15. msc. N. L. Mag. 1839 S. 227.

Blauhütel war ein reicher Herr. Ihm gehörte der ganze Eigen'ſche Kreis. Auf dem Schönauer Hutberge hatte er eine feſte Burg und im Thale baute er die Stadt Bernſtadt (Bernhardtsſtadt), nach ſeinem Namen Bernhardt ſo geheißen. Aber die Leute herum nannten ihn immer nur Blauhütel von ſeinem großen blauen Jagdhute. Wenn ſie den von ferne ſahen, erſchraken ſie, denn dann ging's zu Pferde mit Jagdgeſchrei und Hörnerklang durch Feld und Wald im tollen Jagen. Da war es oft an einem Tage um die ganze Ernte geſchehen. Und es erhob ſich eine Klage im Volk über den grauſamen Herrn, ſo daß ſich ſelber der Landvogt der armen Leute annehmen mußte.

Zur Strafe muß nun Blauhütel als Nachtjäger ziehen bis zum jüngſten Tage, und wer ihn ziehen ſieht, dem bedeutet es Unglück. In der Kirche zu Schönau aber war er abgebildet, wie der Landvogt ihn zur Rede ſetzt. Jäger und Jagdhunde umgeben ihn, und in der Hand hält er den gefürchteten blauen Hut.

Anmerk. Mag auch der Hut und das Bild und der Name hiſtoriſch ſein; die Benennung des Jägers nach dem Hute beruht auf mythologiſchen Beziehungen. Köhler's Anſicht (l. c.) iſt daher zu ergänzen. Der Hut iſt nämlich Odin-Wuotans Symbol. Er heißt der Breithutige, Hutige, pileatus. Der Hut bedeutet die Wolken, in die ſich Odin hüllt. Die vielen Hutberge der Lauſitz ſcheinen nicht vom Hüten des Viehes, nach von der Odhut, die ſie den Umwohnern gewähren, den Namen zu haben, ſondern theils natürlich vom Sturm- und Nebelhut, der ihre Gipfel zu Zeiten umgiebt, theils mythiſch vom behuteten wilden Jäger ihren Namen zu haben. Dieſe Hutberge liegen meiſt in dem Diſtrikte zwiſchen der oberen Neiße und der oberen Spree, wo die Sagen vom wilden Jäger ſich häufen. Es giebt nämlich Hutberge bei Großſchönau, Haynewalde, Kamenz, Herrnhut, Koitſch, Nieder-Steina, Weisbach, Mengelsdorf, Neukretſcham, Nieder-Oderwitz, Oſtritz, Schadewalde, zuſammen 15, die meiſten im Zittauer Kreiſe.

Der ſchottiſche Nachtjäger Radin Haod führt ſeinen Namen wahrſcheinlich ebenfalls als Sturmhutträger; und auch der heilige Hubertus (= Hutbertus) der Jäger unter den Heiligen, der in unſrer Sage vom „Teufelsjäger“ (No. 145.) ein Gegenbild deſſelben iſt, heißt Hutträger. Dieſer Hut verkleinert ſich bei den Zwergen zur Tarnkappe

und wird beim Hexenmeister Martin Pumphüt (s. die Zaubersagen) zum Fortunatushütlein. Jeder Berggeist trägt gewissermaßen im Hute die Kopie des Berges. Vergl. den Zwergnamen Hütchen in Hildesheim mit dem Zwergnamen „Hüdel“ in der Lausitz.

137. Der wilde Ruprecht auf dem Hutberge.

Gräve S. 135.

Auf dem Hutberge bei Herrnhut ist's nicht geheuer. In der Walpurgisnacht hört man ein schreckliches Tosen in der Luft und sieht allerhand riesenhafte Gestalten daher ziehen. Das ist der ruhelose Geist eines wilden Raubritters; der hatte einst dort eine große Burg, deren Trümmer noch heute sichtbar sind. Sein Name war Ulrich Ruprecht. Er legte große Keller im Berge an, wo er seinen Raub zusammen trug und einen großen Schatz sammelte, der noch zu heben ist. Ein unterirdischer Gang setzte sein Schloß in Verbindung mit Bernstadt, wo sein guter Freund und Helfershelfer Bernhard Dietrich hauste. Als er einst in seinem Keller saß und im Golde wühlte, kam der Teufel und mauerte die Kellerthüre zu, daß er bei seinen Schätzen elendiglich umkommen mußte.

Anmerk. Auch der Name Ulrich Ruprecht ist bedeutsam. Uller ist die nordische Jägerpersonifikation Odins, der Schütz mit den Todespfeilen. Die Lausitz ist reich an Ortschaften mit dem Namen Ullersdorf, hauptsächlich im Distrikte des wilden Jägers. Ruprecht aber heißt entweder Hruotperacht, der rothglänzende (Kuhn) oder der Umhüllende, Rupa sanskr. = Gewand, robe. (Nork.) Der Hut Odins erweitert sich nämlich zum Mantel. So im Namen des Harzjägers Hackelbärend = Manteltäger und im Namen Robin (Hood) von robe.

138. Pan-Dietrich.

Gräve S. 54. Preuker III. 167.

An dem Fußsteige zwischen Mönnichswalde und Wilthen liegt rechter Hand ein mit Nadelholz bewachsener Berg, der Pan Dietrich (d. h. Herr Dietrich) genannt. So heißt er nämlich nach einem Raubritter, der dort in den Zeiten des Faustrechts sein Wesen trieb, von seiner Burg aus die ganze Gegend bedrückte, Wochentags wegelagerte und Sonn- und Festtags der Jagd fröhnte, wobei er das Wild grausam zu hetzen und die Felder der Bauern zu verwüsten pflegte. Im Leben ging ihm Alles nach Wunsch und Willen; allein im Tode folgte die Strafe Gottes, nach dem er sein Lebtag nie gefragt hatte. Denn in Ewigkeit ist er verdammt, zur Frühlings- und Herbstzeit als Nachtjäger umher zu ziehen. Von seiner verfallenen Burg aus, welche jetzt nur noch aus einer Menge in der Runde zusammengeworfener Steine besteht, erhebt sich der tosende Jagdzug, fegt einige Meilen im Kreise umher und verschwindet beim Morgengrauen wieder im Berge. Dem Zuge voran schreitet der heilige Bonifaz, der ihn oft vergeblich ermahnte, von seinem rohen, wüsten Leben abzustehen. Hinterher aber reitet der Tod,

ein Beingerippe auf einer großen Eule. Bei Budissin in der Gegend des sogenannten Götterberges zieht der Pan-Dietrich über den Tschernebog, man sieht ihn auch am Hochwalde, bei Rammenau in der Nähe von Bischofswerda und in Raschützwalde, wo er über das sogenannte (muthmaßlich im dreißigjährigen Kriege eingegangene) wüste Dorf mit Windsausen, Schießen, Hundegebell und Menschengeschrei hinzieht.

Durch die Fluren mancher Dorfschaften zieht sich eine sogenannte Brandader, diese nennen die Wenden: Dyter bernatowy puc, d. h. Dieter Bernhardt's Weg.

Anmerk. Dyterbernat, Dyter Benada, Dykebjadnat, Dykebernak sind lauter wendische Verstümmelungen des deutschen Namens. Vielleicht ist auch Pan-Dietrich einfach aus Bern-Dietrich verstümmelt.

In Schweden heißt des wilden Jägers Straße die Erichsstraße. Sie scheint das irdische Abbild des altdeutschen Iringsweges, d. h. der Milchstraße oder des unterirdischen Hellweges, der Seelenstraße zu Hel zu sein.

139. Der Nachtjäger in Zilmsdorf.

Mündlich. Akten der Naturforsch. Gesellsch. zu Görlitz, Sektion für Alterthümer No. 4.

In der Gegend von Teuplitz und Zilmsdorf kennt Jedermann den Nachtjäger. Der Baron von Reibnitz, dem Zilmsdorf gehörte, und sein Jäger, Namens Stäglich, haben in einer sternenhellen Nacht des Jahres 1799 im hohen Holze unter Teuplitz dem bösem Geiste aufgelauert und ihn zu Pferde verfolgt. Gesehen haben sie nichts, aber einen furchtbaren Lärm haben sie gehört, wie von vielen im Trabe daher rennenden Pferden, dazwischen Hallohrufen, Hundegebell und den Klang eines Hifthorns. Einmal ist es in der Entfernung von kaum 40 Schritten bei ihnen vorbei gekommen und mit Geschrei und Hörnerklang wie bei einer großen Hetzjagd waldeinwärts gegangen.

Diese wilde Jagd hat im Jahre 1827 der Teichwärter Lehmann wieder gehört.

Anmerk. Der Bericht des Herrn von Reibnitz an den Direktor der naturforschenden Gesellschaft in Görlitz vom 28. December 1829 ist ein interessanter Beitrag zu den vom Universitätskanzler Autenrieth in Tübingen gesammelten Zeugnissen glaubwürdiger Reisenden über die sogenannten „Stimmen aus der Höhe". Die Naturerscheinung trägt in verschiedenen Gegenden verschiedenen Charakter, in Mitteleuropa herrscht ein hundebellenartiger Laut vor. Es scheint viel auf die Terrainbeschaffenheit anzukommen. Aber Aehnliches kennt der hohe Norden wie der heiße Süden. (Vergl. Scheidele, das Kloster IX. S. 20—74.) Es folgt hier der Hauptinhalt des Schreibens des Herrn von Reibnitz an den Direktor Schneider, dessen Original mir aus den Akten der erwähnten Gesellschaft No. 4. vorliegt.

„Die an mehren Orten ebenfalls bekannte Volkssage vom wilden Nachtjäger herrscht bis auf jetzige Zeiten am hiesigen Orte. Schon seit meiner frühen Jugend hatte ich Kunde davon, aber nur vom Hörensagen; aber gleich nachdem ich den väterlichen Besitz an mich gezogen, gab ich die strengsten Befehle und vorzüglich an den Nachtwächter,

mich zu jeder Stunde in der Nacht, wenn dieſe Begebenheit ſich ereignen würde, ſofort in Kenntniß zu ſetzen. Vor ungefähr 30 Jahren, noch dazu in einer hellen Mainacht gegen 11 Uhr, klopfte es an mein Fenſter: „gnädiger Herr, der Nachtjäger!“ rief mein Wächter, „im hohen Holze unter Teuplitz“. Gleich gab ich Befehl, Stäglich, ſo hieß mein Jäger, der damals, als ich garçon war, Reitknecht, Jäger, Haushofmeiſter, kurz Alles in Allem, übrigens ein tüchtiger Weidmann und mit mir in gleichem Alter war, zu rufen.

Geh', hole die Pferde, wir wollen reiten, aber ſchnell, blos auf Decke, der wilde Jäger hauſt im Forſt, wir wollen ihn begrüßen. Das war ihm ein gefundener Handel. Kaum zehn Minuten verfloſſen, ſo ſaßen wir wohlbewaffnet zu Pferde und flogen über Wieſen und Felder dem Jagdgebell und dem Klange eines Hifthorns entgegen.

Kaum erlangten wir die Haide, ſo verſtummte das vorhin gehörte Rüdengebell und Hifthorntönen. Wir verhielten uns ſtill, als auf einmal ein Gebell wie das Anſchlagen eines Dachshündchens, das die verlorene Fährte wieder gefunden, ſich dicht vor uns hören ließ. Schnell vermehrten ſich die Stimmen von großen und kleinen Hunden und nun begann eine wahrhaftige und förmliche Hetze, die ſich waldeinwärts zog, wo noch andere Hifthörner ſchauerlich erklangen. Wir gaben Sporen und ſtürzten uns nach, aber ein großes Dickicht nöthigte uns die Richtung zu verändern und in einem Streuweg einzubiegen, wo es trotz der ſchönen ſternhellen Nacht ſo finſter war, daß wir in Wahrheit den Wald vor lauter Bäumen nicht ſahen. Die Pferde, die bekanntlich bei Nacht furchtſamer ſind, denn der Menſch, ſcheuten mehrmals. Auf einmal ſchien die Jagd wieder gerade auf uns zuzukommen, ſo ſchrecklich, daß, als wir das Ende des Geheges und die hohen Gipfel des alten hochbeſtandenen Waldes erlangten, wir uns gegenſeitig zuriefen: „Nun drauf los!“ Wie eine Windsbraut rauſchte es mit Sang und Klang in einer Entfernung von kaum vierzig Schritt bei uns vorüber, die Roſſe ſchnoben und ſcheuten, das Pferd meines Jägers überſchlug ſich. Gott ſei uns gnädig und barmherzig, riefen wir beide. Ich eilte ihm zu Hülfe, aber ſchon erhob er ſich wieder und war bald an meiner Seite. Die Pferde drängten ſich ängſtlich zuſammen. Die Jagd ſchien vorüber, als wir ſie aufs Neue in weiter Entfernung beginnen hörten, und zwar in der Feldmark.

Ohne Weiteres eilten wir der Gegend zu und kamen in's offene Feld. Die Sterne ſchienen hell und freundlich; die Jagd zog jetzt vor uns her; wenn wir ihr nahe kamen, entfernte ſie ſich immer ſchneller und ſchneller, und zwar in einer bogenförmigen Richtung mit Rüdengebell, Hifthornklang und Hufſchlag, aber ganz in der Ferne in den entlegenen Haiden. Wir ritten heim, wo uns der Wächter ängſtlich erwartete. Er hatte ſchon gezweifelt, ob wir je wieder kommen würden. Es war 1 Uhr vorüber.“

140. Heidut.

Albinus, Meißn. L. u. B. Chronik S. 151. Gräve S. 120. D. u. N. L. Chronik S. 11.

In Pulßnitz lebte einſt ein gar frommer Mann mit Namen Heidut, der ging fleißig in die Kirche, betete darin ſehr andächtig und that Alles, was er vollbrachte, im Namen und zur Ehre Gottes. Dafür hatte auch ſein Gebet eine ſo große Kraft, daß er ſeinen Mantel in die Sonnenſtäubchen hängen konnte, ohne daß er herunter auf die Erde fiel, was er regelmäßig that, wenn er ihn in der Kirche abgelegt hatte. Das verdroß den Teufel ſehr und er wendete alle möglichen Künſte durch ſeine Helfershelfer an, um den frommen Heidut zu verführen; es gelang ihm aber nicht, denn Heidut ſchlug alle Angriffe durch ſeine frommen und eifrigen Gebete ſiegreich ab.

Da mußte ſich ſchon der Teufel bequemen und ſelbſt aus der Hölle heraufkommen, um den heiligen Mann zu verderben. Er erſchien ihm auch wirklich an einem Sonntage in der Kirche mit ſeinen Pferdefüßen und ſeinem Kuhſchweif, ſo daß es nicht möglich war ihn zu verkennen. Da ſaß der Höllenfürſt und hatte vor ſich eine Bockshaut, auf welche er die Namen derjenigen Zuhörer ſchrieb, die in der Kirche eingeſchlafen waren. Es war aber ſehr heiß und der Prediger hielt eine langweilige Predigt und es ſchlief immer einer nach dem andern ein. Nur Heidut hörte noch andächtig zu, obwohl ihn der Anblick des Teufels etwas ſtörte. Nun aber reichte die Bockshaut nicht zu, alle Namen der Schlafenden aufzunehmen, und der Teufel packte ſie an dem einen Ende mit ſeinen Zähnen, um ſie noch mehr auszudehnen. Wie er ſo aus allen Leibeskräften zog, riß die Haut und Satan purzelte rückwärts hin, reckte die Beine in die Höhe und machte dabei eine ſo komiſche Figur, daß der fromme Heidut darüber ganz aus ſeiner Andacht kam, ſich nicht halten konnte und in ein helles Gelächter an heiliger Stätte ausbrach. In dieſem Augenblicke fiel ſein Mantel aus den Sonnenſtäubchen auf die Erde. Beſtürzt hob er ihn auf, nahm ihn um und ging nach Hauſe. Aber auch da fiel er herunter, als er ihn wie gewöhnlich in die Sonnenſtäubchen hängen wollte. Denn er hatte in der Kirche gelacht und ſeine ganze Frömmigkeit verloren, und wie er auch beten mochte, er konnte es nicht dahin bringen, daß ſein Mantel in den Sonnenſtäubchen hangen blieb. Da ward endlich Heidut ganz verboſt, ſtieß gottesläſterliche Reden aus, ging nicht mehr in die Kirche, dachte nicht ferner an's Beten und ergab ſich dem Teufel mit Saufen, Freſſen, Spielen, Jagen und allerlei wilder Fleiſchesluſt. So holte ihn denn zuletzt der Teufel von einem wüſten, ſchwelgeriſchen Gaſtmahle ab, fuhr mit ihm Angeſichts ſeiner Saufgenoſſen zum Schornſtein hinaus und ſtellte ihn als wilden Jäger an in der Pulßnitzer Haide. Dort jagte er mit ſeinen wilden Genoſſen auf feuerſchnaubenden Pferden unter dem Gebell wüthender Hunde und dem Schall der Jagdhörner zur Nachtzeit durch den Wald und erſchreckte und beſchädigte viele fromme Leute, die des Weges gingen. Als aber das Unweſen zu arg wurde, nahmen die Pulßnitzer einen frommen Mönch an, der mußte den wilden Jäger beſchwören und ihn in eine große alte Fichte auf dem Eierberge verbannen. Die ſteht noch heutiges Tages da und giebt zu Zeiten ein tutendes Getön von ſich, als wenn man ein Horn von fern her vernähme. Da ſagen dann die Leute: „Der Heidut läßt ſich hören.“

Anmerk. 1. Zu Delbrück, einem Marktflecken im Kreiſe Paderborn, wurde vor Zeiten ein Abgott Sankt Jodutt verehrt, von welchem man ein Lied gedichtet hatte, das ſich anfängt: „Sankt Jodutt war ein heilig' Mann, wie der Feind kam, ging er vorn an.“ Andere nennen dieſen Götzen Jedutt oder Codutt und auf ſeinen Namen ſoll ſich das Zetergeſchrei: „Zeter Mord Jo“ beziehen. — Noch eine andere Sage berichtet:

Bei dem Welpelsholz auf dem Lerchenfelde, wo Herzog Lothar zu Sachsen den Kaiser Heinrich V. geschlagen, wurde zum Gedächtniß des Sieges eine Säule mit einem Bilde errichtet, welches in der einen Hand eine Keule mit eisernen Zacken, in der linken einen Schild mit dem sächsischen Wappen, einen weißen Hengst im rothen Felde hielt. Solches Bild haben nachmals die Bauern angebetet und ihm den Namen Jodutt oder Jedutt gegeben. Diese Abgötterei hat gewährt bis Bischof Werner von Merseburg ihr durch Zerstörung des Denkmals ein Ende gemacht.

Ich stelle anheim, ob die wendische Sage vom Heidut nicht hiermit zusammenhängt.

2. Das wendische Märchen vom Dieter Bernhard ist fast gleichlautend. Dieter Bernhard wird über den Unfall mit den Sonnenstäubchen wüthend und beschließt dem Herrgott auch einen Possen zu thun. Er nimmt Brosamen, wirft sie in seine Stiefeln und schreitet einher, indem er so Gottes Gabe mit Füßen tritt. Deswegen entführt ihn bald ein Wagen in die Luft und er fährt dort seiner Bosheit wegen noch bis zum heutigen Tage umher. Ob der Mantel ursprünglich mit Odin's Windmantel gleich bedeutend ist, stelle ich anheim.

3. Das Hangendleiden in Sonnenständchen. — Die heilige Kunigunde zog einst in der Kirche ihren Handschuh aus, als sie zum Altar gehen und opfern wollte. Es war kein Nagel da, sie warf ihn weg und siehe, er blieb an einem durch's Fenster dringenden Sonnenstrahle hangen, bis sie zurück kam (d. Kloster Vtt. S. 189).

141. a) Der wilde Jäger bei Haynewalde.

N. L. Mag. 1838. S. 385. Sammlung von Schön No. 28. Msc.

Einst kommt spät in der Nacht ein Mann von Spitzkunnersdorf nach Haynewalde. Er hört Hundegebell, sieht weit umher aufgestellte Netze, erblickt endlich auch dreibeinige Hunde emsig jagend. Er kommt etwas in die Irre, fürchtet sich gehörig, erreicht aber doch glücklich und ohne Schaden das Dorf.

141. b) Der wilde Jäger bei Löbau.

Gräve S. 109. Gräffe S. 501.

Ein Mann ging in einer stürmischen Nacht von Löbau nach Lawalde. Plötzlich hörte Wind und Regen auf und der wilde Jäger mit Hörnerschall und Hundebellen sauste über ihn dahin. Der Mann warf sich aber schnell mit dem Gesicht zu Boden, indem er der Sage eingedenk war, daß, wer den wilden Jäger gesehen, über's Jahr todt sei, und entging so der drohenden Gefahr.

Als ein anderes Mal im Spätherbst der Pan-Dietrich seinen Umgang auf dem Löbauer Berge hielt und über einen von Bernstadt kommenden Fuhrmann durch die Luft wegrasaunte, stürzte dem armen Manne ein Pferd nieder und das andere erlahmte, so daß er den Morgen erwarten mußte, wo ihm erst Hülfe wurde.

Anmerk. In Norwegen wirft man sich auf den Boden und stellt sich schlafend, damit einen der wilde Jäger nicht mitnehme. Die Pferde muß man vor ihm hüten, in den drei Julinächten die Stallthüre bekreuzen, sonst findet man am Morgen seine Pferde schweißtriefend und bald geplatzt, weil sie mitgenommen waren (Grimm, Mythol. S. 531.).

142. Der Nachtjäger in Torga.

Sammlung von Schön No. 71. Mss.

Ein Bauer in Torga, unweit Neugersdorf, dessen Nachkommen noch heute leben, durfte nie sein Gehöft durch Thore verschließen. Denn der Nachtjäger hatte dort seinen Durchzug, und wenn er mit seiner wilden Jagd einher gebraust kam, so sprangen die Thore von selber vor ihm auf und der Sturm warf sie entzwei. Wenn nun das Getöse ankam, merkte es die Gedingefrau, welche am vorderen Fenster saß, allemal zuerst. Dann wurde das Vieh im Stalle unruhig, zerriß die Stricke und fing fürchterlich an zu brüllen. Wenn nun das die Gedingefrau hörte, so fing sie aus Leibeskräften das Lied zu singen an:

„Gott der Vater wohn' uns bei
Und laß uns nicht verderben."

Da wurde Alles still und ruhig und der Nachtjäger zog ruhig und geräuschlos über den Hof hinüber.

Anmerk. Aehnliche Sagen in Lauenburg (Müllenhof S. 372.), in Schleswig (Müllenhof No. 405.), Thüringen (Sommer No. 5.), im Rhöngebirge (Bechstein No. 12., No. 137.).

143. Der tolle Junker.

Mündlich aus Zittau. N. L. Mag. 1832 S. 345.

Es war einmal ein neugieriges Kind, dem hatten die Leute vom tollen Junker oder wilden Jäger erzählt, wie er des Nachts durch die Lüfte ziehe mit großem Jagdgefolge, und wie den nächtlichen Gesellen allen der Kopf nach hinten stehe. Das hat das neugierige Kind zu sehen begehrt, und als einst in einer stürmischen Nacht der tolle Junker wieder vorüber zieht, da hat es sich vor Neugierde nicht halten können, und ist aus dem Bettlein gesprungen und an's Fenster geeilt, um die Menschen mit den umgedrehten Köpfen zu sehen. Als nun die wilde Jagd mit großem Lärm am Fenster vorüberzieht, da erwacht auch die Mutter, vermißt das Kind, eilt nach dem Fenster, aber — zu spät. Mit verdrehtem Kopfe und starren Augen hing das Kind todt am Fenster. Der tolle Junker hatte ihm den Hals umgedreht.

Anmerk. Die Sage wird in Verbindung gebracht mit dem 1709 zu Zittau verstorbenen Rathsherrn Dr. J. Chr. Meyer, wohnhaft im Eckhause zwischen dem Markte und der Kohlgasse. Derselbe hatte sich bei Einführung der Accise viele Härten erlaubt und das Volk erzählt sich, der Teufel habe ihm den Hals umgedreht, ja man sehe noch heute auf seinem Grabstein in der Kreuzkirche Spuren von Teufelskrallen. Derselbe soll jede Nacht um 12 Uhr sich aus seinem Grabe erheben und auf einem Wagen, von schwarzen Rossen gezogen, mit auf den Rücken gedrehtem Kopfe durch die Straßen der Stadt jagen; wer ihn erblickt, der ist dem Tode verfallen.

Anderweitig in der Gegend von Görlitz heißt der wilde Jäger „der Schömdrich“ oder Schümdrich. Ebenso spricht aber das Volk den Namen des Städtleins Schönberg aus, daher wohl unter dem wilden Jäger ein böser Herr von Schönberg zu verstehen ist. Bei Hoyerswerda und Senftenberg jagt der eiserne Polenz. Derselbe soll 1500 Besitzer von Senftenberg gewesen sein (Grosser, Lausitzische Merkwürdigkeiten Th. III. S. 95).

144. a) Der Nachtjäger zu Tormersdorf.

Sammlung von Schön No. 29. Mss.

Wenn der Nachtjäger mit seiner wilden Meute durch die Luft zieht, soll man ihn ja nicht stören oder gar erzürnen, sonst wirft er ein Stück Aas herab, das nur durch ihn selbst wieder abgeholt werden kann oder mit Hülfe des Scharfrichters verbannt werden muß. Das beste Mittel, das Aas los zu werden, ist, daß man ihn nachträglich um Salz zum Kochen des Fleisches bittet. Weil aber dieses zu bringen nicht in seiner Macht steht, so holt er freiwillig das Aas wieder zurück.

In dem Vorwerke der „niederen Häuser“ zu Tormersdorf hielt der Nachtjäger seinen regelmäßigen Durchzug. Der Großknecht des Vorwerkes sah ihn oft von seiner Dachkammer aus vorüber ziehen. Das eine Mal ruft er dem Nachtjäger zu, er solle ihm ein Stück Fleisch geben. Sogleich wirft ihm der Nachtjäger ein Aas zum Dachfenster hinein. Das wird nun der Hausknecht mit aller Mühe nicht wieder los. Verbrennen, vergraben, in's Wasser werfen, Alles hilft nichts. Es bleibt ihm nichts übrig, als beim nächsten Durchzuge des Nachtjägers ihm zuzurufen, er solle sich nur sein Fleisch wieder mitnehmen. Dies thut auch derselbe; giebt ihm aber eine tüchtige Ohrfeige mit den Worten: Künftig laß mich in Ruh, sonst geht es Dir noch schlimmer.

Anmerk. Anderweitig ist es bestimmter: eine Pferdeleiche (Reminiscenz an den Odinskultus), vergl. Kuhn, märkische Sagen No. 494., Müllenhof's Sagen No. 4., Schlesw. Sagen No. 487. Auch in Fünfdergen im Schleswig'schen zeigt man solche bestimmte Häuser, wo der wilde Jäger durchzieht (Schlesw. Sagen No. 495.).

144. b) Der Nachtjäger bei Schwerta.

Nach Schön.

Anderthalb Stunden südlich von Markliſſa liegt neben der Straße nach Schwerta der sogenannte ſchwarze Teich. Dort hat der Nachtjäger oft sein Spiel mit denen getrieben, die sich zufällig Nachts unterwegs befanden.

Ein Bauer aus Schadewalde hatte in Schwerta eine Kuh gekauft, sich aber in der Schänke verspätet, so daß er erst spät des Nachts Schwerta verließ. Beim schwarzen Teiche angekommen, ließ er die Kuh ein wenig weiden. Gleich war der Nachtjäger da und ritt mit seinem Jagdgefolge

immer um die Kuh herum. Es war ein greulicher Lärm. Mehr als zwanzig Hunde hetzten im Kreise umher, sie hatten große Schellen am Halse und kläfften und heulten so laut, daß dem armen Bauer Hören und Sehen verging. Erst als der Morgen anbrach, verschwand der Spuk.

Anmerk. Der wilde Jäger jagt mit besonderer Vorliebe Rinder. Kuhn (Haupt's Zeitschrift VI. S. 118) findet überhaupt das Original der Sage vom wilden Jäger in dem Raube der Kühe Indras, denen dieser Luftgott nun nebst der Götterhündin Sarama nachjagt, jener indischen Mythe, die auch das wendische Märchen „die verschlafene Frau und ihr starker Sohn" (s. d. Märchen) in wunderbarer Frische enthält. Wodan ist der nordische Indra und das wilde Heer eine Personification des Sturmwindes. Wer hätte gedacht, daß sich eine von Indra's Kühen bis nach Schadewalde verlaufen, und wer merkt nicht, welche Unwahrscheinlichkeiten das Volk in obiger Sage zusammenstellt, um den Rest des alten Mythus, der im Hintergrunde des Volksgedächtnisses dämmert, in Scene zu setzen? —

In Norwegen treibt Frau Hulda, der weibliche wilde Jäger, ganze Heerden grauer Kühe (die Regenwolken) in die Wälder (Nork, Myth. d. Sagen S. 37). Nork theilt eine solche Kuhjagd aus dem Hannöverschen als eine Marlal mit (i. e. S. 49) und Runge erzählt, ohne die Bedeutung dieser Kühe zu kennen, wie der wilde Jäger Türst auf dem Pliatusberge Kälberjagden anstellt. (Mittheilungen der antiquar. Gesellsch. in Zürich No. XXIII. 1859.) Diese Kühe sind aber die Sonnenkühe, deren Wiedereroberung den Anfang der warmen Jahreszeit bedeutet.

145. Der Teufelsjäger auf der Luchsenburg.

Gräve S. 142.

Auf dem Hochstein bei Elstra ist die sogenannte Luchsenburg, ein mit Steinen angefüllter dicht bewachsener Platz. Dort hat der Teufel als Jäger residirt, und auf der Stelle, wo er einmal einen Luchs erlegt hatte, ein Jagdschloß gebaut, daher der Name Luchsenburg.

Hier verursachte er oft mit seinen höllischen Jagdhunden einen so greulichen Lärm, daß den rings umher wohnenden Menschen Hören und Sehen verging.

Ueber solches Treiben gerieth der heilige Hubertus in großen Zorn und beschloß, den bösen Jäger aus der Gegend zu verbannen. Er stellte sich, nachdem er durch Fasten und Beten sich gestärkt hatte, an einer großen Buche auf, wo der Zug vorbei kam und sprach seinen Jagdsegen über alles Wild des Waldes. Als nun die höllische Jagd begann, traf keiner der Jäger auch nur das Geringste, und das Wild schaarte sich um den Heiligen und graste ruhig weiter. Da erzürnte der Böse, zertrümmerte sein Schloß und hat seitdem die Jagd an den Nagel gehängt. Die Steinhaufen auf dem Hochstein sind die Trümmer seines Schlosses. Zum dauernden Gedächtniß aber wird am Tage St. Aegidi, wo es geschehen, die Jagd eröffnet.

Anmerk. 1. Der heilige Hubert ist eigentlich so gut wie der wilde Jäger, der hier zum Teufel avancirt ist, mit Odin verwandt; er heißt eigentlich Hutbert (cf. Robin Hood)

und trägt einen großen breitrandigen Hut wie Odin, oder vielmehr Uller, die eigentliche Jägerpersonifikation Odin's. Deshalb ist St. Hubertustag der dritte November, weil dieser Monat dem Bogenschützen Uller gewidmet ist, wo er seine meisten (Todes-) Pfeile versendet und wo er seinen Hut, d. i. seine Nebeltappe, aufsetzt.

2. Der Name Luchsendurg kommt von der altslavischen Stammsilbe Luc (Luhy) her, die sich auch im lateinischen Lucus wiederfindet und soviel als Wald, Hain bedeutet. Schafarik (slav. Alterth. I. 406.) leitet davon das alte Volk der Lygier, Lugionen her, welche an der Oder saßen, und deren Nationalität ein zweifelhaftes Gemisch von deutschen, slavischen, ja tartischen Elementen gewesen sein soll. Schafarik sagt, der slavische Theil derselben, die Windilen, sei später in die Lausitz gewandert und habe diesen Namen dorthin verpflanzt, denn Lusitz heiße Waldland, während sonst allgemein angenommen wird, es komme von Luza (Lusche, das sch weich ausgesprochen) = Sumpf. Ob von Luc, Wald oder von Luza, Sumpf? das ist die Frage. Die natürliche Beschaffenheit der Niederlausitz, welche ja, wo es sich um die Slaven handelt, hauptsächlich in Betracht kommt, paßt auf Beides. Der Spreewald ist ein Sumpf- und Wasserwald. Für die Ableitung von Luc würde sprechen, daß ja die Lausitz durchweg als ein heiliger Hain erscheint.

3. Abgesehen davon, wird die Ableitung der Luchsendurg (gespr. Lutsendurg) von luc, luhy, lucus dadurch unterstützt, daß das nahe Dorf Eistra mit seinem alten Götterfelsen (siehe No. 15.) von der gleichbedeutenden Silbe als, alhs (althochdeutsch = heiliger Hain und weiterhin = Tempel) abzuleiten ist (vergl. No. 181. Anmerk.). Die Sylbe luc findet sich auch in dem Namen der Stadt Luckau, sowie der Dörfer Luga und Loga, beide mit heidnischen Heiligthümern (s. No. 23. Anmerk.), und des alten Klosters Dobrilugk, welches schon in einer alten handschriftlichen Beschreibung von Chr. Richter übersetzt wird „guter Hain".

146. Der Zaubervogel auf der Lausche.

Nach Grämer, S. 95.

Auf der Lausche bei Zittau zeigt sich — aber äußerst selten — ein wunderbarer Vogel, fast wie ein Adler gestaltet, aber bunter und mit wunderlichem glänzenden Gefieder.

Dieser Vogel ist ein verzauberter Prinz vom Böhmerlande. Der war im Leben schön von Angesicht und herrlich von Gestalt, klug und beredt, wohlthätig und gerecht, und hatte nur den einen Fehler, daß er die Jagd leidenschaftlich liebte und alles Andere darüber vergessen konnte. Eines Tages jagte er in der Mittagsstunde in der Nähe der Lausche. Ein Adler kreiste in der Luft und der Prinz verfolgte ihn bis an den Fuß des Berges. Da senkte sich der Adler und mit sicherem Schusse traf ihn der Pfeil des Prinzen, daß er mit durchbohrter Brust herabstürzte in die Wipfel der Bäume. Der Prinz eilte in den Wald, den gefallenen König der Lüfte aufzusuchen. Da kam er an einen umzäunten Garten, den er noch nie gesehen, so oft er auch schon auf dem Berge gejagt hatte. Aber er setzte entschlossen über das Gehege hinweg. Da lag der getödtete Adler mitten unter wunderbar gestalteten, herrlich duftenden Blumen. Er wollte ihn ergreifen und eilig zurück gehen, denn es ward ihm unheimlich zu Muthe zwischen den glänzenden Blumen und den betäubenden Gerüchen der Kräuter. Schon streckte er die Hand

nach ſeiner Beute aus. Da rief eine Donnerſtimme: Halt! und aus den Büſchen trat ein ſchrecklich anzuſehender Zauberer in langem, faltigen Gewande. Er ſchwang ſeinen Zauberſtab und rief: Was thuſt Du hier in meinem Reich und ſchießeſt meine Vögel, Vorwitziger? Sei, was Du getödtet haſt, ein Adler, jedoch gebannt an dieſen Zauberberg. Und ſo geſchah's. Noch immer harrt der Prinz auf ſeine Erlöſung; doch geht die Sage, daß ein Jäger, der ſeiner Herrſchaft nie auch das Geringſte nur entfremdet hätte, den Wundervogel ſchießen, den Prinzen erlöſen und durch ihn reich und glücklich werden könne.

Anmerk. Dieſe Sage kann ſowohl zu den Zauberſagen, als auch unter den Sagenkreis des wilden Jägers gezählt werden. In der Niederländiſchen Sage (Wolf, No. 260.) verwünſcht ein Vater ſeinen Sohn, der ein leidenſchaftlicher grauſamer Jäger iſt, ſterbend in einen Raubvogel und ruft: „So jage für ewig". Odin wird auf der Flucht vor Suttunger in einen Adler verwandelt. Der Adler iſt ein Symbol des Windes. Der Wind entſteht in der nordiſchen Sage von dem Flügelſchlag eines Adlerrieſen, der am Ende des Himmels ſitzt. Aus Walter Scott's Roman „der Pirat" erfährt man, daß die Shetlands-Inſelbewohner den Wind in Geſtalt eines Adlers beſchwören: ἀετος ſtammt vielleicht von ἀω, wehen, her; aquila erinnert an aquilo, Aar, an ἀηρ, aer.

147. Das Grab des böſen Jägers zu Horka.

N. L. Mag. 1839 S. 358.

Auf dem Kirchhofe zu Horka, gegen Norden, dicht an der hohen Mauer, erblickt man ein langes, dicht mit Moos, Gras und Blumen bewachſenes Grab, deſſen Hügel mit der Zeit eingeſunken iſt. Kein Leichenſtein, kein Todtenkreuz nennt uns den Namen und die Schickſale deſſen, der hier verſenkt wurde, kein Greis des Ortes weiß darüber ſichere Kunde zu geben; nur im Munde des Volkes wird er der grüne Mann und ſein Grab das Grab des böſen Jägers genannt.

Als vor mehren Jahren der Todtengräber einem Verſtorbenen das letzte Bett bereiten wollte, und die Schaufel in das Grab des böſen Jägers ſtieß, um hier ein neues Grab zu graben, bekam er von unſichtbarer Hand eine ſo derbe Ohrfeige, daß er, Schaufel und Geräth im Stiche laſſend, ſcheu und entſetzt entfloh. Seitdem hat kein Todtengräber es gewagt, das Grab des böſen Jägers zu berühren und den Schlaf des grünen Mannes zu ſtören. Nur einer machte ſcheu den Verſuch; allein das Grab war felſenhart und er konnte die Schaufel nicht in den Hügel ſtoßen. (Vgl. No. 56. Anm. 2.)

148. Der Eberzahn.

Gräve S. 191.

Zu Kreckwitz reſidirte einſt ein Herr von Noſtitz; der war ein leidenſchaftlicher Jäger und hatte nichts ſo lieb, als Jagdgeſchrei und Hörner-

klang. In ſeinem Walde war ein wilder Eber, der ringsum die Gegend in Schrecken ſetzte, dem war er wohl auf der Spur, hatte ihn aber noch nicht erlegen können. Eines Nachts träumte ihm, er jage den Eber, aber der kehre ſich um und tödte ihn mit ſeinen Hauern. Der Traum war ſo lebhaft, daß er die Angſt vor dem Eber nicht wieder los werden konnte, und ihm die Jagd von Stund an verleidet wurde. Es fiel ihm daher wie ein Stein vom Herzen, als eines Tages ſeine Leute den Eber getödtet in den Schloßhof brachten. Freudig eilte er in den Schloßhof, beſah den gewaltigen Keuler und die Hand auf den Zahn legend, der ihm im Traume ſo verderblich geweſen war, rief er lachend: Nun wirſt du mir nichts mehr thun! Unverſehens ſchlitzte er ſich an dem ſcharfen Eberzahne die Hand, ſie gerieth in Entzündung und nach drei Tagen war er todt. So ging der Traum doch in Erfüllung.

Seitdem läßt ſich der Eber am Abende des St. Hubertustages ſehen; ſein Rachen haucht Flammen aus und wehe dem, der ihm begegnet. Der Eber würde ihn anfallen und ſein Zahn ihn unfehlbar tödten.

Anmerk. Keine gewöhnliche Divinationsſage. Von Hans von Hackelberg und dem Jäger Bärens, den wilden Jägern im Harz, wird ganz daſſelbe erzählt. Der Eber iſt aber derſelbe, der den Odin im Schlafe tödtet, als er ſeinen Lauf (durch den Thierkreis) vollendet hatte und in einer Höhle ſchlummerte. Deshalb wird auch zur Sommerſonnenwende Odin das Juliſchwein geopfert. Ebenſo tödtet Mars den Adonis und Typhon den Oſiris in Geſtalt eines Ebers. Ein Rieſe in Ebergeſtalt tödtet den Siameſiſchen Lichtgott Somonakodom. Der phrygiſche Sonnengott Attys ward auf der Eberjagd von Adraſt getödtet. Die Syrer nennen den Junius, in welchem Monde alle dieſe Todesfälle ſich ereigneten, den Schweinsmonat (Chausiran). — Ebenſo ſah Balder ſeinen in der Sommerwende erfolgenden Tod im Traume voraus.

Der im Schlamme wühlende, im Finſtern hauſende Eber iſt der natürliche Feind aller Lichtgottheiten.

149. Der dreibeinige Haſe zu Mückenhain.

Sammlung von Schön No. 68. Mss.

Zum Mückenhainer Dominialbeſitz gehört auch ein Hügel, welcher mit Fichten bewachſen iſt. Dort iſt es nicht geheuer. Allerhand Spukerſcheinungen erſchrecken den vorübergehenden Wanderer; unter andern auch ein dreibeiniger Haſe. Mit demſelben hat es folgende Bewandtniß:

Auf Schloß Mückenhain reſidirte einſt ein unbarmherziger Herr, deſſen liebſtes Vergnügen war es, die armen Thiere des Waldes grauſam zu hetzen, und ſie dann nicht etwa zu erlegen, ſondern nur zu verwunden, daß ſie lahm und verkrüppelt im Walde herum hinkten oder in der Wildniß auf's kläglichſte verendeten. Bei einer ſolchen Jagd ſchoß er einſt einem Haſen abſichtlich den rechten Hinterlauf ab. Aber der leibhaftige Böſe war es geweſen, der ſich in die Geſtalt des Haſen geworfen, und von Stund an verfolgte ihn

nun der dreibeinige Hase Tag und Nacht mit herzzerreißendem Geschrei, bis er in Wahnsinn und Verzweiflung sich selbst erhenkte. Niemand wollte ihn abschneiden, bis der Henker kam, der schnitt ihn ab und steckte ihn in einen mitgebrachten Sack, um ihn zu bannen, denn es war ein Geisterbeschwörer. Unterwegs bäumte sich der Sack in die Höhe, und nur durch seine schwarze Kunst brachte der Henker die Last von der Stelle. An dem Fichtenhügel angekommen, stand er still. Da rufen die schon dahin verbannten Geister aus dem Hügel heraus: „Hier ist kein Platz mehr." Aber der Geisterbanner ruft: „Rückt zu", und schüttet den Sack aus. Da springt der dreibeinige Hase um den Hügel herum, und noch heutzutage wollen ihn die Leute dort gesehen haben.

Anmerk. Wie der wilde Jäger als Reiter, als Eber oder in der Höllenkutsche fahrend dargestellt wird, so auch als Hase, das in unserer Gegend gewöhnliche Jagdthier, und zwar als dreibeiniger. Hela, die germanische Königin der Unterwelt, reitet auf einem dreibeinigen Roß, der Teufel erscheint als dreibeiniger Bock (Grimm S. 947), auch als Hase, aber vierbeinig. — Nach dem Görlitzer Aberglauben kauft der Teufel in der Neujahrsnacht einen Hasen. Man geht Punkt zwölf Uhr hinter eine Kirche. Da wird der Teufel als ein gewöhnlicher Mensch gekleidet erscheinen und fragen, was man begehre. Man antworte, daß man einen Hasen zu verkaufen habe. Dann wird er um den Preis fragen. Den kann man so hoch bestimmen, wie man will, er giebt, was man fordert. Um ihn nun zu betrügen, muß man eine ganz schwarze Katze in einem neuen Sacke bereit haben, der mit lindenem Bast und soviel Knoten als möglich zugebunden ist. Während nun der Teufel die Bastknoten aufzulösen sich abquält, muß man sich in die Kirche salviren und bis 1 Uhr daselbst bleiben. Hat er den Knoten gelöst und den Betrug gemerkt, ehe man die Kirche erreicht hat, so ist man verloren.

Ein Bauer in Milow bei Rathenow hatte einen Kobold in Gestalt eines dreibeinigen Hasen (Kuhn, Märk. Sag. S. 55). Der Abt zu Echternach hieb einem Zauberer, der vom Teufel in einen Hasen verwandelt worden war, ein Bein ab. Seitdem spukt um's Kloster ein dreibeiniger Hase (Steffen, Luxemb. Sagen S. 173).

150. Der verbannte Geist zu Wiesa.

Sammlung von Schon No. 70. Msc.

In dem Schlosse zu Wiesa rumorte früher ein Gespenst, von dem die Sage erzählt, daß es die ruhelose Seele eines früheren Besitzers des Schlosses gewesen sei. Derselbe ist ein harter und tyrannischer Herr gewesen, hat die Bauern geschunden, ist nie in die Kirche gegangen und hat Gott und dem Teufel getrotzt. Als er gestorben war, sollte ein vierspänniger Leichenwagen den Leichnam in sein Erbbegräbniß zu Neugersdorf bringen. Aber wie sehr auch die Pferde angetrieben wurden, der Wagen wollte nicht recht von der Stelle gehen, die Stränge rissen und die Pferde schnaubten. Schaudernd entfernten sich alle Leichenbegleiter. Endlich hat man den Wagen mit unsäglicher Mühe von der Stelle gebracht, aber so langsam, daß der Leichenzug von früh um neun Uhr bis Mitternacht unterwegs gewesen ist. In

dem öden Schlosse zu Wiesa war an demselben Abend nur der Nachtwächter wach. Als derselbe eben Mitternacht verkünden will, stockt ihm plötzlich vor Schreck die Stimme, denn hoch oben in der Luft über das Hofthor hinweg kommt mit vier schnaubenden Pferden in schwarzer Kutsche der eben begrabene Herr daher gefahren und hält bei dem Schlosse still.

Seit jenem Tage hat es im Schlosse gespukt, daß es kein Mensch hat aushalten können.

Der Scharfrichter aus dem nahen Böhmerlande übernahm es, den Geist zu bannen. Der älteste Hofgärtner mußte, nachdem er zwanzig Thaler Lohn empfangen, um Mitternacht mit dem Henker in den Saal des Schlosses gehen und einen großen und festen Sack mitnehmen, um darin den Geist zu fangen. Der Scharfrichter stellte nun seine Beschwörungen an und der Geist erschien in Gestalt eines Pfaues. Aber der Geisterbanner rief: Du bist noch zu groß und versetzte ihm mit einer Ruthe, die er in der Hand hielt, einen Schlag. Da verschwand der Pfau und es erschien ein Hahn; aber der Geisterbanner rief wiederum: Du bist noch zu groß und schlug den Hahn. Der Hahn verschwand und es erschien eine Krähe. Der Zauberer steckte sie in den Sack, band ihn fest zu und sprach zu seinem Begleiter: Gärtner, folge mir, aber sieh' Dich nicht um, und wenn Dir die Last zu schwer wird, so ächze und sie wird sich erleichtern. So geschah's. Die Nacht war finster und stürmisch und die Wanderung ging durch die Häuser und Gärten hindurch, bis an die Grenze des Dorfes, an ein dort befindliches Birkengebüsch. Der Scharfrichter rief hinein: Macht Platz. Da ertönte es aus der Luft herab: Es ist kein Platz, denn es waren ihrer schon zwei dahin verbannt. Erst beim dritten Rufe des Scharfrichters ertönte die Antwort: Ich habe gerückt und Platz gemacht. Auf der Stelle wurde der Sack geöffnet und unter heftig brausendem Sturme flog das Gespenst an den Ort seiner Bestimmung.

Im Schlosse ist es seitdem ruhig geworden, aber „im Creuzbirchen" haben die Leute manchmal gespenstige Hähne, Hühner und Krähen auf- und abwandeln sehen.

Anmerk. Es ist slavischer Volksglaube, daß die Seelen der Verstorbenen als Vögel umher flattern (Hanusch, slav. Mythol. S. 272). Als die Hexe Sidonia von Bork verbrannt wurde, flog ihre Seele aus den Flammen als eine Elster auf; die spukt seitdem in der Abenddämmerung (Temme, Pommersche Sagen 1840 S. 291).

151. Das Banngehölz zu Diehsa.

Klar, S. 61. Gräffe S. 503.

Westlich von dem Dorfe Diehsa in der Oberlausitz breitet sich ein nicht unbedeutendes Gehölz aus, durch welches verschiedene breitere und schmälere Fußwege führen, jedoch vermeiden noch heute die meisten Bewohner

der dasigen Gegend den Theil der Waldung, der nahe an der Straße gelegen ist, weil die Sage geht, daß an dieser Stelle des Busches ein vornehmer Herr hingebannt sei und an manchen Tagen zu gewissen Stunden die festhalte, welche dorthin geriethen, wer aber einmal da festgehalten werde, könne nimmermehr, er möge thun was er wolle, früher aus dem Gebüsche heraus, als bis die Bannstunden vorüber seien. Man erzählt sich hierüber Folgendes: Es soll einst in der Nähe dieses Dorfes ein reicher Edelmann ein Schloß bewohnt haben, der durch seine wilde und unleidliche Gemüthsart sich in der ganzen Umgegend verhaßt gemacht hatte. Derselbe hatte eine Gemahlin, die aber eben so sanft und gut war, als er finster und hart. Indeß lebten beide anfänglich ziemlich gut mit einander, bis die Liebe, welche der Ritter zu seiner Gemahlin trug, sich nach und nach in immer größere Abneigung verwandelte, weil dieselbe seinen Wunsch, ihm einen Erben seines Namens und Stammes zu schenken, nicht zu erfüllen vermochte. So entfremdete er sich täglich mehr seinem Hause, er trieb sich in der Umgegend herum, und wenn er ja einmal zurückkehrte, hatte er kein Wort der Liebe für die arme Dulderin.

So war er auch einst bei einem Freunde gewesen, der das Glück genoß, Vater eines munteren, blühenden Knaben zu sein. Neidisch blickte der Unglückliche auf seinen Freund, doppelt fühlte er sein Unglück und entbrannte von Wuth gegen sein unfruchtbares Weib, der er allein sein trauriges Loos beimaß. Voll banger Sorge hatte Letztere auf seine Rückkehr gelauert, sie eilte ihm mit offenen Armen entgegen, er aber stieß sie mit starker Hand von sich, sie brach rücklings zusammen, verwundete tödtlich ihr Haupt am eisernen Thorflügel und nach wenigen Stunden war sie nicht mehr. Eine lange Reihe von Jahren schwand dahin, allein der Stachel des bösen Gewissens blieb tief in des Mörders Brust, weder Seelenmessen, noch Schenkungen an Kirchen und Klöster, noch der Bau eines kostbaren Grabmales für die unglückliche Dahingeschiedene waren im Stande, dem Mörder Ruhe zu verschaffen; endlich vermochte er die Qual nicht mehr zu ertragen, er nahm Gift und bald ruhte er an der Seite der unschuldigen Dulderin; seine Güter fielen an entfernte Seitenverwandte. Allein auch jetzt fand er noch keine Ruhe; zur Abendzeit sah man murmelnd einen Geist am Schlosse und am Gitterthore umher irren, der erst um die Mitternachtsstunde unter dumpfem Gewimmer in der Todtengruft verschwand. Einem frommen Priester in der Gegend, der schon manchen Zauber gelöst hatte, gelang es, den Unglücklichen in das eben erwähnte Gebüsch zu bannen, um welches er in der Tracht des 17. Jahrhunderts, aber mit erdfahlem Gesicht die Runde macht, den Gruß des Vorübergehenden nicht erwiedert und dann im Gehölze verschwindet, wer ihn aber erblickt, den fesselt er auf einige Zeit so, daß derselbe, er mag wollen oder nicht, jene Stelle nicht wieder verlassen kann.

152. Der böſe Herr von Spree.

Sammlung von Schön No. 66. Mſc.

Früher ſtand auf der Mitternachtsſeite des Rothenburger Kirchhofs ein Hollunderſtrauch, und an derſelben Stelle war eine Lücke in der Mauer. Fragte man warum, ſo ſagte das Volk, der böſe Herr von Spree, der unter dem Hollunderſtrauch begraben liege, litte keine Mauer neben ſeinem Grabe und hätte ſie allemal wieder zerſtört, ſo oft man es gewagt, die Lücke auszufüllen.

Er war bei Lebzeiten ein grauſamer Herr und Leuteſchinder geweſen, und als er begraben worden war, haben ihn die Leidtragenden an demſelben Tage, als ſie nach Hauſe kamen, in leibhaftiger Geſtalt aus dem Fenſter des zweiten Stockwerkes heraus blicken ſehen. In ſeiner Stube ſah man ihn ſpäter oftmals wandeln, auch an ſeinem Schreibtiſche ſchreiben, bis ihn endlich einmal ein Durchreiſender gebannt hat.

153. Ritter Wigand in Meſſersdorf.

Breslauer Handſchrift No. 13. Mſc.

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts beſaß Wigand von Gersdorff Meſſersdorf mit mehren anderen zugehörigen Ortſchaften. Er wird als ein ſehr braver und rechtlicher Herr gerühmt, namentlich in Bezug auf ſeine freundliche Geſinnung gegen die böhmiſchen Auswanderer, denen er in ſeinen Beſitzungen Hülfe und Zuflucht gewährte. Der durch Meſſersdorf ſich hinziehende Marktflecken Wigandsthal verdankt ihm ſeine Entſtehung. Wie ſehr das Volk geneigt iſt, ſchauerliche Sagen an eine überhaupt hervorragende Perſon zu knüpfen, und wie der frömmſte und achtbarſte Ritter dazu kommen konnte, nach ſeinem Tode ein Gegenſtand des Schreckens zu werden, eben weil hervorragendes Wiſſen und großes Anſehen auf das Volk dämoniſch einwirkt, beweiſen nachſtehende Erzählungen:

Schon als Ritter Wigand begraben wurde, da hat er während ſeines eigenen Begräbniſſes aus den oberſten Fenſtern des Schloſſes heraus geſehen und ein gellendes Gelächter aufgeſchlagen.

Vor einigen Jahren kommt ein Bürger aus Wigandsthal mit ſeiner Frau von einem Abendbeſuche zurück. Ihr Weg führt ſie bei dem Schloßgarten vorüber. Da hören ſie plötzlich einen Mann mit ſtarken klirrenden Schritten auf ſich zukommen, und wie er vor ihnen ſteht, da iſt es der alte Ritter Wigand. Eine ſchwarze Rüſtung umhüllt ihn, vom Haupte wallt ein rother Helmbuſch, an den Füßen klirren goldene Sporen. Aber augenblicklich wendet er ſich wieder um, ſpringt leichten Fußes über die Schloßmauer und iſt ihren Augen entſchwunden. In dem nämlichen Augenblicke ſchlägt in dem Städtchen die zwölfte Stunde.

In einer finstern Oktobernacht rief der Nachtwächter im Schloßhofe die eilfte Stunde aus. Da sieht er am Ende der Schloßallee ein Feuer flammen. Neugierig und besorgt, was es sein möchte, geht er darauf zu. Je näher er kommt, desto größer wird die Flamme. Plötzlich knistert und brauset es daher. Auf einem rabenschwarzen Rosse, aus dessen Nüstern Flammen sprühen, sitzt in Feuer eingehüllt der alte Ritter Wigand. Unter seinem linken Arme trägt er sein Haupt, in dem sich die Augen grimmig herum wälzen. Er brauset die Allee in wildem Ritte herunter. Der alte Nachtwächter, dem vor Angst die Kniee schlottern, hört bald darauf die zwölfte Stunde schlagen.

154. Der gespenstische Rathsherr in Zittau.

Gräße S. 518.

Im Jahre 1709 starb zu Zittau Dr. J. Chr. Meyer, der in dem Eckhause zwischen dem Markte und der Kohlgasse gewohnt hat. Derselbe hatte sich bei Einführung der Accise viele Härten erlaubt; dafür hat ihm der Teufel den Hals umgedreht, wie man denn noch heute auf seinem Grabsteine in der Kreuzkirche Spuren von Teufelskrallen bemerkt. Jede Nacht um zwölf Uhr erhebt er sich aus seinem Grabe, und jagt auf einem schwarzen Wagen, gezogen von schwarzen Rossen, mit auf den Rücken gedrehtem Kopfe durch die Straßen der Stadt und wer ihn erblickt, der ist dem Tode verfallen. (Vgl. die Sage vom tollen Zunker No. 143.)

Anmerk. Dergleichen Wagen fahren auch in Bremen (Wagenfeld, Bremens Volksf. II. S. 23), Köln (Wolf, D. S. No. 205.), Zelsate (ebendas. No. 204.), Bruchsal (Schnetzler II. S. 400), Wössingen (Mone, Anz. d. Vorzeit 1839), in Görlitz (s. nächste Nummer). Er heißt auch der Höllenwagen, die Höllenkutsche. Er soll das Gegenbild sein zum Himmelswagen, dem Bärengestirn (Iliad. 18, 487., Odyss. 5, 273.), altd. Wuodan's Wagen (Grimm, Mythol. S. 188), Karl-Wagen = Wagen des Herrn (Carol) in Schweden. In der Legende ist's der Wagen des Elias. Grimm vergleicht dabei den Arcturus, der auch ein wilder Jäger war, ebenso Orion, der in der Unterwelt auf der Asphodeloswiese das Wild verfolgt (Odyss. 11. 572) und mit dem Siriushunde (Iliad. 22. 29) die Plejaden (Odyss. 12. 62.) vor sich hersagt. Die Kopflosigkeit des wilden Jägers erinnert ihn an die Blindheit des Orion.

155. Gobius und der Leichenwagen in Görlitz.

Mündlich.

Zu gewissen Zeiten fährt um die Mitternachtsstunde ein schwarzbehangener Leichenwagen durch die Straßen von Görlitz. Schwarze Pferde ohne Köpfe ziehen ihn und schwarzgekleidete Männer, die den Kopf unter dem Arme tragen, begleiten ihn. Die nächtliche Fahrt beginnt an der Jakobskirche, geht durch das Frauenthor, die Steingasse, Nonnengasse, Brüdergasse und Petersgasse bis an das ehemals Gobius'sche, jetzt Huste'sche Haus, von

da wieder zurück durch die Langegasse und Breitegasse zum Reichenbacher Thore hinaus, den grünen Graben entlang, auf den Nikolai-Kirchhof, wo der Spuk bei der Gobius'schen Gruft verschwindet. Viele Menschen haben noch in der neuesten Zeit den Leichenwagen fahren hören, denn er macht ein großes, eigenthümliches, dumpfes Gerassel auf dem Straßenflaster. Wenn einer zum Fenster hinaus geschaut, im Wahne es sei ein gewöhnlicher, natürlicher Wagen, der durch die Straßen rolle, so hat er den Leichenzug immer um die Straßenecke herum biegen und im Augenblicke verschwinden sehen, so daß er nichts genau hat unterscheiden können. Und dann ist er noch glücklich: denn wer ihn bei sich vorbeiziehen sieht, und ihn deutlich erblickt, der muß noch in diesem Jahre sterben.

Viele wollen auch jenen Gobius in der äußern heiligen Grabsgasse gesehen haben. Auf der Höhe des Weges, wo ein steinernes Kreuz steht, fährt er Mitternachts dreimal im Kreise herum. Er sitzt in einer schwarzen Kutsche mit vier schwarzen Pferden und hat den Kopf unterm Arme.

Als dieser Gobius begraben wurde, soll er leibhaftig in seinem Hause in der Petersstraße zum Fenster heraus gesehen und dem Leichenzuge zugeschaut haben. An dem Fenster, so glauben noch heute viele Leute, ist das Bildniß des verstorbenen Gobius eingemauert und darf nicht heraus genommen werden, denn er leidet keine Ortsveränderung.

An seiner Gruft auf dem alten Nikolaikirchhofe ist ein eisernes Gitter. An dem fehlt ein Ring, und kein Schmied kann ihn so fest daran machen, daß er nicht die nächste Nacht abspränge. (An dieser Stelle vermischt sich die Sage mit der vom Nachtschmiede. S. No. 107.)

Einst spielten Knaben auf dem Kirchhofe in der Nähe der Gruft. Einer lief an das Gitter und rief: Gob'sch, Gob'sch, komm heraus! Da erhielt er plötzlich von unsichtbarer Hand eine dröhnende Ohrfeige, so daß er heulend und schreiend sammt seinen Kameraden das Weite suchte.

Anmerk. Gregor Gobius (geb. 1598 † 1658) war ein Alchymist und kam deshalb schon bei Lebzeiten in üblen Geruch. Dazu kam sein auffallendes Aeußere und sein geheimnißvolles Benehmen. So trug er stets einen rothen Rock und eine ungeheure Perücke. Als seine Frau gestorben war, balsamirte er dieselbe eigenhändig ein. Der Leichnam, der in der von ihm erbauten Gruft liegt, zeigte sich bei einer vor einigen Jahren vorgenommenen Sargöffnung wohl erhalten, nur ganz braun und mumienartig. Diese Kunst lehrte er auch seinem Diener, damit dieser ihn nach seinem Tode ebenfalls einbalsamiren könne, was ihm aber weniger gut gelungen ist.

156. Die Dorfbach zu Rengersdorf*).

Akten der Naturforsch. Gesellsch. No. 4

Der Junker von Rengersdorf hatte ein Bündniß mit dem Teufel gemacht. Als aber die Zeit um war und der Kontrakt erlosch, da ließ er die Pferde vor seine große Kutsche spannen, setzte sich mit einigen Mitgliedern

*) Die Bach, provinziell für der Bach.

seiner Familie (die er alle dem Teufel verschrieben hatte) hinein und fuhr Angesichts seiner Unterthanen durch die Luft bis an die Torgaer Flurgrenze. Dort hat ihn der Teufel in Empfang genommen, Wagen und Pferde aber sind in dem nahen Bache versunken. Wenn die Sonne recht hell scheint, kann man die Kutsche sehen. Bei niedrigem Wasserstande sind einmal ein Paar Fischer daran gestoßen und haben dadurch keinen kleinen Schreck bekommen. Die Stelle heißt der Knechtswinkel und das Wasser ist dort sehr tief. Dort hat man auch oft mannshohe Flammen bemerkt, die am Ufer aus der Erde empor kommen. Ueberhaupt ist der ganze Bach nicht recht geheuer, man sagt, es seien Karpfen darin, die hätten goldene Halsbänder.

Andere erzählen, der Junker sei mit seiner Kutsche auf den benachbarten Geiersberg spazieren gefahren. Auf dem Gipfel des Berges aber seien die Pferde wild geworden und wären mit dem Wagen in das Wasser gerannt, dort sei Alles mit Mann und Maus versunken.

Anmerk. Die goldenen Halsbänder der Karpfen erinnern an die Halsringe der Schwäne (Grimm S. 241), an die sich die Fähigkeit der Verwandlung knüpft. Waren die Karpfen vielleicht auch verzauberte Menschen, gleich dem Hecht in Melaune?

157. Der Mann mit dem Kopfe unter dem Arme.

Görl. Wegweiser 1833 S. 365.

Zwischen Leschwitz und Deutsch-Ossig ist auf der Mitte des Weges einiges Strauchholz von Erlen, Birken und Eichen. Daselbst erscheint nicht selten dem Wanderer in der Mitternachtsstunde ein Mann von riesengroßer Gestalt, der, den Kopf unter dem Arme, zwischen dem Gesträuche hin und her schreitet.

158. Hans-Christel in Maltitz.

Gräße S. 503.

Es ist einmal auf dem Rittergute Maltitz ein böser Verwalter gewesen, hat seinen Herrn betrogen und die armen Dorfleute geschunden. In der Ernte hat er immer den armen Aehren lesern ihr Bischen Korn nicht gegönnt, und sie mit einem großen schwarzen Hunde, der ihn überallhin begleitete, von den Feldern gehetzt. Als er wegen seiner Unterschleife zur Rechenschaft gezogen wurde, hat er sich selbst erhenkt. Dafür muß er jetzt als ein kleines Männchen, Hans-Christel genannt, auf seinem großen schwarzen Hunde zur Nachtzeit um das Gut und in den Wirthschaftsgebäuden herum reiten. Besonders in der Verwalterstube treibt er sein Wesen, wirft die Rechnungsbücher und Papiere herum, blättert in den Akten, verschüttet die Tinte und macht sonst allerlei Schabernack. Im Ganzen sind seine Recke-

reien ſehr unſchuldiger Art. Hauptſächlich ſchreckt er das Geſinde vom Stehlen ab und treibt es zur Arbeit.

159. Der Holzmann bei Kittlitz.

Gräve S. 134.

Geht man von Budiſſin auf der Löbauer Straße, ſo erblickt man unweit des Dorfes Kittlitz linker Hand ein Birkenwäldchen. In dieſem begegnet man zu gewiſſen Zeiten einem langen abgehagerten Manne von verfallenem Geſichte mit kleinen ſtechenden Augen und auffallend ſpitzem Kinn, welcher mühſam unter einer ſchweren Reiſighocke einher keucht. Wer ihn grüßt oder gar die gute Meinung hat, ihm ſeine Laſt zu erleichtern, dem hockt er auf, erſchwert ihm den Weg, treibt allerlei Unfertigkeiten und entläßt endlich die auf dieſe Art von ihm Gequälten, nachdem er ſie derb durchgeprügelt hat. Der Geſpenſtige war nämlich in ſeinem Leben ein harter, unerbittlich ſtrenger Holzförſter, der die armen Holzleſenden grauſam behandelte, und deſſen Geiſt nunmehr bis zur Erlöſung zum Herumirren verbannt iſt. Von denjenigen, welche ihn grüßen, glaubt er, daß ſie ihn kennen und mit ſeiner Strafe bekannt ſind, und hält ihre angebotene Hülfe nur für Verhöhnung.

160. Der ſchwarze Hans und der Geigenfriedel zu Wehrau.

Nach Schön.

In Wehrau unter den Schloßlinden ſpukt der Geiſt eines böſen Junkers Hans von Rechenberg, genannt der ſchwarze Hans, der ſchreckt die Leute, die Nachts des Weges gehen und hockt ihnen auf. Es lebte aber einmal zu Wehrau ein kleiner bucklicher Muſikant, genannt Geigenfriedel, ein fideles Kerlchen, der Luſtigmacher und Anekdotenerzähler der ganzen Gegend. Der vermaß ſich einmal Abends in der Schänke zu Wehrau, als einer erzählte, der ſchwarze Hans ſcheuche wieder und habe noch geſtern einer Magd aufgehockt, daß ſie krank darnieder liege, er wolle den böſen Geiſt in ſeinen Geigenranzen bannen, damit er nicht mehr die Menſchen ängſtige und ſie ſollten ſehen, daß er ſich nicht fürchte vor ihm. Geſagt, gethan. Geigenfriedel nahm ſeinen Ranzen in die Hand und ging hinaus in die finſtere Mitternacht. Bei den Schloßlinden angekommen, ſtand er ſtill, und ob es ihm wohl grauſte, ſo rief er doch mit ſtarker Stimme dreimal hinter einander: Hans, Du ſchlechter Kerl, komm' und kriech in meinen Sack, daß Du keinen Menſchen mehr ängſtigſt. Beim dritten Male plumpte etwas Schweres in den Sack und drückte ihn zu Boden. Aber da kriegte es mein Geigenfriedel mit der Angſt, ließ den Sack im Stiche, kam todtenbleich in die Schänke geſtürzt, ſtieß einen Schrei aus und fiel leblos hin. Er kam zwar

wieder zu sich, aber mit seinen lustigen Schwänken und seinem lieben Geigenspiel war es aus. Er lachte niemals wieder, siechte zusehends dahin und starb in wenigen Wochen.

161. Das Kirchhofgespenst.

Breslauer Handschrift No. 17.

Auf dem Kirchhofe zu Meffersdorf zeigt sich zuweilen ein Gespenst, das hat seine Wohnung in einer Gruft an der nördlichen Mauer. Also geht einmal der Nachtwächter früh um vier Uhr auf den Kirchthurm zu, um den Tag einzuläuten. Es ist aber noch ganz dunkel gewesen und der Himmel voll Wolken. Da steigt auf einmal aus seiner Gruft das weiße Gespenst herauf, naht sich dem Nachtwächter und bedeutet ihn, es wolle denselbigen begleiten. Da ist natürlich an Widerspruch nicht zu denken und das Gespenst geht richtig mit ihm auf den Thurm. Als der Nachtwächter sein Geschäft beendet hat und wieder auf dem Kirchhofe angelangt ist, da murmelt das Gespenst mit dumpfer Stimme: „Und nun begleite Du auch mich." Aber der Nachtwächter hat nicht gewollt. Da wirft ihm die Gestalt eine treffliche Ohrfeige, schwebt zu seiner Gruft zurück und verschwindet dort.

162. a) Der Mönch auf dem Kirchthurme.

Breslauer Handschrift No. 16.

Auf dem Kirchthurme zu Meffersdorf treibt ein alter Mönch sein Wesen. Der muß keine Ruhe im Grabe haben. Einst geht der Nachtwächter Morgens um die vierte Stunde auf den Thurm, den Morgen einzuläuten, kommt an den Absatz, wo der Strang hangt, läutet und läutet — aber die Glocken schlagen nicht an und er kann keinen Ton hören; denkt bei sich, was mag nur das zu bedeuten haben und steigt die Stiege hinan bis zu den Glocken. Da steht ein alter Mönch mit einem schrecklichen Gesichte, der giebt ihm auf einmal eine Ohrfeige, daß er bewußtlos niedersinkt. Allmählich erwacht er aus seiner Betäubung, denkt, das soll Dir nicht zweimal begegnen und geht einen andern Weg als er herauf gekommen durch ein kleines Thürchen von Lehm zurück. Aber hinter ihr steht wieder der furchtbare Mönch, grinset ihn höhnend an, und giebt ihm eine noch bedeutendere Ohrfeige als zuvor. Der alte Nachtwächter stürzt wieder betäubt zu Boden. Wie er erwacht, scheint der helle Tag durch die Thurmfenster und der Mönch ist verschwunden.

162. b) Der gespenstische Lautemann zu Zittau.

Nach Willkomm a. a. O. Bd. I. S. 200 sq. Grässe, S. 520.

Zu der Zeit, als noch die Johanniskirche zu Zittau stand, ließ sich zuweilen ein Franziskanermönch im Glockenstuhle des Thurmes sehen, griff

an den Strick, als wolle er die sogenannte Bürger- oder Bierglocke, die Abends um 9 Uhr geläutet wird, ziehen, legte aber jedes Mal seine Kutte zuvor ab, als hindere ihn diese bei seinem Geschäfte. Diese Gelegenheit paßte nun einmal der wirkliche Lautemann ab; während er den Mönch mit dem Stricke beschäftigt sah, nahm er ihm seine abgelegte braune, etwas schadhaft gewordene Mönchskutte, knöpfte sie sich unter den Rock und ging höhnisch lachend, als er sah, wie der halbnackte Mönch mit wahrer Seelenangst nach derselben suchte, nach Hause. Am nächsten Abend knöpfte er die Kutte wieder unter seinen Rock und ging wohlgemuth, nur etwas früher als sonst, nach der Kirche. Allein sein Muth fiel gewaltig, als er schon von weitem die dürre Gestalt des Mönchs erblickte, wie sie die Hände rang und die leidenschaftlichsten Bewegungen machte. Froh, daß ihn der Weg nicht gerade an dem kuttenlosen Geiste vorüberführte, eilte er in den Thurm, läutete und schlich sich ebenso wieder nach Hause, ohne daß ihn die Gestalt verfolgte. Es schien, als sei sie in bestimmte Grenzen gebannt, die sie nicht überschreiten dürfe. Seit diesem Abend sah der Lautemann den Mönch alle Tage immer dieselben flehenden, aber heftigen Geberden gegen ihn machen; allein so unwohl ihm bei diesem Anblicke war, die Rückgabe der Kutte wagte er nicht, aus Furcht, der geneckte Geist möchte keinen Spaß verstehen und ihm vielleicht gar den Hals brechen. So blieb nun die geisterhafte Mönchskutte im Besitze des Lautemanns bis zu dessen Tode, der freilich schon ein Jahr nach dem freventlich verübten Raube erfolgte. Denn war es aus Furcht vor dem täglich erscheinenden Gespenste oder war es Seelenangst und Folge der Gewissensbisse, die ihm keine Ruhe mehr ließen, der Mann fing an zu siechen, wurde schwächer und schwächer und genau am Jahrestage des Kuttenraubes starb er mit dem letzten Glockenzuge. Sein Nachfolger konnte sein Amt ungestört verrichten, und am Jahrestage des verübten Frevels erschien fortan der kuttenlose Mönch und flehte unter entsetzlichem Händeringen um Rückgabe des dürftigen Gewandes. Da man trotz alles Suchens die geraubte Kutte nicht auffinden konnte — der übermüthige Räuber hatte sie wahrscheinlich vernichtet — so verschaffte man sich eine andere und legte sie dem flehenden Geiste an den Ort, wo er regelmäßig erschien. Die Gestalt hob das Gewand auf und besah es sich von allen Seiten, da sie aber bemerkte, daß es nur ein untergeschobenes sei, legte sie dasselbe wieder hin und ging unter kläglichen Geberden von dannen, und so kehrte sie immer wieder, bis mit dem Bombardement der Stadt im siebenjährigen Kriege der Thurm in Trümmern sank.

163. Der gespenstische Mönch in Kamenz.

N. L. Magazin 1838. Gräve S. 44.

Im Kamenzer Kloster läßt sich bisweilen ein Mönch sehen. Bei einem seiner Umgänge schrieb er an das Klosterthor die Buchstaben C. M. P. und

als darauf 1680 die Pest erfolgte und viele Einwohner hinweg raffte, erkannte man, daß diese Buchstaben nichts Anderes bedeuteten, als: Camitia misere peribit, d. h. Kamenz wird elendiglich verderben. Dieser Mönch soll der berühmte Erfinder des Schießpulvers, Berthold Schwarz, sein, von dem man sagt, daß er in der St. Annenkirche begraben liegt, woselbst sein Leichenstein, auf dem eine Kanone abgebildet ist, sich noch befindet. Andere schreiben die Erscheinung dem unruhigen Geiste Peter Rudolph's, eines der letzten Mönche des aufgehobenen Franziskanerklosters zu, der als Zauberer, Hexenmeister und Geisterbanner verschrieen war und bei lebendigem Leibe in die Hölle gefahren sein soll. Das Standbild des spukenden Mönches zeigt man noch an der Hausecke der Budissiner Gasse. Wenn er seinen Umgang halten will, so belebt sich dieses Standbild, steigt von seinem Postamente herab und wandelt auf das Kloster zu.

Anmerk. Wahrscheinlich heißt es nur auf gut sächsisch C. M. P., sonst wohl C. M. B. und ist nichts als die überall gebräuchlichen geisterbannenden Namen der heiligen drei Könige Caspar, Melchior, Balthasar.

164. Der gespenstische Mönch in Laubau.

Sammlung von Schön Nr. 34 Msc.

In alten Zeiten waren zu Lauban mehre Klöster, welche nach der Reformation eingingen, und auf deren Stelle dann Privatwohnungen erbaut wurden. Ein Gebäude, zur dasigen Brauerei gehörig, steht gleichfalls auf einer solchen Stelle. Von diesem Hause erzählt man, daß zu gewissen Zeiten des Jahres ein Mönch in seiner Kutte mit lauten schleppenden Schritten die alten Stellen des ehemaligen Klosters besucht. Da er jedesmal ein und denselben Weg nimmt, so kennt man genau seinen Umgang.

165. Von andern Mönchsgespenstern.

I. Der gespenstische Mönch in Gruna.

Mündlich.

In Gruna bei Görlitz stand einst an der Stelle des jetzigen Brauhauses ein Kloster. Noch jetzt geht dort ein schwarzer Mönch um, und mehre Einwohner haben ihn des Nachts in der Brauerei herum wandeln sehen. Jedesmal wenn er erschien, starb in der nächsten Nacht Jemand im Dorfe.

II. Der gespenstische Mönch zu Löbau.

N. L. Magazin 1838 S. 130.

In dem alten Schulgebäude zu Löbau zeigt sich dann und wann ein Mönch, nach dessen Erscheinung sich stets etwas Merkwürdiges ereignet.

III. Der geſpenſtiſche Mönch in Zittau.

N. L. Magazin 1838 S. 130.

In der St. Johanniskirche in Zittau erſcheint allemal, wenn ſich etwas Merkwürdiges in der Stadt ereignen ſoll, das Geſpenſt eines Mönches.

166. Die weiße Frau im Schloſſe zu Sohra.

Mündlich.

Im Schloſſe zu Sohra bei Görlitz zeigt ſich von Zeit zu Zeit eine weiße Frau. Sie wandelt durch das ganze Schloß hindurch, hat ein jugendliches, aber blaſſes und leidendes Anſehen und allezeit einen großen Bund Schlüſſel am Gürtel ihres altmodiſchen Gewandes. Vorzüglich zeigt ſie ſich in dem alten Ahnenſaale des Geſchlechts der Herren Moller von Mollerſtain, welche früher das Schloß beſaßen, und verſchwindet mit einem ſchweren Seufzer an der Stelle, wo die Wand mit Blutflecken beſudelt iſt, welche niemals ganz verſchwinden. Dieſe Blutflecken und das Erſcheinen der weißen Frau haben eine traurige Veranlaſſung.

Die weiße Dame iſt nämlich die Ahnfrau jenes Geſchlechtes. Aber ihre Schönheit brachte Fluch über daſſelbe, denn ihr Gemahl ermordete aus Eiferſucht ſeinen eigenen Bruder und floh, von Verzweiflung erfaßt, in die weite Welt. Der Blutflecken in jenem Saale bezeichnet die Stelle des Brudermordes. Seine Kinder pflanzten das Geſchlecht fort und waren bis zum vorigen Jahrhunderte Beſitzer der Herrſchaft. Aber auch noch unter den ſpäteren Beſitzern erſchien von Zeit zu Zeit die weiße Frau, allemal wenn etwas Wichtiges ſich ereignen ſollte. Erſt in dieſem Jahrhundert jedoch kam es an den Tag, daß der entflohene Brudermörder in Rußland eine neue Heimath gefunden und eine zweite Linie von Mollerſtain gegründet hatte. Dies ſtellte ſich nämlich heraus, als im Jahr 1814 ein junger ruſſiſcher Obriſt von Mollerſtain mit ſeinem Regimente in die Gegend kam und in Sohra ſein Quartier nahm. Wie erſtaunte er, als er, in den Hof einreitend, im Sohraer Schloſſe das vollkommene Abbild ſeines väterlichen Schloſſes in Rußland erkannte. Der Flüchtling hatte in der Fremde ſein Haus nach der Erinnerung gerade ſo bauen laſſen, wie das Haus ſeiner Geburt und ſeines Verbrechens. Dieſem ruſſiſchen Offizier ſoll die Ahnfrau nicht nur erſchienen ſein, ſondern auch ein langes Geſpräch mit ihm gehabt haben.

Das Schloß des Ermordeten hat einige hundert Schritte von dem ſeines Bruders geſtanden. Im Schloßparke ſind noch deutliche Spuren. Der Wallgraben umfließt den Platz, wo es ſtand. Vor einigen Jahren entdeckte man dort verfallene Keller.

167. Die weiße Frau auf dem Auersberge.

Gräve, S. 139.

Auf dem Auersberge bei Heydersdorf und Linda ſtand vor alten Zeiten eine Burg, deren geräumige Kellergewölbe noch heutigen Tages ſichtbar ſind. Dort hauſte einſt ein wilder Raubritter; der hatte eine fromme Gemahlin, die ihn gar oft mit Bitten und Thränen anflehte, ſein ſündliches Leben zu beſſern. Einſtmals aber iſt der Ritter zornig geweſen, hat ſeine Ehegemahlin eine alte Betſchweſter genannt und alſo hart geſchlagen und geſtoßen, daß ſie die Treppe herunter gefallen iſt und den Hals gebrochen hat. Das Raubſchloß iſt längſt der Erde gleich gemacht, aber die Ritterfrau geht noch oft in einem weißen Gewande auf den Trümmern umher, kam auch früher zuweilen in das Dorf, gab den Armen Geld und Lebensmittel, tröſtete und heilte die Kranken und war ein Schutzengel der ganzen Gegend.

168. Das Fräulein vom Zangenberge.

Breslauer Handſchrift No. 18. u. 19. Sammlung von Schön No. 31. Mor.

I.

Zwiſchen Schwerta und Markliſſa ſteht ein mit Tannen bewachſener Berg. Auf ſeinem Gipfel ſtand vor Zeiten ein feſtes Schloß, das von Raubrittern bewohnt war, die ſich durch Feuerzeichen mit denen der Landeskrone in Verbindung ſetzten. Dort erſcheint von Zeit zu Zeit ein Fräulein, welches mit rührender Stimme den vorübergehenden Wanderer um Erlöſung aus ihrem verwünſchten Zuſtande anfleht. Der Erlöſende kann nur ein reiner Knabe oder Jüngling ſein. An eine junge Fichte gelehnt ſteht ſie unbeweglich. Ihr Antlitz iſt ſehr ſchön, aber todtenblaß, und ſchwarze Locken wallen auf ihre Schultern herab. Ihre Kleidung zeigt immer ihre Gemüthsſtimmung an. Trägt ſie ein weißes Gewand, ſo iſt ſie ſehr gütig und voller Frieden, trägt ſie aber ein ſchwarzes, ſo iſt ſie wild aufgeregt und zornig. Stets aber hat ſie ein großes Schlüſſelbund am Gürtel. Auch am Bache, der am Berge vorüberrauſcht, hat man ſie geſehen, wie ſie ſorgſam weiße Linnen wäſcht und in der Sonne trocknet. Dann haben goldene und ſilberne Gefäße am Bergabhange geſtanden. Mancher iſt vorübergegangen und hat ihren Bitten um Erlöſung zaghaft ſein Ohr verſchloſſen; aber Mancher hat wenigſtens ihre Rettung verſucht, wenn auch immer vergeblich.

Ein Jüngling, den ihre Bitten rührten, folgte ihr einſt bis zu dem Berge, von dem ſie herabgeſtiegen war, um ihn um Erlöſung anzuſprechen. Da ſieht er aber Bären und Wölfe wild umherrennen und ihm den weiteren Weg mit feurigem Rachen verwehren. Ein Anderer, beſonnener als jener, betet ein Vaterunſer, worauf alle Truggeſtalten verſchwinden. Da öffnet ſich der Berg. Das Fräulein ſchreitet voran und ſie gelangen in eine Kapelle.

Das Fräulein geht an den Altar, nimmt zwei Schwerter von ihm herunter, giebt ihm das eine, während sie das andere in der Hand behält und befiehlt dem Jünglinge, ihr das Haupt abzuschlagen. Da er das zu thun verweigert, erbebt der Berg, er fühlt sich fortgezogen und findet sich wieder an dem Orte, wo er das Fräulein zuerst gesehen.

II.

Eine andere Sage erzählt, die Jungfrau sei die Tochter des letzten Ritters, der einst sammt dem Schlosse und seinen Bewohnern in den Berg versunken sei. Nur alle Jahrhunderte einmal erscheine sie um die Zeit der Weihnachten, um einen Vorübergehenden um die Erlösung der Versunkenen anzuflehen, wobei sie ihm einen Theil des im Berge vergrabenen Schatzes verspricht. Vor hundert Jahren ist ihr ein Schäfer gefolgt und niemals wieder gekehrt.

III.

Am ersten Weihnachtsfeiertage 1834 ging gegen Morgen ein Bäckerlehrling aus Markliſſa des Weges, um seine Eltern in dem nahe gelegenen Städtchen Wigandsthal zu besuchen. Am Zangenberge angekommen sieht er plötzlich in einiger Entfernung eine Frau in einem schwarzseidenen, mit Schmelz gestickten Gewande von alterthümlichem Schnitt und mit einer langen Schleppe. Ihr Haupt bedeckte eine schwarze Haube mit einem in kleine Falten gelegten Streifen, von der ein langer Crepschleier herabwallte. Ihr Antlitz war fahl und blaßgelb. Der Knabe betrachtet diese Erscheinung mit neugierigen Blicken, doch als er bemerkt, daß sie ihm winkt, geht er erschrocken und schnell vorwärts. Siehe, da steht auf einmal die Frau, die doch vierhundert Schritt von ihm entfernt war, dicht vor ihm. Wieder winkt sie ihm und ruft ihm zu: Folge mir. Der Knabe sagte hierauf ängstlich: „Sie mögen ein gutes Frauenzimmer sein, doch ich bin auch ein guter Junge", und nun lief er athemlos ohne sich umzusehen, bis er das nächste Dorf erreichte. Zu Hause angekommen erzählte er seinen Eltern, was er gesehen, und weder Bitten noch Vorstellungen vermochten ihn zu beruhigen und zu bewegen, wieder am Zangenberge vorüber zu gehen. Der Geistliche des Orts und der Richter wurden zu Rathe gezogen, aber er beharrte bei seiner Aussage und empfand solche Furcht, daß er bei Tag und Nacht keinen Augenblick allein bleiben wollte. Der Knabe hatte weder viel gelesen noch gesehen und gehörte keineswegs zu den phantasiereichen Menschen.

Noch jetzt scheuen sich Viele in der Dämmerung bei dem Berge vorbei zu gehen. Andere gehen absichtlich hin, um das Abenteuer zu bestehen und den Schatz zu heben. Die Jungfrau hat sich aber nicht wieder sehen lassen.

Anmerk. Zur Weihnachtszeit zeigt sich Hulda, Frau Holle (Grimm S. 182). Das Wäschebleichen und Gefäßehlustellen erinnert an die Wassermannsfrau und an die Zwerge.

Die verschiedene Stimmung, angedeutet durch schwarze und weiße Kleidung, ist sehr charakteristisch für die polarische Natur weiblicher Gottheiten.

Wie Hulda in den Berg gebannt ist, so sind es vorzüglich weiße Frauen, auf welche der Begriff der Bergverwünschung Anwendung leidet. „Göttliche, halbgöttliche Wesen des Heidenthums, die den Blicken der Sterblichen noch zu bestimmter Zeit sichtbar werden, am liebsten bei warmer Sonne erscheinen sie armen Schäfern und Hirtenknaben“ (Grimm, Mythol. S. 541).

Die Geschichte von dem Kopfabschlagen spielt noch einmal in der Schatzsage vom Krischaer Raubschlosse.

169. Die weiße Frau bei Schönbrunn.

Mündlich.

Wenn die Schönbrunner Bauern sich Donnerstags in Görlitz beim Wochenmarkte etwas verspätet haben, und erst um die zwölfte Stunde auf das Dorf zufahren, kommt es wohl vor, daß die Pferde zusammen schrecken und so wild werden, daß sie kaum zu halten sind. Wer dann recht Acht giebt, der sieht mitten auf dem Felde, unterhalb des Pfaffenberges, die weiße Gestalt einer Frau mit einem kleinen Kinde auf dem Arme aus der Erde auftauchen, den Fußsteg entlang auf die Kirche zu und bei dieser vorbei auf den Pfarrhof gehen und an der Thür des Pfarrhauses wieder verschwinden. Das ist der unruhige Geist eines armen Weibsbildes, welches die Franzosen mit sich führten, als eine ganze Division derselben unter General Dürütte während des Waffenstillstandes im Jahre 1813 hier ein Lager bezogen hatte. Die Arme wurde in einem Zelte, unter Beihülfe einiger Soldaten, von einem Kinde entbunden und starb bald darauf. Die rohen Krieger gaben ihr das Kind, welches nur schwach athmete und keineswegs ganz todt gewesen sein soll, in den Arm und verscharrten beide Leichname nicht weit von dem Lager auf dem Felde. Man sagt, daß bald nach dem Abzuge der Franzosen die weiße Frau mit dem Kinde dem Ortspfarrer viele Male erschienen sei und ihn gebeten habe, ihre Gebeine in geweihte Erde begraben zu lassen. Die Nachbarn, welche sie nun vom Pfaffenberge herunter in die Pfarrwohnung kommen sahen, haben ihn auch mehrfach angegangen, daß er doch das thun möchte, um dem irrenden Geiste Ruhe zu verschaffen; der Pfarrer aber, ein arger Rationalist, hat niemals etwas davon wissen wollen und immer gegen die Bauern behauptet, die Erscheinung bestände nur in ihrer Einbildung, er habe nie etwas davon gesehen.

170. a) Das Schloßfräulein von Messersdorf.

Breslauer Handschrift No. 14.

In der Schloßallee von Messersdorf zeigt sich dann und wann eine weiße Frau. Die heißt das Schloßfräulein, und es heißt, daß sie im Grabe keine Ruhe finden könne. Einst kamen zwei Frauen von einem Leichen-

gange in Scheibe zurück. Da ist ihnen am Ende der Allee bei dem sogenannten Obstgarten die weiße Frau vorbei gestrichen, als wenn der Wind sie vorüber wehte und hat einen fürchterlichen Gestank zurückgelassen. Todesmatt kamen die Frauen nach Hause und die eine fiel in eine lebensgefährliche Krankheit.

170. b) Die Jungfernberge bei Mocholz.

Mündlich.

Zwischen Rothenburg und Muskau wird die Einförmigkeit der Haide hie und da durch lang hingestreckte, meist von West nach Ost streichende Hügelreihen unterbrochen, die oft gar keinen Namen haben. Aber bei Mocholz heißen sie die Jungfernberge. Eine halbe Stunde vom Dorfe entfernt ziehen sich diese Berge wohl eine Stunde lang hin und haben eine Breite von etwa 400 Schritt.

In diesen Jungfernbergen wohnen drei wunderschöne Fräulein in einem unterirdischen Schlosse. Oft gehen sie am hellen Mittage Arm in Arm am Abhange des Hügels hin in dunkler Kleidung und mit trauriger Miene. Wenn man ihnen nachgeht, so verschwinden sie auf der Stelle. Doch ist es auch vorgekommen, daß sie diesen und jenen zum Mitkommen eingeladen. Weidende Hirtenbuben haben sie noch in jüngerer Zeit oft gesehen, aber die Jungfrauen gingen immer stumm vorüber und die Burschen waren immer zu erschrocken sie anzureden. Früher war das anders. Da verkehrten sie freundlich mit den Bewohnern des Dorfes, und letztere hatten es nicht schlecht dabei, denn Segen begleitete sie, wohin sie traten. Ja, alte Leute erzählen, daß die drei Jungfern früher sogar in die Schänke zur Tanzmusik zu kommen und mit den Burschen des Dorfes zu tanzen pflegten. Aber sie blieben blos immer bis zu einer bestimmten Stunde da und entfernten sich dann pünktlich, um in ihren Berg zurückzugehen. Aber seit einmal ein verliebter Bauernbursch die jüngste und schönste von ihnen mit Gewalt zu zwingen versucht, über ihre Zeit zu bleiben, sind sie nicht wiedergekommen.

Anmerk. Zu den gewöhnlichen Zügen der Bergentrückung gesellt sich der sonst besonders von den Wasserfrauen berichtete Besuch der Tanzmusik — eine Zwittersage.

171. Die weiße Frau auf den Teichwiesen bei Görlitz.

Akten der Naturforsch. Gesellsch., Sektion für Alterthümer No. 4. Msc.

Auf den Teichwiesen hinter dem grünen Graben ist den Waschfrauen, die sich daselbst des Bleichens halber aufhalten, oft die weiße Frau erschienen. Sie zeigt sich besonders zur Frühjahrszeit, hat ein langes schleierweißes altmodisches Gewand an, ist ungewöhnlich groß und geht mit großen aber furchtbar langsamen Schritten den Fußweg zum Pulverteiche entlang. Dort kehrt sie zurück und verschwindet in dem Hohlwege der Teichstraße bei dem Hause

No. 906., auch 924. (alte Nuuer). Zuweilen erscheint sie Abends in der Dämmerung, öfter bei Mondschein und zwar, wenn derselbe im Abnehmen ist.

172. Die weiße Frau und der Mönch ohne Kopf im Sorauer Schlosse.

I. Mündlich. II. Magnus S. 31.

I.

Das Sorauer Schloß ist ein großes weitläufiges Gebäude mit einem hohen Thurme. Nach der Chronik wurde im Jahr 1207 durch Ulrich von Devin der Bau begonnen und erst nach 122 Jahren von dem Herrn von Pack ganz vollendet. Es hat wie das königliche Schloß in Berlin seine weiße Frau, welche, so lange noch die Grafen Promnitz Sorau besaßen, jedesmal durch ihr Erscheinen den Tod des Besitzers anzeigte.

II.

Als später die Herren von Biberstein auf Sorau residirten, hat sich allemal kurz vor dem Tode des Besitzers ein Mönch ohne Kopf mehrmals hinter einander sehen lassen. Wenn sich dies ereignete, so sind die Herren von Biberstein alsobald nach Friedland gezogen, um daselbst den Tod zu erwarten und in ihrer dort befindlichen Ahnengruft begraben zu werden.

173. Der ewige Durst.

Gräße S. 497.

Verfolgt man in Wilthen, zwei Stunden südlich von Bautzen, den Fußweg, welcher hinter der Kirche über den Berg nach Bautzen führt, so gewahrt man linker Hand unterhalb des Waldes einige Wiesen mit einer Quelle. Dort zeigt sich zuweilen in der Mittagsstunde eine weißgekleidete Frau, welche bis an die Quelle wallt und sich bückt, um mit der Hand Wasser zu schöpfen. Aber wie sie sich auch müht, sie kann das Wasser doch nicht erreichen, und tief seufzend entfernt sie sich wieder und verschwindet. Diese Erscheinung heißt „der ewige Durst." Alte Leute erzählen, es habe einst eine junge Frau in Wilthen während ihrer Niederkunft unsäglichen Durst gelitten, und die Wehefrau gebeten, ihr zur Kühlung nur einige Tropfen Wasser zu reichen. Aber die Kindfrau verweigerte ihr die Labung, und so verschied sie unter den Qualen jenes verzehrenden Durstes. Seit dieser Zeit geht sie alle Mittage an jene Quelle, will Wasser trinken — denn sie dürstet noch immer — und kann doch das Wasser nicht erreichen, ein weiblicher Tantalus mit hoffnungsloser Qual.

174. Der schwarze Hund in Budissin.

N. L. Magazin 1838 S. 127. Ziehnert II. 233. Gräße S. 27.

In Budissin vor dem Lauenthore, wo früher der Rabenstein stand, erhebt sich aus einer daselbst befindlichen Vertiefung um Mitternacht ein großer

schwarzer, zottiger Hund, welcher zum Thore hinein bis zum Waisenhause seine Runde macht und wieder verschwindet, wo er hergekommen. Seine Erscheinung deutet allemal ein Feuerunglück an. Die Sage erzählt von ihm Folgendes:

Im 14. Jahrhundert, als die Lausitz noch Polen angehörte, lebte in Budissin ein reicher polnischer Graf, der war ein halber Heide, schund die Bauern und Bürger bis auf's Blut, und nannte sie nur immer seine Hunde. Dafür hat ihn aber auch eines Tages der Teufel geholt; denn als er nach einem schwelgerischen Mahle zum Lauenthore hinaus ritt, fiel eine Feuerkugel vom Himmel und erschreckte das Pferd, daß es sich bäumte und den Reiter abwarf. Den nächsten Morgen fand man ihn mit schwarzem Gesichte und umgedrehtem Halse. Das Pferd ist wahrscheinlich im Dienst des Bösen gewesen und zur Hölle hinab gefahren. Der Graf aber ist seitdem verdammt zu jener nächtlichen Wanderung in Hundsgestalt. Ein aus dem vorigen Jahrhunderte stammendes Bänkelsängerlied gedenkt seiner in Folgendem:

Der schwarze Hund, den man hier schaut,
War böhm'scher Graf mit Haar und Haut,
Des Schicksals List macht ihn zum Hund,
Wau, wau! bellt er bis diese Stund!

175. Der feurige Pudel auf dem Löbauer Berge.

Nach Klar, die helle Sagenzelle, Heft 3 S. 39 Gräffe S. 492.

Vor langen Jahren stand am Fuße des Löbauer Berges tief im Gebüsche ein schmuckes Jägerhaus, welches ein gewisser Bischeber als Förster mit seiner Frau bewohnte. Derselbe war aber in der ganzen Umgegend gehaßt und gemieden, denn er war habsüchtig, grob und hart gegen jeden, der etwas mit ihm zu thun hatte. Seine arme Frau hatte es selbst sehr schlecht bei ihm und fand nicht einmal in seiner Abwesenheit zu Hause einen Trost, denn sie war kinderlos. Vorzüglich war aber sein Haß gegen seinen Schwiegervater, einen reichen Bauer in der Nachbarschaft, gerichtet, weil er sich einbildete, derselbe habe seiner Tochter zu wenig Mitgift gegeben. Nun trug es sich zu, daß ein junger Bürger aus Löbau das Herz der zweiten Tochter jenes Bauern gewonnen hatte, und daß dieselbe ihm auch ihre Hand zusagte. Bald sollte die Hochzeit stattfinden und Bischeber's Schwiegervater rüstete sich nur noch, die Mitgift für seine Tochter herbei zu schaffen. Er hatte dazu 1000 Goldgulden bestimmt, die er in der Stadt irgendwo ausgeliehen hatte und jetzt zurück erhalten sollte. Er machte sich also eines schönen Morgens mit seinem Geschirre auf, um das Geld aus der Stadt zu holen, erhob es auch und lud es, nachdem er es zuvor in einen kupfernen Kessel gethan, auf seinen Wagen, und fuhr schon in der Dämmerung den ihm wohlbekannten Weg in sein heimathliches Dörfchen zurück. Allein er sollte dasselbe nicht

erreichen, denn der gottvergessene Jägersmann, welcher seines Schwiegervaters Vorhaben und den Tag, wo derselbe es auszuführen dachte, ausgekundschaftet hatte, lauerte ihm im Walde auf, sprang auf den Wagen, tödtete den Greis, bemächtigte sich des Kessels mit dem Golde und gab den Pferden einen Peitschenhieb, daß sie mit dem Leichnam auf dem wohlbekannten Wege bis vor sein Haus trabten. Der Mörder aber nahm den schweren Kessel, um ihn nach einem ihm wohlbekannten Felsenloche zu schleppen, wo er ihn sicher glaubte. Aber auf dem Wege dahin glitt er aus und fiel in den Sumpf. Der schwere Kessel drückte ihn herab und er erstickte elendiglich sammt seinem Raube. Die unglückliche Familie ahnte wohl den Zusammenhang;. Bischebers Wittwe verließ das Jägerhaus, das nun Niemand mehr beziehen wollte und das nach und nach in Trümmer fiel. Allein einige Zeit nachher erschien in der Dämmerstunde ein Licht am Fuße des Löbauer Berges, und ein Holzhauer erkannte einen feurigen Hund mit sprühenden Augen. Da sagten alle, die es hörten: Das ist Bischeber und sein Schatz, aber Niemand hat sich getraut, sich dem Hunde zu nähern oder den Schatz zu heben.

176. Der schwarze Hund in Kamenz.

N. L. Magazin 1838 S. 128.

Im Jahre 1570 starb der letzte katholische Bürgermeister zu Kamenz mit Namen Andreas Günther. Seine Seele ist verwünscht worden und er geht noch immer zu nächtlicher Weile in dem Klosterhofe um als ein schwarzer zottiger Hund und treibt auch als ein schwarzer Ziegenbock auf dem Hutberge sein Wesen. Selbst am Tage erscheint er in dieser Gestalt bisweilen. Badende Knaben sind von ihm erschreckt und verjagt worden. Er war sehr reich und wollte doch seinen Reichthum den evangelischen Nachkommen nicht gönnen, sondern vergrub ihn in der St. Annenkirche. Dort liegt dieser Schatz, welcher 24,000, oder wie andere sagen 80,000 Dublonen betragen soll, noch ungehoben bis auf den heutigen Tag. Man weiß wohl, daß eine an dem einen Pfeiler der Kirche befindliche Figur die Stelle andeutet, wo der Schatz liegt: aber gerade der Arm, welcher darauf hinweiset, ist abgebrochen und so hat man ihn nicht auffinden können.

177. Der schwarze Hund in Görlitz.

Mündlich. Akten der Naturforsch. Gesellschaft, Sektion für Alterthümer Nr. 4. Mac.

In Görlitz war bis vor wenigen Jahren an der Ecke der Jüdengasse und Büttnergasse im Pflaster ein großes Abzugloch. Das war zur Hälfte mit einem großen viereckigen Steine bedeckt und hieß im Volksmunde das Hundeloch, und der daneben wohnende Bäcker hieß davon der Hundebäcker. Das kommt daher: In der Weihnachtsnacht zwischen zwölf und ein Uhr spukt in Görlitz ein großer schwarzer Hund. Der kommt aus einem ähnlichen Wasserloche am Jakobshospital heraus, geht zum Frauenthore hinein

bis an jenes Loch, wo er verschwindet, aber nach einiger Zeit wieder zum Vorschein kommt, um seinen Rückweg anzutreten. Manche sagen, er nehme seinen Weg durch die Verräthergasse, und Viele, die ihn gesehen haben, versichern, daß er nur drei Beine habe. Wegen dieses Hundes ließen die Stadtsoldaten am Frauenthore allemal in der Weihnachtsnacht das Pförtchen auf, weil sie sich fürchteten, ihn in seinem Wege zu verhindern, und es war dies ein Geheimniß unter den Stadtsoldaten, in das jeder Rekrut erst dann eingeweiht wurde, wenn er einmal die Weihnachtswache hatte. Es war aber einmal ein beherzter Kerl unter ihnen, der fürchtete sich vor dem Teufel selber nicht, spottete über die Erscheinung und beschloß dem Hunde entgegen zu treten. Es war ein sehr stürmischer Weihnachtsabend. Die andern Soldaten blieben in der Wachtstube, er aber schloß sorgfältig die Pforte und stellte sich mit aufgesteckтem Bajonett an der inneren Seite desselben auf. Kaum hatte es zwölf Uhr geschlagen, da kam der Hund groß, schwarz und zottig, und als er das Thor nicht geöffnet fand, schüttelte er sich zornig und machte so große feurige Augen, daß es erschrecklich anzusehen war. Plötzlich aber setzte er mit einem gewaltigen Sprunge über das hohe Gitter hinweg. Die Soldaten in der Wachtstube hörten ein furchtbares Schnauben und Poltern, dann war Alles still. Wie sie endlich hinaus gehen, finden sie ihren Kameraden leblos am Schilderhause. Seine Flinte aber war zusammen gedreht wie eine Schraube. Als der Soldat erwachte, erzählte er, was ihm begegnet. Er ist aber nicht wieder gesund geworden und schon nach drei Wochen gestorben.

178. Der feurige Pudel in Görlitz.

Breslauer Handschrift Nr. 11.

Rechts neben dem heiligen Grabe, an der Ecke der heiligen Grabsgasse und dem Gäßchen, welches zum Bache Kidron führt, steht hoch auf dem Berge ein Haus. Vor dem zeigt sich um Mitternacht ein feuriger Pudel mit glühenden Augen und fletschenden Zähnen, der die Vorübergehenden gar erschrecklich angrinst. Viele haben den Pudel gesehen und noch heute laufen die Menschen, wenn sie zur Geisterstunde den Ort passiren müssen, eilig vorüber oder machen am liebsten einen Umweg.

179. Der schwarze Hund am Hopfenberge zu Rothwasser.

Nach Schön.

Zwischen Rothwasser und Langenau liegt der sogenannte Hopfenberg; durch ihn führt ein schmaler, hohler Fußweg bis an den Tschirnefluß. Wenn der Fußgänger des Nachts in der zwölften Stunde diesen Weg passirt, so liegt zu gewissen Zeiten an der rechten Seite des Tschirnefluſſes, da wo der Steg hinüber führt, ein großer, schwarzer, zottiger Hund, der ihm den

Weg ſtreitig macht, indem er ſich quer über den Weg legt und ihn mit großen feurigen Augen anglotzt. Nimmt der Wanderer jedoch den Stock in die linke Hand, ſo ſteht er auf, macht Platz und begleitet denſelben auf der rechten Seite eine weite Strecke durch den Berg, jedoch mit matten, erloſchenen Augen, langſam und wie widerſtrebend. Auf der Höhe des Berges verſchwindet er und Niemand ſieht, wo er hingekommen iſt.

Die Sage erzählt, es ſei der Geiſt eines Bauern aus Langenau, der ein roher Kerl und Gotteslästerer geweſen, im Tode hätte er kaum erſterben können, und als die Grabebegleiter vom Kirchhofe zurückgekommen, habe er in leibhaftiger Geſtalt zum Fenſter heraus geſehen, und ſeitdem ſo entſetzlich im Hauſe geſpukt und rumort, daß ſeine Hinterlaſſenen ſich an den einäugigen Scharfrichter von Görlitz um Abhülfe wendeten. Der kam, citirte den Geiſt, verwandelte ihn in einen Hund und zauberte denſelben ſchließlich in einen Sack, wobei er genöthigt war, den Widerſpenſtigen tüchtig mit ſeinem Stocke zu bearbeiten, trug ihn hinaus auf's Dorf und verbannte ihn ſchließlich an den Hopfenberg.

Anmerk. Vielleicht der einäugige Scharfrichter Kaspar, der Anno 1512 zu Görlitz lebte.

180. Das weiße Pferd auf dem Frauenkirchhofe zu Görlitz.

Mündlich.

Auf dem Frauenkirchhofe in Görlitz zeigt ſich zuweilen und zwar an einer beſtimmten Gruft ein weißes Pferd. In jener Gruft fand man einſt die verſchütteten Gebeine eines Pferdes, und die Leute ſagen, es rühre aus den Kriegszeiten her, da habe einmal ein ruſſiſcher Koſak ſein Pferd auf dem Kirchhofe weiden laſſen. Das arme Thier verirrte ſich in die Gruft, ſtürzte hinab und mußte elendiglich umkommen. Damals glaubte alle Welt, das Thier ſei davon gelaufen oder geſtohlen worden.

Anmerk. Ob und wie dieſe Sage in Beziehung ſteht zu der alten Sitte, bei der Einweihung eines Todtenackers zuerſt ein lebendiges Pferd (Odin's Todtenroß oder das Todtenpferd der Unterweltsgöttin Hel, die auch Pferdejungfrau, Glitnis gna hieß) zu verſcharren, ſei dahin geſtellt. Vergl. Grimm, Mythol. S. 804.

181. Der Alex zu Horka.

N. L. Magazin 1839 S. 359.

In einer alten Kammer in der Kirche zu Horka findet ſich ein altes, roh aus Holz geſchnitztes Heiligenbild, ſitzend, das Haupt mit der Hand ſtützend, dem Alt und Jung den unerklärlichen Namen „Alex" beilegen. Dieſes Bild iſt ein Gegenſtand der Furcht und des Schreckens für Viele. Einſt ging eine Magd des Kantors, um Gras auf dem Kirchhofe zu ſchneiden, vor jener dunklen Kammer, in der ſich das gefürchtete Bild befindet, vorüber. Leichtſinn und Uebermuth verleiteten ſie zu der verwegenen Aufforderung:

„Alex, komm, hilf Gras schneiden!“ Urplötzlich bekommt sie von unsichtbarer Hand eine sehr fühlbare Züchtigung.

In einer stürmischen Nacht um die Zeit der Geisterstunde sah einst der Nachtwächter die verrufene Gestalt am Kirchhofthore.

Anmerk. Der Name Alex scheint schier unerklärlich. Hotscher im N. L. M. vermuthet dahinter einen heiligen Alexius. Dem scheint aber zu widersprechen, daß das Bild einst auf der Flucht von der Kirche betroffen wurde. Dies ist ein entschieden heidnischer Zug.

Wie wenn es eine Erinnerung wäre an jene unbekannte Gottheit der Semnonen, von der Tacitus sagt: numini nomen Alcis (sing. nach Grimm alx) Germ. c. 43? Diese dunkle Stelle läßt zwei Erklärungen zu. Erstens: numen bezieht sich auf eine wirkliche persönlich gedachte Gottheit. Dafür spricht, daß Tacitus dieselbe mit dem Dioskurenpaare Castor und Pollux vergleicht. Zweitens: numen bezieht sich auf den heiligen Hain, althochd. alhs, der selber wie eine Gottheit verehrt wurde, und der Vergleich des Tacitus beruht auf einem Irrthume. (So Grimm.)

Zu der ersten Meinung wäre anzuführen: al ist die allgemeine Stammsilbe für ein hohes Heiligthum, Altar, Tempel, heiliger Hain. Die Urbedeutung der Silbe al ist die der Höhe, der älteste Gottesname Elohim ist davon abzuleiten, al = Höhe, el = Kraft, alles Hohe ist stark. Elohim wird übersetzt die Starken oder die Kräfte. Der älteste Gottesdienst war Höhendienst. Die späteren Juden schafften ihn ab, aber die Israeliten behielten ihn bei, daher ist in ihrem Gottesnamen Allah das ursprüngliche, sozusagen noch naturalistische und pantheistische al geblieben. Aber auch durch Hinzutritt des c und resp. x wird die allgemeine Bedeutung specialisirt in die der Kraft. (Vergl. Alcon, Alcmene, Alexander u. s. w.) Alcmene gebar aber allerdings ein Zwillingspaar, Heracles, als Sol invictus auch Alcaios, der Starke genannt, und den Tag darauf den Iphicles. (Dem römischen Geschichtsschreiber lag es freilich nahe, bei einem Zwillingspaar zuvörderst an die Dioskuren zu denken.) Wie wenn dies eine Bestätigung der Nachricht wäre, daß Heracles, d. i. sein Kultus, auch zu den Deutschen gekommen sein soll? (vergl. die Sage von der Isis). Der Singular dürfte weniger auf die Mutter Alcmene, als auf den ältesten Bruder Alcaios zu beziehen sein, aus dessen Namen ein dem Zwillingspaar gemeinsamer sich gebildet hätte; der Alex in unserer Sage kann eine Erinnerung daran sein.

Zu der zweiten von Grimm aufgestellten Meinung vergleiche man unsere Sage No. 1., wo allerdings dem heiligen Semnonenhaine Ehren wie einem persönlichen Gotte erwiesen werden, und die Anmerkung 4. zu der Sage von den Heinchen (No. 42.), wo ausgeführt ist, wie im Worte Hain die Begriffe Wald, Götzenbild, Tod, Zwerg zusammentreffen. Ebenso kann ganz gut im Namen Alex der Begriff des Götzen und des Waldes sich zu einer Anschauung vermischen. Wie die Bernstädter sagen: im Burgsberge liegt ein goldener Hain (Götzenbild), so nennen die Horkaer die von ihnen für ein Götzenbild gehaltene Figur mit jenem uralten Namen Alx oder Alex = alhs = Hain. Diese Erklärung gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn nachgewiesen werden kann, daß dieser alte Name in der Lausitz noch anderweitig anzutreffen, und ich bin in der That nicht abgeneigt, die Sage von dem heiligen Haine bei Elster am Elsterflusse dahin zu deuten, daß der Name Elster (wendisch halstrow) eben weiter nichts bedeutet, als heiliger Hain (Vergl. No. 15. und No. 145.).

Eine dritte Spur dieser alten heiligen Wurzel dürfte in den Ortsnamen Oetsa, Langen-Oels, Oehlisch (mit einem alten Opferplatze) und in dem Namen des Oelberges bei Königshain zu suchen sein. Auch das Flüßchen Oelse im Lauban er Kreise hat wohl dieselbe Bedeutung wie die Elstra.

Prof. Dr. Anton hat in einem Schulprogramme ebenfalls eine Erklärung jener dunklen Stelle des Tacitus gegeben. Er erklärt die Gottheit für eine slavische, findet das Zwillingspaar wieder in dem slav. Worte hoïži, Jünglinge, und in der lithauischen Sage von einem schamaitischen Brüderpaare, welches sein Volk aus der Sklaverei befreite und denselben Namen hoïzi führte. Den heiligen Hain verlegt Anton ohne eine lokale Berechtigung dazu in die Königshainer Berge. Es käme darauf an, ob die Etymologie einen Zusammenhang des wendischen Wortes und des schamaitischen Namens mit der von Grimm zuerst aufgestellten Bedeutung der Silbe alhs nachweisen könnte.

182. Eine Teufelsdohle besucht die oberlausitzischen Stände.

Gerber S. 394.

Als in Böhmen der dreißigjährige Krieg ausgebrochen war, hielten die lausitzer Stände eine Zusammenkunft zu Budissin, um zu berathen, wie sich in solchen Kriegsläuften das Land zu verhalten habe. Als sie so dasaßen und sich beriethen, klopfte es an's Fenster, und siehe da, eine Dohle sitzt davor und pickt mit ihrem Schnabel an die Glasscheiben. Als man nun das Fenster geöffnet, ist das wunderliche Thier in das Zimmer gehüpft und hat ganz vernehmlich gekrächzt: „Ihr Herren, was machet ihr da?" ist etliche Male im Zimmer auf- und abgegangen und endlich wieder zum Fenster hinausgeflogen. Die Herren sind gewaltig erschrocken und haben es gleich für eine böse Vorbedeutung genommen.

183. Der verwünschte Hecht in Melanne.

Mündlich.

Beim Burgberge zwischen Döbschütz und Melanne ist ein kleiner Teich. In diesem wohnt ein in einen Hecht verzauberter Prinz. Viele haben den Fisch gesehen. Er ist sehr groß, trägt eine goldene Krone auf dem Haupte und ein goldenes Band um den Hals. Was es mit dem Prinzen für eine Bewandtniß gehabt hat, daß weiß man nicht, aber soviel ist gewiß: Wer sich unterfangen würde, nach dem verwünschten Hechte zu fahnden, dem würde es schlecht bekommen. Vor etwa 20 Jahren haben zwei übermüthige Jägerburschen in einer stillen Mitternacht den Versuch gemacht. Aber ihr Netz wurde plötzlich so schwer, daß sie es nicht mehr bewältigen konnten. Da bekamen sie Angst, ließen das Netz im Stich und liefen davon. Der eine ist drei Tage darauf verstorben. Der andere aber wurde schwer krank und hat Zeit seines Lebens einen Knax davon gehabt. Und aus dem Munde seines leiblichen Bruders ist diese ganze Geschichte.

Anmerk. 1. Die Sage ist sehr kurz, wahrscheinlich unvollständig, aber doch ein merkwürdiger Fund. Auf dem Burgberge zwischen Döbschütz und Melanne soll ja eben das Schloß Meran (Melanne) gelegen haben, das nach seiner Vertreibung 1179 König Wladislav von Böhmen zu seinem Aufenthalte wählte (siehe „das Schloß Meran" im 2. Bande). Ist diese Sage eine dunkle Erinnerung an diesen König? Der Teich erscheint gewissermaßen als das Wahrzeichen und Symbolum der Herrschaft Döbschütz. Der Name Meran ist verwandt mit Mare, Meer, es heißt auch geradezu: das Schloß Meer und die Schild-

sage der Dödschütze (oder Dedschitze) erinnert ebenfalls an einen See. Nach Sinapius soll der Name des Geschlechts vom slavischen topin, tauchen, herkommen und das Seeblatt im Wappen ein Andenken an einen kühnen Wasserritt des Ahnherrn sein (siehe die Schildsagen).

2. Nach slavischer Sage verrieth ein redender Hecht das Versteck, wohin der Unhold Kasezej den von ihm geraubten Fischer des Wladimir gebracht hatte (Vollmer, Wörterbuch der Mythologie S. 1029). In der märkischen Sage spielt ein Hecht den Wahrsager und den Zauberer, indem er einen Bauerburschen mit einer Prinzessin verheirathet (Kuhn, S. 270). In einem See in der Eifel sind zwei Hechte, deren Erscheinen allemal den Tod eines Erben des Hauses Ulmen verkündigt (Wolf, deutsche Märchen und Sagen S. 210).

184. Der gebannte und befreite Geist.

Sammlung von Schön No. 67. Mse.

Im sogenannten Grün-Erlicht bei Nieder-Neundorf hat man öfters in den Dreiwochen (Advent) ein Geschrei gehört, auch deutlich die Worte vernommen: „Hülfe, ach helft doch." Viele Leute sind mit Laternen und Stangen hinausgezogen, allein von der bald hier, bald da rufenden Stimme nur vexirt worden. Es haben aber einmal an derselben Stelle ein Paar Bauern Stöcke gerodet und sind dabei unter der Wurzel eines Stockes auf eine hohle Stelle gekommen. Da haben sie weiter gegraben und endlich einen hölzernen Kasten gefunden. Sie ziehen ihn heraus, öffnen ihn und finden darin ein Ei von der Größe eines Gänseeies. Jedoch, wie sie sichs betrachten, zerspringt mit einem Male das Ei und heraus fliegt ein Vogel mit dem Geschrei: „Ich bin befreit, ich bin befreit!"

Anmerk. Bechstein (Thür. Sagen IV. S. 137) erwähnt eines Kobolds, der in einer Schachtel unter einem Birnbaume vergraben war.

185. Der unruhige Geist.

N. L. Magazin 1837 S. 202. O. u. N. L. Chronik S. 111. Gräve S. 94.

Auf den Litschener Teichdämmen steht eine alte hohle Eiche. Bei derselben hörte man öfters ein ängstliches Hülferufen, konnte aber nie etwas sehen. Einst ging ein Mann aus Litschen dort vorbei, und da er beherzt war, antwortete er dem Rufe und fragte, was er helfen solle? Das unsichtbare Gespenst sagte, es sei eine Seele, die nicht zur Ruhe kommen könne, aber er könne sie zur Ruhe bringen. Morgen um 12 Uhr solle er nur mit der ganzen Schule, dem Küster und dem Geistlichen an die hohle Eiche hinziehen, gleich als wollten sie einen Todten mit einem Leichensermone bestatten. Das geschah zwar, aber die Uhren waren alle stehen geblieben und nach der Sonne konnte man sich nicht richten, weil ein trüber Tag war, man verpaßte also die rechte Zeit und kam zu spät an. Da fiel das Gespenst über sie her, hockte einigen auf, warf andere in das Wasser und

Alle ergriffen mit Schrecken die Flucht. Lange Zeit hat es noch alle Abende unter den Fenstern des Bauern gerufen und ihn heraus verlangt, er ist aber nie gekommen, und endlich hat es der Geistliche beschworen und vertrieben. Dieses Gespenst hat, wenn Jemand von 11—12 Uhr mit einer Laterne an der Eiche vorbeigegangen ist, gewöhnlich das Licht darin ausgelöscht; öfters hat es aber auch die Vorübergehenden dadurch zu erschrecken gesucht, daß es eine solche Menge Eicheln abschüttelte, daß man bis an die Knie darin waten mußte. Ist man aber des andern Morgens zur Eiche gekommen, so hat man auch nicht eine einzige Eichel gefunden.

186. Die Saufgespenster.

Frenzel, hist. natur. III. 1453. msc.

Anno 1556 am Sonntage Judica oder dem schwarzen Sonntage hat ein junger Edelmann in unserer Lausitz des Teufels Anfechtungen folgendermaßen erfahren müssen:

Nachdem er mit etwa neun oder zehn anderen jungen Edelleuten in einem nahe gelegenen Dorfe die Kirche besucht, ist er von zweien seiner Kameraden, welche daselbst einen Edelhof besaßen, nebst den andern zum Mittagsmahl geladen worden, wo man denn alsbald angefangen hat, tapfer zu zechen und einander „mit Halben" zuzutrinken. Wie nun unter jungen Leuten solches Zechen selten friedlich endet, so erhob sich auch hier zwischen zweien der Gäste ein Streit um ein Glas Bier, indem der eine dem andern nicht mehr hat wollen (oder können) Bescheid thun, bis sie endlich einander nach den Köpfen griffen und mit Fäusten also traktirten, daß viel Blut geflossen. Da besorgte jener oben erwähnte junge Edelmann, der ein frommer Herr und erst zwanzig Jahre alt gewesen, es möchte mit einem von Beiden ein schlimmes Ende nehmen; und als sie von Neuem anfangen wollten, mit den Fäusten zu fechten, ist das gute Gemüth dazwischen gesprungen, und hat den einen bei Seite genommen und mit ihm den Weg nach seines Vaters Hause eingeschlagen. Zu Hause angekommen, hat der Vater den fremden Gast wohl aufgenommen, ihn zur Tafel geladen und mit dem besten Trunke bewirthet. Nachdem sie nun manch gutes Glas mit einander ausgezecht und sich trefflich berauscht hatten, begiebt sich der Vater mit dem Gaste zu Bette; den Sohn aber, der sich einen allzu steifen Rausch angetrunken hatte und mit dem Kopfe auf der Tafel liegend eingeschlafen war, ließ er daselbst zurück. Er wird wohl aufwachen und sein Bett schon finden, dachte der unbesorgte Vater. Spät in der Nacht weckt den berauschten Junker ein seltsames Rascheln und Rauschen am Fenster. Das kam von lauter kleinen schwarzen spannelangen Männlein, die zum Fenster hereinsteigend bald das ganze Zimmer anfüllten. Der Junker entsetzt sich und will zur Thüre hinaus. Da kommt ihm plötz-

lich ein heller Schein entgegen und an der Thüre steht ein langer Mann mit einem ellenlangen schwarzen Barte und einem großen Lichte in der Hand. Zugleich wird es auch hinter ihm helle, und wie er sich umsieht, ist der ganze Tisch besetzt mit Lichtern, Trinkkannen und Humpen und rings herum setzen sich die kleinen Männlein und werden plötzlich lang und immer länger, und haben große schwarze Bärte und schwarze Mäntel, weiße geschlitzte Wämser und auf dem Kopfe braunschweigische schwarze Hüte mit Hahnenfedern und güldenen Borten, nnd es will den Junker bedünken, als wären etliche seiner Zechbrüder darunter, mit denen er den ganzen Tag über getrunken. Sie grüßen ihn auch einer nach dem andern, heben die Humpen, trinken und rufen ihm zu, der eine: Hans, es gilt Dir; der andere: Hans thu' Bescheid; ein dritter: Hast Du heut können saufen, Hans, so kannst Du auch jetzt mit uns saufen; ein vierter: Mußt saufen, Hans, oder wir drehen Dir den Hals um. Da fiel der Junker auf die Kniee, hob die Hände auf und wollte beten. Und wie er anfing zu beten, siehe, da stand plötzlich vor ihm ein Mann in einem langen weißen Gewande, mit schönen goldgelben Locken und einem hellen lieblichen Angesichte. Der sprach zu ihm: Hans, trinke nicht mit ihnen, sei standhaft, bete zu Gott dem Herrn im Namen Jesu Christi. Der wird Dein Helfer sein in diesen Nöthen. Da betete der Junker brünstiglich und wo er nicht weiter konnte vor Angst, da half ihm der Mann im weißen Gewande und sprach zu ihm: Du hast heute einen Todtschlag verhindert, darum wird Dir Gott beistehen wider diese Unholde, so Du ihn anrufest; aber thue Buße und lasse ab vom Saufen und Fressen, ermahne auch Deine Gesellen ein Gleiches zu thun. Mit diesen Worten verschwand der Mann im Lichtgewande, und zu ihm traten zwei schwarze Gestalten, ähnlich gekleidet wie die gespenstischen Zechbrüder, nur mit langen schwarzen Plnderhosen, und peinigten ihn, da er jenen Bescheid zu thun sich standhaft weigerte, mit Zwicken, Zerren und Raufen, daß er zu unterschiedlichen Malen laut auf schrie, bis endlich der Hahn krähete nnd der ganze Spuk urplötzlich mit großem Gepolter verschwand. Als der Junker sich allein sahe und wiederum zu sich kam, kroch er auf allen Vieren zur Thür hinaus, wo er gar kläglich jammernd liegen blieb, bis daß der Vater und das Gesinde von seinem Jammern geweckt aufgestanden sind, und ihn an der Stubenthür liegend gefunden und in sein Bette gebracht haben. Das Gesinde hatte wohl sein Geschrei gehört, aber vermeinet, es sei etwa ein Streit ansgebrochen unter den drei Zechern und gehe sie nichts an. Des andern Tages hat der Junker gebeichtet und das heilige Sakrament genommen, auch seinen Zechbrüdern mitgetheilt, was ihm begegnet, und sie ermahnt, gleich ihm Buße zu thun. Es hat sie aber gedäucht als ein Märlein, Schwank oder Traum, haben ihn nur verlacht und ihr wüstes Leben fortgesetzt. Diese Geschichte hat der Pfarrer des Ortes nachmals mit Bewilligung des Edelmannes öffentlich von

der Kanzel verkündiget: „Jobus Fincelius aber, welcher diese Begebenheit aufgezeichnet und in Druck gegeben hat, versichert, ihm sei sowohl der Name des Junkers als auch der Ort der Begebenheit wohl bekannt."

187. Der blutende Geist.

Gräve, S. 194.

Als am 6. Juli des Jahres 1698 Heinrich Karl Joachim, Rittmeister auf Sarisch, und Jakob auf Zescha, Gebrüder von Theler bei ihrem Vetter Wolf Ehrenreich von Theler auf Reschwitz, unweit Budissin, bei einem freundschaftlichem Gastmahle waren, erhob sich zwischen diesen erst genannten Beiden ein Streit über politische Meinungen, welcher so heftig wurde, daß dieselben in ein Nebenzimmer gingen und die Degen zogen. Der Wirth Wolf Ehrenreich, dieses bemerkend, eilte ihnen nach, um Frieden zu stiften, redete zur Sühne und ergriff, sich unter die Kämpfenden werfend, einen Stuhl, wobei er von einem der Zornwüthigen einen Stich erhielt, an dessen Folgen er am andern Tage starb.

Seitdem erscheint zuweilen auf dem alten Schlosse zu Reschwitz im sogenannten Orangenhause während der Mitternachtsstunde der Getödtete als eine bleiche abgehärmte Gestalt voller Blut, welche um das Schloß herum geht und dann mit einem tiefen Seufzer wieder verschwindet.

188. Die nächtlichen Säemänner.

Görlitzer Wegweiser 1834 S. 70

Es gingen einmal zwei Männer von Moys nach Schönbrunn. Sie hatten sich im Kretscham verspätet, und als sie auf das Feld hinaus kamen, schlug es eben Nachts zwölf Uhr. Da hörte auf einmal der Sturm auf, der bis dahin furchtbar gewüthet hatte, die Wolken zertheilten sich und der Mond trat leuchtend hervor. Da erblickten sie etwas ganz Sonderbares. Zwei Säemänner in weißen Kleidern schritten rüstig über die Felder hin und säeten fleißig, am Rande des Ackers aber standen zwei volle Säcke Getreide. In dem Wahne, daß diese Säemänner ein Paar überfleißige Landwirthe wären, welche die milde Witterung und den schönen Mondschein zur Bestellung ihres Feldes benutzten, rief einer der Wanderer ihnen zu: „He, Nachbarn, nur nicht zu fleißig!" Aber er hatte kaum die Worte aus dem Munde, so waren die beiden Säemänner verschwunden. Nur die Säcke standen noch auf dem Raine. Da sagte der eine zum andern: „Bruder, die Kerls sind weggelaufen, wir wollen das Feld vollends besäen." Als sie aber zu den Säcken kamen und hinein griffen, zerstoben auch diese in Rauch und Dampf und zwei blaue Flämmchen zuckten aus der Erde.

189. Der geſpenſtiſche Ochſe bei Horka.

N. L. Magazin 1838 S. 383.

Bei Horka iſt eine Hügelreihe, welche ſich von Weſten nach Süden hinzieht und den Namen der Weinberg führt, weil ehemals daſelbſt ein Schloß geſtanden haben ſoll, wo man Wein geſchenkt hat. Weit und breit ſind die Leute zu Wein hingegangen und hingefahren, wo es dann geheißen hat: wir fahren auf die hork'ſchen Berge zu Weine. Die hork'ſchen Unterthanen haben auch alljährlich einen gewiſſen Geldzins, ſowie einen gemäſteten Ochſen dahin entrichten müſſen.

Ein ſolcher Ochſe geht dort noch jetzt um. Der Ochſenknecht vom Schloſſe zu Ober-Horka hat ihn noch vor mehren Jahren geſehen, als er gegen Abend die Ochſen hütete. Etliche Abende hinter einander erſchien ihm nämlich ein Ochſe, von Farbe ganz weiß. Als der Knecht vor Furcht nicht mehr allein austreiben wollte, ſo ging der Pächter, der Jäger und mehre Andere mit Flinten bewaffnet mit. Da nun der Ochſe, wenn man ſpricht, ſich wieder entfernt, ſo hatte man dem Ochſenknechte geſagt: „Wenn der Ochſe kommt, ſo laß nur die Peitſche fallen.“ Dies geſchieht; als aber die übrigen keinen Ochſen ſehen, ſo fragt der eine Begleiter, wo denn der Ochſe wäre? — „Dort kehrt er wieder um, und geht jetzt gerade über die Brücke weg,“ antwortete der Knecht. Sie mußten alſo unverrichteter Sache nach Hauſe gehen.

Anmerk. Wohin mußten die hork'ſchen Bauern den Ochſenzins entrichten? Nach dem Berge? Sollte dort je ein Schloß mit einer Weinſchänke geſtanden haben? und wie hängt der Ochſenzins damit zuſammen? War vielleicht dieſer Berg ein Opferberg, der Ochſe ein Opferſtier? Darauf deutet auch ſeine weiße Farbe.

Im Mannsfeldiſchen verſammeln ſich die Bauern auf einem Bierhügel, um ein Tanzfeſt zu feiern und dabei eine Tonne Bier zu trinken. Thäten ſie das nicht, ſo heißt es, würde die Obrigkeit den Zehnten und noch dazu ein ſchwarzes Rind mit weißen Füßen und weißer Bläſſe fordern (Neue Mittheilungen des Thür. Sächſ. Vereins V. 2. 130 ff.).

Wie hier der dem Gotte geweihte weiße Stier, ſo ſpukt auf dem Löbauer Berge ein weißes Pferd.

190. Das Galgengeſpenſt bei Löban.

Wuttke S. 61. Gräſſe S. 592.

Zur Nachtzeit kommt zuweilen in der Nähe des Galgens auf dem Löbauer Berge auf der Straße nach Bernſtadt eine weiße Geſtalt aus den Sträuchern und neckt und verfolgt die ſpäten Wanderer, ja ſie verſucht ſie ſogar feſtzuhalten. Eine Frau ward vor einigen Jahren von dieſem unheimlichen Galgengeſpenſte verfolgt und beim Mantel ergriffen. Glücklicherweiſe läßt es ſich nur ſelten ſehen, gewöhnlich im Herbſte.

191. Ein schwarzer Mann erscheint zwei Marktleuten.

Frenzel, hist. natur. III. 1492. mse

Anno 1669 am 7. April, am schwarzen Sonntage des Abends in der neunten Stunde, gehet Christian Lehmann, Krauer, und Martin Möller, Schuster zu Budissin, vom Taubenheimer Markte heimwärts. Der letztere war ein versoffener Bruder und einer der greulichsten Flucher zu seiner Zeit. Als sie beide in der Nähe von Postwitz sind, kommt ein schwarzes Gespenst mit feurigen Augen und rings von Rauch umgeben querfeldein ihnen entgegen. Es hat sie auch gedäucht, als sähen sie nichts denn eitel Wasser vor sich, da doch in jener Gegend sonst keines ist. Da sind sie beide in großen Schrecken gerathen, aber doch ihres Weges fürbaß gegangen. Martin Möller nimmt sein Messer aus dem Schubsack und wirft's weg, damit er sich keinen Schaden thue. Lehmann aber hebt an zu singen: Ach bleib' bei uns Herr Jesu Christ; fährt fort: Gott der Vater wohn' uns bei, und schließt mit dem Verse: Auf meinen lieben Gott trau' ich in aller Noth. Als sie nun unter dem Gesange an dem Gespenste vorbei geeilt und dasselbe einen Steinwurf weit überholt, sehen sich die Beiden um und werden gewahr, daß Alles wie lauter Funken aus einander fährt und verschwindet, haben auch hernach nichts mehr gemerkt.

Anmerk. Der Chronist deutet das Wegwerfen des Messers falsch. Er weiß nicht, daß das Eisen eine Dämonen überwindende Kraft hat. Nicht nur gilt dies von den Wassergeistern, sondern auch von Luft- und Feuergeistern. Messer in die Luft geschleudert kommen blutig zurück und vertreiben nach der Meinung der Wenden noch heute das Gewitter. Uebrigens gilt überall in der Lausitz das Lied: „Gott der Vater wohn' uns bei" als Talisman gegen böse Geister; Viele singen es, wenn der Nachtjäger vorbeizieht.

192. Der todte Junge bei Droskau.

N. L. Magazin 1839 S. 359.

Zwischen Laubnitz und Droskau im Sorauer Kreise hütete in einem Busche ein Junge die Kühe. Nach Weise der Hirten machte er sich ein Feuer an und legte sich auf die nicht weit davon entfernte Holzklafter. Der Junge schlief ein und das Feuer griff weiter um sich; es währte nicht lange, so stand die Klafter in Flammen und der Knabe verbrannte. Seit dieser Zeit sieht man an jener Stelle oft ein helles Feuer auflodern; geht man näher hinzu, so ist es weg. Dann sagen die Leute: der todte Junge hat wieder gebrannt, was wird's nur zu bedeuten haben?

Anmerk. Todter Junge und todter Mann sind sonst Bezeichnungen für den Holz- und Reiserhaufen, den die Leute nach altheidnischer Sitte (genannt „das Reiserlegen") dort nach und nach errichten, wo einer umgekommen ist, indem jeder Vorübergehende einen Zweig dazu wirft. Ein solcher Haufen hat vielleicht einmal gebrannt und so diese Sage veranlaßt.

193. Die tanzenden Steinmänner in Königshain.

Grüre S. 109. Mündlich.

Auf den Königshainer Bergen steigen in der Johannisnacht wunderliche Gestalten, vom Volke Steinmänner genannt, aus der Erde herauf, versammeln sich rings auf den Berggipfeln und springen dann von Stein zu Stein, bis sie alle auf der Platte des Todtensteins zusammen kommen und, paarweise gereiht, feierliche Tänze aufführen bis zum grauenden Morgen. Wenn ein Mensch sie tanzen sieht, so bedeutet's ihm und seiner ganzen Verwandtschaft den Tod.

Anmerk. Entweder eine Reminiscenz an die Opfertänze der Heiden oder eine Art Todtentanz. Der Schauplatz ist ein Heidenkirchhof. Der Name Steinmänner bedeutet nicht, daß sie von Stein sind, sondern zu den Göttersteinen der Königshainer Berge gehören. In vielen Gegenden kann man in der Johannisnacht auf dem Kirchhofe einen Leichenzug von allen denen sehen, die im Laufe des Jahres sterben. Hier ist der Schauplatz ein Heidenkirchhof und die Tänzer sind die Geister der dort begrabenen Heiden oder ihrer Priester.

194. Der Reiter ohne Kopf bei Görlitz.

Akten der Naturf. Gesellsch., Sektion für Alterthümer No. 4. Mss.

Auf dem Wege zwischen Görlitz und Hennersdorf ist es nicht geheuer. In dunklen Nächten treibt daselbst ein gespenstischer Reiter sein Wesen, der im Galopp vorüber sausend den einsamen Wanderer erschreckt; aber das Schrecklichste ist, daß er keinen Kopf hat. Dieser kopflose Reiter war bei Lebzeiten ein Görlitzer Gerbermeister, ein Flucher, Säufer und Gotteslästerer, der ein wüstes Leben führte und allgemein gefürchtet und verabscheut wurde. Als er einst voll von Wein nach Hause ritt, stürzte er bei dem Vorwerke No. 1020. vom Pferde, brach das Genick und gab unter schrecklichem Fluchen den Geist auf.

195. Der spukende Böttchergeselle bei Görlitz.

Akten der Naturf. Gesellsch., Sektion für Alterthümer No. 4. Mss.

Am Fußsteige von Görlitz nach Hennersdorf, 400 Schritt von der Tischbrücke stehen zwei Eichen, die sind verhext, so daß viele Leute sich scheuen, zur Nachtzeit da vorüber zu gehen. Viele sind daselbst von unsichtbarer Hand in der Irre herumgeführt worden, so daß sie sich erst nach Stunden wieder zurechtfinden konnten. Die Pferde scheuen oft an dieser Stelle und der Reiter thut gut, abzusteigen und sein Pferd behutsam vorüberzuführen. Das Alles kommt von einem ersäuften Böttchergesellen, dessen Geist keine Ruhe hat.

Eine Botenfrau aus Görlitz erzählte, daß sie ihn deutlich gesehen habe, und daß er vor ihren sichtlichen Augen im Graben verschwunden sei. Bei Lebzeiten war der Spukgeist ein fleißiger und ordentlicher Böttchergeselle, der

bei einem Görlitzer Meister in Arbeit stand und sich viel Geld verdiente, weil Niemand so schöne Arbeit liefern konnte als er. Da er aber uneins wurde mit seinem Meister, kündigte er diesem die Arbeit auf und wollte von ihm das Geld, das er ihm „zur Aufbewahrung" gegeben, zurück haben. Aber sein Besitzthum war längst von dem liederlichen Meister durchgebracht worden. Um sich seiner zu entledigen, bewog ihn eines Tages der Meister, mit ihm einen Spaziergang nach Hennersdorf zu machen, und stieß ihn in der Nähe der beiden Eichen in die Neiße, daß der arme Bursche schmählich ertrinken mußte.

196. Der ruhelose Geist in Görlitz.

D. u. N. L. Chronik S. 111. Bresl. Handschrift No. 10.

Am linken Ufer der Neiße, wo sie Görlitz von seiner Vorstadt trennt, stehen noch die Ruinen eines Kastells. Dieses Festungswerk, Ochsenkopf genannt, (ob von seiner Stärke oder seiner ovalen Gestalt?) diente ehemals zur Vertheidigung der Stadt und zum besonderen Schutze der Neißbrücke, nebenbei wurde es aber auch zur Marterkammer benutzt, die bei der hochnothpeinlichen Halsgerichtsordnung des Mittelalters nirgends fehlen durfte. Auch dieses Gebäude ist der Schauplatz gar vieler geheimer ruchloser Schandthaten gewesen und war angefüllt mit all den Marterwerkzeugen jener rohen Zeit. Unter andern berichtet die Sage, daß die Seele eines dieser unschuldig Gemarterten ruhelos allnächtlich in der Geisterstunde im Kastell umherwandele und alle seine Bewohner in Furcht und Grauen versetze. Viele haben jenen Geist in Gestalt eines Flämmchens zwischen den Zinnen sitzen gesehen.

197. Das Militärgespenst in Budissin.

Gräve S. 177

Im Jahre 1734 reiste Herr von Schmiedel, lustiger Rath Friedrich August's II., durch Budissin. Als er bei der Wohnung des damaligen Platzkommandanten Oberst von Schmiskal, welcher in der Korngasse (No. 262.) wohnte, vorüberkam, sah derselbe zufällig zum Fenster heraus. Da rief ihm Schmiedel scherzhaft zu: „Nun warte, warte! Dich werden sie auch bald beim Schlaffittchen (Schlagfittig) nehmen!" Schmiskal, der sich mehrer Ungerechtigkeiten und Unterschleife bewußt war, erschrak, denn er hielt dies für eine Warnung und erschoß sich bald darauf aus Furcht vor einer Untersuchung. In der Nacht seines Todestages spukt sein Geist im Hause umher, schreitet in voller Uniform den Saal entlang und verschwindet mit furchtbarem Gepolter.

198. Das Abenteuer des Fähndrich's Sinclaire auf dem Beitscher Berge.

Gräve, S. 180.

Es war im Jahre 1706. Karl XII. von Schweden hielt seinen siegreichen Durchzug durch Sachsen und seine Soldaten überschwemmten das

ganze Land. Durch die Niederlausitz marschirte das Regiment Kronemann und eine Abtheilung rückte eines Tages in die Herrschaft Pförten ein, um einen Rasttag zu halten. Bei dieser Abtheilung befand sich auch ein junger Fähndrich aus einer alten irischen Familie, dessen Väter schon seit Jahrhunderten den schwedischen Fahnen gefolgt waren. Sein Name war Malcolm Sinclaire. Als derselbe nun am Rasttage müßig die Gegend durchstreifte, da kam er auch an den Beitscher Berg, der ihm seiner schönen Aussicht wegen wohl gefiel, so daß er bald beschloß, die kommende Nacht, es war herrliches Septemberwetter, auf dem Berge zuzubringen. Gesagt, gethan. Er läßt sich einige Lebensmittel, seinen Mantel, Degen und Pistolen bringen und besteigt in der zehnten Stunde den Berg. Der Mond warf sein magisches Licht auf die umliegenden Fluren und der Fähndrich, auf dem Rücken des Berges hin- und herwandelnd, ergötzte sich an dem einfachen Schauspiele und seinem selbstgewählten, einsamen Wachtposten. Es mochten Heimathserinnerungen durch seine jugendliche Seele ziehen. Denn Nordlands Krieger haben einen schwärmerischen Zug und lieben die Poesie des Mondes, und die Soldat gewesen sind, die wissen, wie ein einsam verlebter Rasttag im fremden Lande manchmal lange schlummernde Gefühle plötzlich aufweckt und unauslöschlich im Gedächtniß steht.

Plötzlich — im fernen Dorfe hatte die Uhr eilf geschlagen — weckte ein seltsames Geräusch auf der einen Seite des Berges unseren Fähndrich aus seinen Träumen. Er horcht auf — das Geräusch bleibt dasselbe. Schnell gefaßt versichert er sich seiner Waffen und nähert sich, von Gebüsch zu Gebüsch schleichend, vorsichtig dem Abhange des Berges. Was findet er? Eine große Höhle, die er am Tage nicht gesehen, thut sich vor ihm auf, in deren Hintergrunde eine lange Reihe von Kriegern in dem Kostüm des dreißigjährigen Krieges, um eine mit Speis' und Trank wohlbesetzte Tafel gelagert, große Becher von Hand zu Hand gehen lassen. Unerschrocken tritt der Jüngling näher — er erkennt das kostbarste Silber- und Goldgeschirr, er erkennt die gelbe Feldbinde, die schwedische Montur, ja es sind Landsleute, in Deutschland gefallene Schweden des vorigen Jahrhunderts.

Schweigend verharrt der zugleich erfreute und betroffene Fähndrich in ruhiger Stellung. Da erhebt sich eine hohe, ehrwürdige Gestalt aus der Reihe der Zecher, tritt vor ihn hin, läßt sein Auge lange mit festem Blicke auf den Zügen des unerschrockenen Jünglings ruhn, erhebt einen großen mit Wein gefüllten Pokal und reicht ihn dem Fähndrich zum Trunke. Er nimmt den Becher, setzt an, aber ihn schaudert vor dem Weine, den abgeschiedene Geister trinken, und langsam läßt er den Inhalt des Bechers über seine Achsel laufen. Da ist mit einem Male Zecher und Zechtisch, Höhle und Alles verschwunden und der Fähndrich steht betäubt vor Schreck auf der Stelle, wo

er Anfangs das Geräusch vernommen. Nur der Becher in seiner Hand sagt ihm, daß er das Alles wirklich erlebte.

Als er den andern Morgen in seinem Quartiere erwachte, bemerkte Sinclaire, daß der vergossene Wein, dort wo er die Wolle der Montur getroffen, dieselbe zerfressen hatte, und pries sich glücklich, den Trunk nicht gethan zu haben.

Aber als er den Becher, der von reinem Silber und stark vergoldet war, näher untersucht, da findet er, daß derselbe das Sinclaire'sche Wappen trägt und liest mit Schrecken auf einem am Fuße des Bechers befindlichen Pergamentzettel die Worte:

„Vaeh tibi, cruenta morte misere peribis 1739."

Wehe Dir, Du wirst im Jahre 1739 elendiglich eines blutigen Todes sterben. Jetzt erkannte Sinclaire, daß der Geist eines Ahnen aus des großen Gustav Heere ihn, seinen Enkel, vor seinem traurigen Tode hatte warnen wollen. —

Der Krieg war längst beendigt, Karl XII. hatte seinen Tod vor Friedrichshall gefunden und der nunmehr zum Major beförderte Malcolm Sinclaire lebte friedlich am Hofe zu Stockholm. Das Jahr 1739 kam heran. Da erhielt eines Tages Sinclaire von der schwedischen Regierung den Auftrag, einen Subsidientraktat mit der Pforte abzuschließen und die Schuldscheine des verstorbenen Königs in Empfang zu nehmen. Auf der Rückreise von Konstantinopel mußte er wiederum die Niederlausitz passiren, wo ihm einst jene unheimliche Prophezeihung geworden war. Da ward er am 17. Juni des Jahres 1739 zwischen Naumburg und Christianstadt gräßlich ermordet gefunden.

Anmerk. Der Herzog Biron von Kurland, die Grafen Münnich und Ostermann waren Anstifter dieses Mordes. Die Vollstrecker desselben: Hauptmann Küttler, Lieutenant Lesawitzky und fünf Unteroffiziere. Man nahm ihm Alles ab, sendete es jedoch in einem Beutel versiegelt nach Stockholm. Siehe Briefe eines schwed. Offiziers, Görlitz bei Anton 1811 II. S. 233. Europ. Annalen 11 Stück v. J. 1806 No. 1.

199. Die Erscheinung des verstorbenen Eheherrn.

Gräve S. 81.

Im Jahre 1683 besuchte eine Gräfin Truchseß ihre Freundin, die Frau von Gersdorff auf Baruth, um daselbst das Ende des Sommers zuzubringen. Der Gemahl der ersteren befand sich damals als österreichischer Offizier im Feldzuge gegen die Türken. Am zwölften September des Jahres wurde bekanntlich Wien entsetzt, und dieses wichtige Ereigniß überall, wohin die Kunde davon gelangte, mit Dankgebeten und Freudenfesten gefeiert. So geschah es auch einige Tage nach dem Siege auf dem Schlosse zu Baruth. Da trat am hellen Tage ein österreichischer Krieger in's Tafelzimmer und stellte sich

hinter den Stuhl der Gräfin. Diese sich umwendend erkennt mit freudigem Erschrecken ihren Gemahl: „Graf Truchseß!“ ruft sie aus, springt auf, um ihn zu umarmen. Allein — verschwunden war der Ritter. — Man hielt es anfänglich für einen Scherz, womit er seine Gattin habe necken wollen, und durchsuchte das ganze Schloß, aber ohne ihn zu finden. —

Die Gräfin wurde nach langem vergeblichen Harren gefährlich krank. Nach mehren Tagen traf die Nachricht ein, daß Graf Truchseß im Gefecht einen tödtlichen Säbelhieb in den Schädel erhalten, an dessen Folgen er — und zwar an dem Tage und zur Stunde dieser Erscheinung — gestorben sei. Ein Gemälde im Baruther Schlosse, das noch vor sechszig Jahren daselbst zu sehen war, trug dieses Ereigniß auf die Nachwelt. Es stellt eine Gesellschaft von Damen und Herren im Kostüm des 17. Jahrhunderts dar, welche um eine reich besetzte Tafel sitzt. Ein österreichischer Krieger mit sonnverbranntem Gesicht beugt sich über den Stuhl einer schönen noch jugendlichen Frau, auf deren Antlitz der Ausdruck freudigen Erschreckens unverkennbar ist.

200. Wiederkehr eines todten Pfarrers.

Mündlich.

Christoph Cato war einer von den evangelischen Geistlichen, welche in der Zeit der Jesuitenverfolgungen aus Schlesien vertrieben in den sächsischen Landen Zuflucht und Anstellung suchten; 1635 Pfarrer zu Sirgwitz, 1641 Diakon in Löwenberg und dort von der furchtbaren Reformations-Kommission schon 1642 verabschiedet, gelangte er 1654 zum Pfarramte in dem oberlausitzischen Kirchspiel Schönbrunn. Ehe er am zwölften September 1665 starb, hatte er eine lange Unterredung mit seinem erwachsenen Sohne, der ebenfalls Christoph hieß, und nach Beendigung seiner Studien als Wittenberger Magister und Kandidat des Predigtamtes sich bei dem Vater aufhielt. Den Inhalt des Gespräches weiß man nicht; nur soviel ist bekannt, daß der Vater den Sohn, welcher in der Schönbrunner Gemeinde sehr beliebt war, zu dem Entschlusse zu bewegen suchte, nicht sein Nachfolger zu werden, und ernstlich in ihn drang, ihm vor seinem Tode zu versprechen, wenn man ihm das Amt antragen würde, es nicht anzunehmen. Nach langem Sträuben entschloß sich auch der Sohn, dem sterbenden Vater die Hand darauf zu geben.

Der alte Pfarrer starb und ward begraben. Sofort machte die Gemeinde dem Sohne den Antrag zur Uebernahme des erledigten Amtes. Dieser sträubte sich zwar Anfangs dagegen, und machte allerlei Umstände und Ausflüchte; allein da er von allen Seiten immer mehr bestürmt wurde, gab er endlich sein Jawort. Er mochte wohl denken: Es ist ja recht besehen doch nur eine Grille des Alten gewesen, daß ich nicht sein Nachfolger werden

sollte, ich habe ihm nur das Versprechen gegeben, damit er ruhig sterben möchte, und es wird ja wohl nichts auf sich haben, wenn ich in diesem Falle mein Wort breche. Aber weit gefehlt; das Wort, dem Sterbenden gegeben, muß den Hinterbliebenen stets heilig sein. Hört, was geschah. Des nächsten Sonntages, nachdem Cato, der Sohn, Gottesdienst gehalten und in der Predigt der Gemeinde seinen Entschluß kund gethan hatte, ihr Pfarrer zu werden, und er dann spät Abends dem Ereignisse des Tages in des Vaters Studirstube nachdenkt, stürzt auf einmal die alte Pfarrmagd herein und spricht athemlos: „Ach, Herr Magister, kommen Sie nur herunter, der Herr Vater ist wieder da, er sitzt unten vor der Hausthüre." Der Sohn erschrickt, macht sich aber sogleich auf, schreitet die Treppe hinunter und tritt in die Hausthür. Richtig, da sitzt der Verstorbene, wie sie ihn in's Grab gelegt, angethan mit seinem geistlichen Gewande, in der Laube an seiner alten Stelle, von wo aus er immer so gern der untergehenden Sonne nachgeschaut, und winkt dem Sohne, sich neben ihn zu setzen. Der thut's auch ungescheut und sie reden mit einander. Was das gewesen, weiß Niemand; denn der Magister hat nie es irgend einem Menschen vertraut und die lauschende Magd konnte kein Wort verstehen. Darauf erhob sich der Alte, ging über den Hof durch das Thor, welches sich von selbst öffnete und schloß, auf den Kirchhof zurück und verschwand an seinem Grabe. Das konnte die alte Hanne ganz deutlich sehen, während der Magister, der sogleich aufgestanden war, nachdenklich wieder hinauf in die Studirstube schritt. Des anderen Morgens in aller Frühe ließ er den Schulzen kommen und erklärte ihm, es wären Umstände eingetreten, die es ihm unmöglich machten, das ihm angetragene Amt anzunehmen, er möge dies der Gemeinde bekannt machen. Dann zog er sich seinen Magisterrock an, ließ sich auf dem Hofe bei dem gnädigen Herrn anmelden und gab gegen ihn dieselbe Erklärung ab. Der aber wollte die Entsagung nicht annehmen, machte ihm alle möglichen Vorstellungen und entließ ihn endlich mit den Worten; „Lieber Magister, überlegen Sie sich's noch einmal recht reiflich! ich nehme Ihre Erklärung vor der Hand als nicht geschehen an." Als nun der Magister vom Herrenhofe kam, da wußte es schon das ganze Dorf, daß er nicht bleiben wolle, und Alt und Jung trat ihm in den Weg, begleitete ihn auf den Pfarrhof und bat ihn flehentlich und mit Thränen, daß er doch die Gemeinde nicht verlassen wolle. Wer hätte diesem Andrange widerstehen können?

Der tiefbewegte Magister schickte die guten Leute endlich mit der Aeußerung fort, daß er sich's noch einmal überlegen wolle. Nächsten Sonntag predigte er wieder, that aber gegen die Gemeinde keine Aeußerung wegen seines Dableibens oder Weggehens. Abends genau um zehn Uhr, wie vor acht Tagen, saß der verstorbene Pfarrer wieder in der Laube, und wieder kam die alte Hanne und sagte es dem Sohne an, und der ging hinunter

und redete mit dem Vater wohl eine halbe Stunde lang, worauf dieser auf den Kirchhof zurückging und verschwand. Die ganze Woche lang konnte der Magister zu keinem festen Entschlusse kommen; denn die Liebesbeweise der Gemeinde häuften sich und die Pfarrstelle ist eine der besten in der Gegend. Aber nachdem die Erscheinung sich noch einmal wiederholt hatte, folgte er der ernstlichen Mahnung und hielt das seinem Vater gegebene Wort, indem er die Nichtannahme des Amtes bestimmt erklärte. Nun hatte der Geist seine Ruhe und die Erscheinungen hörten auf.

Anmerk. Die Sage stimmt nicht ganz mit der Geschichte. Nach Otto (Lexikon der oberlaus. Schriftsteller und Künstler I. 167.) war Cato der Jüngere siebenzehn Jahre Pfarrer von Schönbrunn, ehe er das Primariat in Löbau antrat, wo er im Jahre 1699 starb. Er hatte die Gewohnheit, die Hauptsätze seiner Vorträge in Reime zu bringen, und wir besitzen von ihm mehre dergleichen gedruckte Leichenpredigten; z. B.: Herzlich betrübtes und schmerzlich betrübtes Vorbild, wie Eltern sich von Herzen grämen, wenn ihre Kinder Abschied nehmen. — Die aus Gottes Gnad und Rath hocherbaute Gottesstadt. — Der alte Vater Abraham vom Schubartischen Stamm, wie er in seinem Amte bestehet, wie es ihm in demselben ergehet, wie er von Jesu wird erhöhet.

201. Das versunkene Schloß bei Wittichenau.

N. L. Magazin 1837 S. 202. O. u. N. L. Chronik S. 110. Gräve S. 94.

Am Fußwege von Wittichenau nach Dubrig hat einst ein Schloß gestanden. Wegen der Bosheit, Ungerechtigkeit und Sittenlosigkeit der Besitzer ist es versunken. Noch sieht man den Wallgraben und daneben ein Feld. Auch vernimmt der bei nächtlicher Weile vorbei eilende Wanderer nicht selten Geheul und Wehklagen, und sieht Gestalten aus der Erde auftauchen und schnell wieder verschwinden.

202. Das versunkene Schloß bei Kosel.

Sammlung von Schön. No. 16. Mss.

An dem Fußsteige, welcher von Trebus nach Kosel führt, ist hinter dem Busche ein Sumpf. Wenn man in stillen Nächten dort vorüber geht, vernimmt man nicht selten ein leises melodisches Singen und Klingen. Horcht man genauer hin, so kann man deutlich die schrillenden Töne der wendischen Geige und der Tarakawa unterscheiden, welche den Gesang eines bekannten wendischen Tanzliedes begleiten. Diese Nachtmusik rührt von den Geistern einer lustigen Gesellschaft her, welche dort mitten in ihrem wüsten Jubel einst versank. Denn an der Stelle stand vor Zeiten ein schönes, großes Schloß, in welchem ein Raubritter hauste, welcher nicht blos nach den Kaufmannsgütern der ehrsamen Bürger in den Sechsstädten Verlangen trug, sondern auch nach ihren schönen Töchtern lüstern war. Stets hielt er eine

Anzahl derselben gefangen und belustigte sich mit ihnen durch Gesang, Spiel und Tanz und andern Kurzweil.

Eines Tages ging es auf der Burg wieder einmal recht wild und lustig zu. Trunkenen Muthes kannten der Junker wie seine Zechgenossen kein Maaß noch Ziel ihrer fleischlichen Lust. Alles drehte sich mit den Buhldirnen in üppigen Tänzen unter Kosen und Scherzen im Saale umher. Da zog ein schweres Gewitter am Himmel herauf; die wilde Gesellschaft aber achtete dessen nicht. Unter Donner und Blitz sank das Schloß langsam immer tiefer und tiefer; aber lauter nur tönte die Musik und wilder raste der Tanz. Als das erste Stockwerk schon in der Erde stand, sprangen sie jauchzend in's zweite hinauf, als auch dieses nicht mehr gesehen ward, diente der Boden zum Tanzsaal. So tanzten und sangen und jauchzten sie fort, bis die Erde sich über ihnen schloß und ein Sumpf die Schandstätte zudeckte.

203. Die versunkenen Menschen.

Sammlung von Schön No. 39. Mss.

An der Straße von Neundorf nach Kaltwasser und Krausche befindet sich am Eingange in den Busch ein runder, gleich einem Kessel gestalteter, sehr tiefer Brunnen, welcher ehemals von bedeutendem Umfange gewesen und Kesselbrunnen genannt wird. Schon mehren Personen sind daselbst verschiedene Spukgestalten, weiße Frauen in sogenannten Schobehüteln, Hunde, sowohl am Tage als auch in der Dunkelheit erschienen, aber gleich wieder verschwunden, so daß kein Mensch gewußt, wo sie hingekommen sind. Die Sage erzählt: ein reisender vornehmer Herr sei an dieser Stelle mit Wagen, vier Pferden und Hunden versunken, ohne daß er hätte gerettet werden können; denn die Stelle ist ein sogenanntes Schunkel- oder Schaukelbett gewesen und hat sich gleich wieder über dem Hineingefallenen geschlossen.

Anmerk. Der Geiersberg bei Rengersdorf soll ebenfalls eine solche sumpfige Stelle haben, in der einstmals ein vornehmer Herr mit seinem vierspännigen Wagen versunken sei.

204. Die spukenden Kugeln.

Breslauer Handschrift No. 6.

Auf dem grünen Graben vor dem Reichenbacher Thore in Görlitz stand bis vor Kurzem eine noch wohl erhaltene Bastei, welche zu einem Magazine benutzt wurde. Einst im dreißigjährigen Kriege, da der schwedische Oberst Wanke die Stadt besetzt hielt und die Sachsen sie einnehmen wollten, ward um sie blutig gestritten. Unter dieser Bastei soll sich ein Keller befinden, darin liegen zwei ungeheure steinerne Kugeln, die werden in gewissen Nächten von unsichtbaren Händen wie Spielbälle umhergeschleudert, so daß von dem Getöse der Thurm erzittert und die ganze Nachbarschaft aus dem Schlafe aufschrickt.

205. Spuk in Rieda.

Frenzel, hist. eccl. Schonav. p. 893. mse.

Im Jahre 1687 hat sich im Dorfe Rieda in dem alten Kaplanhause, so zur Pfarre gehört und darin dazumal fromme Schustersleute gewohnt, am einundzwanzigsten November und in den folgenden Tagen und Nächten ein greuliches Gespenst hören lassen, hat den Leuten die Mütze vom Kopf, des Schusters Töchterlein die Weise aus der Hand geschlagen, mit den Thüren geschmissen, ob man gleich dieselbigen mit Stricken angebunden, in Stuben, Kellern, Boden rumoret, Kisten und Kasten unter einander geworfen, dem Schuster das Leder umhergestreuet und keinen Menschen in Ruhe gelassen. Der Schuster hat einen Zettel mit dem Namen Jesu an die Thüre geheftet, den hat's über Nacht zerrissen, und ob man gleich nichts gesehen, hat der Lärm neun Tage und Nächte lang gedauert, bis das Gespenst von selbst aufgehört.

Anmerk. Aehnliche Spukgeschichten, wo rumort und gepoltert, gequält und geneckt wird, ohne daß man etwas sieht, giebt es in den Chroniken aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderte unzählige. Z. B. schreibt Haberkorn in seiner Chronik von Kamenz (S. 860): „Den siebenten Dezember Anno 1607 hat in der Obermühle zu Kamenz ein Kobold mit Werfen und Schlagen viel Schaden gethan, also daß etliche Wochen die Mühle wüste gelegen hat, weil Niemand darinnen hat mahlen dürfen.

206. Der Futterschneider und die unheimlichen Gäste.

Frenzel, hist. natur. III. 1443. mse.

Anno 1554 ist das Sprichwort wahr befunden worden: Man darf den Teufel nicht an die Wand malen, er kommt wohl ungebeten oder läßt sich gar leicht erbitten.

Ein Futterschneider zu Budissin, wohnhaft in der sogenannten A—kerbe vor der äußersten Lauengasse, dessen Ehefrau eine Schleierweberin gewesen, ist am dreizehnten September zur Kirmeß nach Oberschütz gegangen, wo man dazumal gutes Bischofswerder Bier schenkte, hat sich daselbst weidlich bezecht und erst spät in der Nacht mit etlichen Gesellen auf den Heimweg begeben. Es sind lustige und beherzte Brüder gewesen, und da ihr Weg sie zufällig am Hochgerichte vorüber geführt, wo gerade vier Gehenkte im Winde gebaumelt und mit den Gebeinen an einander gerasselt haben, sind sie nicht etwa abseits gewichen, sondern vorwitziglich unter den Galgen getreten, um die armen hangenden Sünder zu verspotten. Der Futterschneider vornehmlich bietet ihnen einen guten Abend, fragt höflichst nach ihrem Befinden, nennt sie seine lieben dürren Brüder und ladet sie ein, mit ihm nach Hause zu gehen, er hätte noch einen kalten Braten, den sollten sie ihm verzehren helfen. Darauf wandert die Gesellschaft fort. Der Futterschneider kommt nach Hause. Wen findet er in seiner Stube? Die dürren

Brüder alle viere; da sitzen sie leibhaftig mit ihren Ketten am Halse hinter dem Tische und fordern die versprochene Mahlzeit. Hu, wie erschrak da der gastfreie Futterschneider! wie gerne wäre er die unheimlichen Gäste wieder los geworden! Die aber, nicht faul, erheben sich, reißen das Garn vom Webestuhle, binden ihrem Wirthe die Füße, hängen ihn mit dem Kopfe unten über den Tisch und verschwinden. Sein Geschrei weckt glücklicherweise bald seine Frau und die Nachbarn, welche herbei eilen, ihn aus seiner unbequemen Lage zu erlösen; er hat aber keinen Galgenvogel wieder zu Tische geladen.

Anmerk. Aehnliche Sagen aus Herzogenbusch bei Wolf (D. S. No. 116.) und fast ganz dieselbe, nur von einem Edelmanne, in Simon Grunau's Chronik, Tract. XIX. c. 6. (Kloster XII. S. 424).

207. Die zur Buße vermahnenden Geister.

Frenzel, hist. natur. III. 1445. mss.

Der Teufel weiß sich zuweilen als ein Engel des Lichtes zu stellen, wie er denn in allen Stücken des Herrgottes Affe ist, daher auch etliche Gespenster die Menschen zur Buße und Besserung ihres Lebens ermahnen.

Anno 1602 am dreizehnten August, einem Dinstage, ist in Biesnitz an der Landeskrone dem Voigte auf dasigem Vorwerke, Namens Adam Heinrich, urplötzlich ein Mann in einem weißen glänzenden, enganliegenden Gewande erschienen und hat selbigen aufgefordert, die Leute zur Buße zu ermahnen, ihm auch noch eine weitere Mittheilung gemacht, welche er erst über vierzehn Tagen offenbaren solle. Dieser Mann ist auch nachmals persönlich vor den Bürgermeister der Stadt Görlitz, Bartholomäus Sculletus, gefordert, und in Gegewart des Rathes und des Pastor Primarius Martinus Moller über eine Offenbarung vernommen worden, die er in Betreff der damals üblichen kostbaren Halskragen von jenem Geiste erhalten habe: nämlich die Görlitzer sollten sich solch stolzer und üppiger Kleidertracht enthalten, sonst werde ihnen der Herrgott den Brodkorb höher hängen. Als nun diese Warnung öffentlich verkündigt worden war, da haben sich viele Leute in Görlitz sonderlich vom anderen Geschlechte der stolzen Halskrausen entäußert und schlichte Kräglein umgethan.

208. Ein Mädchen wird durch die Luft geführt.

Frenzel, hist. natur. III. 1492. mss.

Anno 1605 am achten Mai, am Sonntage Cantate, ist Maria Magdalena Räpin von Ebersdorf, drei Meilen von Berlin in der Mark gelegen, wie sie selbst ausgesagt, vom bösen Geiste sechsundzwanzig Meilen weit durch die Lüfte weggeführt und vor der Stadt Görlitz auf Martin Schwegler's Wiese niedergesetzt worden. Den zwanzigsten Mai hat sie George Steinkirch, Leinweber auf dem Töpferberge daselbst, zu sich in

Herberge genommen. Als dieſe Sache ruchbar geworden, hat jedermann das Frauenzimmer gern ſehen wollen, auch iſt ſie am ſiebenundzwanzigſten Mai von der Frau Gräfin aus Friedland beſuchet worden.

209. Einem Bauerjungen werden die Kleider vom Leibe geriſſen.

Frenzel, hist. natur. III. 1492. msc.

Anno 1600 im Juli hat bei Gröditz (in der Nähe von Weißenberg) ein Geſpenſt einen Bauerjungen übel geplagt und ihm die Kleider vom Halſe geriſſen, da man doch nichts geſehen hat.

Fünfte Abtheilung:

Zauber-Sagen.

V.

Zaubersagen.

210. Die beiden Zauberer bei Reschwitz.

N. L. Mag. 1838 S. 135. Gräve S. 77.

Zwischen Budissin und Reschwitz ist ein Wäldchen, das war aber einst ein großer Wald mit Bären und Wölfen. Dort haben auch einst zwei heidnische Zauberer gehaust. Die waren sich gegenseitig feind und haßten sich bis auf's Blut. Der eine war ein Herr über die Feuer- und Erdgeister, der andere aber herrschte über die Wassergeister. Die kamen einst in einen heftigen Streit, und der Feuerkönig rief Flammen vom Himmel und aus der Erde, um seinen Feind zu verderben. Aber der Wasserkönig zog herbei die Wolken von oben und die Flüsse und Quellen von unten und die Flammen kämpften mit den Gewässern. Aber sie mußten bald verlöschen; eine ungeheure Ueberschwemmung ersäufte den Wald und den Feuerkönig dazu, und die Fluth war so heftig, daß die großen Felsen nur so hin und her gewälzt wurden. Davon sieht man noch heute die Spuren.

211. Der Zauberer auf dem Teichnitzer Berge.

Nach Gräve S. 52.

Zur Zeit, als das Christenthum erst kleine Wurzel geschlagen hatte in der Lausitz, lebte in der Gegend von Bautzen ein heidnischer Zauberer. Er hauste auf dem jetzt mit Birken und Kiefern bewachsenen Berge bei Teichnitz. Der plagte das umwohnende Christenvolk mit seinen Zaubereien auf die entsetzlichste Weise. Er besaß eine Zauberpfeife, mit der er sich die bösen Geister dienstbar machte. Endlich wurde ihm doch das Handwerk gelegt und zwar durch seinen Zauberlehrling. Der wurde dem Meister feind, stahl ihm, während er schlief, die Pfeife und verrieth ihn an die Budissiner Häscher. Die verbrannten ihn auf jenem Berge und der Lehrling warf auch die Pfeife

in die Flamme, denn er hatte sich zum Christenthume bekehrt und die heilige Taufe empfangen.

Am Vorabende des Sonntags Oculi erscheint bei Nacht der Zauberer und bläst mit entsetzlich grellem Pfiff auf seiner Zauberflöte.

Anmerk. 1. Grâve leitet von dieser Geschichte das Todaustreiben her. Verbindet das Volk wirklich Beides miteinander, oder ist es eine ungeschickte Erfindung Grâve's?
2. Grâve weiß seinen Namen, Draho, aber — wer einmal lügt, ja wer hundertmal lügt — dem glaubt man nicht.

212. Der Krystallsarg im Kottmarsberge.

Nach Grâve S. 204.

Es war einmal ein Graf und eine Gräfin, die waren unermeßlich reich und hatten nur ein einziges Töchterlein, das sie unbeschreiblich lieb hatten, und die Tochter liebte wieder ihre Eltern, so daß sie sagte, sie wolle nie heirathen und bei ihren Eltern bleiben, bis sie stürben. Dann aber wollte sie nach Rom gehen und sich taufen lassen, denn es war noch zu den Zeiten des Heidenthums. Die Jungfrau war aber so wunderschön, daß sie sich vor ihren Freiern gar keinen Rath wußte. Es kam immer einer nach dem andern, obgleich sie alle den Entschluß der Jungfrau kannten; aber sie mußten alle traurig abziehen und das Land war voll Trauer, daß die Schönste im Lande nicht heirathen wollte. Der schönste von den Freiern war aber ein böser Zauberer. Der hatte ein großes Schloß über den Bergen im Böhmerwalde. Aber er konnte ihr nichts anhaben, denn sie trug ein silbernes Kreuz auf der Brust. Das hatte ihr einmal ein alter Einsiedler geschenkt.

Eines Tages aber kam eine alte Bettlerin vor das Schloß. Die stand vor der Thüre und bettelte. Das Fräulein eilte hinab, um ihr ein Almosen zu geben, und die Eltern sahen zum Fenster hinaus. Sie hatte aber ihr silbernes Kreuz in der Kammer liegen lassen. Da kam plötzlich ein goldener Wagen durch die Luft gefahren. Den zogen zwei fliegende Rosse und darinnen saß ein wunderschöner Knabe mit lichten Locken. Die Jungfrau wollte entfliehen, aber die Thüre war in's Schloß gefallen. Da ergriff sie der Knabe, hob sie auf den Wagen und führte sie weit hinweg über die Berge in das Schloß des Zauberers. Die Eltern jammerten und klagten Tag und Nacht, aber die Jungfrau kam nicht wieder.

Nach vielen Jahren aber kam der Einsiedler zu den einsamen Eltern und sie flehten ihn an, ihnen ihr Töchterlein wieder zu verschaffen. Er war aber ein heiliger Mann und konnte Wunder thun. Er führte die Eltern auf einen nahe gelegenen Berg. Da war eine Thür im Felsen. Durch die kamen sie in eine große Höhle. Die war herrlich erleuchtet von vielen Tau-

send Lampen, und in der Mitte stand ein krystallner Sarg. Da lag das holde Töchterlein in all ihrer Schönheit und frisch und roth, als wenn sie lebte, aber regungslos und stumm. Täglich gingen die Eltern in die Höhle und schmückten den Sarg mit Blumen und pflegten ihrer wie einer Lebenden. Jedesmal aber, wenn sie fortgingen, legten sie einen Stein unter den Sarg. Als sie starben begrub man sie in das Gewölbe, aber der Sarg war verschwunden; nur die Steine waren noch da.

Auf dem Kottmarsberge bei Kottmarsdorf zeigt man noch heute einen Einbug im Felsen, der einer Thüre nicht unähnlich ist. Dort, sagt man, sei die Höhle und Viele haben an jener Stelle drei blaue Flämmchen hin und her hüpfen gesehen.

Anmerk. 1. Vieles erinnert an Schneewittchen. Ohne die Erwähnung des Kottmarberges wäre es ein Märchen und keine Sage. Augenscheinlich ist der Zauberer verwandt mit dem Zwergenkönige der alten deutschen Heldensage, der als Laurin oder Goldemar die schöne Königstochter in seinen Berg entführt. (W. Grimm, Heldensage 174. J. Grimm, Mythol. S. 262.)

2. Aber diese Sage enthält auch die Spuren eines noch höheren Alterthumes. Wem möchte es entgehen, daß der Raub der Grafentochter (oder Königstochter) große Aehnlichkeit hat mit dem Raube der Persephone? Der Zauberer spielt mit seinem Wagen die Rolle des Pluto, sein böhmisches Schloß ist die Unterwelt. Die Trauer der Aeltern erinnert an Demeter's Schmerz. Auch hier ist die Rückkehr nur eine halbe. Der Scheintod tritt an die Stelle des zwischen Ober- und Unterwelt getheilten Lebens der Persephone. Da nun aber in der griechischen Mythe Persephone nichts Anderes bedeutet, als die sommerliche Erde, die einen Theil des Jahres dem finstern Gott des (Winter-) Todes zum Opfer fällt, so gewinnt nun auch die Verlegung der Sage nach dem Kottmarberge an Bedeutung, wo ja die wendische Göttin Mara noch heute als Blumen- und Früchtespenderin erscheint (s. No. 8.) — ganz wie Demeter in der griechischen Mythe. Die Grafentochter ist also eine wendische Persephone, die namenlose Tochter der Demeter-Mara.

Zum Schluß verschwindet die Scheintodte, d. h. sie ist wieder aufgelebt. König Lenz hat sie befreit. Dies verschweigt die Sage. Das Hinlegen der Steine ist ein Mißverständniß. Das Umgekehrte ist das Ursprüngliche. Im Märchen von der verschlafenen Frau und ihrem starken Sohne (s. die Märchen im Anhange) wird ein Stein nach dem andern weggenommen, alle Jahre einer, nach sieben Jahren (sieben Monden — so lange dauert der Winter) ist endlich die Gefangenschaft zu Ende.

3. Dieses Mißverständniß erklärt sich aus der bis auf diesen Tag hier und da in der Lausitz üblichen Sitte, an der Stelle, wo Jemand gestorben oder begraben ist, aus Steinen (oder Reisern), zu denen jeder Vorübergehende einen Beitrag giebt, nach und nach einen Hügel zu bilden. Ein solcher Hügel heißt ein „todter Mann," die Sitte selbst das „Steinelegen, Reiserlegen."

213. Der in einen Frosch verwandelte Heide bei Milkwitz.

N. L. Magazin 1838 S. 133. Gräve S. 75.

Zwischen Milkwitz und Nebelschütz liegt links am Wege ein einsamer Steinblock; der hat ganz die Gestalt eines Frosches.

Zur Zeit, als Chriſtenthum und Heidenthum in der Lauſitz noch mit einander kämpften, hauſte dort ein heidniſcher Zauberer, der verfolgte die Chriſten mit unerhörter Tücke und Grauſamkeit. Doch ſeine Stunde ſchlug. Es kam ein Wanderer einſt in ſpäter Nacht bei Sturm und Regen an ſeine Hütte, der klopfte leiſe an die Thür. Der Zauberer rief: Was gieb's? Der Wanderer antwortete mit engelſanfter Stimme: Gelobt ſei Jeſus Chriſtus, gieb mir um ſeiner Liebe willen Herberge. Aber der Zauberer trat heraus und rief: Verflucht ſei Jeſus Chriſtus, hob ſeine Fauſt und ſchlug den frommen Wanderer. Der aber ſprach: Du ſollſt ein Zeichen ſein, wie Gott die Sünder ſtraft, und berührte ihn mit ſeinem Wanderſtabe. Da ward der Ungläubige in einen Froſch verwandelt.

Anmerk. Fröſche und Kröten ſind Teufelsthiere, die den betenden Mönch in der Andacht ſtören. Schnetzler, Bad. Sagen I. S. 160. II. S. 171. Wolf D. S. No. 299. Kuhn, Märk. S. N. 192. Ein lauſ. Sprüchwort ſagt: Wo eine Kröte ſitzt, liegt Gold. Vergl. die Krötenſteine No. 299.

214. Die verbannten Bauernburſchen bei Gölenau.

N. L. Magazin 1838 S. 133. Gräve S. 75.

Bei Gölenau in der Nähe von Kamenz iſt ein Buſch mit einem daran grenzenden kleinen Teiche. Die Stelle heißt das Gölenauer Weidig und es iſt ein unheimlicher Ort. Dort hört man bei Nachtzeit ächzende, pfeifende, ziſchende, auch wehklagende Töne. Dort ſieht man in der Luft geſpenſtige Geſtalten. Manchem Wanderer haben ſie ſchon aufgehockt, daß er todmüde und ſchweißtriefend im Dorfe ankam. Andere brachten Beulen und Striemen mit nach Hauſe, die ihnen anflogen wie Pfeile. Und wer thut das Alles? Es ſind die verbannten Bauernburſchen aus dem Teiche. Gottloſe Geſellen waren es bei Lebzeiten, Säufer, Flucher und Sabbathſchänder. Eigentlich waren ſie aus dem Dorfe Neukirch und waren einmal (am Tage vor Weihnachten 1537) nach Pulsnitz zu Weine gegangen. Auf dem Rückwege konnten ſie vor Trunkenheit den Weg nicht finden, verirrten ſich und fluchten greulich über die finſtere Nacht. Da kam des Wegs ein heiliger Prieſter mit ſeinem Sakriſtan, der verwies den Burſchen mit ſanfter Rede ihre gotteslästerlichen Flüche. Sie aber verhöhnten ihn, läſterten ſein heiliges Amt und warfen ihn mit Schnee. Da ergrimmte der Heilige im Zorn, wie weiland der Prophet Eliſa und verbannte ſie in jenen Teich.

215. Viehſterben durch Zauberei bewirkt.

Frenzel, hist. natur. II. 1085. msc.

Im September 1682 iſt von Südweſten her nach der Lauſitz eine große Viehſeuche gekommen, welche alle vierundzwanzig Stunden um zwei Meilen Länge

und vier Meilen Breite vorrückte, und unter dem Rindvieh und den Pferden gräßlich wüthete, indem sie denselben die Zungen auffraß, also daß sie faulten und dann binnen Kurzem der Tod eintrat. Diese Viehseuche ist durch Zauberei bewirkt worden, welche in einer damals zu Budissin herausgekommenen Schrift folgendermaßen erzählt wird:

„Es sind zwei Franzosen in's Schweizerland zu einer Kindbetterin gekommen, aber verkleidet; einer hatte eine Mönchskutte angehabt, der andere eine Kapuzinerkutte. Diese haben von der Kindbetterin, als ihr Mann nicht zu Hause gewesen, begehret drei Tropfen von ihrer Milch und drei Haare aus ihrem Haupte; sie aber hat's ihnen diesmal verweigert und gesagt, es könne jetzt nicht sein, sie sollten in zwei Stunden wieder kommen. Während dieser Zeit aber kömmt ihr Mann nach Hause, da erzählet ihm die Frau gleich, was die zwei Mönche von ihr begehret haben; als er aber vernommen, daß sie ihrem Begehren nicht nachgekommen, ist er ganz freudig gewesen, jedoch zu ihr gesagt, sie solle drei Tropfen Kuhmilch nehmen und drei Haare aus einem Füllenschweif ziehen und so sie wieder kämen, es ihnen geben. Siehe, die Mönche kommen auf benannte Stunde und begehren dasjenige wie zuvor. Die Kindbetterin giebt's ihnen wie ihr Mann befohlen. Sie nehmen's und gehen damit fort, nehmen hiernach ein Glas, thun diese Stücke darein und treiben damit Hexerei, geben sodann das Glas einem Buben in die Hand und heißen ihn damit auf einen Baum steigen, da solle er in das Glas sehen. Sie fragen ihn zum ersten Male, was er sähe; er antwortet: nichts. Als sie aber zum dritten Male fragen, antwortet er, er sähe ein ganzes Feld voll todtes Vieh. Da sie dieses höreten, sprachen sie gleich zusammen: wir sind betrogen."

„Es haben aber die zwei obigen Zauberer auch noch andere vier in das Mailändische geschickt, die mit der Kuhmilch dergleichen verfluchte Zauberei angerichtet."

Anmerk. 1. Ein besonders präparirtes Glas oder Krystall, durch welches man entweder mit oder ohne Anwendung von Zauberſprüchen sieht, ist ein nothwendiges Stück in der Hexenküche. Uebrigens erzählt J. Rist (Alleredelste Zeitverkürzung p. 255.) also ein glaubwürdiger, wenn auch nicht vorurtheilsfreier Mann, wirklich einen solchen Krystall erprobt zu haben. Spengler (Vorrede zu seiner Ausgabe von Plutarch's de defectu oraculorum) hatte einen solchen Krystall zum Geschenke bekommen, brauchte aber die Vermittelung eines unschuldigen Knaben. Als seine Ehefrau schwanger wurde, erschienen auch ihr (durch Vermittelung der Frucht?) im Krystall die Gestalten, welche man haben wollte. — Spengler'n wurde die Sache aber unheimlich. Er zerstampfte den Krystall und versenkte ihn — in des Plutarch geheime Kanzlei.

2. Im Jahre 1161 wurden in Böhmen 85 Juden wegen Anzauberung von Leichen verbrannt und ihre Asche in die Moldau geworfen. Scheible, Das Kloster, 12. Bd. S. 1049.

216. Die Peſtgrube zu Tormersdorf.

Sammlung von Schön No. 23. Mss.

Als in uralter Zeit die Peſt in der Umgegend von Rothenburg weit und breit wüthete und nur wenige Menſchen am Leben blieben, verſchrieb man aus dem nahen Böhmerlande einen berühmten Zauberer, der die Seuche beſchwören und vertreiben ſollte. Dieſer kam an und ließ an dem Zechberge bei Tormersdorf eine große Grube graben und mit Steinen ausmauern. Hierauf erhob er ſeinen gewaltigen Zauberſtab, trat zu der Oeffnung der Grube und fing an die Peſt durch ſeine Beſchwörungsformeln an ſich heranzuziehen. Wie eine blaue Wolke kam es nun von allen Orten der Umgegend herangezogen und verſchwand in der Grube. Nachdem er noch angeordnet, daß Niemand jemals die Grube wieder öffnen ſollte, ſank er ſelbſt hinein und man ſah nichts mehr als eine Vertiefung des Erdbodens, welche noch heute vorhanden iſt und die Peſtgrube genannt wird.

Anmerk. 1. In dem ehemals von Wenden bewohnten Voigtlande denkt man ſich die Peſt in Geſtalt einer daher ziehenden Wolke. Es iſt der ſchwüle Nebel, der Seuchen voran zieht.

Zu Erbach wurde ſie in die Sakriſtei der Stadtkirche eingemauert. (Vgl. Grimm, Mythol. S. 1135.)

Zu Conitz in Preußen wurde ſie in ein Loch in einer Linde gebannt. (Tettau und Temme S. 222.) Daran erinnert die von Magnus (Chronik von Sorau S. 19) mitgetheilte Nachricht, daß man 1538 auf die Peſtgrube zu Sorau, die zwiſchen der Hauptkirche und der Schule gegraben wurde, zum ewigen Angedenken eine Linde pflanzte.

2. Bis auf den heutigen Tag werden in der Lauſitz „Bannmänner" aus dem benachbarten Böhmen verſchrieben; beſonders wenn es gilt, plötzlich krank gewordenes Vieh zu kuriren, d. h. von der ihm angethanen Behexung zu befreien. Und zwar iſt das nicht blos Sitte bei den Bauern, — man weiß ſelbſt von Pfarrfrauen, daß ſie zu dieſem Mittel ihre Zuflucht nahmen. Die Kuren dieſer Bannmänner ſind verſchieden. Bei einem Bauer in der Nähe von Görlitz wurde unter unheimlichen Ceremonien ein Brei gekocht, in einen Topf gethan und auf dem höchſten Gipfel einer in der Nähe des Gehöftes befindlichen Fichte gehangen. Der Paſtor des Ortes konnte leider nicht erfahren, woraus der Brei beſtand.

217. Elvil's Zauberpferd.

Frenzel, hist. nat. II. 1057. mss. L. Mon. Schr. 1793. 1. 823. Handſchr. Annal. von Görlitz. a. a. 1330. Knauth's Handſchrift, „von lauſitziſchen Feſten."

Zur Zeit Königs Johannis, ungefähr um's Jahr 1330, reſidirte auf dem Schloſſe zu Gerlachsheim ein tapferer Ritter, Namens Hans Elvil. Der hat mit dem Rathe von Görlitz einen Streit gehabt der Obergerichte wegen, wobei in einem Tumulte ſeine Ehefrau von den ſtädtiſchen Reitern niedergerannt worden iſt. Daraus erhub ſich eine lange Fehde zwiſchen der Stadt und dem Ritter. Obwohl nun Ritter Elvil oft in Gefahr geweſen iſt, von dem ſtädtiſchen Kriegsvolke gefangen zu werden, hat

man ihm doch nichts anhaben können. Das machte, er beſaß von ſeinem Schreiber ein bezaubertes Pferd, welches jedesmal mit den Füßen die Erde geſcharret, wenn es ſeines Herrn Feinde von ferne gewittert hat, und je näher ihm ſein Widerpart geweſen, deſto heftiger hat es geſchlagen und geſtampft. Mit dieſem Pferde ritt er auch einmal in die Stadt, wo ihn wenig Leute perſönlich kannten, kaufte ſich ein Paar Schuhe und ſprengte zum Thore hinaus mit dem Rufe: Hans Elvil iſt da geweſen.

Das war den Görlitzern denn doch zu arg, und ſie machten einen Wall um ihre Stadt und bauten feſte Mauern. Aber es ging ihnen wie den Römern. Die erſte Mauer war ſehr niedrig, und als Hans Elvil mit viel Reiſigen wiederkam und die Stadt belagerte, da ging's heiß her und die Bürger kamen in große Bedrängniß. Da es aber gerade am Tage des heiligen Hippolyt war, ſo fingen ſie an zu dieſem zu beten und gelobten ihm, wenn er ihnen hülfe, dieſen Tag alle Jahre bei Waſſer und Brod zu feiern. Und weil ihnen damals der heilige Hippolyt geholfen hat, ſo haben ſie ſeitdem treulich ſeinen Tag als einen beſonders heiligen Faſttag gefeiert.

Anmerk. Ob eine mythiſche Beziehung zwiſchen dem Zauberpferde und dem heiligen Hippolyt (d. i. dem von Pferden zerriſſenen) ſtattfinde, will ich dahin geſtellt ſein laſſen. Der Name Elvil oder Elvil klingt ſehr mythiſch, faſt elfiſch.

Die Sage iſt ſehr alt und findet ſich in faſt allen Görlitzer Chroniken, während in Gerlachsheim weder eine ſchriftliche noch mündliche Ueberlieferung aus jener Zeit exiſtirt. Auch ergiebt kein Name eines ſpäteren Ortsbeſitzers eine Aehnlichkeit mit dem Namen Elvil.

Uebrigens iſt es in vielen alten Sagen ausdrücklich „Des Schreibers Pferd," durch welches der Held gerettet wird, ſo auch Karl der Große (in der Heidelberger Handſchrift No. 336., Maßmann, Kaiſerchronik III. 1032).

218. General Sybilski.

Gräve S. 86

Der königlich polniſche und churfürſtlich ſächſiſche General Johann Paul Sybilski von Wolfsberg (geb. 1677 geſt. 1763), von Geburt ein Pole und ein tapferer Soldat, ſtand mit dem Böſen im Bunde und konnte allerlei Zauberkünſte. Den Tag vorher, als er bei Zehren und Lommatzſch (13. Dezember 1745) die preußiſche Arrieregarde total ſchlug und dabei keinen Mann verlor, ließ er ſein Regiment zu drei Mann über einen ſchwarzen Mantel marſchiren und rief ihnen zu: Burſchen, wenn ihr in's Gefecht kommt, vergeßt nur meinen Namen nicht. Es bleibt kein Mann, der Feind verliert einen Großen! (den General von Röhl).

Vor der Schlacht bei Kollin (18. Juni 1757) ſoll er allemal beim neunten Mann jedes Gliedes einige unverſtändliche Worte gemurmelt und ſeinen Leuten den Sieg verſprochen haben. Der glückliche Zufall bewahrheitete es, und das Regiment erbeutete neun Fahnen.

Da er noch als junger Offizier in Polen stand, fand einst in Dresden ein glänzender Maskenball statt, worüber einer seiner Kameraden äußerte, wie er von Herzen gern demselben beiwohnen möchte, allein es fehle ihm an Geld, auch sei, da der Ball übermorgen stattfinde, die Zeit zu kurz, selbst wenn man Dr. Faust's Mantel besäße, um zur rechten Zeit daselbst einzutreffen. Sybilski, der es gehört, nahte sich und raunte ihm in's Ohr: Geld ist's wenigste, vertraue mir Kamerad. Uebermorgen Nachmittag um drei Uhr stelle Dich vor dem Thore bei der großen Fichte ein, wir brechen auf und sind noch vor dem Beginn der Redoute in Dresden! Verblüfft sah ihn der Ballustige an, wollte sprechen, allein Sybilski gebot ihm Stillschweigen und entfernte sich. Zur bestimmten Zeit erschien am verabredeten Orte der Krieger und fand Sybilski, der in seinen rothen Mantel gehüllt angeschritten kam; er schlang selbigen um ihn, befahl ihm weder rück- noch vorwärts zu blicken, und nun ging's fort durch die Luft, als flögen sie davon. Abends Schlag 5 Uhr befanden sie sich in Dresden, hatten noch Zeit genug, sich zu sammeln und einen Maskenanzug zu wählen, worauf sie mit jugendlichem Frohsinn der Redoute beiwohnten und auf dem Mantelfuhrwerke Mittags um 11 Uhr auf dem Paradeplatze in Warschau, probemäßig gekleidet, eintrafen.

Dem Pächter auf dem Ostravorwerke bei Dresden soll er einmal die Schafe in Schweine verwandelt haben, wobei selbiger nichts verlor. Auch erzählt man, er sei jener böse Herr in Groß-Särchen gewesen, der immer von diesem Dorfe aus in der Luft nach Dresden kutschirte und bei dieser Gelegenheit die Spitze des Kamenzer Kirchthurms zu Schanden fuhr.

Martin Pumphut, der berühmte vagabondirende Müllerbursche und Hexenmeister, war eine Zeit lang sein Adjutant und treuer Spießgesell.

219. Von einem bösen Herrn in Groß-Särchen.

N. L. Magazin 1837 S. 203.

In Groß-Särchen bei Hoyerswerda war einst ein gar böser Herr. Derselbe hat den dort vorbeifließenden Bach (um ihm eine andere Richtung zu geben) umgeackert; da er aber den davor gespannten polnischen Ochsen nicht gehörig bändigen konnte, so hat der Bach einen ganz krummen Lauf bekommen, den er noch heute hat. Derselbe Herr fuhr oft in wunderbar kurzer Zeit nach Dresden. Immer lenkte er selbst die Pferde und befahl dem Kutscher, sich hinten in dem Wagen schlafen zu legen. Einmal aber wachte der Kutscher auf und, als er sich umsah, nahm er wahr, daß die Reise nicht auf der Erde fort, sondern durch die Luft ging. Im ersten Schreck schrie er laut und wollte aufstehen, sein Herr bedrohte ihn aber sehr und befahl ihm, sich ruhig wieder niederzulegen; sie könnten sonst Beide sehr unglücklich sein. Ueber dem Gespräche waren sie auch wirklich schon in Gefahr

gekommen, denn die Pferde, auf die der Herr nicht Acht gegeben, hatten sich nicht hoch genug halten können und der Wagen war an die Spitze des Kamenzer Thurmes angefahren, welche noch bis auf den heutigen Tag davon krumm gebogen ist.

Dieser Herr hat auch bisweilen schwarzen Hafer in den Kacheltopf gethan und dazu einige Worte gesprochen. Darauf sind gleich Soldaten, anfangs nicht größer als Haferkörner, hervorgekommen; zusehends aber sind sie gewachsen und endlich wie andere Menschen geworden, haben sich auch im Schloßhofe aufgestellt nnd sind hin- und hermarschirt, wie der Herr sie kommandirt hat. Wenn er dann wieder ein Paar Worte gesprochen, so sind sie kleiner und immer kleiner geworden und alle wieder in den Ofentopf hineingegangen und sah man hinein, da war darin nichts als schwarzer Hafer. Einmal behorchte der Großknecht den Herrn und merkte sich die Worte und versuchte das Kunststück auch, als der Herr eben auf dem Felde war. Es gelang ihm auch richtig; wie er aber die Soldaten wieder in den Kacheltopf bringen wollte, wußte er das Wort nicht und sie fielen alle über ihn her und schlugen auf ihn los, und er gerieth in große Todesgefahr. Der Lärm, den sie machten, war so groß, daß der Herr ihn auf dem Felde hörte. Der kam schnell herzu gelaufen, befreite den vorwitzigen Großknecht, kommandirte das wilde Heer in den Ofentopf hinein und machte es wieder zu Haferkörnern.

Anmerk. In der niederländischen Sage (Wolf No. 184) ist es der Teufel, welcher ein neues Flußbett pflügt.

220. Martin Pumphut.

Gräve S. 83.

Martin Pumphut, der wandernde Müllerbursch, ist so eine Art Tyll Eulenspiegel, von dem man sich nicht nur in der Lausitz, sondern auch im sächsischen Voigtlande wunderbare Geschichten erzählt.

Sein Name rührt her von einem großen spitzen Hut, den er zu tragen pflegte und der ihn überall kenntlich machte. Manche nannten ihn auch Graumännchen, weil er immer einen grauen Kittel trug.

Martin Pumphut ist geboren in dem kleinen Dörfchen Spuhle bei Hoyerswerda. Bald nach seiner Geburt verschwand er einmal aus der Wiege, in der man statt seiner eine große, aber unschädliche Schlange fand. Die erschrockenen Eltern eilten sofort in alle Himmelsgegenden, um das Knäblein zu suchen. Als sie ihn nirgends fanden und verzweiflungsvoll nach Hause kamen, lag er wieder frisch und gesund in der Wiege.

Als er sechs Jahr alt war, zog eine Zigeunerbande durch das Dorf. Eine Zigeunerin, welche bei seinen Eltern bettelte, erblickte kaum das Kind, als sie wahrsagend ausrief: Martin würde weit in der Welt herumkommen,

zwar in niederem Stande bleiben, aber viel Reichthümer erwerben, großes Aufsehen machen und endlich durch ein Frauenzimmer um's Leben kommen.

Der Knabe wuchs nun heran, lernte außer seiner wendischen Muttersprache auch noch die deutsche und zeichnete sich bald durch Schlauheit und Neigung zu lustigen Streichen vor seinen Altersgenossen aus. Auch will man Nachts, wenn er schlief, sonderbare Gestalten über seinem Haupte schweben gesehen haben, und wo er im Dunkeln ging, umhüpften ihn Flämmchen.

Als er erwachsen war, lernte er die Müllerprofession und führte von nun an ein lustiges Wanderleben, indem er immer dem Wasser nach von Mühle zu Mühle ging. Wo es ihm gefiel, da blieb er, und für einen Schnaps und ein Stück Brod machte er den Leuten allerlei ergötzliche Schwänke und spaßige Dinge vor. Nur wo man ihm absichtlich schlechte Kost vorsetzte oder ihn gar hungern ließ, spielte er den Leuten arge Streiche. Sonst war es ein gar harmloser Kerl.

Zu seinen übernatürlichen Künsten gehörte, daß er auf papiernen Kähnen die Flüsse passirte; Elbe, Saale und Mulde hat er auf diese Weise überschritten. Zuweilen ritt er auf einer großen Heuschrecke durch die Luft. In Budissin zerschnitt er einen Mühlstein, was man noch heute daselbst in der großen Mühle abgebildet sehen kann.

Bei Dresden setzte er einmal bei großer Windstille alle Windmühlen in Bewegung, indem er durch ein Nasenloch blies, während er das andere zuhielt.

Als er durch Volkersdorf wanderte, zimmerte man eben eine Mühlwelle. Er bemerkte im Vorübergehen, daß sie ja viel zu kurz sei, aber man lachte ihn aus. Bald aber überzeugte man sich von der Wahrheit seiner Bemerkung, und als er wieder vorüberkam, bat ihn der Müller um Rath und Hülfe. Da dehnte mein Pumphut einfach die Mühlwelle aus, wie Brezelteig und setzte so die fehlende Elle zu.

Zu Heiligenbeil schleuderte er seine Axt an den Kirchthurm, wo sie noch heute zu sehen ist.

In Leipzig ließ er im Gasthofe zum goldenen Siebe am hellen Tage zur Meßzeit eine Menge Hasen aus dem Kacheltopfe heraus- und wieder hineinspazieren.

Den Müllern, die ihm das übliche Geschenk verkürzten oder verweigerten, leitete er das Wasser ab. So machte er es z. B. mit einigen Saalmüllern. Wer ihn freundlich aufgenommen hatte, dem fehlte es nie an Wasser auf der Mühle.

Zu Wallengrün im Voigtlande zauberte er alle Fliegen, die im Zimmer waren, in seinen Hut, um ungestört essen zu können.

Einſt wandert er ermüdet auf der Landſtraße einher. Da kommt ein Roßtäuſcher mit Pferden geritten. Laß mich ein Stück mitreiten, Kamerad, bittet ihn Pumphut. Aber der grobe Kerl hört gar nicht auf die Bitte des Ermüdeten. Dafür fand er am nächſten Morgen im Stalle ſtatt ſeiner Pferde — Strohwiſche.

Lange Zeit hielt er ſich beim General Sybilski auf. Dieſer warf einſt ſchwarze Haferkörner in den Kacheltopf, welche ſich auf der Stelle in ein Fußvolk verwandelten, herauskletterten, ſich auf dem Schloßhofe verſammelten, manövrirten, ſich wieder in ihre kupferne Kaſerne begaben und als ſchwarze Haferkörner darin lagen. Pumphut langte aus einer am Fenſter ſtehenden Mulde einige Erbſenkörner heraus und warf ſie ebenfalls in den Kacheltopf, welchem ſofort eine ganze Schwadron vollſtändig equipirte Reiter entſtiegen. Allein da er Sybilski's Worte nicht wußte, vermochte er ſie nicht wieder in den Kacheltopf zu bringen, vielmehr ſetzten ſich ihre Klingen auf ſeinem Buckel in unangenehme Bewegung, bis ihm der General zu Hülfe kam, der ſie ſofort Kehrt machen hieß, dahin wo ſie hergekommen waren.

Uebrigens ſoll Martin Pumphut auch früher ſchon zu Hildesheim ſich als der Geiſt Hütchen gezeigt, auch dem Herzog von Friedland, Albrecht von Wallenſtein, als graues Männchen weſentliche Dienſte geleiſtet haben und endlich mit einem reizenden Frauenzimmer unter Hinterlaſſung jenes berüchtigten Hutes aus einem Gaſthofe zu Paderborn zu Ende des ſiebenjährigen Krieges verſchwunden ſein.

Anmerk. 1. In der Lauſitz ſpielen Mühlen und Müller eine auffallend bedeutende Rolle. Sie kommen wiederholt mit Hexen und Schlangen und vor Allem mit dem Teufel in Berührung. Iſt es nur die hervorragende Stellung, die auf dem Lande der Müller und die Mühle, die oft ein halbes Gaſthaus iſt, einnehmen? Mühlen hat eine myſtiſche, erotiſche Bedeutung. Bei Theocrit iſt μύλλος = membrum femininum. Am Feſte der jungfräulichen Veſta ſtanden in Rom alle Mühlen ſtill. (Ovid. Fast. 6, 310.) Apollo und Zeus führen den Beinamen μύλευς. — Die wendiſche Braut muß, während ſie von ihren Freundinnen zur Hochzeit geſchmückt wird, auf einem Mehlfaſſe ſitzen. Werden die Müller vielleicht als Waſſerprieſter betrachtet?

2. Der Ofentopf wird wiederholt zum Zauberkeſſel (ſ. No. 218. u. 219.). Er giebt auch Orakel. Mädchen ziehen ſich am Weihnachtsabende nackend aus und lauſchen am Ofentopfe. Das Geräuſch, das ſie darin hören, je nachdem es dem Hämmern, Sägen u. ſ. w. gleicht, iſt prophetiſch für den Stand des Zukünftigen. Dies iſt ein Ueberreſt vom heidniſchen Feuerkultus. Es wird vor dem Ofen gekniet, es wird ihm geopfert, wie einſt dem Moloch. (Danmer, die Geheimniſſe des chriſtl. Alterthums 1847 I. 19. Grimm, Mythol. I. S. 298.) In einem altdeutſchen Luſtſpiele heißt es: Kommt, wir wollen vor dem Ofen knieen, vielleicht erhören die Götter unſer Gebet. Andere Beiſpiele vom Ofenkultus ſ. bei Friedrich, Symbol. u. Mythol. der Natur S. 85. Bekannt iſt der Ofen als Hexenweg.

Ueber die Schlange in der Wiege, die hier die Rolle eines Wechſelbalgs ſpielt, vergl. No. 82. u. N. L. Mag. 1860, Schlangenſingen. Der Hut iſt wie der des Fortunatus mehr als eine bloße Nebelkappe.

221. Der Pelzmann zu Schmölln.

Gräve S. 125. Winter, in d. Constit. Zeitung, Dresden 1854 No. 219. Gräffe No 157. u. No. 735.

Zu Schmölln geht der Pelzmann, eine Männergestalt in einen dicken Pelz gewickelt — vornehmlich um die Weihnachtszeit — im Dorfe umher; er neckt wie ein Kobold die Leute durch unschädlichen Spuk, klopft an die Fenster, erschreckt den spät Nachhausegehenden und warnt besonders die Leute vor einer drohenden Gefahr. Da heißt es, der Pelzmann geht um, der Pelzmann hat sich gezeigt.

Dieser Pelzmann war im Leben ein Herr von Grünau, der lange Zeit am Hofe des Churfürsten Johann Georg I. Leibpage war. Das Volk erzählt sich von ihm allerhand seltsame Geschichten. Das sogenannte Pagenbette auf der Festung Königsstein hat von ihm den Namen. Denn als er im Jahre 1675 mit seinem fürstlichen Herrn auf der damals sogenannten Christiansburg gespeist und tapfer gezecht hatte, kroch er im Rausch durch eine Schießscharte und legte sich am steilen Abhange des Felsens hin um seinen Rausch auszuschlafen. So fand man ihn früh Morgens. Der Churfürst ward gerufen, ließ Stricke um den hart am Abgrunde ruhig Schlafenden legen, und ihn sodann durch Trompetengeschmetter und Paukenschall aufwecken.

Noch zweimal entging er der Todesgefahr auf eine wunderbare Weise. Das eine Mal setzte sein scheu gewordenes Pferd mit ihm von der Dresdner Brücke in die Fluthen. Das andere Mal stürzte er bei einer Jagd im Rathener Grunde in eine tiefe Schlucht.

In seinem Alter zog er sich nach Schmölln zurück und beschäftigte sich außer der Jagd fast nur mit der Natur und ihren geheimen Kräften, sammelte Kräuter und hatte in seiner Wohnung Todtenschädel, Menschengerippe und allerhand unheimliche Thiere ausgestopft oder in gläsernen Flaschen. Das Volk hielt ihn für einen Zauberer und Schwarzkünstler.

Am Tage seines Begräbnisses schlich sich ein Neugieriger in seine Studirstube und blätterte eben in einem alterthümlichen Buche, das wahrscheinlich Zaubersprüche enthielt. Da rauschte es plötzlich am Fenster und man sah eine Unzahl schwarzer Dohlen, Krähen, Elstern und Sperlinge schreiend und flatternd das Fenster der Studirstube umschwärmen und hörte sie an die Fenster picken. Entsetzt floh der Neugierige, soweit ihn seine Beine trugen.

222. Der kluge Mönch von Kamenz.

N. L. Mag. 1832, 446., 1838, 131. Haberkorn, Chronik von Kamenz S. 48. Carpzov's Ehrentempel I. 308 O. L. Kirchengalerie S. 49.

Im Kamenzer Franziskaner-Kloster lebte im 16. Jahrhundert ein verrufener Mönch mit Namen Matthäus Rudolph. Woher er stammte, ist ungewiß, Einige nennen Annaberg in Sachsen, Andere Geyer in Baiern

als ſeinen Geburtsort, noch Andere ſagen, er ſei der uneheliche Sohn eines lauſitziſchen Adligen, Namens von Pflugk, geweſen. Dieſer Mönch hatte in Leipzig und Paris die ſchwarze Kunſt und andere geheime Wiſſenſchaften erlernt, war von der evangeliſchen Lehre zum Papſtthum zurückgetreten, hatte ſein Eheweib vergiftet und um dem Galgen zu entgehen die Mönchskutte genommen. Vom Kamenzer Kloſter aus verfolgte er die Evangeliſchen mit ſeinen Zaubereien, brachte viele zum Papſtthum zurück, machte aber auch allerlei Wunderkuren. Er beſaß Geiſterſiegel, Kryſtallſpiegel, Galgenmännlein, Wünſchelruthen und allerlei wunderliche Kräuter und Thiere.

Einſt, als man einem Goldſchmiede ein Stück Goldes zum Verarbeiten gebracht, dieſer es aber wegen ſeiner Härte nicht zwingen konnte, nahm er zu Bruder Rudolph ſeine Zuflucht, welcher das Gold mit einem Pulver einrieb, wodurch es ſofort fügſam wurde.

Viele vornehme Leute beſuchten ſeine Zelle, um ſich Rath bei ihm zu erholen und er ſammelte durch ſeine Zauberkünſte unermeßliche Reichthümer.

Um Lätare des Jahres 1562 ſtarb Bruder Rudolph plötzlich in Seitſchen, auf der Rückreiſe von einem reichen Manne, den er kurirt hatte. Bei ſeinem Tode erhob ſich ein gewaltiger Sturm mit Donner, Hagel und Blitz. Bäume wurden entwurzelt, Dächer abgedeckt, Fenſter eingeſchlagen, und nicht eher legte ſich der Sturm, als bis der Teufel ſeine Seele geholt hatte.

Noch nach ſeinem Tode wurde der Prozeß wegen Zauberei gegen ihn angeſtrengt. Seine Magd und ihr Sohn geſtanden auf der Folter, daß der Verſtorbene ein Hexenmeiſter geweſen und daß ſie ihm bei ſeinen Zaubereien thätliche Hülfe geleiſtet. Beide wurden im Jahre 1564 hingerichtet.

Anmerk. Vergl. No. 163.

223. Paſtor Pech, der Hexenmeiſter.

Nach Gräſſe, S. 481.

Zu Neukirch am Hochwalde lebte zu Ende des vorigen Jahrhunderts ein evangeliſcher Pfarrer, Namens Johann George Pech. Der war ſehr gelehrt und verſtand auch die ſchwarze Kunſt und das Volk erzählt ſich manche unheimliche Geſchichte von ihm.

Es waren aber einmal zu Neukirch drei junge Burſchen, der Lieb, der Lob und der Ehregott. Und der Lieb hatte zu Hauſe im Bodenwinkel ein Buch gefunden, das von geheimen Dingen handelte. Und er ſagte es dem Lob, und der Lob ſagte es dem Ehregott, und ſie beſchloſſen, mit dem Zauberbuche den großen Schatz zu heben, der im Falkenberge vergraben iſt. Es ſtanden aber auch allerhand Beſchwörungen in dem Buche und die drei Burſchen beſchloſſen einen Verſuch damit zu machen. Eines Abends kamen ſie beim Lieb zuſammen. Der holte aus dem Schranke das Buch, das war ganz ſchwarz und erfüllte die enge Stube mit einem unheimlichen Modergeruch.

Und darin ſtanden geſchrieben ſchwarze, blaue und rothe Buchſtaben, aber es war ſehr ſchwer zu leſen.

Als die alte Wanduhr Mitternacht zu ſchlagen begann, da fing Lieb an zu leſen Wort für Wort und die Gefährten horchten aufmerkſam zu. Und es dauerte auch nicht lange, da entſtand ein ſonderbares Geräuſch in der Ofenpfanne, der Deckel hob ſich und heraus ſprang ein kohlſchwarzer Ziegenbock. Der fing an ſich auf die Hinterbeine zu erheben und nach ſeinem Schatten an der Wand zu ſtoßen. Da ſagte der Lob: Hör' auf, Lieb, der Zauber iſt richtig, morgen geht's auf den Falkenberg und die Braupfanne iſt unſer.

Aber Lieb war einmal im Eifer und las immer lauter und ſchneller. Da that ſich der Deckel der kupfernen Pfanne von neuem auf und heraus kam allerhand unheimliches Gethier und die Stube füllte ſich mit ſchwerfälligen Eulen, krächzenden Krähen, plappernden Elſtern, ſchwirrenden Fledermäuſen, meckernden Ziegenböcken und anderen lang geſchwänzten, krumm gehörnten, unbekannten und ſonderbaren Geſchöpfen. Lob und Ehregott riefen voller Angſt: „Um Gotteswillen, Lieb, hör' auf.“ Dem Lieb aber ſtand der Angſtſchweiß auf der Stirn — jetzt kam die Beſchwörung zum Ende und da ſtand's: Wenn er die Gäſte wieder los ſein wolle, ſo müßte er die ganze Zauberformel — rückwärts leſen. Rückwärts leſen! das konnten Lieb und Lob und Ehregott alle drei nicht und ihre Angſt wuchs, denn die Böcke fingen an, die Burſchen von hinten und vorn zu ſtoßen. Es entſtand ein greulicher Kampf in dem engen Zimmer.

Lies das Teufelsbuch zurück, Lieb, ſchaff das Viehzeug fort, Lieb, riefen die beiden Andern in Todesangſt.

Da fiel dem Lieb zum Glück der Pfarrer ein und mit dem Ausrufe: Bleibt nur hier, ich werde ſogleich Hülfe herbeiſchaffen, ſprang er durch's Fenſter in's Freie.

Der Pfarrer ſaß noch zwiſchen ſeinen großen Büchern in der Studirſtube, als Lieb haſtig bei ihm eintrat und in abgebrochenen Sätzen und unverſtändlichen Worten um Hülfe bat. Still, ſagte der Pfarrer, ich weiß ſchon, ich habe ſchon ſeit einer Viertelſtunde auf Dich gewartet, komm Lieb, wir wollen dem Spuk zeigen, daß wir Gewalt über ihn haben.

Gott ſei Dank, ich komme nicht zu ſpät, rief der Pfarrer, als ſie auf den Kampfplatz traten, ergriff das Buch und las die Beſchwörung ohne alle Umſtände rückwärts, worauf das Gethier mit ſichtlichen Zeichen ohnmächtigen Widerſtrebens ſeinen Rückzug durch die Ofenpfanne antrat. Als die Uhr Eins ſchlug, war Alles verſchwunden.

Dankt Gott, daß ich noch fertig wurde, ſprach er ſodann. Wäre nach dem Schlage Eins noch ein einziges dieſer Höllenthiere hier verblieben, ſo hätte Euch der Böſe den Hals umgedreht. Ach, Herr Pfarrer, rief der Lob,

ich bin am ganzen Leibe wie zerschlagen. Ach, Herr Pfarrer, rief der Ehregott, ich habe einen Knacks davon mein Lebelang. Aber der Pfarrer sagte ernst: Es hätte Euch der Seelen Seligkeit kosten können. Versprecht mir feierlich, nie mehr dergleichen zu versuchen. Das thaten sie zerknirschten Herzens. Der Pfarrer nahm das Zauberbuch zu sich und die Braupfanne mit Gold ruht noch bis auf diese Stunde im Falkenberge, denn Niemand weiß den Zauberspruch. Lieb und Lob und Ehregott sind aber alle drei in jungen Jahren verstorben.

Als Pastor Pech's Frau gestorben war und die Träger mit der Leiche schon vor dem Pfarrhause standen, da soll die Selige aus einem Fenster im ersten Stock ihrer Beerdigung zugesehen haben. Alles sei erstarrt vor Erstaunen und Furcht, der Pfarrer aber, schnell gefaßt, habe ein weißes Taschentuch hervor gezogen und nach dem Fenster hinauf gewinkt, darauf sei die Erscheinung sogleich verschwunden.

Bei seinem eigenen Begräbniß 1808 soll er aber auch selbst zugesehen haben. Man zeigt noch die Maueröffnung am Kirchthurm, wo seine ehrwürdige Gestalt stand.

Vor seinem Tode hatte er seinen Angehörigen befohlen, einige seiner Bücher, namentlich das sechste und siebente Buch Moses, in deren Besitz er war, gleich nach seinem Ende zu verbrennen. Als dies nicht geschah, ließ sich der Geist des Pfarrers mehrmals mahnend sehen. Einmal soll er sogar durch die Esse, gleich einem Sturme, eingefahren sein, worüber eine Magd bis auf den Tod erschrak und starb. Die Bücher wurden endlich vernichtet und der Spuk hörte auf.

224. Das gute Bergmännlein auf dem Hochwalde.

Gräve S. 130. Winter, Constitut. Zeitung 1854. No. 208. Gräffe S. 574

Auf dem Hochwalde bei Zittau, der nach dem „Wahlenbüchlein" kostbare Edelsteine bergen soll, geht zu Zeiten ein kleines aschgraues Bergmännlein umher. Bart und Haar sind schleierweiß. Seine schwarze mit Roth verbrämte Kutte umschließt ein goldgelber Gürtel, auf dem Haupte trägt es eine trichterförmige grüne Mütze und in der Rechten einen bunten Stab. Dieses Männchen zeigt dem, der ihm in den Weg kommt, nicht blos Gold, Silber und Edelsteine, sondern vorzüglich auch wohlthätige Heilkräuter.

Einst lebte zu Olbersdorf ein gewisser Jakob Sahrer, den Einige den frommen Jakob, andere den hinkenden Boten nannten, weil er im dreißigjährigen Kriege als kaiserlicher Reitersmann einen Schuß in's Knie bekommen hatte, der ihn zum ewigen Hinken verurtheilte. Er war ein beliebter und wegen seiner Frömmigkeit auch geachteter Mann; Jeder kaufte ihm gern seine Heilkräuter ab, die er in den Bergen sammelte, oder gab ihm durch Botenschicken Etwas zu verdienen. Auf solch einem Botenwege begegnete ihm einst

das Bergmännlein. Das wußte wohl auch von seiner Frömmigkeit und daß er ein rechtschaffener Mann war, winkte ihm und führte ihn die Kreuz und Quer durch den Wald, bis sie endlich an einem kleinen Hügel ankamen. Dort schwang er seinen Zauberstab nach allen Himmelsgegenden hin, und senkte ihn dann auf die Erde. Da that sich der Hügel auf und es strömte hervor, wie ein Springbrunnen von lauter Gold, Silber und Edelsteinen, eine lange Weile. Das mußte nun der fromme Jakob Alles aufraffen und in seinen Mantel packen. Zum Abschiede gab ihm das Bergmännlein noch ein Buch und verschwand vor seinen sichtlichen Augen. Zu dem Buche aber lag ein Zettel, auf dem stand zu lesen in lateinischer Sprache eine Vermahnung, daß er seines Fundes sich mit Weisheit bedienen und der Armen und Kranken sich annehmen solle. Utere bene memorque sis aegrotorum pauperumque. Denn das Buch handelte von den geheimen Kräften der Wurzeln und Kräuter. Der brave Invalide hat mit seiner Hülfe noch vielen, vielen Menschen das Leben gerettet, und als er zu Ende des 17. Jahrhunderts selber starb seine sämmtlichen Reichthümer der Kirche und frommen Stiftungen vermacht.

Jenes Bergmännchen aber ist der Geist eines weisen und wohlthätigen Mannes, der einst an der böhmischen Grenze lebte und weite Streifereien nach der Lausitz, wie auch in's Oesterreich'sche unternahm, allenthalben den Boden untersuchte und die ersten Bergwerke in jenen Gegenden anlegte. Durch seine Wissenschaft der Kräuter und Wurzeln heilte er Menschen und Vieh selbst von der Pestkrankheit und dem schwarzen Tode. Die Leute aber, deren Aecker dem Bergbau übergeben worden waren, haßten ihn und überfielen ihn einst am Fuße des Berges, wo dann die Lausitzer seinen Leichnam gefunden, ihren Wohlthäter beweint und in jenem Hügel begraben haben.

225. a) Kaspar Dulichius.

Haberkorn, Chronik von Kamenz Fol. 421. 447. 450 452. N. L. Mag 1838 S. 397. Joh. Gfr. Lessing, Zweihundertjährige Gedächtnißschrift der ersten ev. Prediger in K. 1727. 8.

Kaspar Dulichius war um das Jahr 1642 Pfarrer zu Kamenz. Dieser Geistliche führte aber ein so wenig geistliches Leben und zeigte einen so zanksüchtigen und narrenhaften Charakter, daß er bald wieder abgesetzt wurde. Nachdem er zehn Jahre in der Irre umhergewandelt und viele schlimme Streiche verübt hatte, setzte man ihn in Verwahrung auf den Pulsnitzer Thurm. Nun aber kam es erst heraus, daß er mit dem leibhaftigen Teufel im Bunde war; denn am 7. Oktober 1652 war er bei verschlossenen Thüren vom Thurme gestiegen und hatte mit mehren Personen auf der Straße gesprochen, und doch am anderen Morgen sich wiederum in seinem Gefängnisse befunden. Dazu kam das Gerücht, daß er in Wien zur katholischen Religion übergetreten sei und sein eigenes Geständniß, daß er eine Nuß besitze, vermöge welcher er sich unsichtbar machen könnte, sowie daß ein von Haaren

geflochtener Kranz ihm die Herrschaft über die Geister des Schattenreichs verleihe. Man schritt daher zur Inquisition und verschickte die Akten zum Spruch an den Leipziger Schöppenstuhl, welcher auf die Tortur erkannte, um ihm das Bekenntniß seines Bundes mit dem Teufel auszupressen. Aber schon der Anblick der Marterinstrumente brachte den Delinquenten zu dem Geständniß, daß er im engsten Verkehre mit Satanas stände, durch dessen Hülfe er auch vom Thurme gestiegen sei. Darauf wurde das Todesurtheil über ihn gesprochen und vom Kurfürsten Johann Georg bestätigt.

Obgleich er nun, als am 6. November 1654 der Spruch an ihm vollstreckt werden sollte, seine Aussage widerrief, wurde dennoch vom Leipziger Schöppenstuhle das vorige Urtheil bestätigt, und ihm am 8. Juli 1655 auf dem Markte zu Kamenz der Kopf abgeschlagen.

225. b) Von einem Schwarzkünstler in Sorau.

Magnus, S. 168.

Anno 1621 ließ der Landvoigt der Nieder-Lausitz Graf Promnitz zu Sorau einen Münzmeister Namens Johann Huser aus Oesterreich kommen, um neue Münzen zu schlagen. Dieser Huser war ein Schwarzkünstler, Schatzgräber und Teufelsbanner. Denn bei uns zu Sorau ist in dem Walde, nicht weit von Looß, ein Raubschloß; da hat man auch ehemals Silber gegraben. Daselbst hat nun Huser etliche Wochen alle Tage von eilf bis zwölf fleißig gegraben und einen Schatz gesucht. Nach vier Wochen kam er an die Braupfanne, darinnen der Schatz und das Gold liegen sollte. Davor aber war eine eiserne Thüre, welche er mit einem Stoß oder Schlag aufrennen sollte. Wo er dieses nicht auf einmal würde bewerkstelligen, so wollte ihm der Teufel den Hals entzwei brechen. Er wollte es zwar wagen, aber der Herr Landvoigt verbot es ihm und er durfte nicht mehr hingehen. Da sagte Huser, es würde nach ihm den Schatz kein Mensch mehr finden, wie sehr er es auch mit dem Teufel halten würde.

Derselbige Huser hatte einstmals Gäste gebeten, darunter der Herr Rektor Zahn und der Herr Konrektor Lehmann auch waren. Als sie nun über der Mahlzeit vom Teufel und seinen Erscheinungen zu reden anfingen, so sprach Huser, wenn sie den Teufel sehen wollten, so wollte er denselben alsbald in Gestalt einer Fliege in ein Glas bannen und zwar ohne allen Schaden. Aber da die Gäste erschraken, aufstanden und fortgehen wollten, so ließ er sein Vorhaben bleiben.

226. Die Hexen.

L. Mon. Schr. 1797. II. 758. Mündlich.

Alte Frauenzimmer, seltener junge, die mit dem Teufel einen Bund gemacht haben und Buhlschaft mit ihm treiben, nennt man auch bei uns

Hexen und die Wenden wenigſtens glauben an ihre Zauberkünſte hie und da noch bis dieſe Stunde und rothe Augen bei alten Weibern bringen noch heute in den Verdacht der Hexerei. Sie behexen der Nachbarn Kühe, daß ſie keine Milch geben, während es ihnen ſelber nie an Milch und Butter fehlt. Sie können ihrem Nächſten eine plötzliche Krankheit, beſonders das ſogenannte „böſe Weſen," an den Hals werfen. Sie haben die Macht, ſich in einen Haſen, in eine Katze und dergleichen zu verwandeln. Ein Haſe, der bei lichtem Tage durch's Dorf läuft, iſt ſicher eine Hexe. Zu Walpurgis reiten ſie auf Beſen zum Schornſtein hinaus auf den Blocksberg (Bruchelsberg), ſie verſammeln ſich auf den Gückelsbergen, deren es mehre in der Lauſitz giebt. Damit ſie im Vorüberziehen keinen Schaden anrichten, beſteckt man die Stallthüren und Düngerhaufen mit grünen Reiſern, angemalten Kreuzen und den Buchſtaben C. M. B. (Caspar, Melchior, Balthasar). Auch zündet man Beſen an und nennt es Hexenbrennen. Die Kinder ihrer Buhlſchaft mit dem Teufel ſind die Elben.

Anmerk. 1. Der deutſche Name „Hexe" iſt von der bei Gelegenheit der „Hainchen" in den Zwergſagen beſprochenen Sprachwurzel hag (ἅγιος) herzuleiten, was in der geſchichtlichen Thatſache Beſtätigung findet, daß das Hexenweſen ein fortgeſetztes heidniſches Prieſterthum iſt. — Der Hexenname Drude bezeichnet eine drudiſche Prieſterin, aber auch einen weiblichen Alp.

2. Der wendiſche Hexenname Kodola bezeichnet ebenfalls Alp. Drittens aber auch einen grauen Schmetterling. Aus einer ſchlafenden Zauberin fährt der Geiſt in Geſtalt eines Schmetterlings. (Grimm S. 613.)

Die Leute in Oſtelitz glauben, daß wenn der erſte Schmetterling, den man im Frühlinge ſieht, ein weißer iſt, der Tod in dieſem Jahre entweder einen ſelber, oder ein Glied in der Familie trifft. Sie nennen es das Todſehen; ob ſie damit den Begriff einer Hexe verbinden, weiß ich nicht. Viele weiße Schmetterlinge auf einmal bedeuten Theurung oder Seuchen.

227. Die Hexenkur.

N. L. Mag. 1832 S. 88.

Einer Bäuerin wurden die Kühe im Stalle plötzlich behext, daß ſie keine Milch gaben. Da ging ſie zur weiſen Frau und fragte ſie, was wohl bei dieſem Uebelſtande zu thun ſei. Die weiſe Frau ſprach: Deine Kühe ſind von einer Hexe bezaubert. Willſt Du den Zauber bannen, ſo gehe um Mitternacht bei abnehmendem Monde auf einen Kreuzweg, nimm einen Sack mit und knüpfe darin drei Knoten, lege ihn auf den Kreuzweg und haue ihn mit Knütteln wacker durch, ſo lange Du kannſt; alle Schläge, die Du thuſt, treffen die Hexe. Dann gehe ſchleunig zurück und ſieh Dich nicht um. Die Bäuerin befolgte den guten Rath, ging auf den Kreuzweg und fing an auf den Sack zu hauen. Da erſchienen von allen Seiten Irrwiſche, Nachteulen, Salamander, Wehrwölfe und anderes greuliches Ungethüm. Aber die Bäuerin ließ ſich nicht erſchrecken, hieb wacker darauf los und ging endlich eilig zum

Dorfe zurück, ohne sich umzusehen, obgleich es hinter ihr drein brauste, wie die Wellen eines Meeres und rasselte wie von tausend Wagenrädern.

Des andern Morgens gab die Kuh die schönste Milch von der Welt, ihre Nachbarin aber, die böse Barbara, war plötzlich krank geworden und hatte den ganzen Körper voller Wunden und Beulen. Niemand wußte warum, wir aber wissen's und auch die weise Frau und auch die Bäuerin.

Anmerk. In der schleswig-holsteinischen Sage wird eine unheilbringende Katze in den Sack gesteckt und tüchtig geschlagen. Hernach aber fällt ein todtes altes Weib heraus. (Müllenhof No. 313., vergl. Grimm, Mythol. S. 623.)

228. Verunglückte Bierschank-Hexerei.

Frenzel, hist. natur. III. 1416. msc.

Auf eine sonderbare Art suchte eine Bürgersfrau zu Budissin (eine Randbemerkung bei Frenzel nennt: Ilsmer Hansen's Eheweib), auf der Reichengasse wohnend, sich einen guten Bierschank zuwege zu bringen. Anno 1677, den 6. December, hatte sie ihr Bier offen, des Nachts um 12 Uhr mußte ihre Magd bei Peter Stephan auf dem Fleischermarkte, der auch Bier schänkte, mit einem Federwische sein Kegelloch ausfäubern, vor der Hausthüre herum kehren und das Kehricht in der Schürze in ihr Haus bringen. Dies sollte dazu helfen, daß sie gut Glück im Bierschank habe und die Biergäste von dort weg sich möchten bei ihr einfinden. Auf den folgenden Tag ward diese Sache ausgebracht und die Magd in die Büttelei gesteckt. Man fand auch, da visitiret worden, unterm Schänkfaß ein genähtes Glückfäckchen liegen.

Anmerk. Daß anderweitig sogar ausgegrabene Menschengebeine zur Verbesserung des Bieres benutzt werden, siehe bei Frieder. Germanus, de miraculis mortuorum. Dissert. de cadaveribus No. 492. p. 434.

229. Große Dürre durch Hexerei.

Magnus S. 214.

Anno 1653 hat es um Sorau herum ganzer sechszehn Wochen nicht geregnet; daher entstand eine so große Dürre, daß die Brunnen und Bäche austrockneten. Daran waren die Sorau'schen Bleichweiber schuld mit ihrer Zauberei. Das hat ein ehrlicher Bürger und Fleischhauer deutlich wahrgenommen; denn als er bei einem Spaziergange hinter'm Zaune gestanden, hat er gesehen, wie eine alte Vettel mit dem bloßen Hintern rückwärts gegen eine aufsteigende Regenwolke gelaufen ist und dazu gesagt hat: Regne mir in den — und nicht auf meine Leinewand! worauf dann die Wolke wieder vergangen. Der Bürger lief der alten Hexe nach, um zu sehen, wer sie wäre, aber er konnte sie nicht einholen und ehe er sich's versah, war sie vor seinen sichtlichen

Augen verſchwunden. Als dies nun dem Grafen Seifried von Promnitz hinterbracht worden, ließ er eine ſcharfe Unterſuchung anſtellen, konnte aber nichts erfahren. Er verbot daher das Bleichen gänzlich, und ſiehe, alſobald regnete es.

Anmerk. Hexen teſen Eichenlaub in ein Mannshemd und hängen es, angefüllt mit den Blättern, an einen Baum. Sofort erhebt ſich der Wind, der allen Regen vertreibt und trockenes Wetter erhält. (Grimm, Mythol. S. 616.) Umgekehrt zaubern ſie durch Schlagen in's Waſſer und andere Zaubermittel fürchterliches Ungewitter herbei, wovon ich kein lauſitziſches Beiſpiel weiß. Vielleicht aber hat das beim Todaustreiben an einer Stange in's Dorf zurückgetragene Hemde der zerſtörten Winterpuppe die Bedeutung eines (heilſamen) Regenzaubers.

230. Helena Gottſchalk, die bezauberte Jungfrau.

Frenzel, hist. nat. III. 1420. mss. Unſchuldige Nachrichten 1702. S. 936. De puella Zittaviensi incantata. S. Mag 1783. S. 66. Zedler, Univerſallexikon LXII. 1763. Hoffmann, Script. Lus. II. p. 250.

Einſt lebte zu Zittau ein Mädchen, Helene Gottſchalk genannt (geboren 1691), die ſtets von furchtbaren Krämpfen heimgeſucht war, auch lange Zeit von einer Unzahl von Läuſen geplagt wurde, bis ſie aus freien Stücken eine Hand voll vom Kopfe nahm und mit den Worten: Da haſt Du Deine Läuſe wieder, Du alte Hexe! von ſich warf, und ſo räthſelhaft irre ſprach, daß man glaubte, ſie ſei bezaubert. Der Verdacht fiel auf eine gewiſſe alte Frau, Namens Sabine, die 1700 auf der Pappelgaſſe mit Gottſchalk's Familie in einem Hauſe gewohnt hatte, und von dem unglücklichen Mädchen ſelbſt als die, welche ſie behext, bezeichnet ward. Sie ward alſo als Hexe eingeſetzt und damit ſie die Erde nicht berühre, im Stockhauſe frei aufgehängt*). Doch fand man ſie eines ſchönen Morgens todt (21. Juni 1702); ob ſie ſich ſelbſt erwürgt oder ob der Teufel ihr den Hals umgedreht, weiß man nicht, ſie ward beim Galgen beerdigt. Sonderbarer Weiſe ward indeß noch in demſelben Monat das Mädchen völlig von ihren Uebeln befreit.

231. Hexenprozeß in der Niederlauſitz vom Jahr 1621.

S. Monatsſchrift 1796. S. 276.

Auf ihrem Schloſſe bei Lübbenau lebten nach des alten Herrn von Weltwitz Tode ſeine beiden Töchter, die Edeljungfrauen Margarethe und Eliſabeth und hielten luſtigen Hof daſelbſt. Obgleich ihnen der Vater, der ein flotter Herr geweſen, nichts als Schulden hinterlaſſen, wurde es doch nie von luſtigen Junkern leer im Schloſſe, die den ſchönen Schweſtern den Hof machten, ja es ging das Gerücht, daß es wenig ehrbar herginge bei

*) Aehnliches geſchah 1678 zu Budiſſin mit einem Räuber und Mörder, der den Teufel hatte. (S. Peſcheck, Geſch. v. Zittau, Bd. II. S. 746. Anmerk.)

Man glaubte, ſobald eine Hexe die Erde berühre, könne ſie ſich verwandeln. (Grimm S. 607.)

ihren Gelagen. Aber das lustige Leben kostet Geld. Was nun etwa übrig geblieben war von des alten Herrn barem Vermögen, das hatte der damalige Landvoigt des Markgrafthums Niederlausitz, Heinrich Freiherr von Promnitz, in Verwaltung genommen, um die Schulden des Verstorbenen zu bezahlen, und weigerte sich hartnäckig, den Edeljungfrauen von Weltwitz das auszuzahlen, was ihnen, wie sie meinten, zukäme. Da schwur das Schwesternpaar Rache. Sie gingen zu einer alten wendischen Hexe, Namens Katharina Lehmannin, die in Körigk ihr unheimliches Wesen trieb und ihnen schon manchmal Liebestränke bereitet und Zaubermittel gegeben, um sich vor den Folgen ihrer Buhlschaften zu bewahren.*) Darauf ist im Juli des Jahres 1621 der Landvoigt urplötzlich bei einem Aufenthalte in Lübben in eine schwere und seltsame Krankheit gefallen, daß er vor Körperschmerzen und Seelenbangigkeit schier zu sterben gemeint hat. Kein Arzt hat ihm helfen können, denn keiner kannte die Krankheit. Da kam endlich eine frühere Magd der Edeljungfrauen von Weltwitz, die verrieth den ganzen schändlichen Handel und daß die alte Katharine den Herrn behext habe.

Alsobald ward die Hexe mit List nach Lübben gelockt und auf der Stelle verhaftet. Darauf nahm man ihr ihre Zauberkleider ab, und als man ihr ein kleines Bündlein vom Halse nahm, ist sie ganz kleinlaut und unkräftig geworden. Im Verhöre gestand sie, daß die Edeljungfrauen von Weltwitz sie zur Bezauberung des Landvoigts gedungen, bat um ihre Kleider und erbot sich auch den Zauber wieder zu lösen. Aber man hat noch mehr von ihr wissen wollen über ihre Hexerei, und da sie nicht gestanden, hat die Juristenfakultät zu Frankfurt a./O., darum befragt, entschieden, daß genugsam Ursache zur Tortur vorhanden wäre und daß die Zauberin dem Angstmanne zu übergeben, der Pein zu unterwerfen und sodann mit den Weltwitz'schen Jungfern zu konfrontiren sei. Darauf ist sie den Scharfrichtern von Lübben und Kottbus übergeben worden, die haben die alte Frau auf die Tortur gespannt, und da sie nichts als etwa einige Zauberformeln bekannt hat, also gräßlich gepeinigt, daß sie den Geist aufgegeben hat. Da man befand, daß sie das Genick gebrochen, also daß es geknirscht hat, wenn man den Hals des Leichnams angriff, so haben die beiden Henker versichert, daß es müsse der Teufel gewesen sein; denn auch zu Hennersdorf und sonst hätten sich Exempel ereignet, daß der Teufel einer Zauberin den Hals gebrochen, als sie von der Leiter losgelassen worden. Das alles beschworen sie. Nachdem nun also der ferneren Zauberei der Hexe „in Form Rechtens" gesteuert worden, hat man die beiden Edeljungfrauen vorgenommen; da sie aber die Zauberei sowohl wie allen andern verbrecherischen Lebenswandel hartnäckig von sich abgeleugnet,

*) In Zittau wurde 1581 eine alte Frau von Wittgendorf gestäupt und verwiesen, „weil sie den Dirnen Tränke gesotten." (Peschek, Gesch. v. Z. II. S. 193.)

und im Gefängniß ein ſolches Zetergeſchrei über den Landvoigt und deſſen Familie erhoben, daß kein Wächter bei ihnen verharren wollte, ſo wurde beſchloſſen, auch bei ihnen die Tortur anzuwenden und mit Eliſabeth, der jüngſten und ſchwächlicheren, zu beginnen. Da wurden nun die üppigen Leiber der ſchönen Sünderinnen auf die Tortur geſpannt und zwar in Gegenwart des Schloßhauptmannes Haus von Wehlen; dieſen Vorzug verdankten ſie ihrer adligen Abkunft. Beide geſtanden unter den Qualen der Tortur ihren verbrecheriſchen Lebenswandel ſowohl wie die Zaubereien durch die Hexe Katharina und eine andere, die ſchwarze Elſe, ein, widerriefen zwar des andern Tags ihr Geſtändniß, mußten es aber, mit ſchärferen Martern bedroht, endlich geſtehen, daß ſie den Landvoigt durch Hexerei zur Herausgabe des Geldes hätten nöthigen wollen, und daß ſie ſich zu dem oben angedeuteten ſubtilen Kindermorde des Zaubertranks der ſchwarzen Elſe bedient. Beide wurden durch den Ausſpruch des Leipziger Schöppenſtuhls zum Tode durch's Schwert verurtheilt.

Anmerk. Heinrich Anſelm Freiherr von Promnitz war überhaupt von Zauberinnen verfolgt (vergl. No. 234.). Zu ſeiner Zeit wurde in Sorau und der Niederlauſitz Alles auf die Hexen geſchoben.

Magnus ſagt von ihm (S. 170): „Plagte ihn auf gerechte und heilige Zulaſſung unſres Gottes der Grimm des Satans durch Zauberinnen, o ſo war er geduldig und ſprach mit Hiob: Ob mich der Herr gleich tödten wollte, dennoch will ich auf ihn hoffen. Als er Sonntag Oculi Anno 1622 im Königl. Schloß zu Läddeu den Tod herannahen fühlte und Herr M. Rambach ihm das heilige Abendmahl verabreichte, rief er aus: Der Teufel wird erſchrecken, wenn er ſehen wird, daß meine Lefzen werden mit dem roſinfarbnen Blute meines Erlöſers Jeſu Chriſti gefärbet ſein."

Anno 1661 fand man bei Schönewalde einen Mann todt im Walde, der hatte den Hals nur ein wenig mit dem Kinn in eine Schlinge gelegt und war doch erwürgt. Als aber der Henker zuſah, befand er, daß das Genick gebrochen ſei, ſodaß der Kopf nur ſo hin und her ſchlotterte. Daraus erkannte man deutlich, daß ihm der Teufel ſelber den Hals gebrochen, zumal dieſer Mann, ein alter Fuhrmann, ſich ſelbſt oft verlauten laſſen: er ſei des Teufels Eigenthum mit Leib und Seele; er ſei ein Höllenbrand und helfe ihm kein Beten. (Magnus S. 237.)

232. Zauberſpiegel.

Görlitziſche Jahrgeſchichte Mſc. a. a. 1564.

Anno 1564 wurde zu Görlitz ein altes Weib, auf der Kahle wohnhaft, Landes verwieſen, welche im Geruch der Zauberei ſtand. Sie kam in Verdacht, Urſache zu einer Feuersbrunſt in der Hothergaſſe geweſen zu ſein, wurde in Güte und in Schärfe befragt, hat aber Alles geleugnet und die Tortur ausgehalten. Doch bekannte ſie, daß ſie einen Zauberſpiegel beſäße, mit deſſen Hilfe ſie verlorene Sachen wieder verſchaffen könne, wie ſie denn dem Herrn J. F. auf R. zwei ſilberne Löffel, ſo auf ſeiner Tochter Hochzeit abhanden gekommen waren, wieder verſchafft hätte. Solche Kunſt habe ſie

aber nicht vom Teufel, ſondern von einer klugen Frau aus Böhmen. Da man ihr Glauben ſchenkte (und eine vornehme Frau mit im Spiele war!), hat man ihr das Leben geſchenkt.

233. Zauberlichter.

Magnus S. 152 cf. S. 126.

Den 13. April 1619 hat man nach Sorau einen Landsknecht gefangen gebracht und am 7. Auguſt mit glühenden Zangen gepeinigt, gerädert und noch lebend auf einem Scheiterhaufen verbrannt. Dieſer Landsknecht hatte auf der Tortur bekannt, daß er drei ſchwangere Weiber ermordet und aus ungeborener Kindlein Därmen, ſo er auf Bretter geſpannt und abgedörrt, wie auch aus ihren Fingerlein Zauberdrähte zubereitet, ſolche mit Wachs, welches am heiligen Chriſttage von den Altarkerzen abgetropfet, überzogen und im Namen aller Teufel gewelkert habe. Solche Nachtlichter hat er auch dem Koche auf dem Schloſſe zu Sorau (Namens George Schreiber) gegeben, der damit „erſchreckliche Thaten verrichtet" und des Herrn Landvoigts Fräulein Schweſter, Sidonia Eliſabeth, dergeſtalt erſchreckt, daß ſie eiligſt geſtorben. Dieſer Koch bekannte auf der Tortur, daß er außerdem ſieben Mordthaten begangen, wurde auch zum Lohne dafür mit glühenden Zangen gezwickt, gerädert und auf einen Tiſch geſpannt, wo ihm der Henker erſtlich das Gemächte abſchnitt, mit dem Meſſer von unten auf den Leib zerſchlitzte, das Herz herausriß, ihm daſſelbe um das Maul ſchlug, und ſchließlich den Körper in vier Theile zerſtückte, wovon die rechte Hand und das Haupt bei dem Gerichte, die linke auf dem Kunzendorfer Viehwege, der eine Schenkel auf der Salzſtraße und der andere bei Alt-Sorau am Wege angenagelt ward, das Eingeweide aber ward im Kreiſe mit Feuer verbrannt.

Anmerk. Mit den Fingern ungeborener Kinder kann gezaubert werden. Angezündet geben ſie eine Flamme, welche alle Leute des Hauſes im Schlafe erhält. Schamberg, de jure digitor p. 61. Prätorius, Von Diebsdaumen, Lipſ. 1677.

Die Hexen graben die Leichen junger Kinder aus und ſchneiden ihnen die Finger ab. In Budiſſin wurden i. J. 1602, den 29. Nov., zwei Mörder hingerichtet, die auf der Tortur geſtanden, daß ſie ſich auf dieſelbe Weiſe, wie oben erzählt, ungeborner Kinder Fingerlein verſchafft und, um ſich feſt zu machen, in Bier gethan und gegenſeitig zugetrunken. Ihre Helfershelferin war eine Hexe, welche „den Teufel in Geſtalt eines Rothkehlchens am Waſſer gebannet" und damit viel Unheil angerichtet hatte. (Mühlwolff, Chron. von Budiſſin. Msc. Fol. 49.)

234. Zauberei in Sorau.

Magnus S. 132.

Den 19. December 1619 wurde dem Adam Schneider zu Sorau die rechte Hand auf öffentlichem Markte abgehauen und in den Buſen geſteckt, die linke aber auf den Rücken gebunden, ihn ſelbſt aber ſetzten die Henkers

knechte rücklings auf eine Schleife und führten ihn also bis zum Gerichte, daselbst hängten sie ihn an einen Schwenkgalgen und schlugen die rechte Hand auf denselben zugleich auch an. Die Ursach' alles dessen war diese: 1. hatte er mit der Kreutzigin, so in diesem Jahre zu Ende des Augusts vor'm Oberthore auch lebendig geschmäuchet worden, in Ehebruch gelebt, 2. hatte er durch Zauberei mit der Dorothee Kreutzigin Ihro Gnaden, dem Herrn Landvoigt nach dem Leben gestanden, 3. hatte er sich mit Leib und Seele dem Teufel ergeben, und wenn ihm wollte Gott der Herr gleich gnädig und barmherzig sein, so wollte er doch solche große Gnade des allmächtigen und barmherzigen Vaters im Himmel nicht annehmen.

235. Liebeszauber rächt sich.

Akten der Naturforsch. Gesellsch. zu Görlitz, Sektion für Alterthümer No. 103. Msc.

In Wittichenau war eine Jungfer, die wollte gern erfahren, wie ihr Zukünftiger aussehen würde. Um ihre Neugier zu befriedigen, machte sie Folgendes:

Am heiligen Weihnachtsabende deckte sie in ihrer Kammer einen Tisch und setzte Essen zurecht, aber ohne Messer und Gabel hinzulegen. Um Mitternacht that sich die Thüre auf, ein schmucker Bursch trat herein, setzte sich zu Tische, zog Messer und Gabel hervor und fing an zu essen. Als er fertig war, ging er ebenso stumm und gespenstig, wie er gekommen war, von dannen. Sein Messer und Gabel aber ließ er zurück. Das Mädchen freute sich über den schönen Bräutigam, vergaß aber Messer und Gabel auf das Flußwasser zu tragen, und steckte sie in ihre Lade. Viele Jahre darauf nach der Hochzeit kommt endlich der Mann einmal zufällig über die Lade, findet das Messer darin und fragt ganz hastig: Wo hast Du das Messer her? Nun, spricht sie, weißt Du nicht mehr, wie Du am heiligen Abende bei mir gegessen hast und Messer und Gabel liegen ließest. Was? ruft er aus, bist Du's, die mich damals so geplagt hat? Nimmt das Messer und sticht es ihr durch's Herz.

Anmerk. Aehnliche Zauberei wird noch heute vielfach am Andreasabende, in der Weihnacht oder zu Sylvester von den Mägden getrieben, besonders aber zu Weihnacht. Am Andreasabende legt die Neugierige einige Körner Hafer mit einigen Körnern Lein vermischt in ihr Bett und in alle vier Winkel der Kammer. Dazu spricht sie:

„Eas Neas,
Mein lieber Sankt Andreas,
Ich sä', ich sä' Haberlein,
Daß mir mein Schatz allerliebst erschein
In der That und in der Wahrheit,
Was er um und an sich hat."

Dann kommt der Zukünftige in leibhaftiger Gestalt zur Thüre herein. — In den meisten Fällen ist es Vorschrift, sich dabei nackend auszuziehen.

236. Zauberprozeß in der Oberlausitz.

N. L. Magazin 1833 S. 331.

Im Jahre 1638 haben viele Edelleute, Pfarrherren und Gerichtsschöppen in Ober-Haynewalde einen Gerichtstag gehalten, weil ruchbar geworden, daß ein Maurer daselbst mit Zauberei umginge, ein Teufelsbanner und Schatzgräber sei und einen Diebsdaumen von einem Gehängten, sowie das Glied einer Galgenkette und Tuch oder Leinwand von einem gehenkten Diebe bei sich trüge, auch besäße er eine Wurzel, wenn er dieselbe bei sich hätte, so wäre ihm Jedermann günstig.

Da der Maurer einen Theil der Anschuldigungen, im Besonderen daß er einen Diebsdaumen von einem zu Hansbach Gehängten eine Zeit lang besessen, gutwillig eingestand, so hat man ihn zum Feuertode verurtheilt, nachmals aber zu vier Wochen Halseisen, Kirchenbuße und Geldstrafen begnadigt.

237. Der verliebte Hengst.

Mündlich.

Am Thurme der Klosterkirche zu Sorau sieht man in Stein ausgehauen das Gesicht eines jungen Mädchens und daneben einen Pferdekopf, als Denkmäler einer wunderbaren Begebenheit, welche sich auf dem Klosterhofe zugetragen. Dort ist ein Brunnen, zu welchem die Stadtmädchen häufig kommen, um Wasser zu schöpfen. Als dies eben eine sehr schöne Jungfrau that, erblickte sie ein junger Hengst, welcher in dem nahe liegenden Stalle angebunden stand, riß sich los und sprang auf sie zu. Die Jungfrau lief um den Brunnen herum, zwei-, dreimal, der Hengst lief ihr immer nach. Da sie aber sich so nicht vor ihm retten konnte, eilte sie flüchtigen Fußes dem Thurme zu und die Wendeltreppe hinauf Doch auch hierhin kam ihr der Hengst nach, und keinen Ausweg erblickend stürzte sich die Jungfrau, übermannt von Schreck und Grausen, hoch oben aus dem Fenster auf den Hof hinab; ihr nach der Hengst. Zerschmettert lagen beide todt neben einander.

Eine andere Sage fügt hinzu: Das Mädchen liebte den Knecht, der das Pferd zu hüten hatte. Der aber wollte nichts von ihr wissen. Da schenkte sie ihm mit einem Butterbrode einen sogenannten Liebesbissen, den die kluge Frau zurecht gemacht hatte. Der Kutscher aber ahnt nichts Gutes und giebt das Brod dem Pferde. Daher des Gaules Verliebtheit.

Anmerk. 1. Eine von den vielen Sagen, die sich das Volk ausdenkt, um die Pferdeköpfe an Gebäuden zu erklären, deren ursprüngliche Heilsbedeutung verloren gegangen ist.

2. Pferde haben erotische Bedeutung. Wie hier ein Pferd empfänglich ist für Liebeszauber, so ist es im alten Aberglauben selbst ein Stück Fleisch von der Stirn eines Pferdes, Hippomanes genannt, welches man besonders präpariren und sodann von der Person berühren lassen muß, deren Liebe man sich verschaffen will. (Scheible, die gute alte Zeit, Stuttg. 1847 S. 194.)

238. Das herumirrende Stiefelpaar.

Segnitz I., 293. Gräve S. 38.

Im dreißigjährigen Kriege ging's auch in der Lausitz wild her und die Buttler'schen Dragoner waren eben nicht die letzten im Plündern, Rauben und Leuteschinden. Sie kamen auch einmal durch Lauban marschirt; da hatten's die armen Laubauer schlimm. Kommt auch ein recht verwegener Dragoner einem ehrlichen Schuster auf die Werkstatt gerückt und wollte neue Stiefeln haben. Die ihm nicht paßten, schmiß er dem Schuster an den Kopf und als endlich ein Paar gut genug waren, da gab er dem Schuster eine gar treffliche Auszahlung mit der flachen Klinge, daß der arme wehrlose Mann nur so schrie. That aber dabei auch einen Fluch und rief: Nun, so wollt' ich doch, daß der Teufel die Stiefel regieren sollte, daß sie ewig herumirren müßten. Da hat aber der Dragoner nur dazu gelacht. — Nun wurde doch im selbigen Jahre, es war nämlich im Frühling Anno 1632 gewesen, bei Lützen die große Schlacht geschlagen. Da war mein Buttler'scher Dragoner auch dabei und auch die Laubaner Stiefeln; aber nicht lange, denn da ist eine schwedische Kugel gekommen und hat sie ihm sammt den beiden Beinen unter'm Leibe weggeschossen. Und da ist auch des Schusters Fluch in Erfüllung gegangen, denn die Stiefel mit den Beinen sind richtig ruhelos umher gelaufen und müssen gut marschiret sein, denn schon am dritten Tage nach der Schlacht, da haben die Laubaner gesehen, wie die Stiefel auf dem Steinberge umher gelaufen sind. Weil's aber Winterszeit war, wo nicht viel Leute im Freien sind, ist die Sache nicht recht beachtet worden. Aber viele Jahre später haben einmal die Fuhrleute an einem 9. November die Stiefel gesehen und die Sporen klingen gehört; ist auch ruchbar geworden, daß sie am hellen lichten Tage ein Paar Kinder umgerannt haben, so am Steinberge des Holzlesens halber sich aufgehalten. — Das ist die Sage von den wandernden Stiefeln.

Anmerk. Der Geist Stiefeli oder Stiefelireiter im Aargau erscheint ebenfalls den holzlesenden Kindern, (Rochholz S. 301, wo die Sage mit einem falschen Schwur bei Schöpfer und Richter in Verbindung gebracht wird). In beiden ist der letzte Grund eine Uebervortheilung. Der Schuh verwandelte sich aber schon frühe in ein Rechtssymbol für Auflassung von Gut und Erbe (Grimm, Rechtsalterth. 156., 379.) und der bei diesen Rechtsverhandlungen Uebervortheilte bekommt eben deswegen wiederum den Namen Stiefel, insofern er mittelst dieses symbolum traditionis betrügt.

In dem Schlosse Kulenberg haust ein kleiner Geist, Namens Stiefel. (Grimm, D. S. No. 77.) Er trägt einen großen Klappstiefel, weil ihm einmal ein Bein beschädigt wurde. In obiger Sage kommt noch hinzu der Glaube an die Meilenstiefeln der Märchen, deren ältestes Exemplar in des Hermes geflügelten Schuhen zu suchen ist.

239. Ein Bauer macht, daß die Diebe stehen bleiben müssen.

Frenzel, hist. nat. III. 1416 msc.

Zu Friedersdorf unter der Landeskrone war einst ein Bauer, der konnte mehr als Brod essen. Wenn er des Nachts im Bette lag und die

Leute auf sein Feld kamen, um Rüben zu stehlen, wußte er einen Zauberbann, daß sie mußten stehen bleiben und nicht von der Stelle konnten. Hatte er sie dann mehre Stunden in allen Aengsten stehen lassen, dann erhob er sich gemächlich, ging hin und machte sie wieder los, nachdem er sie tüchtig ausgescholten hatte. Von einem andern Friedersdorfer erzählt man auch, daß er, auch ohne hinzusehen, immer gewußt habe, was seine Knechte machten. Ja, wenn er weit vom Orte entfernt mit seinen Zechgenossen in einer Schänke saß, hat er ihnen oft haarklein erzählt, wie es in dem Augenblicke zu Hause zuginge: denn er sähe Alles vor sich, als wenn er dabei stände.

240. Hieb- und Stichfest.

Frenzel, hist. nat. III. 147. msc. Magnus S. 200.

Es ist von vielen, auch berühmten Personen bekannt, daß sie hieb- und stichfest waren, und leidet keinen Zweifel, daß man eine zauberische Kunst hat, durch welche man es so weit bringen kann, daß einem kein Hieb oder Stich Etwas schadet. Aber bisweilen werden doch die Leute damit betrogen und es ergeht ihnen wie jenem schwedischen Soldaten von dem Wankeschen Regimente zu Görlitz Anno 1640. Der berühmte sich auch gegen seine Kameraden in der Schänkstube, daß er ganz stahlfest wäre und wollte solches mit einer verwegenen That beweisen, steckte daher einen Degen in die Wand und lief mit aller Gewalt auf denselben zu. Es hat ihm aber der Teufel den Pakt nicht gehalten: denn der Degen ist ihm durch den Leib gegangen und hat ihn dermaßen aufgespießt, daß er in seinen Stunden bald gestorben ist. Das Aas haben sie dann auf der Viehweide begraben.

Anno 1640, den 29. Mai, nach einem Schwedenscharmützel zu Sorau, sahen die Bürger dieser Stadt mit schrecklicher Verwunderung, wie etliche Schweden sich erbärmlich quälen mußten und nicht eher, als bis die Sonne untergegangen war, sterben konnten, ob sie gleich tödtlich verwundet waren und man sie auch noch dazu mit Aexten, Steinen und dergleichen jämmerlich schlug und zerschmiß. Und dieses kam daher, weil sie sich durch Hülfe des Teufels stahl- und eisenfest gemacht hatten.

Anmerk. Lausitzischr Recepte zum Festmachen: Moos, welches auf der Hirnschaale eines Gehenkten oder Geräderten wächst, muß man sich in seine eigene Kopfhaut nähen.

Man trägt eine Kuget bei sich, womit ein anderer Mensch erschossen ist.

Runde Brodkügelchen heimlich unter's Altartuch gelegt, sodaß drei Messen darüber gelesen worden. Wer eins verschluckt, ist auf einen Tag fest.

Ein Mannsfeldscher Thaler von 1611 und 1613 mit dem Bilde des heiligen Jürgen, wie er den Lindwurm tödtet und den Umschriften: bei Gott zu Rath und That; auf der andern Seite: das Schifflein Christi in Meereswellen mit den Worten: in tempestate securitas, Schutz im Unglück.

Ein sogenanntes Nothhemde. Das Garn dazu von einem Mädchen unter sieben Jahren gesponnen. Die Nähte mit Kreuzstichen. Darüber drei Messen gelesen. Probatum est.

Vergl. Ruhstandt's Taschenbuch f. d. L. II. S. 94.

241. Die Mordsuppe.

Fata Lusatica, Budissin 1725. cap. 18 S. 125.

Im Anfange des 17. Jahrhunderts hat sich um Markliſſa herum eine räuberiſche Rotte aufgehalten, vornehm und gering beraubet, den adligen Hof in Gerlachsheim verwüſtet, Greiffenberg (1603) eingeäſchert, Markliſſa, Zittau (1608), Friedland und viele andere Ortſchaften angezündet. Ihr Anführer war George Beer von Beerberg. Der hat die ganze Bande zuſammengeleſen und eine große Zuſammenkunft gehalten, wo ein jeder von einer Mordſuppe eſſen mußte, ſo Beer aus dem Herzgeblüt ungeborener Kinder gebrauet hatte, wie er denn ſelbſt bekennet, daß er ſein Eheweib getödtet, um des Blutes ſeines eigenen Kindleins habhaft zu werden. Nach genoſſener Mahlzeit haben ſie vermeinet hieb- und ſtichfeſt zu ſein, auch die Tortur und Marter, ſo ſie gefangen würden, leichtiglich ertragen zu können. Hat ihnen aber zuletzt Alles nichts genützt. Sind eingefangen, zuſammengekoppelt und alleſammt in ein großes Feuer geworfen worden.

Anmerk. Die gebirgige Gegend von Markliſſa bis Meffersdorf hat überhaupt in unſern Sagen faſt nur Schauderhaftes und grauſam Blutiges aufzuweiſen.

242. Valentin Dominus und der Görlitzer Henker.

Frenzel, hist. nat. III. 1418. msc.

Anno 1582 Montags nach Cantate hat ſich ein reicher Bauer zu Horka, Namens Valentin Dominus, aus Verzweiflung ſelbſt erſtochen. Er hatte nämlich mit dem Görlitzer Henker einen langen Handel wegen drei geſtorbener Pferde gehabt, in welchem Handel der Henker den Kürzeren gezogen und von dem Rath zu Görlitz geſtrafet worden war. Da hat ihm der Henker aus Rache die ſchwere Melancholie an den Hals gezaubert, und hat alſo müſſen eines unſchuldigen Menſchen Leben in des Henkers Hände fallen.

243. Von einem andern zauberiſchen Henker.

Haberkern, Chronik von Kamenz ad annum 1607.

Anno 1607 herrſchte in der Kamenzer Gegend ein großes Viehſterben. Das kam ſo plötzlich, daß man allgemein der Meinung war, es ſei verfluchte Hexerei im Spiele. Der Verdacht fiel auf den Kamenzer Henker, Namens Peter Vabus. Er wurde gefänglich eingezogen, bekannte auf der Tortur ſein Verbrechen und wurde auf dem Markte zu Kamenz hingerichtet.

244. Die Kerbemühle bei Markliſſa.

L. Mon. Schr. 1793 II. 354. Samml. von Schön No. 9. Msc.

Zwiſchen dem Burgholze und der Viehweide ohnweit Markliſſa ſtand ſonſt eine Mühle, die Kerbemühle genannt. Es iſt aber ſchon ſehr lange

her, daß sie gänzlich verfallen ist, so daß man auch keine Spur mehr von ihr sieht. Ihr Untergang wurde durch den Geiz und die Habsucht des letzten Besitzers herbeigeführt. Dieser betrog nicht nur die Mahlgäste ganz erschrecklich mit dem Mehle, sondern wucherte auch unmenschlich mit seinem Gelde und kerbte den armen Leuten, die in der Noth zu ihm borgen kamen, oft mehr Zinsen an, als das Kapital betrug, hatte auch richtig halb Marklissa auf seinem Kerbholze. Aber er kriegte seinen Zahlaus. Hört, wie das kam!

Eines Abends, da es draußen regnete und stürmte und ein Wetter war, daß man nicht gern einen Hund hinausjagte, klopfte ein hübscher schmucker Müllerbursche an, sagte gebührlich seinen Willkommen und Handwerksgruß und bat um das Geschenk, wie auch um eine schlechte Lagerstatt und Nachtherberge. Da schnaubte ihn der geizige Müller an und wies ihm die Thüre, nachdem er ihm das Geschenk, welches er dem Burschen nach Handwerksgebrauche einmal nicht verweigern konnte, auf den Tisch hingeworfen hatte. Der aber ließ das Geschenk liegen und sagte: Behalket euer Geschenk, Meister! Ich mag nichts von euch; ich schüttle den Staub von meinen Füßen und gehe hinaus wieder in die finstere Nacht. Ihr werdet aber einst wünschen, daß ihr mich behalten hättet; denn auch ihr habt hier am längsten eure Herberge gehabt, und damit ging der schmucke Handwerksbursche zur Thüre hinaus und verschwand in der Finsterniß. Und denkt euch was geschah! Gleich des andern Morgens fanden sich in der Mühle eine große Menge Ottern ein, daß man sich ihrer nicht erwehren konnte. Wenn der Müller aß, so krochen sie auf den Tisch und langten mit in die Schüssel. Wenn er ging, um aufzuschütten, folgten sie ihm nach und schlangen sich um seine Beine. Wenn er sich in's Bett niederlegte, schlüpften sie mit hinein und ließen ihn nicht schlafen. Er mochte mit dem Schürbeil um sich hauen, mit Knütteln in sie hineinschlagen, sie stoßen oder treten, es half Alles nichts, er ward sie nicht los. So blieb ihm nichts Anderes übrig, als die Mühle zu verlassen, die nun leer und öde stand und nach und nach gänzlich verfiel. Um 1750 standen noch die Trümmer des untern Stockes, von Ottern in großer Menge bewohnt; jetzt ist wenig mehr davon zu sehen.

245. Der Feuersegen zu Budissin.

Klar S. 101. Gräffe S. 484.

Zu Anfang des 17. Jahrhunderts kam eine wandernde Zigeunerfamilie nach Budissin und suchte, da fast alle eine Krankheit befallen hatte, ein Obdach auf einige Tage. Die Mutter mit ihren zwei kranken Kindern ging von Haus zu Haus, um die Herzen der Einwohner zu bewegen, und der Vater lag auf einer Steinbank am Thore. Allein kaum gelang es den Armen, einige geringe Gaben zu erhalten, sie aufzunehmen bezeugte Niemand Lust, und so mußten sie dem kranken Vater leider alle Hoffnung auf Obdach in

der feuchten Herbſtnacht rauben. Traurig, vor Kälte zitternd, ſaßen ſie nun am Thore; da ſchritt ein Mann vorüber, der ſelbſt arm und dürftig ausſah. Dieſer fragte ſie, warum ſie ſo klagten, und als ſie ihm ihre Noth geſtanden, da führte er ſie mit den Worten: nun kommt nur mit mir! in ſeine ſchlichte Wohnung in der Gaſchwitz unfern der äußeren Ringmauer der Stadt. Er gab ihnen eine Kammer, reichte dem durchfroreuen Vater einen Trank, theilte mit den Unglücklichen ſein Abendbrod und bereitete ihnen ein Lager aus friſchem Stroh. So übte er mehre Tage lang ſein Werk der Barmherzigkeit an ihnen, bis ſie im Stande waren, ihren Weg wieder in ihre Heimath nach Ungarn fortzuſetzen. Ehe ſie Abſchied von dem menſchenfreundlichen Manne nahmen, ſprach der geneſene Zigeuner zu ihm: wir wollen nicht undankbar von dieſer Stätte gehen, ſondern ein bleibendes Zeichen zurücklaſſen. Von dieſer Stunde an wird dieſes Gebäude kein Raub der Flammen werden, und wenn auch die ganze Stadt in Schutt und Aſche verwandelt würde, ſo wird doch kein Feuer dieſes Haus anfaſſen! Damit murmelte er den ſogenannten Feuerſegen und ging von dannen. Zwar glaubte anfangs der Beſitzer des Hauſes den Worten des Zigeuners nicht, allein bald ward er eines Andern belehrt, und erfuhr zu ſeinem nicht geringen Staunen, daß der Fremdling Wahrheit geredet hatte. Nach wenigen Jahren ward Budiſſin von Wallenſtein erobert und mit kaiſerlichen Truppen beſetzt, der Friedländer zog bald darauf nach Böhmen und ließ den Obriſten von Goltz als Stadtkommandanten zurück. Dieſer ließ, als die Sachſen vor die Stadt rückten, die Vorſtädte der Stadt in Brand ſtecken, ein widriger Wind jagte das Feuer in die innere Stadt und bald ſtand dieſe in Flammen. Nur ein unbedeutendes Haus in der Gaſchwitz blieb unverſehrt und das war das, welches die Zigeuner beherbergt hatte. Die Soldaten legten mehrmals Pechkränze an, konnten aber das Dach nicht in Brand bringen. Noch vor wenigen Jahren war es bewohnt, allein 1840 ward es wegen Baufälligkeit niedergeriſſen, der Platz geebnet und als Garten benutzt.

Anmerk. Ganz dieſelbe Geſchichte wird von einem Hauſe zu Neubrunn in Franken erzählt. (Bechſtein, Fr. S. S. 278.)

Ein Gegenſtück dazu bildet eine lauſitziſche Fluchgeſchichte. In Gerlachsheim lebte um's Jahr 1660 ein reicher, aber hartherziger Bauer, Namens Seidt. Den baten auch einmal wandernde Zigeuner, die dem Verſchmachten nahe waren, um Herberge. Er aber ſtieß ſie unbarmherzig von ſeiner Thüre. Da ſprachen die Zigeuner einen Fluch über ihn und es vergingen kaum vier Wochen, ſo fingen alle Hausbewohner an, erſt am Leibe zu verlahmen; dann verloren ſie ſämmtlich den Verſtand und ſind ſo in Raſerei geſtorben. (Moritz Käuffer, Geſchichte von Gerlachsheim 1847.)

246. a) Das Dorf ohne Sperlinge.

Sing. Lus. XVI. 240.

Unweit Budiſſin liegt ein Dorf mit Namen Sorah, welches nach Wilthen eingepfarrt iſt. Von dieſem erzählen die Bewohner und ihre Nach-

darn, daß es dort nie und nirgends Sperlinge giebt, welche leidigen ungebetenen Gäſte doch ſonſt überall in der Erntezeit ihre Schmarotzermahlzeiten halten, wo nur immer Korn in Garben liegt oder gedroſchen wird. Ja, wenn von ungefähr einer dieſer Korndiebe ſich nach Sorah verirrt hat, ſo leidet's ihn nicht allda, er muß wieder fort. Noch viel weniger hat ſich jemals einer unterſtanden, dort zu hecken. Und wie geht das zu und wo kommt das her? Von Zigeunern, ſagen die Leute. Denn die Soraher haben einmal eine herumziehende Zigeunerbande, die Niemand hat aufnehmen wollen, beherbergt und ihnen alle Liebe erzeigt. Zum Dank haben dieſe Leute mit ihrer geheimen Kunſt jene leichtfertigen und gefräßigen Vögel auf ewige Zeiten aus dem Umkreiſe des Dorfes verbannt.

Anmerk. In der Kreuzkirche zu Dresden hat einmal ein lutheriſcher Paſtor gegen die Sperlinge gepredigt, welche in großer Zahl in der Kirche hauſten und nicht hinwegzubringen waren, da ſie in des Teufels Dienſten ſtanden, um durch ihre Leichtfertigkeit und Geilheit die Gemeinde zu verwirren und zu zerſtreuen. — (Sing. Lus. l. c.)

246. b) Das Zauberſchloß auf dem Stromberge.

Büſching II. 206. L. Mag. 1838 S. 283.

Zu gewiſſen Zeiten war auf dem Stromberge ein wunderſchönes Schloß zu ſehen und deutlich beobachtete man dann aus der Ferne, wie die Bewohner daſelbſt ihr Weſen trieben. Niemand wagte ſich dann in die Nähe des Berges oder gar in das Schloß ſelbſt, jeder warnte den andern davor. Dennoch aber geſchah es einſt, daß ein Bürger aus der benachbarten Stadt Löbau, ohne daß er ſelbſt davon wußte, jenes Schloß und ſeine Bewohner näher kennen lernte. Die Geſchichte iſt folgende:

Vor langer, langer Zeit war einſt ein Schuhmacher aus Löbau in dem etwa zwei Meilen davon entfernten Städtchen Weißenberg zu Markte geweſen, wobei ihn ſein Weg vor'm Stromberge vorbeiführte. Als er ſpät Abends wieder nach Hauſe zurückkehrte, verirrte er ſich im Dunkeln in der Gegend des Berges. Lange ſchon ohne Weg und Steg im Finſtern herumirrend gewahrte er endlich auf der Höhe jenes Berges den Schimmer eines Lichts. Ohne irgend etwas Unheimliches zu ahnen ging er darauf zu, ſtaunte aber nicht wenig, als er bei mehrer Annäherung ein ſchönes, großes und erleuchtetes Schloß gewahrte, das ihm nicht im Geringſten bekannt war. Denn daß es das berüchtigte Strombergsſchloß ſein könnte, ahnte er entweder nicht oder er kannte auch die Sage davon gar nicht einmal. Froh, ſich endlich aus ſeiner Verlegenheit helfen zu können, ſuchte er den Eingang, um dort ſich eine Laterne zu borgen, mit deren Hülfe er ſeine Reiſe beſſer und bequemer zu beendigen gedachte.

Ohne weitere Schwierigkeiten gelangte er in das Zimmer des Schloſſes, welches erleuchtet war und erkannte darin zwei Herren.

Einer ſaß an einem Tiſche und ſchrieb eifrig, was ihm ein anderer, der mit verſchlungenen Armen auf- und abging, in die Feder zu ſagen ſchien. Letzterer redete den Schuhmacher in einem rauhen Tone an und fragte ihn mit kurzen Worten, was er wolle. Dieſer erzählte nun ſeine Geſchichte und trug ihm ſein Anliegen vor, erhielt aber für jetzt blos die Antwort von ihm, daß er es ſich vor der Hand gefallen laſſen müſſe, drei Tage und drei Nächte bei ihnen zu bleiben, und daß es ihm überlaſſen bleiben ſolle, ſich ſelbſt die Arbeit zu erwählen, die er während dieſer Zeit bei ihnen verrichten wolle.

Der Schuhmacher aber, der ſo wenig zu dem einen als zu dem andern Luſt bezeigte, konnte ſich zu keiner beſtimmten Arbeit entſchließen; es ward ihm daher von jenen beiden Herren auferlegt, während ſeines Aufenthalts auf dem Berge Steine zu karren. So beſchwerlich ihm auch dieſes Geſchäft ſein mochte, ſo wagte er, aus Furcht einer möglichen gefährlichen Ahndung, es dennoch nicht, ſich deſſen zu weigern.

Endlich am Abende des dritten Tages entließen ihn jene beiden Herren ſeiner Arbeit wieder, gaben ihm nach ſeinem Wunſche eine Laterne und erlaubten ihm nach Hauſe zu gehen. Doch der Schuſter, der wo möglich gern einen Erſatz für die dreitägige Verſäumniß in ſeiner Arbeit gehabt hätte, war hiermit nun noch nicht zufrieden, ſondern er wagte es ſogar, ſich einen Lohn für die ganzer drei Tage lang treulich geleiſtete Arbeit auszubitten. Auf vieles Zureden und Bitten endlich empfing er nicht mehr und nicht weniger als — einen Silberdreier und zwar mit der Bedeutung, daß er dadurch, ob es gleich nur ein Geldſtück von ſehr geringem Werthe ſei, dennoch ſehr glücklich ſein werde, indem, ſo lange er dieſes beſitzen würde, es ihm nie an Gelde mangeln werde.

Hiermit zufrieden, verwahrte der Schuſter dieſen Dreier ſorgfältig, beurlaubte ſich dann von den beiden Herren und trat ſeinen Weg nach Hauſe an. Spät erſt in der Nacht kam er heim und fand die Thür ſeines Hauſes ſchon verriegelt und verſchloſſen; er klopfte daher mit aller Macht an und rief und ſchrie, damit ſeine Frau ihn hören und ſobald als möglich einlaſſen möge.

Endlich aus dem Schlafe erweckt erſchien dieſe, prallte aber mit einem lauten Schrei des Entſetzens zurück, als ſie in dem Ankommenden ihren Mann erkannte, den ſie ſchon längſt für todt gehalten hatte. Denn anſtatt daß er blos drei Tage weggeweſen zu ſein glaubte, war er nicht weniger als ein ganzes Jahr weggeweſen, und in ſeiner Heimath hatte man angenommen, er müſſe verunglückt ſein, da er von dem damaligen Weißenberger Markte nicht zurückgekommen war.

Da er ſeinen Gedanken nach gar nicht lange abweſend geblieben, ſo war er mit der alten Ordnung der Dinge bald wieder vertraut, nur mit dem Unterſchiede, daß er nun, ſeitdem der Heckdreier vom Stromberge in

ſeinem Beutel wohnte und dieſen immer von Neuem füllte, ſich ſelbſt nicht in jene Ordnung wieder hineinfügen wollte und anſtatt, wie ſonſt, fleißig zu arbeiten, jetzt nur dem Müſſiggange und Trunke ſich ergab, weil er augenſcheinlich bemerkte, daß er jenes nun nicht mehr nöthig habe, dieſes ihm aber vergnügtere Tage gewähre. Der Trunk aber war wiederum die Urſache, daß er ſeinen Schatz einbüßte. Denn als er einſt in einem ſtarken Rauſche ſeinen vollen Beutel hervor ſuchte und ſeine Zeche bezahlen wollte, gab er aus Unachtſamkeit jenen glückbringenden Heckdreier aus und ward dadurch, daß er ſich nun einmal an ein müſſiges Leben gewöhnt hatte, zum Bettler.

Anmerk. Der Stromberg iſt eine heidniſche Opferſtätte (ſ. No. 21. Anmerk.), wo auch Zwerge hauſen.

Sechste Abtheilung:

Schatz-Sagen.

VI.

Schatzsagen.

247. Der Geldkeller auf dem Löbauer Berge.

Büsching II. 105. IV. 337. Frenzel, hist natur. mor. II. 771. Großer, Merkw. V. 14. O. u. N. Lauf. Chronik S. 79. Taschenbuch Gedenke mein, Wien u. Leipzig 1840 S. 103. Breslauer Handschrift No. 28. Gräße, S. 493 ff. Berett S. 39. Leipziger Generalanzeiger 1845 No. 1. Preußker, Blicke ꝛc. I. S. 78. Gräve S. 118. Winter, in der Constit. Zeit. 1854 No. 24.

Erste Sage.

Von der höchsten Spitze des Löbauer Berges führt nach Norden der sogenannte Prinzensteig an einem Felsen vorüber, der im Volke allgemein der Geldkeller genannt wird, denn es liegt ein Schatz darin, groß genug die ganze Lausitz zu kaufen. Viele sagen, die Hüter des Schatzes wären die verstorbenen Bürgermeister von Löbau, und sie würden die Stadt unterstützen, wenn sie in Noth käme. Das Thor desselben ist geschlossen, und nur an hohen Festtagen zu bestimmten Stunden ist es Einzelnen vergönnt, in's Innere der Höhle zu treten und sich dort Schätze zu holen. Aber es muß ein ganz uneigennütziger Mensch sein, den der Zufall hierher geführt.

Einmal war ein Löbauer Bürger ausgezogen den Schatz zu heben. Aber vor übergroßer Begier sich von den Schätzen, die er fand, soviel als möglich anzueignen, hatte er ganz vergessen, daß der Berg nur eine Stunde lang offen sei. So mußte er sieben Jahre im Berge bleiben. Als sich nach sieben Jahren der Berg wieder öffnete, da ließ er gern alle Schätze im Stich und war zufrieden, nur seine Freiheit wieder erlangt zu haben.

248. Zweite Sage.

Zwei Knaben spielten einst auf dem Löbauer Berge und zwar in der Gegend des sogenannten Geldkellers. Dem einen von ihnen entführte der Wind sein leichtes Strohhütchen und wehte es in die Tiefe einer Felsenkluft. Der Knabe weinte und schrie, doch dadurch gelangte er immer noch nicht

wieder zu seinem Eigenthume. Aus Furcht vor Strafe, wenn er ohne sein Hütchen nach Hause zurückkehrte, gab er sich nun alle mögliche Mühe, es wieder aufzufinden, kletterte und kroch von einem Stein auf den anderen und gelangte endlich in die Tiefe der Kluft, ohne aber sein liebes Hütchen ausfindig zu machen.

Jetzt entdeckte er eine in den Fels hineingehende Höhle. Hier glaubte er nun das Gesuchte finden zu müssen und gerieth so, ohne daß er es dachte, von Tiefe zu Tiefe, bis sich endlich ein ungeheurer und weiter Felsenkeller seinen erstaunten Blicken aufthat.

Hier sah er nun zwar immer noch nichts von seinem Hütchen, wohl aber erblickte er eine ganze Gesellschaft Herren, die um einen großen runden Tisch herumsaßen und zu spielen schienen, kein lautes Wort aber von sich hören ließen. Im Hintergrunde des Kellers aber standen ganze unermeßliche Braupfannen voll von blanken Thalern und Goldstücken.

Die stummen Herren winkten dem Knaben freundlich, sich von den aufgehäuften Schätzen zu nehmen und einzustecken, doch ein gräßlicher feuerschnaubender Hund vertrat ihm furchtbar den Weg, daß er fast allen Muth verlor. Von Neuem aber winkten die Herren und der furchtbare Hund zog sich etwas zurück.

Auf dringendes und wiederholtes freundliches Zuwinken wagte es endlich der Knabe sich heranzuschleichen, ging nun hart an dem Hunde vorbei, so daß er fast über ihn hinweg steigen mußte, und steckte sich von den blanken Thalern und Goldstücken so viel ein, als nur in seinen kleinen Taschen Platz hatte. Nun schon dreister gemacht, da Alles ohne Gefahr für ihn abgelaufen war, machte er sich auf den Rückweg, der ihm auch weder von dem feuerschnaubenden Hunde noch von den stummen Herren an dem großen runden Tische streitig gemacht wurde. Froh über sein unverhofftes Glück, das ihn statt seines strohernen Hütchens einen so großen Schatz finden ließ, stieg er nun wieder in der Felsenkluft empor, war ohne viele Mühe und ehe er es dachte wieder oben auf dem Berge und eilte mit der Baarschaft vergnügt nach Hause.

Der andere Knabe, der mit diesem auf dem Berge war, hatte mit Ungeduld auf die Rückkunft seines Gefährten aus der Felsenkluft geharret und beinahe schon gefürchtet, daß er wohl verunglückt sein könnte.

Doch als er ihn nun nicht nur gesund und wohlbehalten, sondern sogar mit reichen Schätzen beladen wiederkehren sah und noch obendrein hörte, wie leicht und gefahrlos er dazu gelangt sei, so stieg auch in ihm der Gedanke auf, sein Glück bei jenen unterirdischen Schatzmeistern zu versuchen.

Er warf daher sein Hütchen absichtlich in die Felsenkluft und kletterte ihm nach. Nach langem Klettern kam auch er in den Felsenkeller. Aber die stummen Herren an dem großen runden Tische sahen ihn mit böser und zürnender Miene an und bedrohten ihn auf's strengste, wenn er es wagen würde hineinzukommen; auch der feuerschnaubende Hund sah so grimmig aus, als wenn er ihn auf der Stelle zerreißen wollte.

Da machte sich der Knabe so schnell er nur konnte auf die Beine und war nur froh, mit heiler Haut und lebendig davongekommen zu sein. Nur mit großer Mühe konnte er die steile Höhe wieder erklimmen, schund sich noch dabei die Knie wund und mußte mit zerrissenen Hosen und ohne Hut nach Hause gehen. Welche Belohnung ihn dort empfing, kann man sich denken.

249. Dritte Sage.

Es begab sich einst, daß eine arme Frau auf dem Löbauer Berge die Thüre des Geldkellers gewahrte, wie sie offen stand. Die Zeit aber, wo solches geschah, war an einem Charfreitage Morgens früh, als man eben vom Chore die Passion absang. Neugierig und in der Hoffnung, einen Schatz und somit Glück darin zu finden, so wie schon so mancher Andere vor ihr, ging sie hinein, obschon sie einen größeren Schatz, nämlich ihr einziges Kindlein, auf den Armen trug. Ueberall glänzten ihr gleich hellen Karfunkeln die Gold-, Silber- und Schaustücke entgegen, die in großmächtigen Braupfannen links und rechts aufgehäuft dastanden. Aber nirgendwo war ein Wächter dieser Schätze zu sehen. Ein runder Tisch nur stand unfern vom Eingange und einige Aepfel, so frisch sie nur zur Herbstzeit auf den fruchttragenden Bäumen prangen mögen, lagen darauf.

Auf diesen Tisch nun setzte sie das Kindlein nieder, damit es spielen möge mit den herrlichen Früchten; sie aber scharrte und sammelte so viel des blanken Goldes in ihre Schürze, als sie nur ertragen konnte, und trug es fürbaß aus dem Keller hinaus.

Alsbald nun kehrte sie wieder um, daß sie auch ihr Kindlein sich nachholen möge, was sie versäumt hatte über dem unterirdischen Mammon. Aber, o Jammer! nimmer und nimmer konnte sie jetzt die Thüre des Kellers wieder gewahren, zu der sie doch nur eben erst war herausgetreten, und weder Weinen und Greinen, noch Klagen und Zagen mochte ihr helfen, denn schier nicht eine einzige Spur davon konnte sie noch wahrnehmen. Gar gern hätte sie nun all ihre blanken Schätze, die sie gewonnen, dahingegeben für den einzigen Schatz, den sie verloren. Und ob sie auch ihr gehabtes Unglück denen anzeigete, die zu Rathe sitzen, so konnten sie ihr doch nicht rathen und helfen; ja alles Nachforschen und Suchen und Graben war sonder Nutzen, so viel dessen auch auf gemeiner Stadt Kosten veranstaltet und vorgenommen werden mochte.

Und als nun wiederum die Zeit der Ostern herbeigekommen war und die Stunde, wo man vom Chore herab die Passion absang, ging das Weib abermals hinaus die Stelle zu suchen, wo sie vor'm Jahre so glücklich und doch so unglücklich gewesen; und siehe! da öffnete sich mit einem Male wieder jene unterirdische Pforte mit ihren Karfunkeln gleich blitzenden Schätzen. Sie aber, thränend und sehnend, sah nichts denn ihr Kindlein, das immer noch auf jenem runden Tische sitzend, wohin sie es einst gesetzet, munter spielte mit den frischen Aepfeln und freundlich die Arme ihr entgegenstreckte. Gar gern wählte sie diesmal für all' die todten Schätze den lebenden. Doch als sie mit ihm das Sonnenlicht erreichte, erblich das Kindlein ihr in den Armen.

Eine andere Sage erzählt, das Kind habe nur eine dreitägige Ohnmacht befallen, die von einem wunderthätigen Manne mit Hülfe der im dicht daneben liegenden Kräutergärtlein wachsenden Heilkräuter gehoben worden sei. Das Kind war selbst als Mann nie wieder auf den Berg zu bringen gewesen und in die weite Welt gegangen.

Anmerk. Ganz ähnliche Sagen knüpfen sich an die Landskrone bei Görlitz und den Falkenberg bei Stolpen, an den Meisengrund beim Tollenstein in Böhmen u. s. w.

250. Vierte Sage.

Nach einer andern Sage öffnete sich der Geldkeller allemal am Johannistage Mittags zwölf Uhr, um sich des Nachts wieder um dieselbe Stunde zu verschließen. Am Johannistage 1516 hatte ein Bauer das Glück, den Eingang geöffnet zu finden, er ging hinein und erblickte mit offenen, nüchternen Augen den unermeßlichen Schatz. Zuerst unschlüssig, was er thun oder lassen sollte, entschloß er sich endlich, seine Taschen und Mütze zu füllen und belastet mit der köstlichen Beute den Rückweg anzutreten. Allein in der Trunkenheit seines Glückes verirrte er sich in den Kreuzgängen und die verhängnißvolle Stunde, mit welcher sich der Eingang schloß, ertönte. Furchtbare Finsterniß umgab ihn. Niemand hörte seine Klagen. Verzweiflungsvoll warf er sich zu Boden. Da versank er in einen tiefen Schlaf, aus welchem er erst das kommende Jahr am Johannistage wieder erwachte; Taschen und Mütze fand er zwar leer, aber die Freiheit war ihm lieber als alle Schätze der Erde.

251. Der feurige Hund auf dem Löbauer Berge.

Berett, der Löbauer Berg 1854 S. 59.

In dem sumpfigen Gebüsche am östlichen Abhange des Löbauer Berges läßt sich zuweilen ein feuriger Hund sehen. Wer demselben muthig folgt, den führt er zur Diamantgrube. Ein Bauernmädchen aus Herwigsdorf kehrte einst spät in der Nacht vom Löbauer Jahrmarkte zurück. Da begegnete ihr der Hund, und seltsamer Weise hatte sie Muth genug ihm zu folgen und

gelangte auch richtig in einen glänzenden Saal, wo Alles in diamantenem Lichte blitzte und strahlte. Die anwesenden Personen fragten sie, was sie wollte. Nur einen einzigen von euren kostbaren Steinen, antwortete ängstlich bittend das bescheidene Mädchen. Kaum aber hatte sie den Wunsch geäußert, als der Feuerpudel sie wüthend anfuhr und mit solcher Gewalt in die finstere Nacht hinausschleuderte, daß sie erst unweit ihrer Behausung sehr unsanft auf dem Boden ankam. — Sie erzählte Alles ihrem Bräutigam; um ihn heirathen zu können, hatte sie ja nur die Berggeister gebeten. Der Bursche fing die Sache klüger an. Den nächsten Abend folgte er dem Pudel und kam ebenfalls in den Diamantensaal zu den Berggeistern. Aber er stellte sich entsetzlich dumm und that wie blödsinnig. Er äußerte nur kindische Freude über den Glanz und die Pracht und als er ganze Körbe voll Diamanten sah, freute er sich nur über die gläsernen Haselnüsse, wollte auch keine annehmen, weil er sie ja doch nicht beißen könnte. Nun so nimm doch Deinem Mädchen wenigstens einige mit, sagte einer der Berggeister und füllte ihm alle Taschen mit Diamanten. Hierauf empfahl er sich tölpisch und da der Pudel ihm wieder hinableuchtete, kam er glücklich in's Thal. Er aber lachte sich in's Fäustchen, die Geister getäuscht zu haben, heirathete sein Mädchen und kaufte sich das ganze Dorf.

Anmerk. Der Löbauer Berg ist eine heidnische Opferstätte (s. No. 21.), wo auch Zwerge hausen (s. No. 29.), der wilde Jäger sein Wesen treibt (s. No. 141 b.) und die Wunderblume blühte (s. No. 294. u. 297.).

252. Der Schatz auf dem Stromberge.

Büsching, Nachr. II. 202. Vergl. Dyer, Abendl. 1001 Nacht, XI. 23. Preuker I. 85.

Erste Sage.

Ein armer Knabe hütete einst auf dem Stromberge Kühe; als er nun aber müssig da und dort herum schlenderte, siehe! da lag plötzlich zu seinen Füßen das schönste Goldstück. Er bückte sich, um es aufzuheben, aber indem er dies that, blitzte ihm schon wieder ein anderes in die Augen, schnell langte er auch nach diesem, doch schon glänzte wieder ein neues dort aus dem Grase hervor und noch eins, und dort noch eins! So ging es fort und schon hatte der Knabe zehn der schönsten Goldstücke in seine Mütze zusammen gelesen, als ihm auch noch ein eilftes vor den Augen spiegelte. Auch dieses wollte er sich zueignen, doch dies war schon zu viel verlangt, eben als er sich danach bückte, erhielt er von unsichtbarer Hand einen derben Backenstreich. Aber mit diesem waren auch die übrigen zehn bereits gesammelten Goldstücke im Nu wieder verschwunden und er blieb alles Suchens ungeachtet so arm, als er immer gewesen war.

253. Zweite Sage.

Eine Frau, die in einem der wenigen Häuser wohnte, welche am Fuße des Stromberges stehen, gewahrte eines Sonntags früh während des Gottesdienstes, wie an einer Stelle des Berges Funken aus der Erde hervor sprühten und blaue Flämmchen empor loderten. Augenblicklich nahm sie ihr Taschenmesser und warf es auf die Flämmchen, denn sie wußte gar wohl, daß man durch Draufwerfen von Metall den Schatz, der unter dergleichen Flämmchen zu liegen pflegt, vor dem Weiterrücken bewahrt. Dann lief sie in ihre Wohnung zurück, holte Hacke und Schaufel, fing rüstig an zu graben und siehe da! sie hatte sich nicht getäuscht, denn sie fand eine große Menge uralter Silbermünzen.

Eine andere Frau hatte von dem glücklichen Funde gehört und paßte nun alle Sonntage auf, ob sie nicht auch solche Flämmchen entdecken würde. Und richtig, einmal während des Mittagsgottesdienstes gewahrte sie die Funken und Flammen, warf ein Messer darauf und grub dann eine große, große Menge harter Silberthaler aus der Erde, soviel daß sie dieselben kaum in der Schürze bis in ihre Wohnung schleppen konnte. Sie konnte es nicht erwarten, die Summe zu erfahren, die sie gewonnen hätte, und zählte die harten Thaler auf Tischen und Bänken auf, daß Alles mit Silber bedeckt war. Aber wie sie im besten Zählen ist, däucht es ihr plötzlich, als hörte sie Feuerlärm. Das ganze Dörfchen scheint in Flammen zu stehen und die Lohe schlägt schon glühendroth an's Fenster. Sie läßt Alles stehen und liegen und eilt bestürzt hinaus, die Gefahr zu untersuchen. Draußen aber ist Alles still und in der größten Ruhe; kein Gedanke an eine Feuersbrunst. Da wird ihr unheimlich zu Muthe. Sie eilt in's Zimmer zurück, aber ihr ganzer Schatz war verschwunden.

254. Dritte Sage.

Ein reisender Kavalier aus Flandern kam auf seiner Reise nach Polen in die Gegend des Stromberges. Es war ein muthiger Herr und hatte immer Lust zu Abenteuern. Als er hörte, daß auf dem Stromberge unheimliche Geister ihr Wesen trieben, so war's ihm grade recht, und als es finster geworden war und Mitternacht heran kam, nahm er sein Schwert und bestieg den Berg. Der Vollmond mit seinen milchweißen Strahlen übergoß zauberisch die alten Schloßruinen und der Kavalier trat zu den Mauern der Burg. Alles war still und offen stand ein kleines Pförtchen. Der Held schritt hinein und kam in eine weite Halle, in deren Mitte eine mit Gold und Edelsteinen gefüllte Braupfanne und ein langer eiserner Kasten stand. Ein Augenblick genügte und die Halle hatte sich mit einer Schaar grauer Männchen gefüllt. Der Kavalier stand staunend an einem Pfeiler und wußte nicht, ob er seinen Augen trauen sollte. Da trat eins der grauen Männchen zu dem Kasten,

ſtieß mit dem Fuße daran, aufſprang der Kaſten und was lag darin? Ein langes, weißes, beinernes Menſchengerippe. Es richtete ſich langſam auf und wandte die hohlen Augen nach allen Seiten umher. Die grauen Männchen winkten freundlich dem Kavalier, näher zu der Braupfanne und dem Golde zu treten. Er that es, doch im Nu ſank die Braupfanne unter fürchterlichem Getöſe in ein unterirdiſches Gewölbe hinab und der Boden verſchloß ſich wieder. Ein gellendes Gelächter erſcholl aus dem Munde der Berggeiſter, das bleiche Gerippe aber verfolgte den aus der Halle fliehenden Kavalier mit einem blinkenden Meſſer in der knöchernen Fauſt. Sobald der Flüchtige außer dem Bereiche des Schloſſes war, ſah er ſich wieder allein. Kein Lüftchen regte ſich und ſchweigend blickte der volle Mond auf den bleichen Ritter und auf die hohen Schloßruinen herab; doch nicht mehr gelüſtete es ihn, nochmals in das Gemäuer zurückzukehren.

255. Vierte Sage.

Der Schatz verläßt den Stromberg.

Der Schatz auf dem Stromberge blieb aber nicht immer daſelbſt. Die ihn bewachenden Geiſter hielten es einſt, vielleicht weil man demſelben allmählich zu ſehr auf die Spur gekommen war, für nöthig, ihn auf den felſigen Rothſtein bei Sohland zu bringen. Man erzählt ſich davon folgende Geſchichte: Ein Paar Bauern aus dortiger Gegend ackerten einſt am Fuße des Strombergs; plötzlich kam ein kleines graues Männchen, ſie wußten ſelbſt nicht recht woher, auf ſie zu und verlangte, daß ſie ihm ſogleich ein Geſpann von ſechs rothen Ochſen verſchaffen ſollten, weil die Braupfanne mit dem großen Schatze des Strombergs von dieſem auf den benachbarten Rothſtein gebracht werden ſollte. In nicht geringer Angſt vor dem Berggeiſte gab ihm unverzüglich jeder den an ſeinen Pflug geſpannten Ochſen, und zum Glück waren es lauter rothe. Dann holten ſie ſchleunig aus dem Dorfe noch ein anderes Paar rothe Ochſen. Das Bergmännchen fragte ſie darauf, ob ſie die Wegführung des großen Schatzes ſehen oder hören wollten. Eins von beiden dürften ſie wählen. Die beiden Bauern hatten Angſt und ſagten, ſie wollten ſich gern mit dem bloßen Hören begnügen. Aber Zittern und Beben ergriff ſie, als ſie nun die Erde unter ſich dröhnen und den großmächtigen Schatz wie einen gewaltigen Donner dahin brauſen hörten.

256. Der Schatz auf der Landeskrone.

Mündlich. Büſching's Volksſagen I. 178. Frankenberg, Leben Jakob Böhme's, Amſterd. 1715 4. S. 3. N. Lauſ. Mag. 1838 S. 383. Schön's Handſchrift No. 30. Gräve, S. 29. Preusker II. 100. Akten d. Naturf. Geſellſch. No. 93.

Erſte Sage.

In der Landeskrone iſt von alten Zeiten her ein großer Schatz vergraben. Jakob Böhme, der berühmte Görlitzer Schuſter und Philoſoph

hat ihn einst gesehen. Als er noch ein Knabe war und das Vieh hütete, pflegte er schon, in tiefsinnigen Betrachtungen versunken sich von seinen Gefährten abzusondern. So kam er einmal in Gedanken in der Mittagsstunde auf den Berg. Auf dem Gipfel fand er einen Eingang, wie von rothen Steinen gemauert, und als er hineinging, erblickte er eine große Bütte mit Gold. Er erschrak aber so sehr darüber, daß er eiligst zurückging, ohne sich Etwas von dem Gelde zu nehmen. Als er nachher mit andern Knaben mehrmals auf den Berg stieg, konnte er den Eingang nicht mehr finden.

Im 17. Jahrhunderte hat sich ein berühmter Schatzgräber zu Forste, Namens Bernhard Adelmann, dem Magistrat zu Görlitz angeboten und gesagt, er wollte den Schatz heben. Aber er hat zu viel für sich selbst verlangt.

Eine andere Sage berichtet, es habe ihn ein fremder Schwarzkünstler gehoben und hinweggeführt, habe aber dadurch einen Fluch auf sich geladen, daß er eines schmählichen Todes verstorben.

Zur Weihnachtszeit um Mitternacht kann man den Eingang finden. Zum Schlüsselloche paßt ein jeder Kanzelschlüssel, welchen man in der Christnacht abziehen muß. Andere sagen, es müsse der Kanzelschlüssel aus der Görlitzer Peterskirche sein und man brauche dazu die ebendaselbst liegende große Habermann'sche Altarbibel.

Auch heißt es, daß der Schatz gehoben werden könnte, wenn soviel reine Jungfrauen zusammen kämen, daß der Berg durchgesägt werden könnte. Daher sagt man von einer spröden Jungfrau, die nicht heirathen mag, sondern ohne Grund einem ehrlichen Burschen einen Korb giebt: „Sie will warten, bis die Landskrone durchgesägt wird und dabei helfen".

257. Zweite Sage.

Görlitzer Wegweiser 1837 S. 442. Beschreibung der Landeskrone 1847 12. S. 31.

Einmal hat auch eine arme Frau mit ihrem Kinde auf der Landeskrone sich ergangen und das Kind hat gespielt und so in seiner Unschuld die Thüre zu dem Schatze gefunden, ist hineingegangen, hat auch seiner Mutter zugeschrieen, die dem Kinde nachgegangen und so ebenfalls in das Gewölbe gekommen ist, wo sie nun sehr viel Gold und Edelsteine aufgerafft und mitgenommen. Sie hat aber vergessen ihr Kindlein, welches neben ihr auf der Erde sitzen geblieben war, mitzunehmen, hat auch erst zu Hause wieder an das Kind gedacht, ist zwar in großer Angst nach dem Berge zurückgelaufen, das Kind zu suchen, hat aber weder die Thür zu dem Gewölbe, noch das Kind wiederfinden können. Das Geld und Gut ist bald zerronnen und hat die Mutter dann weder Geld noch Kind gehabt, was sie nicht ertragen gekonnt. Sie hat sich deshalb verzweiflungsvoll in einen tiefen Born gestürzt.

Digitized by Google

258. Dritte Sage.

Mündlich aus Görlitz.

Der alte Postillon Matthes aus Krischa, der daselbst nach seiner Dienstentlassung noch im Jahre 1826 lebte, ging jede Johannisnacht auf die Landeskrone und erhob dort von dem Schatze des Ziszibor jedesmal soviel, als er das Jahr über brauchte. In der Gegend umher glaubten das die Leute steif und fest und die Weißenberger Bürger schickten einst Abgeordnete zu ihm, die ihm vieles Geld boten, wenn er sie mitnehmen wollte, denn die guten Bürger wollten gern der Stadt Schulden bezahlen, und wußten nicht wovon.

Wenn man in das Gewölbe hinein kommt, wo der Schatz liegt, so sieht man Ziszibor vor ihm sitzen, mit einer weichen Semmel in der Hand. Der Schatz besteht aus drei großen Tonnen voll geprägter Münzen. In der einen Tonne liegen die Goldstücke, in der andern die harten Thaler und in der dritten die kleine Münze. Wenn man drei ganz schwarze Thiere, an denen kein weißes Härchen sein darf, nämlich eine Katze, einen Ziegenbock und einen Hund bekommen könnte, so wäre der Schatz leicht zu heben. Denn wenn man mit diesen auf der Landeskrone ankäme, so würde sich die Thüre von selbst aufthun, und man könnte dann nehmen, soviel man wollte. Beim Weggehen muß man sich nur hüten, einen Blick rückwärts zu thun, wenn auch das Kettengerassel noch so furchtbar sein sollte.

Anmerk. Der Wendenfürst Ziszidor ist der sagenhafte Erbauer der Burg. Näheres von der Landeskrone s. unter den Ortssagen im 2. Buche. Vom Teufel auf der Landeskrone berichten No. 101., 102. u. 113.

259. Der Schatz auf dem Protschenberge.

Lausitz. Mag. 1838 S. 128. Köhler, Bilder aus der O. L., Bud. 1854 S. 114.

Erste Sage.

In der sogenannten Teufelshöhle am Protschenberge, welche ein etwa 5—6 Schuh weites Felsenloch ist, sollen unermeßliche Schätze liegen, welche von drei alten Männern in langen weißen Bärten bewacht werden.

Vor mehren hundert Jahren ging ein verarmter Bürger Budissin's am Fuße des Protschenberges spazieren. In der engen Stube mochten ihn die Nahrungssorgen zu sehr geängstigt haben, daher hoffte er im Freien Ruhe zu finden. Auf einmal, als er so in Gedanken versunken an den Felsen des Protschenberges umher kletterte, sah er vor sich die schon damals berüchtigte Teufelshöhle und in derselben drei alte Männer um einen steinernen Tisch sitzen. Die Männer schienen selbst von Stein zu sein, so verwittert sahen sie aus und so regungslos saßen sie da. Erschreckt wollte der Bürger aus dem Bereiche der Höhle fliehen, aber es war ihm nicht möglich. Seine Angst wurde noch vermehrt, als ihm einer der Männer winkte, näher zu treten

Er faßte sich endlich und trat, wiewohl beklommen, an den Eingang der Höhle. Dieselbe hatte sich wunderbar erweitert und war an den Wänden mit Gold und Juwelen geschmückt. Auf dem steinernen Tische aber lag ein Haufen Goldstücke. Das Männchen, welches ihn genöthigt hatte, näher zu treten, deutete ihm hierauf an, sich soviel von dem Goldhaufen zu nehmen, als er bedürfe, und nannte ihm den Tag, an welchem er wieder erscheinen könne, sollte ihm das Geld nicht ausreichen. Es verbot ihm aber zugleich, irgend Jemandem von alle dem etwas zu sagen, was er hier gesehen und erlebt habe. Der Arme langte erfreut zu, füllte sich die Taschen mit Goldstücken und entfernte sich dankend von den freundlichen und mitleidigen Geistern. Jetzt begann er ein neues Leben, aber nicht ein Leben voll Gottesfurcht. Er betete nicht, er arbeitete nicht, sondern saß vom Morgen bis zum Abende im Wirthshause. Durch dieses flotte Leben erregte er Aufsehen, seine Mitbürger steckten die Köpfe zusammen und konnten ihre Verwunderung nicht verbergen, auf welche Weise der einst so Arme reich geworden sei. Einer unternahm es, ihn auszuforschen und erfuhr auch in Folge eines Rausches das ganze Geheimniß. Er forderte ihm hierauf durch Drohungen das Versprechen ab, ihn mitzunehmen, sobald er wieder zur Höhle gehe, um sich Geld zu holen. An dem bestimmten Tage und zur bestimmten Stunde begaben sich nun Beide auf den Weg und traten vor die Höhle, aber dieselbe blieb verschlossen und hat sich bis auf den heutigen Tag nicht wieder geöffnet.

260. Zweite Sage.

Ziehnert III. S. 267. Gräße S. 473.

Einst spielten Kinder armer Eltern am Protschenberge und fanden einen Haufen Kohlen. Da sie die Armuth ihrer Eltern kannten, dachten sie klug genug, von diesen Kohlen welche mitzunehmen, da sie doch zu Etwas brauchbar sein könnten. Die Eltern freuten sich über das gute Brennmaterial und die Kinder nahmen ein Körbchen und holten nun auch den Ueberrest der Kohlen nach Hause. Einige Tage später wollten die armen Leute sich der Kohlen zum Brennen bedienen und fanden einen großen Haufen Goldstücke.

261. Dritte Sage.

Ziehnert III. S. 265. Gräße S. 472.

Ein Mann, Namens Reichard, aus der Seydau hatte nicht nur von dem Schatze und ihren Wächtern auf dem Protschenberge, sondern auch von einem kleinen grauen Männchen gehört, welches zur Hebung desselben behülflich sein könnte. Er beschloß das Wagstück zu unternehmen, nahm von den Seinen rührenden Abschied und begab sich bei finsterer Mitternacht auf den Weg. Und richtig, kaum hatte er den Gipfel des Berges erreicht, da stand auch vor ihm das kleine graue Männchen mit einem langen weißen

Bart. Als sich Reichard vom ersten Schreck erholt hatte, faßte er sich ein Herz und fragte das Männlein, wer es sei und was es hier treibe. Froh und hastig erwiederte dasselbe: Ich bin ein Geist aus diesem Berge und bin um eines Versehens willen von den andern Berggeistern verdammt, hundert Jahre lang allnächtlich diesen Berg auf- und abzusteigen, bis meine Stunde der Erlösung kommt. Habe Dank, daß Du mich gefragt, Du bist mein Erlöser und darfst nun auch den großen Schatz heben, der in dem Berge verborgen ist. Reichard weigerte sich, das allein zu thun, und das Männlein erlaubte ihm, seinen Bruder dazu zu holen. Als sie nun mit Hacke und Schaufel ankamen, gebot ihnen das Männlein, wenn Stimmen aus der Tiefe sie fragen würden, was sie mit dem Schatze machen wollten, ja nicht zu antworten und sich durch Drohungen nicht erschrecken zu lassen. Die Brüder fingen an zu graben und fanden den Schatz. Als sie ihn aber heben wollten, erscholl aus der Tiefe eine furchtbare Stimme. Die Schatzgräber schwiegen. Die Stimme drohte sie zu tödten, wenn sie nicht Antwort gäben. Da ward Reichard's Bruder doch ängstlich und antwortete, daß sie sich damit ein frohes Leben zu verschaffen gedächten. Da sank der Schatz mit donnerndem Gepolter in die Tiefe.

262. Vierte Sage.

Lauf. Mag. 1838 S. 128. Gräve S. 171.

Ehe die Juden aus Budissin vertrieben wurden, hatten sie in der Höhle des Protschenberges, welche noch jetzt von Manchen die Judenschule genannt wird, ihre Schätze und Kostbarkeiten zusammengeschleppt, um in den für sie so unsichern Zeiten im Falle der Noth einen Hinterhalt und Hülfsmittel zu haben. Aber ihre Vertreibung erfolgte so plötzlich, daß sie ihren Schatz im Stiche lassen mußten. Die Wenigen, die darum gewußt hatten, waren nach und nach gestorben oder verdorben. Am Tage Ursulä 1618 ging der Seydauer Martin Reike in diese Kluft und gelangte an eine mit mehren Schlössern und Riegeln verwahrte eiserne Thüre. Plötzlich vernahm er ein starkes Rauschen gleich einem vom Felsen herabstürzenden Wasserfalle und bemerkte, wie sich Riegel und Schlösser von selbst lösten. Ein furchtbarer Knall erfolgte, den Bauer ergriff die größte Angst und Bangigkeit und zitternd und bebend enteilte er der Höhle, die sich vor seinen Augen verschloß und deren Stelle und Eingang er nachher nimmer fand.

263. Fünfte Sage.

N. L. Mag. 1838 S. 128. Gräve S. 70.

Auf dem Protschenberge bei Budissin befindet sich an der gegen die Ortenburg zu gelegenen Seite eine Art Höhle, die anfangs schmal, sich

endlich erweitert und acht Fuß in den Berg hineingeht; sie heißt im Munde des Volks die Judenschule und die Sage erzählt sich Folgendes von ihr:

Zur Zeit der Judenverfolgung haben sich in dieser Höhle, die wahrscheinlich damals noch größer war, die Juden versammelt, um ihren Gottesdienst ungestört abzuhalten und sich dabei feierlich gelobt, daß, wenn sie unentdeckt blieben und sich mit ihrem Vermögen nach Polen retten könnten, sie dieses nie vergessen, vielmehr jährlich an einem bestimmten Tage an diesem Orte eine reichliche Spende vertheilen wollten. Ihr Abgang muß ungehindert geschehen sein, denn als einst im sechszehnten Jahrhundert eines Sonntags gerade am Erinnerungstage der Erlösung aus der babylonischen Gefangenschaft, ein ehrsamer Bürger Budissins, Namens Gotthelf Arnst, nach der Frühkirche in dieser Gegend lustwandelte, trieb ihn die Neugierde, diese Höhle zu besuchen. Er trat hinein und erblickte sieben Männer in polnischer Judentracht, mit ehrwürdigen weißen Bärten, sitzend um eine runde Tafel und in Goldstücken wühlend. Bestürzt wollte er zurückgehen, allein einer derselben redete ihn freundlich an und sprach: „Fürchte Dich nicht, denn wir sind nicht da, um Böses, sondern um Gutes zu thun, wie wir vor vierhundert Jahren gelobt haben; wen wir an diesem Tage hier treffen, den beschenken wir mit Gold. Nimm daher soviel Du kannst und willst; denn nur einmal ist es Jedem zu kommen erlaubt, aber beeile Dich, denn bald ist verronnen die Zeit, während welcher es uns vergönnt ist, hier auf Erden zu weilen.

Arnst that, wie ihm geheißen wurde und entfernte sich dankend, von dem Gelde aber kaufte er sich Häuser und Aecker und ward ein reicher Mann. Auch der sogenannte Weinberg gehörte ihm, den später ein gewisser Steinberger ausbaute.

Anmerk. 1. Wahrscheinlich sind diese Juden ursprünglich Zwerge, wie sie in vielen deutschen Bergen mit langen weißen Bärten um einen steinernen Tisch sitzen. Die langen Bärte und die verborgenen Schätze haben vermuthlich diese Umdeutung veranlaßt.

2. Der Protschenberg ist ein heidnischer Opferberg, s. No. 22., Anmerk. 35.

264. Der Schatz im Kirschauer Raubschlosse.

Erste Sage.

Nach Gräve S. 148.

Auf dem Kirschauer Berge sieht man noch heute die Trümmer einer Burg, welche einst ein berüchtigtes Raubnest war. Im Berge aber liegt ein großer Schatz in einem eisernen Kessel, den man in einer bestimmten Nacht und unter gewissen Zauberformeln heben kann.

Im Jahre 1602 wagte es ein Bauer mit Hülfe seines Sohnes diesen Schatz zu heben. Auf seine Beschwörung öffnete sich der Berg und der Kessel wurde sichtbar; aber der Bauer hatte einen Theil der Zauberformel

vergessen und stockte in seiner Beschwörung. Da erschien plötzlich ein furchtbar geharnischter Ritter in schwarzer Rüstung und blutrothem Helmbusch. Feuer flackerte aus der Erde und eine schauderhafte Stimme rief: Wehe, wehe Dir und Deinen Thaten! Ein Donnerschlag erfolgte, der Schatz verschwand, der Sohn ergriff die Flucht und den Vater fand man am andern Morgen mit umgedrehtem Halse und schwarzem Gesichte entseelt in der Ruine.

Anmerk. Wahrscheinlich sind die Trümmer Ueberreste von der im Jahre 1352 von den Städtern eingeäscherten Raubburg „die Körse."

265. Zweite Sage.

Nach Gräve S. 148.

Um den Schatz zu heben, muß man in der Nacht vom 22. zum 23. Februar geboren sein und in drei auf einander folgenden Jahren allemal den ersten August das heilige Abendmahl genossen haben. Die Zauberformel träumt einem dann in der Christnacht. Die Hebung des Schatzes kann nur am ersten August — Petri Kettenfeier — geschehen. Man braucht dazu einen schwarzen Kater, einen schwarzen Hahn und eine schwarze Schlange. Die muß man in der Burgruine schlachten, das Blut mit Bilsenkraut vermischen, sich damit Gesicht und Hände waschen und nun dreimal die Zauberformel sprechen. Das Weitere findet sich dann von selbst.

Im Jahre 1607 lebte zu Budissin ein junger Mann von achtzehn Jahren, Namens Karl Leude, ein abenteuerlicher und verwegener Gesell. Der wollte gern auf recht leichte Art zu Reichthum und Ansehen gelangen. Er beschloß den Kirschauer Schatz zu heben, denn er war am 23. Februar geboren. Alle Vorschriften hatte er befolgt, die Zauberformel hatte er geträumt und mit den nöthigen schwarzen Thieren versehen bestieg er am ersten August die Ruine. Zitternd schlachtete er die Thiere, aber als er sich mit dem Blute derselben gewaschen hatte, kam eine wunderbare Kraft über ihn. Alle Furcht zerrann, seine Muskeln stählten sich und sein Geist wurde stark und muthig.

Kaum hatte er die Zauberformel ausgesprochen, so öffnete sich vor seinen Augen eine Pforte. Er schritt hinein und gelangte in eine von hellem Kerzenscheine erleuchtete Höhle. In deren Mitte stand ein steinerner Tisch. Darauf lag ein blankes Schwert und daneben stand ein goldener Helm mit schwarzem Federbusch. Vor ihm aber stand plötzlich eine schöne Jungfrau mit glühenden Wangen und purpurrothen Lippen. Lange blonde Locken fielen auf ihre Schultern herab. Auf ihrem Haupte glänzte ein goldener Reif, um ihren weißen Nacken eine goldene Kette und ein langes weißes Gewand umhüllte die hohe Gestalt. Schweigend trat sie zum Tische, nahm den Helm, überreichte ihn dem Jünglinge, und als er ihn auf's Haupt gesetzt, reichte sie ihm auch das blanke Schwert und rief ihm freundlich zu:

Folge mir nach! Die Wanderung ging durch einen langen schmalen Gang und endigte in einem hohen mit Mauern umgebenen Schloßhofe. Hier stand gegen das Schloß zu eine hohe steinerne Säule. Rette mich, rief flehend die Jungfrau, schlage dreimal mit dem Schwerte an die Säule, bekämpfe den darunter verbannten Ritter und gieb dem Falken auf dem Goldkessel das Blut der Person zu trinken, auf deren Arm er sich setzen wird.

Ohne zu zögern schlug Karl dreimal an die hohe steinerne Säule, daß laut das Schwert erklang und helle Funken sprühten. Die Säule stürzte in Stücke zusammen, ein großer eiserner Kessel, mit eitel Gold und Edelsteinen gefüllt, ward sichtbar, vor ihm aber stand mit gezücktem Schwerte ein schwarzer, furchtbarer Ritter, einen blutrothen Helm mit fliegenden Federn auf dem Haupte. Um seine Schultern hing eine goldene Ritterkette. Auf dem Kessel aber lag ein strahlender Schild. Darauf saß der Falke und wetzte seinen eisernen Schnabel an dem ehernen Gefieder.

Karl schaute nach der Jungfrau und schwang sein Schwert gegen den Ritter. Dieser hob das seinige und der Kampf begann. Da flog der Falke auf, schoß pfeilschnell nach der Jungfrau hin und setzte sich auf ihren Arm. Karl sah es, ein Angstschrei entfloh seinem Munde, das Schwert entsank seiner Hand. Da traf ihn ein zweiter Schwertstreich des Ritters und lähmte seinen Arm. Besinnungslos stürzte er nieder. Als er wieder zum Bewußtsein kam, hörte er aus der Ferne den klagenden Gesang der Jungfrau, deren Blut er nicht hatte vergießen wollen. Von dem Ritter, dem Schatz und dem Falken war keine Spur zu entdecken. Als aber die ersten Strahlen der Sonne die Trümmer des Schlosses erleuchteten, da verstummten auch die letzten Töne des Gesanges, er selbst aber ward nur durch seinen für immer gelähmten Arm daran erinnert, daß er nicht geträumt habe. Da er jedoch die Zauberformel gänzlich vergessen hatte, konnte er sein Wagstück nicht noch einmal unternehmen.

266. Der Schatz auf dem Zangenberge.

Erste Sage.

N. L. Mag. 1838 S. 383. O. L. Nachlese 1769 S. 86. L. Mon. Schr. 1793 II. 355. Grähe S. 99. Handschrift der Breslauer Lusatia No. 19.

Im Zangenberge bei Marklissa liegt ein großer Schatz, welcher von einem weißen und einem schwarzen Hunde bewacht wird, und aus den Zeiten herrührt, da auf diesem Berge die alte Burg Lesna gestanden hat, die in der Theilungsurkunde vom Jahre 1267 vorkommt und der Stadt Marklissa den Namen gegeben haben soll.

Zwei arme Häusler aus Hartmannsdorf gingen einst mit einer Wünschelruthe bewaffnet nach dem Zangenberge, um den darin befindlichen Schatz zu heben. Die Ruthe zeigt ihnen die Stelle, wo er liege, und sie

fangen an eifrig zu graben. Da sieht der eine auf, um sich den Schweiß von der Stirne zu wischen und, voll Entsetzen den andern mit dem Arme stoßend, flüstert er ihm zu: Dort ist der Teufel, er sieht grimmig her. Laß ihn sein, erwiedert der andere, ich will den Schatz aber heben. Beide gruben nun wieder emsig fort. Der erste kann es aber nicht lassen wieder aufzusehen und mit dem Ausrufe: Dort ist der Teufel immer noch, er baut einen Galgen, wollte er die Hacke wegwerfen und entfliehen. Aber der andere hält ihn fest und murmelt ohne aufzusehen wieder: Laß ihn sein, ich will meinen Schatz heben. Da ermannte sich der Erschrockene und grub mit Eifer weiter. Plötzlich hörten sie es rascheln und knistern. Sie blicken auf und vor ihnen steht der Böse, die kralligen Hände ausgestreckt und mit seinen flammenden Augen sie gräßlich anstierend. Da packt sie Entsetzen; sie lassen alle Werkzeuge liegen und fliehen so weit sie nur ihre Füße tragen von dem fürchterlichen Orte. Ein mächtiger Sturm hatte sich erhoben, die Tannen auf dem Berge rauschten wild durch einander und in dem allgemeinen Getöse hörten sie von Zeit zu Zeit ein gellendes Hohngelächter. Schweißtriefend kamen die Schatzgräber zu Hause an und haben es nie mehr gewagt, einen Schatz heben zu wollen. Die Stelle aber, wo sie gegraben, hat man niemals wieder finden können.

Anmerk. Kleine naturgetreu nachgebildete Miniaturgalgen, an denen ganz kleine daumlange Männchen die Ebenbilder der Schatzgräber hangen, spuken in mehren Schatzgräbergeschichten der Lausitz.

267. Zweite Sage.

Köhler S. 18. Gräffe 480.

Einst machten sich in der Christnacht mehre Bürger Marklissa's auf den Weg, den Schatz im Zangenberge zu heben. Es wurde auf der bezeichneten Stelle ein Kreis gemacht und mit einem seidenen Faden umgeben. Die Schatzgräber stellten sich in den Kreis und stellten ein brennendes Licht in die Mitte. Als sie aber anfingen zu graben, da erhob sich ein gräßlicher Sturmwind in den Fichten des Berges. Nur in dem Zauberkreise ging kein Lüftchen. Auf einmal erschienen schauderhafte großbärtige Gestalten. Da erschraken die Schatzgräber und liefen so schnell sie konnten auf und davon.

Anmerk. Andere Sagen bringen diesen Schatz in Verbindung mit einer dort sich zeigenden weißen Frau, die jedoch auch zuweilen in schwarzer Kleidung erscheint und an die beiden Hunde erinnert, von denen der eine schwarz, der andere weiß ist. S. No. 168. I.

268. Das Teufelsfenster am Tschernebog.

Segnitz I. 115.

An einer freien Stelle des westlichen Abhanges des Berges erblickt man zur Rechten am Saume der Nadelwaldung den Anfang einer Felspartie,

die wegen einer runden Oeffnung an dem oberen Theile des Felsens als das Teufelsfenster bezeichnet wird. Aus dieser Oeffnung sollen noch heute kleine Koboldchen schlüpfen und einen Keller mit unendlichen Schätzen bewachen, weshalb man die Stelle auch zuweilen die Koboldskammer genannt hat. Eine Frau, die mit ihrem Kinde auf den Berg gegangen war, um Waldbeeren zu suchen, hatte Gelegenheit in den Keller zu gelangen. Sie setzte ihr Kind auf den Boden der Höhle und raffte die Schätze begierig zusammen. Schreckliches Donnern erschütterte die Erde und trieb die Frau angsterfüllt in's Freie. Aber als sie sich umsah, war die Höhle geschlossen und kein Eingang zu finden. Die arme Mutter lag bei ihren Schätzen, unbekümmert um deren Werth, denn sie hatte ihr Kind verloren. Doch nach einem Jahre an demselben Tage stand sie wieder am Teufelsfenster. Der Keller that sich auf, am Boden saß ihr Kind und spielte. Die Schätze mochten funkeln und glänzen, die Mutter sah sie nicht, sie erblickte nur ihr Kind und entriß es mit Blitzesschnelle den unterirdischen Mächten.

269. Der Goldkeller am Frageberge.

Nach Segnitz I. 115.

Der nordwestliche Theil des Tschernebog bildet eigentlich einen zweiten, aus großen Felsblöcken bestehenden Berg, der nach sichern Kennzeichen wie jener eine heidnische Opferstätte war, wie denn auch der Name Frageberg, der hauptsächlich von diesem Theile des Berges gebraucht wird, auf die Weissagungen heidnischer Priester zurück deutet. Unter dem Opferfelsen ist eine tiefe Schlucht. In dieser soll ein unermeßlicher Schatz liegen.

Ein armer Kuhhirt aus einem nahen Dorfe hatte von dem Schatze gehört. Sein einsames Leben gab ihm Gelegenheit genug zu Träumereien von Glück und Reichthum. Einst war er am brennenden Mittage am Fuße des Berges in Schlaf gesunken. Wie er erwachte vermißte er eine der Kühe, hörte aber ihr Glöcklein oben auf dem Berge. Er springt auf und eilt den Berg hinan, um sie zur Heerde zurück zu treiben. Aber nirgends kann er die verirrte entdecken. Auch das Glöcklein hört er nicht mehr. Alles um ihn herum ist still und unheimlich. Als er aber wie zufällig in die Felsenschlucht hinabsieht, da glänzt es ihm daraus hervor wie schimmerndes Gold. Mit klopfendem Herzen geht er näher, steigt hinab, kommt in eine weite Höhle. Sie wird immer heller, ohne daß er sieht, wo das Licht herkommt, und plötzlich gewahrt er vor sich einen großen Kessel, gefüllt mit lauter Goldstücken.

Er wirft Stock und Hut, die er in der Hand gehalten, weg, füllt mit gierigen Händen seine Taschen und eilt klopfenden Herzens den Weg, den er gekommen, zurück. Am Fuße des Berges angekommen, fällt ihm ein, daß er ja seinen Hut in der Höhle hat liegen lassen. Er war ein Geschenk seiner Braut, und rasch entschließt er sich zurück zu gehen, findet ihn auf der Stelle,

wo er ihn hingelegt, rafft ihn auf und stürzt dem Ausgange zu. Aber welche Angst ergreift ihn, er findet die Oeffnung nirgend; so viel er tastend umherirrt, das Felsenthor bleibt geschlossen.

Vorübergehende hörten ihn winseln und noch jetzt vernimmt man in nächtlicher Stunde oder am brütenden Mittage des Eingeschlossenen Klagetöne.

Anmerk. Näheres von Tschernebog s. unter No. 4. und No. 17. Bei dem Hute denke ich an den oft wiederkehrenden Zug, daß der arme Hirte zufällig eine schöne Wunderblume findet und auf seinen Hut steckt. Nun erst steht ihm auf einmal der Ein- und Ausgang zu dem Schatze des Berges offen. Eine solche Wunderblume blüht auch auf dem Frageberge.

270. Der Schatz im Venusberge bei Ostritz.

N. L. Mag. 1836 S. 5., 1838 S. 282.

Im Venusberge bei Ostritz liegt ein Schatz. Er wird von Greisen mit langen weißen Bärten bewacht. Wenn während der Christnacht in der Kirche zu Ostritz die Wandlung vor sich geht, so öffnet sich der Berg, und wer in diesem Augenblicke da ist, der kann hineingehen und sieht die alten Männer um den Tisch herum sitzen, die ihm zurufen: Greif' ein'n Griff und streich' ein'n Strich und packe Dich.

Anmerk. Ein heidnischer Opferort s. Anm. No. 22. mit Zwergsagen (s. No. 35.).

271. Der Schatz auf dem Schönberger Burgsberge.

Schön No. 18. Mor.

Es geht die Sage, daß auf diesem Berge, da wo einst die Burg gestanden haben soll, sich eine Felsspalte öffne. Wenn man hindurch sieht, so erblickt man einen Mann, der schreibend mit der Feder in der Hand an einem Tische sitzt. Auf dem Tische aber liegen unzählige Haufen Goldes.

Anmerk. Auch im Zauberschlosse auf dem Stromberge wird geschrieben.

272. Der Schatz auf dem Schwosdorfer Berge.

Nach Gräve S. 114.

Auf dem von Kamenz nach Schwosdorf gen Königsbrück führenden Wege erhebt sich rechter Hand ein mit Buschwerk bewachsener Berg mit einem fünf Ellen hohen Steinklumpen von Granit.

Dort ging einst an einem grimmig kalten Winterabende des Jahres 1600 ein armes Mädchen aus Brauna auf die Holzlese. Als sie mit einem schweren Reisigbündel beladen den Rückweg machte, brach ein furchtbares Schneewehen los. Da sah sie plötzlich an dem Schwosdorfer Berge ein Lichtlein schimmern und freute sich schon, vielleicht ein Obdach zu finden. Aber da kam ihr ein weißes Männchen entgegen und fragte ganz freundlich, was sie denn da trage. Ach, nur ein Bündel Reisig, entgegnete das erschrockene

Mädchen. Da sprach das Männchen: Gieb mir das Holz, ich will Dir etwas Besseres dafür geben. Da gab sie ihm das Holz und folgte ihm auf die Anhöhe des Berges bis zu dem Felsen, und aus dem Felsen sprangen die Silbermünzen nur so heraus, und es war Alles ganz hell erleuchtet. Füll' Deinen Korb mit Silber, sprach der weiße Mann, aber das Mädchen fürchtete sich und fing bitterlich an zu weinen. Da füllte ihr der Mann den Korb mit Münzen und geleitete sie auch noch bis an das Haus, wo ihre Eltern wohnten. Da war großes Erstaunen und unermeßliche Freude.

Als das die habgierigen Bauern hörten, gingen sie alle hinaus mit Hacken und Schaufeln und gruben und gruben, haben aber nichts gefunden.

Auf einigen Münzen war die heilige Maria abgebildet, auf anderen ein Bischof und manche hatten ausländische und alterthümliche Umschriften. Der verstorbene Graf von Geiersberg auf Brauna soll noch welche davon besessen haben.

273. Die Weihnachtsbescheerung im Krischaer Wäldchen.

Nach Gräve S. 184.

Bei Krischa, zwischen Bautzen und Görlitz, ist ein kleines Wäldchen nahe am Wege. Dort stand noch Ende des vorigen Jahrhunderts eine Betsäule mit verwitterter Schrift, an die sich folgende Sage knüpfte:

Zu Ende des 15. Jahrhunderts lebte zu Budissin ein armer Strumpfwirker. Der hatte einst um die Weihnachtszeit Arbeit nach Görlitz getragen, aber kein Geld dafür bekommen und wanderte nun am heiligen Weihnachtstage nach seiner Heimath zurück, schweren Herzens, denn er hatte seinem Weib und Kindern einen Görlitzer Striezel und andere Weihnachtsgeschenke versprochen und hatte nun nichts, was er ihnen bescheren konnte. Der Abend war schon hereingebrochen und am Himmel glänzten die Sterne und in den Häusern, wo er vorüber kam, die lieben Weihnachtsbäume. Aber als er in die Nähe des Krischaer Wäldchens kam, da glänzten auch zwischen den Bäumen viele hundert Lichter und er wußte nicht, was das bedeuten sollte. Aengstlich und neugierig blieb er stehen, betete ein Vaterunser und getraute sich endlich auf das Gebüsch zuzugehen. Und da trat ihm auch schon ein kleines vier Spannen langes Männchen entgegen, das war ganz weiß angezogen und das größte an ihm war der Bart, den hatte das putzige Männlein zwischen den Beinen durchgezogen und auch noch hinten durch seinen großen runden Hut hindurch gesteckt. Und der Strumpfwirker wußte nicht, ob er über ihn lachen oder sich vor ihm fürchten sollte. Aber das weiße Männlein redete ihn gleich an und sprach mit einer feinen Stimme, daß es wie eine Flöte klang: Fürchte Dich nur nicht, sondern folge mir nach, es soll Dein Glück sein. Und da führte es ihn in die niedrigen Fichten hinein und die waren erleuchtet mit vielen hundert Lampen und hingen ganz voll Aepfel, Birnen, Nüsse und

Pfefferkuchen, daß es eine Herrlichkeit war. Pflücke Dir ab, soviel Du willst, es ist alles für Deine lieben Kinder, sprach das Männlein, und mein Strumpfwirker läßt sich dies nicht zweimal sagen und füllte den Sack zur Hälfte mit den Süßigkeiten. Aber ganz voll füllte er ihn nicht, denn es war gar eine bescheidene Seele und sprach immer zu: Ach es ist zu viel, es ist ja zu viel. Das Männlein lächelte zufrieden und der Glückliche ging seines Wegs voller Freude und Dankbarkeit. Aber als er in die Nähe der Stadt kam, da dünkte ihm der Sack zu schwer, daß er gar nicht mehr wußte, wie er ihn erschleppen sollte und — so leid's ihm war, er mußte ein Paar große Pfefferkuchenmänner herausnehmen und auf den Weg legen. Es ging nicht mehr und der Sack ward immer schwerer und er war froh, als er endlich zu den Seinigen in die Stube trat. Jetzt kommt's Christkindel, rief er den jubelnden Kindern entgegen und warf ihnen den ganzen Sack entgegen. Aber da klirrte es ja und klimperte und heraus fielen lauter funkelnde Gold- und Silberstücke. Da fielen sie alle auf die Knie und dankten Gott, dann aber war großer Jubel und sie kauften sich Striezel und Pfefferkuchen und Spielzeug so viel sie wollten und wurden reiche Leute und der Vater legte eine große Strumpfwirkerei an und ward ein angesehener Bürger. Am Krischaer Wäldchen aber ließ er zur ewigen Erinnerung jene Betsäule errichten.

274. Der Schatz in der Blösaer Schanze.

Preußker II. S. 203.

Aus dem Keller eines Bauerguts in Blösa führt ein unterirdischer Gang nach der benachbarten alten Heidenschanze. Daselbst liegt ein Schatz. Eine Platte mit wunderlich geschnörkelter Schrift verschließt ihn, aber sie ist verschüttet. Zu einem Bauernmädchen im Dorfe ist einst ein graues Männchen gekommen und hat sie gebeten, den Schatz zu heben. Sie würde dadurch reich und glücklich, er aber erlöst werden. Sie brauche nur mit ihm in die Höhle zu gehen und die Hand auf die Platte zu legen. Sie hat sich's aber nicht getraut.

Anmerk. Ein heidnischer Opferplatz, vergl. No. 22. Anmerk.

275. Der Schatz auf dem Reinhardtsberge bei Kamenz.

N. L. Mag. 1838 S. 132. Gräve S. 46.

Auf dem Reinhardtsberge bei Kamenz soll eine mit Schätzen aller Art gefüllte Braupfanne vergraben sein, welche von einem kleinen grau gekleideten Kobolde bewacht wird.

Wer ihn heben will, muß in der Johannisnacht den Berg besteigen. Ein blaues Flämmchen wird ihm die Stelle andeuten, wo der Schlüssel zum Schatze liegt. Auf der Ostseite des Berges wird man sodann eine eiserne

Thür finden, welche der Schlüssel öffnet. In der Höhle liegt das Gold. Aber man darf es nicht anrühren, sondern werfe irgend einen Gegenstand darauf und gehe zurück, ohne sich umzusehen. Nach drei Tagen grabe man an der Stelle nach, wo man das Thor gesehen. Dort liegt der Schatz.

Anmerk. Ein heidnischer Opferplatz, vergl. No. 22. Anmerk.

276. Der Schatz auf dem Birkberge bei Langenau.

Görlitzer Wegweiser 1833 S. 670.

Wenn man von Görlitz über Nieder-Langenau nach Kohlfurth reiset, so liegt auf der Mitternachtseite am Dorfe, rechts der Straße ein Hügel mit Birken bewachsen, welcher unter dem Namen: Scheibe's Birkberg bekannt ist. Hier soll Geld vergraben liegen und dasselbe sich durch eine blaue Flamme in gewissen Nächten, als zu Johannis, Weihnachten ꝛc. zeigen, daher man sich mancherlei Spukgeschichten von diesem Berge erzählt. Das Gold wird von einem großen schwarzen zottigen Hunde bewacht, welcher schon manchen in der Mitternachtstunde vorüber gehenden Wanderer angefallen hat oder ihm aufgehockt ist.

277. Der Schatz auf dem Junkersberge bei Lauban.

Sammlung von Schön No. 40. Msc.

Nordöstlich von Lauban auf Wünschendorf zu liegt ein Klostergut, welches den Namen Junkersberg führt. Der Erbauer desselben hieß nämlich Junker. Derselbe hatte auf unrechtmäßige Weise viel Geld zusammen gescharrt und ehe er starb im freien Felde vergraben. Aber seine Seele hat keine Ruh' und muß den Schatz in Gestalt einer Korngarbe bewachen, bis er einmal wird gehoben und das Geld unter die Armen vertheilt sein. — Viele haben diese Garbe gesehen, und noch im Jahre 1822 wurde ein Versuch gemacht, den Schatz zu heben, wobei ein fremder Betrüger die Leute um ihr Geld brachte. Aber was man nicht hob, war der Schatz, wohl aber zog man sich eine polizeiliche Untersuchung zu.

Anmerk. Ist die gespenstige Korngarde im freien Felde vielleicht eine dunkle Reminiscenz an die dem Swantewit oder Odin und seinem Pferde gewidmete Korngarde, welche beim Erntefeste unter gottesdienstlichen Ceremonien auf freiem Felde dem Gott stehen gelassen wurde? Noch heute spielt in den Erntefestgebräuchen der Wenden die letzte Garbe (Schwade) eine Rolle. Der Besitzer versteckt nämlich unter dieselbe einen lebendigen Hahn, der dem gehört, welcher beim Zusammenraffen des Getreides auf ihn trifft. Jedoch muß er den davonfliegenden Hahn sich erst haschen. Dieses ist der feierliche Beschluß des Erntefestes und heißt das Hahnhaschen, Hahnwischen (erwischen) wend. Kocola Capac, und das bei dieser Gelegenheit den Ernteleuten verabreichte Bier heißt das Hahnenbier, s. Wend. Lied II. S. 221. Looke, Chronik von Guben. An manchen Orten spielt man das bekannte Hahnschlagen. Dieser Hahn war ein dem Swantewit dargebrachtes Opfer und das Hahnbier ist der Ueberrest einer Opfermahlzeit.

Das Erntefeſt war das Hauptfeſt des Jahres, wie dies bei einer ackerbauenden Nation in der Ordnung iſt. Der Hahn ſowohl als die überall noch heute gebräuchlichen Erntetänze wurden dann in chriſtlichen Zeiten auf den heiligen Veit, Sanctus Vitus, der der Namenähnlichkeit wegen des Gottes Erde übernehmen mußte, (Svantewit wird übrigens überſetzt heiliges Licht oder heiliges Weſen), übertragen. Daher der Name Veitstanz, und daher auch erklärlich, warum Biſchoff Otto an die Reliquien des heiligen Veit das Bild eines Hahnes befeſtigen ließ, damit das noch halb heidniſche Volk der Pommern ihn verehren ſollte (Barthold, Geſch. von Rügen I. S. 230).

Der ſlaviſche Name für Korngarbe, Schwade ſoll Heiligthum bedeuten. — In manchen Gegenden der Niederlauſitz wurde die letzte Garbe mit Bändern aufgeputzt und aufrecht hingeſtellt, ſo daß ſie ausſieht wie ein Mann. Dieſen Mann nannten ſie „den Alten.“ Die Mägde brachten ihn in feierlichem Aufzuge zum Hofe hinein, wobei ſie immerfort ſangen: „Jetzt bringen wir den Alten.“ (Fleitz, Lauſ. Wochenblatt 1811 S. 443). Was bedeutet wohl dieſer Alte?

278. Der Schatz auf dem Kückelsberge bei Kamenz.

Gräve S. 103. D. u. N. Lauſ. Chronik S. 84. Preuker I. 184.

Auf dem Kückelsberge bei Wohla in der Nähe von Kamenz lag ein Stein. Der war nicht groß, doch gab er einen wunderbaren Klang, wenn man an ihn klopfte. Man nannte ihn auch den Teufelsſtein. Dort liegt eine Braupfanne mit einem Schatze, den der Teufel ſelber bewacht. Ein Paar Leute aus den benachbarten Dörfern Biela, Tſchorna und Bernbruch haben ihn heben wollen und den Stein zu untergraben angefangen. Schon hob ſich der Stein. Da entſteht auf einmal ein furchtbares Wetter, obgleich erſt ein ſchöner Vormittag geweſen iſt, und ein fremder, ſeltſam gekleideter Mann läuft herzu und ſchreit ſie an: Seht ihr denn nicht eure Dörfer brennen? Erſchreckt drehen ſie ſich um und ſehen nichts als Rauch und lichte Flammen. Da verſinkt der Stein mit einem furchtbaren Krach in die Erde und die Bauern laufen erſchreckt auf ihre Dörfer zu. Aber da hat die Sonne wieder freundlich geſchienen und es iſt nichts von einer Feuersbrunſt zu ſehen geweſen. Doch haben ſie für immer die Luſt verloren, weiter nachzugraben.

Anmerk. 1. Nach Preuker ein heidniſcher Opferort. Vgl. No. 96.

2. Gickelsberge oder Kückelsberge giebt es auch ſonſt noch in der Lauſitz, z. B. bei Königshain. Auf dergleichen Bergen verſammeln ſich die Hexen zu Walpurgis. Es ſind meiſtens heidniſche Opferorte. Der Name kann verſchieden abgeleitet werden. Nämlich 1) von gucken, ausſchauen, ſo daß es nur ein anderer Name für das bei uns ebenſo häufig vorkommende Wachtberg wäre; 2) von gigeln = gaukeln, in Bezug auf heidniſchen Götzendienſt oder Hexerei; 3) von Kukuk, dem Teufelsvogel.

279. Der Schatz auf der alten Burg bei Triebel.

Sammlung von Schön No. 57. Mſc.

Nicht weit vom Städtchen Triebel befindet ſich eine alte verfallene Burg, worin der Sage nach ein großer Schatz vergraben iſt, welcher jedoch von drei wilden Thieren bewacht wird.

Es wollten einmal ein Paar beherzte Leute den Schatz heben und glaubten auch schon nahe daran zu sein. Allein auf einmal hörte man von drei Seiten zugleich ein schreckliches Gebrüll wilder Thiere, und zwar eines Löwen, Bären und Tigers. Da rissen die Schatzgräber eiligst aus und der Schatz blieb ungehoben.

280. Der Schatz beim Quitzdorfer Raubhause.

Handschrift des Landeltesten v. Oertzen im Archiv der O. L. Ges. d. Wissensch.

Bei der Ruine des Quitzdorfer Raubhauses am nördlichen Walle steht eine große Eiche, unter welcher der Schöpsfluß vorüber fließt. Dort liegt eine Braupfanne voll Geld, auf deren Deckel ein glühendes Kalb Wache hält. Ein Paar Leute wollten den Schatz heben und waren durch ihre Zaubermittel bereits so weit gekommen, daß sie die Braupfanne erblickten. Da kam plötzlich der Teufel auf einem dreibeinigen Ziegenbocke über die Wiese geritten. Der rief ihnen unaufhörlich zu: Ihr werdet den Schatz doch nicht heben. Sie wußten aber, daß er sie blos zum Sprechen bringen wollte, ließen sich nicht irre machen und gruben, ohne einen Laut zu geben, weiter. Da schrie der Teufel dem einen von ihm, der rothe Hosen anhatte, zu: Wart' nur, Du mit Deinen rothen Hosen, Dich will ich hängen. Der Angeredete vergaß die Zauberregel und antwortete: Das sollst Du wohl bleiben lassen. Augenblicklich verschwand der Schatz und der Teufel ritt höhnisch meckernd von dannen.

281. Der Schatz auf dem Kommenauer Berge bei Königswartha.

Sammlung von Schön No. 84. Mss.

Am Kommenauer Berge bei Königswartha befindet sich ein großes Loch, welches noch heut zu Tage zu sehen ist. Die Sage berichtet Folgendes darüber:

Es liegt ein großer Schatz in dem Berge in einer großen Braubütte und mehre beherzte Burschen von Königswartha wußten darum und wollten ihn heben. Vermöge ihrer richtig angebrachten Opfer und Beschwörungsformeln fanden sie auch die richtige Stelle und gelangten grabend bis zur Braubütte. Aber einer war darunter, der konnte das Maul nicht halten und rief freudig erschrocken mit lautem Munde: Ach seht, da ist furchtbar viel Geld. Kaum war das Wort gesprochen, so entstand ein entsetzlicher Sturm und als sie sich umsahen, kam ein rother feuriger Ochse auf sie zu, brüllte entsetzlich und warf mit seinen Füßen den heraus gegrabenen Boden wieder in die Grube hinein. Die Schatzgräber aber ergriffen das Hasenpanier und der Schatz soll heute noch gehoben werden.

Digitized by Google

282. Der Schatz im Dittersberge auf dem Eigen.

Prenker I. 53.

Im Dittersbacher Berge, wo die Zwerge hausen, liegt auch ein Schatz vergraben. Vor nicht langer Zeit wollten einige beherzte Leute den Schatz heben. Als sie eine Weile gegraben hatten, sahen sie ihn. Da rief einer, wider die allbekannte Regel, in der Hast: „Hebt!“ und sofort war der Schatz verschwunden. Den Unvorsichtigen aber haben seine Kameraden gehörig durchgewalkt.

Spätere Schatzgräber mußten ihr Vorhaben wieder aufgeben, weil sich plötzlich ein ungeheurer Sturm erhob, und ein Anderer — es ist ungefähr 30 Jahre her — der sich durch den Sturm nicht abhalten ließ, wurde durch einen Geist so erschreckt, daß er wochenlang krank daniederlag.

283. Der Schatz auf dem Schafberge bei Baruth.

Gräve S. 193.

Auf dem Schafberge bei Baruth sieht man oft um Mitternacht einen feurigen Mann, der weit umher seine Flammen verbreitet.

Hier ist in einer großen eisernen Truhe ein unermeßlicher Schatz verborgen. Ein Graf von Gersdorf, Besitzer von Baruth, ließ einst Nachgrabungen anstellen und nicht ohne Erfolg. Nach vielen Mühen und Hindernissen gelangte man an die Truhe, auf welcher noch ein hölzernes Kästchen stand, und meldete dem Grafen den Fund. Dieser begab sich sogleich an Ort und Stelle und sah mit seinen eigenen Augen die Truhe und das Kästchen. Aber auf demselben lag ein zusammengerolltes Pergamentblatt, darauf stand mit großer Schrift geschrieben: Wer dieses Kästchen öffnet, dem kostet es seinen erstgeborenen, und wer sich der Lade bemächtigt, seinen zweiten Sohn. Der Graf, welcher nur 2 Söhne besaß, die er beide gleich lieb hatte, erschrak heftig, ließ die Grube wiederum verschütten und der Schatz blieb ungehoben.

284. Der Schatz in der Budissiner Mönchskirche.

Gräve S. 112.

Auf den Fensterbrüstungen der halb eingeäscherten Franziskanerkirche in Budissin sieht man von Zeit zu Zeit am St. Michaelistage ein großes goldenes Krucifix, goldene Kelche und Leuchter. Aber nicht Jeder kann diese Herrlichkeiten sehen und nicht alle Jahre erscheinen sie. Man sah sie das erste Mal bei der Geburt Augusts II., Königs von Polen und Churfürsten zu Sachsen, dann wieder am Tage seines Todes und das letzte Mal vor Ausbruch des siebenjährigen Krieges.

285. Schätze bei Muskau.

Mündlich.

Am Ende des schönen und berühmten Parkes von Muskau, dort wo jetzt die sogenannten „neuen Anlagen" den Park erweitern sollen, liegt ein mit hohen Bäumen bewachsener Berg und in diesem befindet sich ein Schatz, der von einem Geiste bewacht wird. Der alte Bergmann Rugla in Muskau, der die Kunst verstand, vermöge der Wünschelruthe vergrabenes Gold zu entdecken, wurde oft, wenn er in der Dämmerung dort vorüber ging, von einem unsichtbaren Geiste flehentlich um Erlösung gebeten unter dem Versprechen des unterirdischen Schatzes. Der alte fromme Mann ging zum Pastor, der ihn wenigstens darüber beruhigte, daß es kein Teufel oder böser Geist sei, der ihn verführen wolle, aber er hat sich doch nicht getraut, den Schatz zu heben.

Auch auf Köbeln zu liegt ein Schatz. Dort ist eine Stelle, die heißt der Judentempel. Alte Mauern sind die Ueberreste desselben und in der Nähe stehen vielhundertjährige Bäume. Man hat dort oft eine weinende Frauenstimme gehört, auch viel nachgegraben, aber die rechte Stelle hat noch Keiner getroffen. Der Glaube an den Schatz war aber so fest und allgemein, daß der vorige Besitzer Jahre lang zögerte, den Platz zu verkaufen.

Wo sonst noch Schätze liegen.

286.

Frenzel, hist. eccl. Schonav. msc.

Im Pfarrkeller zu Schönau auf dem Eigen, den Peter von Temritz hat bauen lassen, erscheint zu Zeiten ein Geist, welcher einen dort verborgenen Schatz bewacht.

287.

Frenzel, hist. nat. II. 766. msc.

In dem Keulenberge bei Reichenbach und unweit Königsbrück liegt ein Schatz. Wer den richtigen Ort trifft und denselben neunmal um Mitternacht umkreist, der kann den Schatz heben.

288.

N. L. Mag. 1832, 547.

Bei Stargardt liegt ein Damm, der wird der Borchelt genannt, darin sollen sich unterirdische Höhlen befinden, in welchen große Schätze liegen, die von Geistern bewacht werden.

Anmerk. Borchelsberge, vielleicht = Bruchelsberge = Brocken, giebt es mehre. (Handschriftl. Bauern-Chronik von Königshain S. 64).

289.

Sammlung von Schön S. 39. Mss.

Am Abhange des Steinberges bei Lauban ist eine hohlklingende Stelle. Dort liegt eine große Braupfanne mit Gold vergraben.

290.

Gräve, S. 33.

Unter den Trümmern der Burgruine auf dem Oybin liegt ein Schatz vergraben, den böse Geister bewachen. Viele haben ihn heben wollen, aber es ist ihnen nicht gelungen, ja sie sind mit plötzlicher Verarmung oder lebenslänglicher Krankheit bestraft worden.

Anmerk. 1. Diese Schatzsagen könnten in's Unendliche vermehrt werden. Wo liegen schließlich nicht vergrabene Schätze? Meistens stehen sie in Verbindung mit Sagen von alten Burgen, Schlössern; viele sind archäologische Zeiger für Urnen und andere heidnische Alterthümer. So liegt ein Schatz in der Hainmauer bei Rieda, im Hainberge und in der Schanze von Lichtenberg, in der sogenannten Schwedenschanze bei Niethen, im Limasberge, in der Nacket'schen Schanze, Slotnik = Goldberg genannt, im Rehnsdorfer Burgstall u. s. w. u. s. w. Aus neuerer Zeit giebt es Sagen von vergrabenen Kriegskassen an vielen Orten, z. B. bei Löbau, in Zodel bei Görlitz u. s. w.

2. Zum Schluß dieser Reihe als Kuriosum eine selbsterlebte moderne Schatzgeschichte. In einem Dorfe bei Görlitz ist ein großer Pfarrhof mit einem kleinen Gedingehäuschen. Dort hatte der Pastor, der ein ächter Menschenfreund war, einer armen Wittwe Herberge und Unterkommen gegeben. Die Frau war herrnhutisch erzogen und hatte manches Seltsame, aber ihre halberwachsene Tochter Amalie war ein ganz eigenthümliches Geschöpf. Sie träumte immer, was zu gleicher Zeit oder bald nachher begegnete, hörte sich manchmal beim Namen rufen, während alle Anwesenden nichts vernahmen, wurde zu Zeiten mitten auf freiem Felde wie von unsichtbaren Händen festgehalten, so daß sie nicht von der Stelle konnte, schlich für gewöhnlich krank und blaß umher und hatte überhaupt ein so unheimliches Wesen, daß sich die Kinder im Dorfe vor ihr fürchteten. Als sie 15 Jahre alt war, wurde sie förmlich hellsehend und nachtwandelnd. Da träumte ihr einmal, sie würde von einem grauen Männchen an der Hand genommen und in das Kirchgäßchen geführt. Dort zeigte ihr der Geist einen unter der Erde eingemauerten Schatz, der aus einer goldenen Kette und alten Münzen bestand. Sie erzählte den Traum ihrer Freundin, der in gleichem Alter stehenden jüngsten Tochter des Pastors. Beide verabredeten das tiefste Stillschweigen, und als der Abend kam machten sich die Mädchen, mit einer Hacke bewaffnet, auf den Weg, den Schatz zu heben. Amalie bezeichnete die Stelle an der Mauer mit großer Sicherheit; man fand eine Schicht Knochen, dann wieder Erde und endlich eine steinerne Platte, wie es das Mädchen voraus gesagt hatte. Aber den schweren Stein konnten sie nicht heben. Sie eilten in's Pfarrhaus, aber anstatt ihre Eltern in's Geheimniß zu ziehen, vertrauten sie sich einer zufällig im Hause beschäftigten starkarmigen Bauerndirne an und führten sie an Ort und Stelle. Aber auch das Bauernmädchen versicherte, der Stein sei ihr zu schwer, sie wolle morgen Abend wieder hingehen und eine tüchtige Schaufel mitnehmen. — So geschah's, die Erde wurde wieder zugeschüttet und der nächste Abend fand die Schatzgräberinnen wieder an Ort und Stelle. Da ging der Stein merkwürdig leicht vom Boden zu heben und da fand man denn ein von Ziegelsteinen viereckig gemauertes Behältniß, wie es Amalie voraus-

gesagt hatte, aber keine goldene Kette und keine goldenen Münzen. Der Schatz war bereits gehoben. Die Magd heirathete bald darauf ihren Geliebten und die bis dahin blutarmen Menschen sind reiche und angesehene Bauersleute geworden.

291. Der unterirdische Gang in Spremberg.

Sammlung von Schön No. 59. Mss.

Nahe bei Spremberg, jenseit der Spree, befindet sich ein Hügel, auf dem ehemals eine sehr reich dotirte Kapelle stand, die dem heiligen Georg gewidmet war. Zu dieser Kapelle, sagt die Sage, führt von Spremberg aus ein unterirdischer Gang. Die Spremberger wollten einmal den Gang untersuchen und schenkten einem zum Tode verurtheilten Verbrecher das Leben, daß er den Gang untersuche und zur Georgenkapelle wieder herauskäme. Der arme Sünder war damit sehr zufrieden und machte sich auf den Weg, kam aber niemals wieder zum Vorschein. Jedermann glaubte, er sei in dem Gange verunglückt oder von bösen Geistern zerrissen worden, daher auch weiter keine Untersuchung angestellt wurde.

Einige Jahre später kommen einmal ein Paar Spremberger nach Zittau. Wem begegnen sie dort? dem zum Tode verurtheilten armen Sünder. Sie erkennen ihn auf der Stelle, obgleich er ein wohlhabender und angesehener Bürgersmann geworden war. Unter der Hand hat er nun den Sprembergern vertraut, wie es ihm ergangen. Wie er eine Weile in dem Gange fortgeschritten, hat er Hundegebell über sich gehört, woraus er geschlossen, daß er sich unter der Scharfrichterei befinde. Gleich darauf erschien ihm ein Geist mit einem brennenden Lichte und fragte ihn, wohin er wolle. Der arme Sünder antwortet: Ich bin zum Tode verurtheilt, wenn ich nicht auf diesem Wege zur Georgenkapelle komme. Geh' nur fort, antwortet Jener, Dein Glück ist gemacht. Hierauf kam er bald in ein Gewölbe, in welchem zwölf Apostel aus purem Golde standen, jeder etwa einen Arm lang. Hier verweilte er, bis nach seiner Berechnung der Abend angebrochen war, kehrte dann um und nahm einen der Apostel mit.

In's Freie gelangt ging er der Grenze Böhmens zu. Dort zerschlug er seinen goldenen Schatz, verwandelte ihn stückweise in klingende Münze und ließ sich schließlich als ehrsamer Bürger in Zittau nieder.

Die Oeffnung ist wegen eines daraus hervordringenden mörderlichen Gestankes seit vielen Jahren vermauert. Die anderen eilf Apostel warten noch immer auf ihre Erlösung.

Anmerk. 1. Der unterirdischen Gänge giebt's viele in der lausitzischen Sage. Meistens liegen Schätze darin. Sie sollen alle aus dem Mittelalter herrühren, aus der Zeit der Klöster und Burgen. Viele aber hangen mit heidnischen Opferorten zusammen, (vergl. No. 22. Anmerk. und die Ortssagen des 2. Theiles).

2. War etwa auch der Berg des heiligen Georg vormals ein Opferberg? Und wurde nicht der Verbrecher urſprünglich zum Opfertode begnadigt? dann wäre vielleicht Zittau, wo er wieder auflebt und glücklich wird, urſprünglich Walhalla. Die goldenen Apoſtel erinnern an die goldenen Haine (Götzenbilder), die anderswo unter der Erde liegen, z. B. bei Bertsdorf. Der heilige Georg, der Lindwurmtödter und Schimmelreiter, iſt der chriſtianiſirte Odin und Swantewit. Der Weg zu ihm iſt der Weg zu Odin, d. h. der Weg zum Tode. — Alles Winke für beſſer unterrichtete Forſcher.

292. Der unterirdiſche Gang in Sorau.

Sammlung von Schön S. 39. Mor.

Auch in Sorau zwiſchen der Kloſterkirche und der Stadtkirche befindet ſich ein unterirdiſcher Gang. Dort ging einmal ein Kind verloren. Ein Prieſter, ſagt man, habe es eingebüßt. Mit dreißig ſei er hineingegangen aber nur mit neunundzwanzig herausgekommen. Alles Suchen ſei vergeblich geweſen und nie ſei das Kind mehr zum Vorſchein gekommen.

Anmerk. Eine von den Sagen, die von Daumer unerhört einſeitig und mit wahrhaft fanatiſchem Eifer ausgebeutet worden ſind, um dem katholiſchen Mittelalter und überhaupt dem Chriſtenthume der Vergangenheit geheimen und öffentlichen Kindermord als einen kirchlichen Gebrauch anzudichten.

Von anderen weniger bedeutungsvollen unterirdiſchen Gängen melden viele Ortsſagen des 2. Theiles.

293. Die drei goldenen Kronen im Neſchwitzer Wallgraben.

Gräve S. 98.

Zu Neſchwitz reſidirte einſt ein Fürſt, der hatte drei Söhne. Die wollte er einmal recht fürſtlich beſchenken und ließ von Dresden einen berühmten Goldſchmied kommen. Der ſollte auf ſeinem Schloſſe wohnen und drei goldene Kronen für ſeine drei Söhne ſchmieden. Zu Weihnachten ſollten ſie fertig ſein. Da wollte er ſeine Söhne damit überraſchen. Der Goldſchmied arbeitete nun Tag und Nacht in einem einſamen Zimmer des Schloſſes, das er nur zur Eſſenszeit verließ. Aber die drei Söhne waren neugierig zu wiſſen, was der fremde Mann in dem einſamen Zimmer wohl triebe, und wußten ihn zu überliſten und das Geheimniß zu entdecken. Als dies der alte Fürſt erfuhr, ward er ſehr zornig, nahm die drei Kronen und warf ſie zum Fenſter hinaus in den vorüberfließenden Wallgraben. Da liegen ſie noch und wer Glück hat, kann ſie ſehen. Aber ſie zu fiſchen und durch ſie reich zu werden, iſt noch Keinem geglückt.

Siebente Abtheilung:

Wunder-Sagen.

VII.

Wundersagen.

294. Von dem Kräutlein Sonnenthau.

Frenzel, hist. nat. II. 806. msc.

An vielen Orten der Lausitz, besonders aber im Görlitzer Weichbilde, wächst ein Kräutlein, das heißt das Kräutlein Sonnenthau. Es ist gar ein klein und bescheiden Blümchen, von einer fröhlichen purpurrothen Farbe, und doch ist es eine Wunderblume; denn ob auch rings alle anderen Blumen vom heißen Sonnenbrande vertrocknet sind und nach Labung lechzen, das Kräutlein Sonnenthau ist immer frisch und schimmert hell von tausend Thautröpflein, und je heißer die Sonne sticht, desto mehr der Tröpflein hat es, und wenn du sie ihm abwischest, so kommen sie desto zahlreicher wieder zum Vorschein. Es ist aber auch ein Kräutlein, das nicht nur ein Wunder ist, sondern auch Wunder thut, das macht: es blüht im August, wenn die Sonne im Löwen steht. Thut man das Kräutlein oder seinen Saft in ein Glas voll Gift, so springt das Glas plötzlich in Stücken, und ist's in einem silbernen Becher, so schäumt und sprudelt der Trank wie kochendes Wasser über den Rand des Bechers. Ist Einer von einem bösen Geist besessen, so hängt ihm das Kraut um den Hals, dem Kräutlein Sonnenthau kann der Teufel nicht widerstehen und wird alsbald von ihm ausfahren. Gebärenden Frauen erleichtert es die Wehen; wer es bei sich trägt, dem kann kein Unfall widerfahren; wer ermüdet ist von Arbeit oder einem weiten Wege und kaut das Kräutlein Sonnenthau, der wird wieder stark und frisch. Die Astrologen halten es gar hoch und wissen noch manches Geheimniß vom Kräutlein Sonnenthau.

295. Das Veilchen vom Tschernebog.

Köhler, Bilder aus der O. 2 S. 43. Gräße S. 486.

Als noch das Wendenland in heidnischen Aberglauben versunken war, da verehrten die Sorben einen Götzen Tschernebog, von dem der Berg den Namen hat, weil er hier oben ein prächtiges Schloß bewohnte. Derselbe

hatte aber ein liebliches Töchterlein, das er höher schätzte als alle seine Schätze. Wie nun aber das Christenthum sein Licht auch in diese Gegend trug, da wußte er, daß sein Reich auf dieser Welt zu Ende war, und als das Kreuz zum ersten Male auf dem Berge erglänzte, da war der Götze zu Stein geworden und mit ihm sein stolzes Schloß, sein reizendes Töchterlein aber ward in ein bescheidenes Veilchen verwandelt. Alle hundert Jahre einmal in der Walpurgisnacht erwacht die Jungfrau zum Leben, und wem es beschieden ist, das Veilchen in diesem Augenblicke zu pflücken, der erhält die holde Jungfrau mit allen Schätzen ihres Vaters.

Anmerk. Diese Sage könnte als Motto unserm Buche voranstehen. Das Heidenthum ist todt. Der finstere blutige Götzendienst ist zerstört. Die Altäre der Götter sind zu ihrem Sarkophage geworden; da liegen sie auf den grünen Bergen in majestätischer Ruhe, aber zu ihren Füßen blüht das Wunderblümchen der Sage, ein verstecktes, bescheidenes, heimliches Veilchen, dunkelfarbig und düstereich, eine verzauberte Jungfrau, ein Götterkind, geschmückt mit dem Reize der Poesie, und wir pflücken die Wunderblume und ziehen sie an's Herz, und die Schauer der Vorzeit, die um den alten Steinsarg wehen, bewegen uns das Innere zugleich mit der Wonne uralter und doch ewig junger Dichtung.

296. Die Wunderblume auf dem Löbauer Berge.

Nach Gräve S. 41.

Erste Sage.

Auf der Mittagsseite des Löbauer Berges führt ein Theil des Waldes den Namen Kräutergarten, denn es ist da ein großer Reichthum von heilsamen Kräutern. Dort blüht in der Johannisnacht die Wunderblume. Lilienähnlich ist ihre Gestalt, purpur und golden ihre Blüthe und ihre langen Blätter schimmern von silbernen Rändern. Ihrem Wohlgeruche gleicht nichts auf der Welt. Alle Leute wissen von ihrem Dasein, aber wenige nur haben sie gesehen. Nicht jeder darf sie brechen, aber wer es dürfte, der ist von Gott gesegnet.

Ein Löbauer Jäger (Kajetan Schreier war sein Name und er war des Städtleins Rathsförster) weilte einst zur Nachtzeit auf jenem Berge. Er hatte einen Rehbock geschossen und fing an ihn auszuweiden. Da drang plötzlich ein wunderbarer Wohlgeruch vom Winde getragen zu seinen Sinnen. Er ging einige Schritte dem Wohlgeruche nach, aber sonderbar — er, der Kenner jedes Baumes und Strauches auf dem Berge, ging irre und drehte sich in einem Kreise. Wunderbare Töne drangen in sein Ohr und, von himmlischem Glanze umleuchtet, schimmerte ihm die Wunderblume entgegen. Geblendet und verwirrt starrte er das Wunder an. Da schlug die Thurmuhr des Städtchens Mitternacht. Ein Blitz, ein Krach und die Erscheinung war verschwunden und der Wald wieder finster und still wie zuvor. Er eilte an den Ort, wo er das Wunder gesehen. Keine Spur von der Blume. Aber ein Zettel lag an der Stelle, wo sie geblüht, und auf schwarzem Pergament mit goldener Schrift standen die Worte:

Mortalis, immaculati cordis, qui tempore floris mei fortuito huc venit casu, carpere me potest, et uti bonis quae praebeo; sin minus, fugiat longe.

Dies geſchah im Jahre 1570.

Eine alte faſt unleſerliche Handſchrift, die noch Anfangs des vorigen Jahrhunderts mit dem Pergamentzettel im Original, nebſt einem gerichtlich aufgenommenen Protokolle über die Ausſage des Förſters auf der Löbauer Rathsbibliothek vorgezeigt wurde, enthielt Folgendes:

Blühet in dem Gärtlein uf dem Löbawer Berge, allein aller 100 Jahr, gar in der Mitternachtsſtund von St. Johannis Enthäubtung gar ein wunderſeltſam Blühmlein, von anmuthiger Geſtalt undt lieblichem Gedüft, welches der, ſo reines Herzens iſt, leicht aus der Erd reißen kann undt dadurch zu hoher Ehr undt vielen Geld gelangt, ſintemalen die ſtark, groß Wurz, ſowie das Blühmlein ſelbſt von purem Gold, Silber undt köſtlichem Geſteine iſt. Wer ſich aberſt nit veſt und ſicher weiß, der berühr es ja nit; ſonſt verleurt er ſin Lewen. Wofür Gott behut.

297. Zweite Sage.

Gräffe S. 500.

Die Johannisnacht war auch in Löbau mit mancherlei Schwank und Scherz gefeiert worden, die Lichter erloſchen allmählich in den Häuſern, da trat ein Mädchen aus einer niedrigen Hütte, die einſam am Fuße des Löbauer Berges ſtand. Mit verweinten Augen blickte ſie hinauf zu dem Sternenzelte und ſeufzte: „Wann wird mein armes Herz Ruhe finden!“ Vater und Mutter und Geliebter waren ihr kurz nach einander geſtorben und ſie hatte heute Abend nach alter Sitte ihre Gräber geſchmückt und an ihnen gebetet. Da ging ſie durch das thauige Gras den Berg hinauf, und vor ihr ſchwebte ein Irrlicht, dem ſie unbewußt folgte. Der Wald wurde immer dichter, die Tannen rauſchten traulich in der Einſamkeit. Plötzlich ſieht das Mädchen durch die Bäume hellen Glanz ſchimmern, ſie eilt darauf zu und vor ihr ſteht die Wunderblume mit ihrem leuchtenden Kelche. So hatte ſie ihr einſt der Vater geſchildert, als ſie allabendlich, das Köpfchen auf die Hand geſtützt, ſeinen Erzählungen lauſchte, und immer hatte er dazu geſagt, daß wer ſie pflückte zum höchſten Glücke gelange.

Es war ihr, als tönte es aus dem Kelche: Pflück' mich ab, pflück' mich ab. Und als ſie die Blume abgepflückt hatte, verloſch der Glanz und der Wald war wieder dunkel wie zuvor.

Am andern Morgen fanden Kinder, welche Beeren ſuchten, das Mädchen todt mit gefalteten Händen liegen. Die Wunderblume hatte ihr das höchſte Glück beſchert, des Himmels Seligkeit.

Anmerk. Es ist ein zarter und rührender Zug der Sage und der uralten Volkspoesie, daß die entweichende Seele durch eine aufblühende Blume versinnbildlicht wird. Ein Kind trägt eine Rosenknospe heim, die ihm ein Engel im Walde geschenkt hat. Als die Rose erblüht, ist das Kind todt. (Grimm, K. M. 2. 295, vergl. Grimm's deutsch. S. 477.) Allgemein verbreitet ist die Anschauung, daß die Seele als Blume aus dem Grabe wächst. Ein Liebespaar stirbt, aus des Mädchens Grabe wächst eine Rose, aus des Jünglings Grabe eine Rebe, die wachsen beide ineinander.

298. Die Wunderblume auf dem Schalkſteine.

Gräve S. 104.

Bei Neu-Johnsdorf bei Zittau steht mitten im Walde zwischen Haidekräutern und niedrigen Bäumen ein schöner Felsenkegel. Dort blüht in der Johannisnacht mitten auf dem kahlen Felsen ein Wunderblümchen auf, um beim Anbruch der Morgenröthe wieder zu welken. Der Glückliche, der des Blümchens Blüthenstunde belauscht und es bricht, wird dadurch eines großen Schatzes Herr, der dort vergraben liegt, doch schuldlos muß er sein und reines Herzens.

299. Der Goldvogel in der Muskauer Haide.

Gräve S. 178.

In der Muskauer Haide läßt sich zuweilen ein Vogel mit schönem bunten Gefieder, goldenem Schwanze und Flügeln sehen. Er hat die Größe eines Goldrabens und wird von den Wenden Zitžemi, auch Bilarz genannt. Wem er erscheint, dem bringt er Glück. Er ist der Geber von Springwurzeln, Glückswürfeln, heilsamen Tropfen und dergleichen. Wem er Federn aus seinen Flügeln giebt, der hat Glück in Allem, was er vornimmt. Seine Schwanzfedern bringen Glück im Feld-, Obst- und Weinbau und verschaffen eine gesegnete Nachkommenschaft. Seine Brustfedern machen den Beschenkten zu einem berühmten Manne und geben ihm die Gabe der Beredtsamkeit. Man glaubt, er sei ein wohlthätiger Zauberer gewesen, der von einem boshaften aber mächtigeren in diese Gestalt verwandelt worden sei.

Anmerk. In einem böhmischen Märchen kommt ein Glücksvogel vor, von dem geglaubt wird, daß der, der sein Herz esse, reich und der, der seinen Kopf verzehre, König werde. Milenowsky, Volksmärchen aus Böhmen, Breslau 1833, S. 187. Wolf's Zeitschrift II., S. 446.

300. Der Walstein.

A. Frenzel, nomenclator in Script. II. 26. Ejd. Lexicon slavicum I. 41. mss.

Bei Besko findet man den Walstein oder Beinbruch, auf mancherlei Art gestaltet, bald wie ein Arm, bei[illegible] Bein, oder auch ein Finger; ja einer dieser Steine soll ganz [illegible] Menschen gehabt

haben. Er ist besonders heilsam für die, welche einen Arm oder Bein gebrochen haben.

301. Der Krötenstein und der Herzstein.

Destinata. lit Lus. VI., 559. 561.

In der Niederlausitz werden häufig Echiniten gefunden. Der gemeine Mann nennt dieselben Knopfsteine, Kreuzsteine, auch Krötensteine und glaubt, daß sie sich in dem Gehirne des Krötenkönigs erzeugen. Der Kröteukönig ist eine alte Kröte, die eine Krone auf dem Kopfe trägt, und soll in Frankreich und Spanien ganz gemein sein. Dieser und einer anderen Art von Echiniten (E. cordatus), die unter dem Namen Herzstein bekannt sind, schreibt man die Kraft zu, daß sie durch bloßes Streichen und Reiben die Entzündung der Augen wegnehmen, giftige Bisse und bösartige Geschwülste heilen und, wenn sie äußerlich nur getragen werden, vor Vergiftung schützen und die Beinschmerzen heben. Ja, man braucht sie sogar zur Stärkung der Mannheit.

Anmerk. Der Krötenkönig ist in mancher Beziehung dem Schlangenkönige und der Krötenstein dem Schlangenei an die Seite zu stellen.

Ein Gedicht des Wienrr codex 428. v. 136. sagt:

Ich höre von den Steinen sagen,
Die Nattern und Kröten tragen,
Daß große Tugend darin liege.
Wer sie habe, der gestege.

Wie die giftige Schlange, so ist auch die giftige Kröte nach homöopathischer Regel des Volksglaubens zugleich heilkräftig.

Kröten sind, wie Drachen, Schatzwächter: Oberlausitzer Sprichwort: Wo eine Kröte sitzt, liegt Gold. Sie sind, wie die Drachen, feindselige Teufelsthiere, Symbole des unfruchtbaren Winters. Im wendischen Märchen: Recht bleibt immer Recht; (W. L. II. 18. f.) wird die große Stadt Nauma von Durst geplagt, weil eine Kröte, so groß wie ein Ofentopf, auf der Quelle sitzt und dieselbe stopft. Ein lausitzer Aberglaube sagt: Wenn man in die Grundmauer eines Hauses eine Kröte mit einmauert, so bleibt trocknes Wetter, bis das Haus fertig ist.

302. Von den Geschlechts-Karpfen.

Jak. Daniel Ernst's curiöse hist. Blumenlese II. 1864. Frenzel, hist. nat. I. 535. mss.

An mehren Orten der Lausitz giebt es Fischteiche mit uralten Karpfen, welche oft mehre hundert Jahre zählen. Auf dem Schlosse zu Diehsa zeigte man früher ein Bild, welches drei Karpfen darstellte, die laut der dabei befindlichen Inschrift eine ganze Reihe von Besitzern erlebt hatten, und von denen einer zur Zeit der Inschrift 126, zur Zeit Frenzel's 186 Jahre zählte. Auch im Teiche zu Ullersdorf soll es dergleichen uralte Karpfen geben.

303. Der Jugendbrunnen.

N. Lauf. Mag. 1840. S. 402. Haupt und Schmaler, Wend. Lieder I. 287. u. II. 149.

Es giebt in vielen Gegenden Deutschland's sogenannte Heil-, Queck- oder Jugendbrunnen, die in alten Zeiten heilig gehalten wurden, ja, wohl göttliche Verehrung genossen. Noch bis in das spätere Mittelalter hinein findet sich der Glaube, daß wer in solchen Brunnen, hauptsächlich in der Johannisnacht, bade, der werde gesund und verjüngt und selbst vor künftigen Krankheiten bewahrt. Auch bei Görlitz hinter dem heiligen Grabe ist ein solcher Jugendbrunnen, den hat der Rath zu Görlitz im Jahre 1489 zu Herrn Georg Emmerich's Zeiten bis an die Peterskirche leiten lassen. Auch bei den Wenden giebt es heilige Brunnen und der Glaube, durch Baden in denselben verjüngt zu werden, kommt in alten Liedern derselben vor.

Ein schönes Mädchen ging im grünen Jungfernkranze einher, doch heimlich hatte sie schon neun Kinder geboren und getödtet. Sie wußte aber einen Jugendbrunnen. Da badete sie sich jedesmal und bekam ihre vorige Jugend und Schönheit und ihr jungfräuliches Aussehen wieder.

Eines Sonntages früh aber, als die Schöne wiederum zum Jugendbrunnen geht, um darin zu baden, da entdeckt ein alter grauer Mann den Betrug, und wie sie über den Kirchhof geht, kommen die Geister der gemordeten Kinder und brechen ihrer Mutter das Genick.

Anmerk. In dem einen Liede (II. 149.) heißt es:

Mägdlein ging zur Kirche,
Hinter ihr verdorrete das Gras,
Vor ihr bluteten die Steine.
Mägdlein über'n Kirchhof ging,
Oeffneten sich neun der Gräber.
Mägdlein in die Kirche ging,
Folgeten ihr neun der Seelen u. s. w.

In einem anderen „von der schönen Jungfrau Aria" (I. 287.) kommen die neun Kinder ohne Köpfe ebenfalls auf dem Kirchgange zu ihr. Sie wollen der Mutter die Sünde vergeben, aber Gott vergiebt ihr nicht, und als sie zum Altare geht, demüthig niederkniet und das heilige Kreuz macht,

Da ach! versinkt urplötzlich sie,
Nichts weiter war von ihr zu sehen,
Nichts weiter als ihr gelbes Haar.

In einem dritten (I. 290.) ist zwar der Jugendbrunnen und der Kindermord nicht ausdrücklich ausgesprochen, dafür aber finden sich andere eigenthümliche Züge. Es ist am Hochzeitstage der Mutter. Ein Schäfer auf der grünen Wiese hört ein weinendes Kind in einer alten Weide. Es verlangt in das Hochzeitshaus und der Schäfer trägt's hinein:

„Guten Abend, Hochzeitsgäste,
Meine Mutter ist die Braut.
Schon uns neune sie gebar
Und das zehnte trägt sie noch."

Die Braut vermißt ſich, der Teufel ſolle kommen und ſie zum Höllentanze holen, wenn ſie des Kindes Mutter ſei. Da kommt der Teufel zum Fenſter hinein,

„Riß ihr ab den grünen Kranz,
Flog mit ihr zum Fenſter hinaus.“

In einem ſolchen Jugendbrunnen legte bekanntlich die rauhe Elſe, die den Wolfdietrich entführt, ihre rauhe Haut ab und wird nun „Frau Sigeminne, die Schönſte über alle Lande.“

304. Der güldene Brunnen bei Werchau.

Schmidt, Kalauer Chronik S. 91.

Hinter dem Dorfe Werchau bei Kalau iſt ein Geſundheitsbrunnen, genannt der güldene Brunnen, der beſonders den Kindbetterinnen große Erleichterung verſchafft. Durch einen Hofnarren am Dresdener Hofe, Namens Hans Naboth, einen geborenen Kalauer, iſt dies Waſſer ſo berühmt geworden, daß die Kurfürſtin Anna, als ſie geſegneten Leibes war, daſſelbe bis nach Dresden hat bringen laſſen. Ob's geholfen hat, weiß ich nicht.

Anmerk. Brunnen ſind Symbole der Fruchtbarkeit, wie Becken und Becher. Waſſer iſt das Bild aller Erzeugung (ἡ θάλασσα — τῆς γενέσεως σύμβολον). Der Storch holt die Kinder aus dem Brunnen. Der Queckborn in Dresden hat auf ſeinem Dache einen Klapperſtorch. Weiber werden durch Baden im Hollenteiche fruchtbar. (Grimm: D. S. II. S. 163. Bechſtein Fr. S. S. 174. Barth: Altd. Rel. I. S. 145.) Vielleicht hängt Born und Gebären ſprachlich zuſammen. (Vgl. φρέαρ und φέρω, κρήνη und κράω, creo)

305. Der Hankabrunnen in Collm.

Frenzel, hist. natur. mor. I. 483. N. L. Mag. 1833 S. 590.

In Collm unterm Weinberge iſt ein Brunnen, den nennen die Wenden Hanka. Er hat das ganze Jahr Waſſer, ausgenommen vom Feſte Johannis des Täufers bis Michaelis. Das hat folgende Bewandtniß. Es war einmal ein ſchönes Mädchen, Hanka genannt, das bleichte dort ſeine Leinwand manches Jahr und verdiente ſich viel Geld damit. Einſt beſchuldigten es die Leute, es führe keinen keuſchen Lebenswandel, ſondern ſei unzüchtig und unrein. Da vermaß und verſchwor es ſich und ſagte, wenn das wahr wäre, was die Leute von ihm ſagten, ſo ſolle Gott dieſen Brunnen vertrocknen laſſen. Kaum hatte es dieſe Worte geſprochen, ſo verſiegte der Brunnen, und verſiegt ſeitdem noch alle Jahre um dieſe Zeit, und zum Gedächtniß daran nannte man ihn Hanka.

306. Der Brautbrunnen bei Lichtenberg.

Mündlich.

Bei Lichtenberg, am Wege nach Neukretſcham, iſt ein jetzt faſt verſumpfter Brunnen, der heißt der Brautbrunnen. Das hat aber folgende

Bewandtniß. Vor langer, langer Zeit, wie noch Neukretſcham zu Lichtenberg eingepfarrt geweſen, iſt einmal ein Brautpaar von da herüber in die Kirche gekommen und hat ſich trauen laſſen. Es war ein großer und luſtiger Hochzeitszug. Aber er nahm ein Ende mit Schrecken; denn auf der Heimfahrt fiel der Wagen um, darinnen Braut und Bräutigam ſaßen, und ſie fielen heraus und in den Brunnen hinein und ſind da Beide in treuer Liebe geſtorben. Der Brunnen war ſo tief und man konnte ſie nicht wieder herausholen. Nur der Brautkranz ſchwamm oben auf den Wellen. Und danach heißt der Born bis auf den heutigen Tag der Brautbrunnen, und welche Braut eine reine Jungfer iſt, die kann den Kranz noch heute ganz deutlich auf dem Grunde des Waſſers erblicken, hat ſie aber ihr eigenes Kränzlein verloren, ſo iſt ihr auch der Brunnenkranz nicht ſichtbar. Daher führen die Burſchen des Dorfes ihre Bräute zu dem Quell, um ihre Reinheit zu erproben. Es ſoll aber noch nicht vorgekommen ſein, daß eine den Kranz nicht geſehen hätte. Wenigſtens haben ſie's immer geſagt.

307. Der Gotſchdorfer Heilbrunnen.

Haberkorn, Chronik von Kamenz S. 432

Erſte Sage.

Bei Gotſchdorf und Neukirch, eine halbe Meile von Königsbrück, war in früheren Zeiten ein heidniſcher Götzentempel mit einem heiligen Brunnen. Dieſer Tempel wurde ſpäter in eine chriſtliche Kirche verwandelt, aber nach wie vor kamen die Leute an gewiſſen Tagen, um in dem Brunnen zu baden und von ſeiner Wunderkraft immerwährendes Heil und Kraft zu erlangen, ſo daß die chriſtlichen Prieſter Geld dafür nahmen und große Schätze ſammelten. Erſt als eine der vorigen Königsbrücker Herrſchaften ihn überdecken ließ, hat er ſeine Kraft verloren, aber doch nicht gänzlich ſeine Heiligkeit eingebüßt. Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts kamen an einem beſtimmten Tage des Jahres die Neukircher Burſchen, um den Brunnen feierlich zu reinigen.

Anmerk. Gotſchdorf ſoll aus Gottesdorf korrumpirt ſein. Die ganze Gegend hat allerdings viele Spuren heidniſchen Götzendienſtes.

Die Sage von der in chriſtlichen Zeiten und unter chriſtlichen Prieſtern fortdauernden Heiligkeit beruht vielleicht auf Thatſachen, wie bei dem Marienbrunnen zu Roſenthal. (ſ. die Legenden im 2. Theil).

308. Zweite Sage.

Frenzel, hist. natur. I 487. 501. msc. J. Lehde, hiſt. Diſcurs von dem Schellendorff'ſchen Heilbrunnen

Eine halbe Meile von Königsbrück iſt eine Quelle, welche die Eigenſchaft haben ſoll, daß Steine, welche man hineinwirft und einige Zeit darin liegen läßt, weich werden. Im Jahre 1646 ließ der Freiherr von Schellen-

dorf, damaliger Besitzer von Königsbrück, die Quelle untersuchen und fassen, und es fand sich bald ein Zulauf von Leuten aus allen Ständen, die ihr Wasser als Heilmittel benutzten. Ein Bauersmann kam auch dahin und gebrauchte den Brunnen. Da er aber nicht sogleich eine heilsame Wirkung verspürte, verachtete er die Gottesgabe und sprach spöttisch: „Wasser ist Wasser: ich lobe mir eine Kanne Bier dafür", worauf ihn der Schlag auf der Stelle gerührt, daß er stumm geworden, bis er etliche Tage nachher gestorben ist. Es geht auch eine alte Sage, daß in derselben Gegend, wo dieser Heilbrunnen befindlich ist, vor Zeiten zwei Salzquellen gewesen, deren Wasser die Landleute zum Salzen der Butter gebraucht haben, davon sie viel besser geschmeckt, als wenn dazu gemeines Kochsalz gebraucht worden.

In der Hussitenzeit, wo Alles ringsumher verwüstet worden, sollen auch diese Salzquellen in Abgang gekommen, mit Schlamm verstopft und von Gehölz überwachsen sein, daß man sie gar nicht mehr hat auffinden können.

Anmerk. 1. Salzquellen hatten bei den alten Germanen besondere Heiligkeit. Um ihren Besitz wurden blutige Kriege geführt. Sie glaubten, salzhaltige Gegenden lägen dem Himmel näher und das Salz käme vom Himmel. Aber auch bei den Wenden hat das Salz besondere Heiligkeit. Fast stets findet man auf ihren Tischen ein Salzfaß stehen. Bei feierlichen Gelegenheiten wird erst Brod und Salz gegessen. Die Ehrenfrau bei der Hochzeit, gewöhnlich die Pathe der Braut, heißt Salzmeste u. s. w.

In der Görlitzer Halde und bei Hirschfelde giebt es sagenhafte Salzquellen.

2. Obige Quelle heißt auch Pan-Quelle, Pan = Herr, also: herrschaftlicher Brunnen.

Auch der Schwepnitzer Jäger in der Nachbarschaft heißt Pan-Jäger, wahrscheinlich in derselben Bedeutung.

309. Der Zehrbrunnen bei Giehren.

Friesche, die Wigandsthal-Messersdorfsche Kirchfahrt 1767 S. 9.

Oberwärts von Giehren bei Wigandsthal hat vor Alters eine Kapelle zum heiligen Wolfgang gestanden. Dabei war ein heiliger Wunderbrunnen. Seit aber die Kapelle verschwunden haben die Wunder des Brunnens aufgehört. Heut zu Tage heißt er schlechtweg der Zehrbrunnen. Er war aber in alten Zeiten gleich dem Teiche Bethesda und hatte seine größte Kraft, wenn der heilige Wolfgang mit unsichtbarer Hand ihn in Bewegung setzte. Wer alsdann zuerst daraus trank, hatte sogleich seine Gesundheit wieder, mochte er vorher auch noch so krank gewesen sein. Man sagt, daß ganze Haufen von Krücken und Stäben hier gelegen hätten, welche die Genesenen daselbst zurückgelassen. Aber auch gar viel Gold und Silber pflegten sie daselbst niederzulegen auf den Altar des heiligen Wolfgang. Davon wurde die Kapelle unermeßlich reich. Als aber später gottlose Menschen die Kapelle zerstörten, wurde der Schatz in den Brunnen versenkt und liegt noch heute da, und das Hauptstück dabei ist ein großes goldenes Krucifix in Lebensgröße.

Ein Mönch aber bewacht den Schatz, den haben viele gesehen, den Schatz aber hat noch keiner gehoben.

310. Der Schönberger Gesundbrunnen.

Frenzel, hist. natur. msc. I. S. 497. Mündlich.

Der Gesundbrunnen bei Schönberg kam im Jahre 1643 zum Vorschein, indem auf einer Hutung zwei Hirtenknaben mit ihren Stöcken auf die Erde schlugen, um sich im Takthalten beim Dreschen zu üben und unter ihren Schlägen ein Wasserquell in die Höhe sprang. Dieses Wasser, das auf eine so merkwürdige Weise entdeckt wurde, kam sehr bald in Aufnahme. Von nah und fern strömten die Menschen herzu und wurden gesund. Allein als die damalige Herrschaft, die Frau Rittmeisterin von Nostitz, das Heilwasser zu einer Geldquelle für sich machen wollte und es nur gegen Bezahlung verabfolgen ließ, verlor es seine Kraft; denn eine solche Gottesgabe soll man die Menschen frei gebrauchen lassen. Erst 1714 bekam die Quelle ihre alte Kraft wieder, wurde von Neuem gefaßt und ein Häuschen darüber gebaut. Aber aus derselben Ursache ward sie auch bald wieder unkräftig. In der neuesten Zeit, da nur noch eine dunkle Sage im Volke von ihr bestand und der Brunnen ganz verfallen war, hat man die Quelle wieder gefaßt und viele benutzen sie mit Erfolg zum Trinken und Baden.

311. Das heilende Wasser bei Wittichenau.

Sammlung von Schön No. 41. Mss. N. Lauf. Mag. 1837 S. 201. Gräve, S. 94.

An dem Fußwege nach der Mittelmühle beim Städtchen Wittichenau befindet sich ein fast wie ein Kreuz gestaltetes Holz, über vier Ellen hoch und eine halbe Elle dick, in welchem früher ein Muttergottesbild gestanden. Als einst eine verderbliche Pest in der Oberlausitz wüthete und fast alle Einwohner von Wittichenau gestorben waren, flüchtete sich der Ueberrest hierher. Wegen des großen Durstes, der sie quälte, tranken sie aus einer nahe gelegenen Pfütze, wodurch sie gesund wurden.

312. Der Hungerbrunnen bei Uhyst am Taucher.

Lauf. Monatsschr. 1797 I. 412.

Im Kirchdorfe Uhyst am Taucher ist eine weissagende Quelle. Sie führt den Namen: der Hungerbrunnen, weil sie seit undenklichen Zeiten jede Mißernte und Hungersnoth, ja auch Krieg und Pestilenz angezeigt hat. Wenn dies Brünnlein reichlich fließt und Wasser genug giebt, dann wird's ein gutes Jahr, fließt aber das Brünnlein dünn und spärlich, also daß es schier vertrocknen will, dann tritt gewiß Mißwachs und Theuerung ein. Ist's einmal im Frühling ganz trocken, so ist's gar schlimm und es kommt gewiß

im Laufe des Jahres eine große Hungersnoth mit Krieg und Peſtilenz. Alſo haben's die umwohnenden Bauern immer erfahren bis auf den heutigen Tag.

Anmerk. Aehnliche weiſſagende Quellen ſind zu Halle (Grimm D. S. I. S. 163), bei Oldenburg (Müllenhof N. 121.), im Hennebergiſchen (Bechſtein Fr. S. S. 265), bei Schweinfueth (Bechſtein l. c. S. 174.), bei Baden (Schnetzler II. S. 194.), bei Freiburg i. B. (Derſelbe I. S. 369.) u. a. a. O.

Bei mancher dieſer Quellen iſt das Anzeichen umgekehrt, d. h. ſie haben die größte Fülle, wenn ein trockenes Jahr eintreten ſoll.

313. Der Engelsbrunnen bei Oderwitz.

Frenzel, hist. natur. I. 483. msc. Luther's Tiſchreden. J. Wolff, Lect. memorabil. Cent. XVI. T. II. f. 440. A. Honderf, Promptuar. Fol. 197. Carpzow, Anal. V. 271.

Im Jahre 1538 war eine große Theuerung in der Oberlauſitz, ſo daß die armen Leute ſehr Hunger leiden mußten. Eine gottesfürchtige, fromme Pfarrerswittwe hatte gar nichts mehr, womit ſie ihre beiden Kinder ernähren ſollte. Einſt ging ſie in ihrer Herzensangſt mit dieſen an einen Brunnen und betete zu Gott, daß er ſie in der theueren Zeit erhalten und erquicken wolle. Trat zu ihr ein Mann und fragte, was ſie da mache? ob ſie glaube, daß ſie mit ihren Kindern von dem Brunnenwaſſer ſich ſatt eſſen könne? — Sie ſprach: Ja, warum nicht? Gott, dem Herrn, der das Volk Israel vierzig Jahre in der Wüſte mit Manna geſpeiſet hat, iſt nichts unmöglich und er kann auch mich mit bloßem Waſſertrinken erhalten. Da ſprach der Mann: Siehe! weil Du ſo gläubig biſt, ſo gehe heim; Du wirſt in Deinem Hauſe drei Scheffel voll Mehl finden. Und als ſie zu Hauſe ankam, war es ſo. Da erkannte ſie, daß der Mann ein Engel geweſen war, und wie die wunderbare Geſchichte ſich unter dem Volke ausbreitete, ſo nannte es den Brunnen, wo ſie gebetet hatte, den Engelsbrunnen, wie er denn auch heißt bis auf den heutigen Tag.

314. Der Hungerbrunnen bei Olbersdorf.

Morawetz im Oberlauſ. Journ. 1851, Okt. S. 167.

An der ſogenannten alten Leipa'er Straße im Olbersdorfer Forſte findet ſich ein ſtark quellender Brunnen zur Rechten des Weges, zur Linken aber ein Denkmal in den Felſen gehauen. Es ſtellt ein Brod dar mit einem Kranze darum, ſodann ein Kind in einem länglich runden Rahmen und eine jetzt ganz unleſerliche Inſchrift. Die Sage erzählt, bei einer großen Hungersnoth (im Jahre 1539) ſei eine fromme Mutter aus Zittau mit ihren beiden Kindern in die äußerſte Noth gerathen und in ihrer Herzensangſt an den Brunnen gegangen, um dort zu beten. Da ſei ihr ein Engel vom Himmel erſchienen und habe ſie und ihre Kinder geſpeiſt und geſättigt.

Anmerk. 1. Das Bildwerk vereinigt gar schön die drei Symbole der Fruchtbarkeit: Brunnen, Brod und Kind. Der Kinderbrunnen auf dem Rammelsberge bei Goslar zeigt in Stein gehauene Kinder. Dort soll nämlich eine Frau mit Zwillingskindern niedergekommen sein. (Grimm: D. S. S. 163.)

Der Engel war wohl ein christianisirter Brunnengeist, etwa Frau Holle. Sonst hat die Lausitz keine Brunnennymphe aufzuweisen. Die Nixen wohnen in Seen und fließendem Wasser, und die Fee (?) Pschipowuitza in der Sage von der Gründung Löbau's scheint mir novellistische Ausschmückung zu sein. Auch der Hollenbrunnen ist nicht Wohnung der Göttin, sondern Weg zu ihr. Nur in größeren Weihern oder Seen pflegen Nerthus und Holle zu baden. (Grimm: Myth. S. 273.)

2. Mehrfache Ueberlieferungen bestätigen, daß diese Heilquellen besonders bei eintretendem Frühlinge gottesdienstliche Verehrung genossen. Sie wurden beim Frühlingsfeste feierlich geweiht. (Gerber: Unerkannte Wohlthaten S. 14.)

Bis heutigen Tag werden die Hirten, wenn sie das erste Mal das Vieh auf die Weide getrieben, beim Nachhausekommen mit Wasser begossen.

Die deutsche Göttin Ostara, für deren Verehrung bei den Göttersagen und in den Legenden noch einige Spuren nachgewiesen sind, diese Frühlings- (und Liebes-) Göttin der alten Deutschen hatte einen ausgebreiteten Quellenkultus.

Am Ostermorgen holen die Mägde das sogenanate „stille Osterwasser". In der Wendei läuft am Ostermorgen die ganze Jugend im Dorfe umher und jeder Begegnende wird mit Wasser begossen und bespritzt. Dies geschieht auch mit dem Vieh in den Ställen. In der Quelle am Sybillensteine badete sich Mann, Weib, Kind und Vieh (S. No. 15.)

3. Im katholischen Mittelalter wusch man zu Ostern (am grünen Donnerstage) die Altäre. Nicht nur das Kerzenfeuer, sondern auch der Taufstein und das Taufwasser wurden für's ganze Jahr am Ostertage feierlich geweiht. Ostern war früher allgemeiner Tauftermin — daher jetzt noch Termin der Konfirmation, in welcher das Taufgelübde bestätigt wird. — Das Taufwasser wird in manchen Gegenden zu allerhand Aberglauben benutzt. — Zu Himmelfahrt gossen die Priester Wasser in großen Kannen über die in der Kirche versammelte Gemeinde. (Magnus: Gesch. v. Sorau S. 23. vgl. Wordo: Neues Archiv S. 272.)

4. Wenn die wendische Braut von der Trauung nach Hause kommt, geht sie in den Kuhstall und stößt dort eine mit Wasser gefüllte Kanne mit dem Fuße um. — Ehe die Brautleute zu Bette gehen, nehmen sie einen frischen Trunk Wasser (nach alter auch schlesischer Sitte ein auch bei gerichtlichen Verhandlungen gebräuchlich gewesenes Symbol „angelobter Treue"). (S. Wordo: Neues Archiv S. 94.)

5. Das wendische Begräbniß bringt auch einen Beitrag zum Wasserkultus. In Geislitz bei Hoyerswerda nehmen die Leichenbegleiter ihren Rückweg vom Kirchhofe stets durch ein fließendes Wasser. Diese Sitte wird so streng innegehalten, daß auch im Winter die Brücke nicht benutzt, sondern das Eis aufgehackt wird, damit der Trauerzug durchwaten kann.

315. Von blutenden Kornhalmen.

Frenzel, hist. natur. III. 1494 msc. Kalender auf das Jahr 1667. Manlius in Locus. Script.

Im Jahre 1548 hat sich's zu Haußdorf in der Nähe von Naumburg a. O. ereignet, daß in der Ernte, als die Bauern das Korn zu schneiden begannen, die abgeschnittenen Halme geblutet haben, wie ein verwundeter Mensch.

316. Von einem blutenden Todtenknochen.

Frenzel, hist. natur. III. 1497. msc. Ejd. hist. eccl. Schonav. p. 287—302. msc.

Eine Kuhhirtin zu Schönau bei Bernstadt hatte ein Ueberbein, und als ihr gerathen wurde, dasselbe mit einem Todtenbeine zu drücken, holet sie ein solches (einen Unterarmschenkel) aus dem Beinhause. Ihr Dienstherr aber nimmt ihr den Knochen weg, bevor sie mit demselben, wie er meinte, Zauberei treiben könnte, und versteckt denselben in einer Kammer. Einige Tage darauf findet ihn dort die Magd, aber wie erschrak sie, als sie gewahrte, daß der Knochen am Ellbogenende blutete, also daß das rothe Blut zur Erde träufelte und nicht eher zu stillen war, bis er wieder bei seinen natürlichen Nachbarn im Beinhause lag.

Anmerk. Die Erzählung ist vom Jahre 1683. Der Pastor loci A. Frenzel berichtet sie selbst (l. l. c. c.) und fügt hinzu, daß er alle Betheiligten zu Protokoll vernommen, er theilt ihre Aussagen und einen darüber abgefaßten Bericht an die herrschaftlichen Gerichte zu Marienstern sehr ausführlich mit und erwähnt dabei, daß er über dieses Wunder in seiner Kirche zu Schönau eine Predigt gehalten habe.

317. Das Baarrecht.

Lauban Chronik a. a. 1645. Schindler, der Aberglaube des Mittelalters 1858 S. 239.

In Lauban lebte um's Jahr 1645 ein Bleicher, Namens Gruner. Der hat um schnöden Goldgewinnstes willen einen Spitzenhändler, der bei ihm eingekehrt war, um einen Garnhandel mit ihm abzuschließen, jämmerlich erschlagen und den Leichnam, nachdem er drei Tage fest gefroren gewesen, denn es war zur Winterszeit, bei nächtlicher Stunde in den Queiß getragen. Aber wie denn der große Bluträcher im Himmel Alles an's Licht bringt, so ist auch diese That bald ruchbar geworden. Die Leiche wurde gefunden und es entstand ein großer Zulauf. Der Scharfrichter und „die Jüngsten" waren bestellt, um auf den Gruner Acht zu haben. Als aber der Auflauf bei der Leiche größer wird, ist auch der Mörder mit unter dem Haufen gewesen. Da haben alsbald „die Jüngsten" einen Kreis um die Leiche geschlossen und der Scharfrichter ist in die Mitte getreten und hat mit lauter Stimme gesagt: Der Mensch gehöre ihm nicht; der wäre eines gewaltsamen Todes gestorben und der Mörder befände sich unter dem Haufen des Volks. Hierauf haben Alle bei dem Todten vorbeigehen und ihn mit den zwei Zeigefingern an der Stirn anrühren müssen. Als nun die Reihe an den Gruner kommt und er ihn anrühret, läuft das rothe Blut dem Todten aus der Nase. Da hat man den Mörder sogleich ergriffen und festgesetzt.

Anmerk. Das Baarrecht war ein gesetzlich autorisirter Aberglaube. Es kommt schon vor in den Nibelungen (v. 984—986), im Iwein (v. 1555—1564). Vgl. Shakespeare's Richard III. (act. I. sc. 2.) Es findet sich weitläufig beschrieben in einer hessen-darmstädtischen Landesverordnung von 1659. In Pommern wurde es noch 1660 mit Erfolg angewendet und hier und da hat es bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts gegolten.

318. Blutende Leiche verräth einen Mörder.

Annalen der Stadt Budissin von 958—1664. Handschr. a. d. Kgl. Bibliothek zu Dresden No. 27. Gräffe S. 462.

Im Jahre 1500 hat sich in Budissin eine greuliche Mordthat begeben. Es war damals an der Schule daselbst ein Kantor, Namens Jakob Tham, der hat auf der Reichengasse an der Ecke des Marktes gewohnt. Bei dem hat seine Schwiegermutter gelebt, ein altes böses Weib, die fast täglich gezankt und verlangt hat, der Kantor sollte ihr das Haus, in dem er wohnte und das der alten Frau gehörte, bezahlen. Da hat ihn einmal der böse Feind verführt und ihm mit Versuchungen also zugesetzt, daß er am Tage visitationis Mariae eine Axt genommen, der bösen Schwiegermutter das Genick eingeschlagen und den Leichnam in den Würztrog geworfen hat, als wenn sie sich selbst ersäuft hätte. Hierauf ist er in die Schule gegangen. Hierhin ist sehr bald seine Frau gekommen und hat geschrieen: Ach, lieber Mann, wie geht das zu, meine Mutter hat sich im Würztroge ersäuft, lauf und komm' doch nach Hause. Hierauf kamen die Nachbarn und die Gerichte, um die Todte zu besichtigen. Da es aber schon gegen Abend war, hat sich Jedermann gegrauet und die Leiche nicht ordentlich angeschauet, sondern haben dem Nachrichter befohlen, sie als eine Selbstmörderin des folgenden Tages, eines Sonntages, auf den Schindanger zu fahren und zu begraben.

Wie nun der Schinder den Körper angreift, hebt derselbe an heftig zu bluten. Da sprach der Schinder: Es gehet nicht mit rechten Dingen zu, wer sich schuldig an diesem Blute weiß, der hat Eile, sich davon zu machen. Darauf haben viele Leute dem Kantor gerathen, zu flüchten oder sich in ein Kloster zu bergen, allein er hat nicht gewollt.

Endlich hat man ihn eingezogen und mit der scharfen Frage belegt, doch hat er nichts gestanden. Am folgenden Tage jedoch hat er den Rathsherrn Hieronymus Ruprecht zu sich kommen lassen und ihm Alles bekannt, wie es zugegangen. Darauf ist er nächsten Mittwoch hinausgeschleift und auf's Rad gelegt worden.

Ob nun wohl dieses Mörders Eheweib um die That gewußt, auch zu ihrer leiblichen Mutter Ermordung selbst Rath gegeben, hat man sie doch damals verschont und nicht angreifen dürfen, weil sie täglich ihrer Geburt entgegen gesehen, sie ist aber dann länger als ein ganzes Jahr schwanger gegangen und hat nicht gebären können, sondern mußte zuletzt darüber zerbersten.

319. Von blutenden Dielen.

Frenzel, hist. nat. III. 1495 msc.

Zu Budissin lebte bis zum Jahre 1595 ein Pastor Primarius, Namens Laurentius Dresserus, der, als er längst pensionirt und seines Lebens überdrüssig war, einst vom Teufel angefochten, einen Selbstmordversuch

machte, worauf er bald ſtarb. Das geſchah in der Paſtoratswohnung im Gäßlein beim Kloſter. Seitdem haben an dem Orte der That hin und wieder die Dielen angefangen Blut zu ſchwitzen, wie ſolches Anno 1601 Herr Martinus Teſtander beobachtet und bezeuget hat.

320. Von blutigem Brei.

Frenzel, hist. eccl. Schonav. p. 164. msc. Ejd. hist. nat. III. 1498 msc.

Anno 1616 hat man an vielen Orten in der Oberlauſitz auf Aeckern und an Kornhalmen Blut gefunden, das zweifelsohne vom Himmel gefallen. Bei einem Bauer zu Schönau, Namens Elias Richter, wurde ein Mehlbrei, den derſelbe gekocht in einen Schrank geſtellt hatte, plötzlich über und über mit Blut bedeckt gefunden, welches die Geſtalt eines Kreuzes mit einer daſſelbe umwindenden Schlange, gleich der in der Wüſte erhöheten, abbildete Der Pfarrer des Orts, Chriſtian Friedrich Scultetus, beſah denſelben, ließ einen anderen kochen, an dem er dieſelbe Wirkung wahrnahm, und hielt darauf, Freitags, den 3. Auguſt, eine feierliche Blut- und Bußpredigt.

Als ebendaſelbſt unter Paſtor Frenzel im Jahre 1687 daſſelbe Wunderzeichen ſich wiederholte, hat auch dieſer geiſtliche Herr, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, am Kirmeß-Montage, den 10. November, eine Blut- und Bußpredigt über Joel II., 30. gehalten.

321. Blutiges Waſſer.

Frenzel, hist. nat. I. 533. msc.

Anno 1630, den 26. November, hat man zu Görlitz am Graben vor dem Reichenbacher Thore auf dem Eiſe große rothe Flecken wie von lauter Blut geſehen. Da iſt der Bürgermeiſter mit vielen Hundert Menſchen hinausgegangen, der Thorhüter iſt in's Waſſer geſtiegen und hat einzelne Stücken Eis heraufgebracht, die aber in helles klares Waſſer zerſchmolzen ſind.

Ebenſo hat man Anno 1631, den 4. Januar, in demſelben Waſſergraben einen förmlichen Blutquell entdeckt, wovor ſich viele Tauſend Menſchen entſetzt haben. Noch in demſelben Jahre aber, den 31. Oktober, wurde Görlitz von den Kaiſerlichen beſetzt.

322. Blutregen.

Frenzel, hist. nat. I. 564. msc. Zittauiſche Jahrbücher a. a. 1622 Msc.

Den 28. April Anno 1622 iſt zu Zittau mit Verwunderung geſehen worden, daß das Regenwaſſer, ſo damals ſtark gefallen, in den Gerinnen blutfarbig geweſen, gerade ſo, als ob vorher Fleiſch darin wäre abgewaſchen worden. Es behielt dieſe Farbe eine Stunde lang. Etliche goſſen es in Gefäße, darinnen es wie Blut zuſammen gerann. Der Bürgermeiſter Friedrich

Birnſtein ließ ein weißes Tuch auf ſeinem Hofe ausbreiten, welches ganz roth wie mit Blut gefärbt wurde. Die Tropfen ſetzten einen Grund ab, der wie Braſilienroth anzuſehen war. Die Nacht darauf erfolgte ein ſchweres Ungewitter. Auch in Görlitz regnete es den 3. und 4. Juni 1683 Blut, das man deutlich an den Blättern der Bäume, den Dächern und Steinen bemerken konnte.

323. Manna fällt vom Himmel.

Worbs, Geſchichte von Sorau und Triebel S. 259.

Anno 1531, als die große Hungersnoth war und Menſch und Vieh nur ſo dahin ſtarben, hat der liebe Herrgott den Sorauern Gnade erwieſen, gleich den Kindern Israel in der Wüſte, und hat in einer Nacht vom Himmel regnen laſſen kleine runde Brödchen, alſo daß den anderen Morgen alle Felder damit bedeckt waren und Menſch und Vieh ſich daran erquickten.

Anmerk. Die braunen Knollen (mit weißen Körnern) Lathyrus tuberosus findet man alljährlich bei Sorau in größerer oder kleinerer Menge. Das Volk nennt ſie noch heute Manna oder Himmelsbrod und glaubt, daß ſie vom Himmel fallen.

324. Fiſchregen.

Magnus, Geſchichte von Sorau S. 237.

Anno 1661, den 25. Mai, fiel bei Sorau ein großer Landregen, in welchem auf die Gorkau'ſchen Felder eine große Menge Schmerlen herunter gefallen, welche die Bauern aufgeleſen, von denen auch dieſelben ein gut Gerichte dem gräflichen Herrn Hauptmann gebracht, der ſie kochen ließ und im Namen Gottes verzehrte.

325. Schwefelregen.

Frenzel, hist. nat. I. 565. mss.

Anno 1622 den 21. Mai, des Nachmittags um 4 Uhr, fiel zu Görlitz ein ſtarker Schwefelregen, ſo daß man den Schwefel hin und wieder in Wagengeleiſen und Pfützen in ziemlicher Menge ſammeln mögen. Um dieſelbe Zeit (die Chroniken haben den 18. Mai) regnete es auch in Zittau Schwefel, welcher dem gewöhnlichen an Farbe und Geruch ganz gleich war und wie dieſer brannte. An etlichen Orten hat er eines Meſſerrückens dick gelegen. Es folgte bald darauf die unerhörte Steigerung des Geldes und aller anderen Sachen.

326. Getreideregen.

Frenzel, hist. nat. I. 564. mss. Martin Behemus, Predigten S. 35. Barthol. Scultetus, ann. a a. 1571 mss.

In der Nacht vom 25. zum 26. Juni 1571 fielen mit einem Regen um Görlitz und Lauban Körner auf die Erde, welche theils wie Roggen,

theils wie Erbsen, theils wie anderes Getraide aussahen, denn etliche waren länglich, etliche aber rund. Man fand sie zu Görlitz des Morgens früh in den Gärten und auf dem Acker so häufig ausgestreut, daß man sie auflas, dörrte und mahlen ließ, auch davon Brod buck, welches gegessen wurde und einen süßlichen Geschmack hatte. Die Körner gaben sehr viel Mehl, und man konnte von einer Metze so viel backen, als von einem halben Scheffel Korn. Solcher Getraideregen erneuerte sich am 18. August 1606. Da hat man hin und wieder bei der Stadt Görlitz und sonderlich auf der Lauban'schen Straße hin fliegendes Korn gesehen. Viele haben's mit den Händen aufgefangen und viel zusammen gebracht.

327. Steinregen.

Reichsanzeiger 1805 No. 267. Lauf. Mon. Schr. 1805 S. 217.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts, als einige Einwohner von Grävenhain in der Heuernte begriffen waren, kam eines Tages plötzlich eine finstere Wolke hoch über ihnen daher gebraust. Die regnete Steine, stärker als eine Mannesfaust und von runder Gestalt. An den benachbarten Bergen (wo sich die Steine zweifelsohne losgerissen) leuchtete es wie von blauen Flammen und dröhnte wie ein ferner Donner. Der Sturm schnitt das Gras von der Erde ab, als wäre es mit einem Scheermesser weggeschoren. Die Heuschober wurden aufgehoben und verschwanden in der Wolke, und man hat nie wieder Etwas von ihnen gesehen. Da sagte eine Tagelöhnersfrau zu ihrem Manne: Wir wollen nach Hause gehen, hole das Zeug! Du siehst ja, daß der jüngste Tag kommt! Unerschrocken antwortet ihr der Mann: Du Narr! wenn der jüngste Tag kommt, brauchen wir das Zeug nicht.

328. Das verlorene Wasser bei Penzig.

Mündlich und nach Schön's handschriftl. Mittheilung.

In der Haide bei Penzig entspringt ein Wasser, welches in's Rothwasser Gebiet fließt und sich dort verliert. Wohin weiß Niemand. Die Sage aber erzählt:

Vor uralter Zeit hauste in der Görlitzer Haide ein böser Förster. Der plagte die Leute bis auf's Blut und Niemand konnte ihm was recht machen. Einmal ließ er einen Graben aufwerfen und ging selber hin um die Arbeit zu besichtigen. Sie schien ihm viel zu langsam zu gehen und er fing ganz greulich an zu fluchen über die ungeschickten Arbeiter. Da sagte einer von ihnen, ein alter Mann: Herr Förster, wir machen's wie wir können. Wenn wir's anders anfangen sollen, so müßt Ihr's uns schon vormachen, damit wir's lernen. Da ward der Förster verboßt, riß dem Alten die Hacke aus der Hand und fing an unter immerwährendem Fluchen zu graben und

Erde aufzuwerfen. Und es ging wirklich schnell und er steckte schon ganz tief in der Erde, aber es dauerte gar nicht lange, da ächzte er auf und versank in den Boden und Niemand hat ihn wieder gesehen. — Man unterließ es, den Graben weiter zu ziehen, aber das Wasser, welches bis auf diese Stelle fließt und sich dort nach dem Innern der Erde ergießt, heißt bis auf den heutigen Tag das verlorene Wasser.

329. Die Herrenwiese bei Jauernick.

Handschriftliche Sammlung der Breslauer Lusatia No. 7. Görlitzer Wegweiser 1832 S. 157.

Wenn man von Görlitz nach Jauernick geht, kommt man hinter Cunnerwitz über eine große Wiese, mit Gehölz umhegt, welche die Herrenwiese genannt wird. Um dieselbe schwebte einst ein langwieriger Rechtsstreit zwischen dem Kloster Marienthal und dem angrenzenden Gutsherrn.

Dieser Herr wollte den Rechtshandel auf ungerechtem Wege beendigen und das schöne Grundstück also an sich bringen. Er beredete deshalb seinen Jäger mit Namen Ruprecht, unter dem Versprechen, ihn mit einem Mädchen zu verheirathen, welches dieser liebte, als falscher Zeuge aufzutreten und seine Aussage zu beschwören. Nachdem der Jäger, verblendet von seiner großen Liebe zu dem Mädchen und irre gemacht durch eine ihm von seinem Herrn eingegebene Hinterlist, eingewilligt hatte, ward der Gerichtstag angesetzt, die Richter und Schöppen kamen mit den Zeugen an Ort und Stelle und Ruprecht sollte den Eid leisten. Er that dies auch mit gutem Muthe. Denn er hatte sich unter seine Füße Erde von den Feldern seines Herrn gebunden und einen Schöpfer, d. h. einen runden Löffel, auf den Hut gesteckt. Freventlich hob er die Finger zum Schwure empor und betheuerte: „So wahr der Schöpfer über mir ist, so wahr stehe ich auf dem Grund und Boden meines Herrn.“ Aber wenn auch die Menschen den Betrug nicht merkten, Gott wußte Alles, er strafte ihn. Den meineidigen Menschen verschlang vor den Augen des Gerichts die Erde.

330. Der bestrafte Meineid.

Sammlung von Schön No. 56.

In Friedersdorf hatte in früherer Zeit der dasige Besitzer mit einem Bauer seines Dorfes Streit wegen eines Stücks Acker. Um zum Besitz dieses Ackers zu gelangen, rief er seinen Vogt zum Zeugen an. Dieser legte den Eid in Gottes freier Natur auf dem streitigen Grund und Boden ab; doch ehe er ihn vollendete, versank er zur Strafe des Meineids in die Erde. Er kann auch heute noch nicht Ruhe finden, denn zu gewissen Zeiten im Jahre hört der Vorübergehende an dieser Stelle den Ruf:

Du Grorock (Graurock ?),
Meine Seele hot keen Roth (Rath oder Ruh?).

331. Der falſche Schwur.

Leonhard Leſer, Abendländ. Tauſend und Eine Nacht, Bd. 9. S. 18. Gräffe S. 531.

In der Oberlauſitz lebte vor 100 Jahren ein Mann, den man im Verdacht verſchiedener feiner Betrügereien hatte. Beſonders, ſo ſagte man von ihm, ſollten ſeine Betrügereien im falſchen Meſſen der Garten- und Feldfrüchte beſtehen, mit denen er Handel trieb. Auch ſeine anfänglich ehrliche Frau verleitete er zum Betruge und ſie ward nach und nach immer geübter in dergleichen Künſten. Einſt wurde es entdeckt, daß ſie das Geſpinnſt, mit dem ſie handelte, zu kurz weifte. Perſonen, die welches von ihr gekauft hatten, wollten es ihr wieder zurückgeben. Sie leugnete, daß dieſes kurz geweifte Geſpinnſt von ihr ſei, und endlich kam es zu einem Streite, den die Gerichte enden ſollten. Der Frau ward der körperliche Eid zuerkannt und ſie ſchwur mit den Worten: „Gott ſtrafe mich und meine Nachkommen bis in's dritte und vierte Glied, wenn ich falſch geweift habe und das kurze Geſpinnſt von mir iſt.“ Sie ward freigeſprochen. Nach Jahresfriſt klagte ſie über heftige Schmerzen in der rechten Hand, welche endlich von der Gicht ganz krumm gezogen wurde. Sie gebar einen Sohn und eine Tochter; beiden fehlte an jedem Finger ihrer Hände das letzte Glied. Jetzt gedachte man in der ganzen Gegend ihres Eides und die Frau ward allgemein verachtet. Ihre Kinder verheiratheten ſich, bekamen Kinder, und wieder fehlte dieſen an den Fingern ihrer Hände das letzte Glied. Die Großmutter ſtarb in Reue und Leid, ihre Kinder erlebten noch Enkel, welchen ebenfalls an jedem Finger das letzte Glied fehlte. Dem Urenkel dieſer betrügeriſchen Frau, der über ſeine übelgeſtalteten und zu Wenig fähigen Hände ſehr niedergeſchlagen war, ward endlich ein Sohn mit ganz wohlgebildeten Händen geboren.

332. Die verfluchte Hand.

Koch's Chronika S. 399.

Anno 1572, den 22. Januar, wurde ein Muttermörder von Gersdorf zu Lauban auf dem Markte erſtlich auf allen Kreuzwegen mit glühenden Zangen geriſſen, hernach ihm die rechte Hand abgehauen und dann das Herz aus dem Leibe gezogen, worauf er geviertheilt und die vier Stücke an vier Säulen bei dem Galgen aufgehängt wurden. Die abgehauene Hand wurde mit angenagelt. Obwohl nun die Vögel alle Stücke angefreſſen und zerfleiſcht, ſo haben ſie doch die Hand nicht berührt, und ſie iſt noch ganz unverletzt Anno 1577 vor der Ankunft Kaiſer Rudolph II. abgenommen und vergraben worden.

333. Der Burgsberg zu Schönberg.

Erſte Sage.

Frenzel, hist. nat. II. 1683. msc. Samml. von Schön No. 18. Mtc. L. Haupt im Görl. Sonntagsbl. 1854 No. 9.

Nahe bei Schönberg liegt der Berg, von welchem zweifelsohne das Städtlein den Namen hat, denn er iſt in der That ſchön und gewährt eine

reizende Aussicht in die Umgegend. Es geht da hinauf ein Weg so breit, daß zwei Wagen neben einander fahren können, bis auf den Gipfel. Auf der ganzen Strecke und dort oben auf einem runden Flecke wächst weder Gras noch Holz, gleich als wenn der Erdboden versengt wäre. Denn es ist das eine verfluchte Stelle und geschah die Verfluchung im Jahre 1636. Damals besaß Schönberg Hans Christoph von Nostitz, ein sächsischer Rittmeister und gewaltthätiger Mann. Zu dem kam einmal ein schwedischer Hauptmann, mit Namen Scoß, auf Besuch, der ritt ein wunderschönes Pferd, und das Pferd stach dem Rittmeister so in die Augen, daß er es mit aller Gewalt haben wollte und dem Hauptmann eine große Summe dafür bot. Aber der Hauptmann hatte sein treues Schlachtroß lieb und wollt' es um keinen Preis lassen. Ueber dem Feilschen kamen beide Kriegsmänner in Streit, gaben sich gegenseitig harte und ehrenrührige Worte, und drohten einander dies und jenes. Darüber rief der von Nostitz seine Leute herbei, ließ den schwedischen Hauptmann fesseln, warf ihn in's Gefängniß und machte ihm den Prozeß, weil er gesagt haben sollte: Er würde dem Rittmeister einen rothen Hahn auf das Dach setzen. Wie sehr sich der Gefangene nun auch verschwor, daß er diese Drohung nicht ausgestoßen habe, so wurde er doch verurtheilt, mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht zu werden. Als er nun dieses Urtheil vernommen, da hat er immerfort geschrieen: Nostitz, Du hast das Urtheil im Finstern gemauset! Wehe über Dich und über Deine Kinder! — Aber was half ihm das Geschrei? Er wurde alsobald den Berg hinauf zur Richtstätte geführt. Auf dem Wege dahin wollte er von einem Zuspruch der Geistlichkeit nichts wissen, sondern schrie immerfort: „Wehe über Dich, Hans Christoph von Nostitz, Du Bluthund! Verflucht seist Du, verflucht sei der Platz, wo ich mein Blut vergießen werde: darauf soll nimmermehr kein Gras wachsen." Und der Fluch ist in Erfüllung gegangen. Der Rittmeister von Nostitz wurde bald darauf in seinem eigenen Hofe erstochen. Der älteste Sohn ist in Polen jämmerlich umgekommen und in Stücke zerhauen worden; der andere ward in Haugsdorf ermordet und der dritte und letzte ist in Rothenburg über der Abendmahlzeit von einem seiner eigenen Unterthanen, dessen Vater, einen Fleischer, er erschossen hatte, mit einem Schusse durch's Fenster getödtet worden.

334. Zweite Sage.

Samml. von Schön Nr. 18. Mtc.

Eine Jungfrau wurde des Kindermordes beschuldigt, und obgleich sie ihre Unschuld mit tausend Schwüren betheuerte, wurde sie dennoch zum Tode verurtheilt. Als schon das Richtschwert über ihr geschwungen wurde betheuerte sie nochmals und rief Gott, den Allmächtigen, zum Zeugen an und sprach: Ich bin unschuldig und Gott wird es bezeugen. Kein Hälmchen

Gras soll je auf dieser Stelle wieder wachsen! Darauf betete sie noch einmal und starb gefaßt. Der Frühling kam und der ganze Berg begann zu grünen, nur auf dem Richtplatze wuchs kein Hälmchen Gras, und wächst dort bis auf diese Stunde nicht.

Anmerk. Eine Teufelssage und eine Schatzsage von diesem Berge s. o. No. 124., No. 271.

335. Der bestrafte Gotteslästerer.

Annalen der Stadt Budissin a. a. 1607. Gräffe S. 46.

Im Jahre 1607, den 24. Dezember, in der Christnacht sitzen etliche Bauernburschen in einem Dorfe, zwei Meilen von Bautzen (Milkel-Wessel oder Nikolwesel genannt), beisammen, saufen und spielen das Glück auf das kommende Jahr, wie es bei den Wenden damals Gebrauch war. Als nun der eine das Seine verspielt, hat er darüber greulich gelästert und geflucht, schrecklich geschworen und sich vermessen. In solcher Gotteslästerung bleibt er hinter dem Tische sitzen, die Augen offen, als sehe er noch, hält auch die Kartenblätter in den Händen und verstummt. Die Andern vermeineten, er zürne, weil er nicht reden und zum Spiel nicht zuwerfen wolle, ermahnen und rufen ihm zu, er solle doch zugeben, rütteln und stoßen ihn: da fällt er um und ist todt, ist also ein solcher Gotteslästerer jählings durch Gottes Strafe und ernstes Gericht dahingefahren und also todt nach Hause getragen worden.

336. Hans Hicke, der bestrafte Sabbathschänder.

Frenzel, hist. nat. II. 1076. msc. Stifter, Historienschatz S. 491. Ernst, Confect-Tafel II. 97.

Um das Jahr 1634 lebte bei Budissin Hans Hicke, ein Schuster, der arbeitete stets des Sonntags und ging nie in eine Predigt; es wäre sein bester Arbeitstag, sagte er, und verlachte den Pfarrer, der ihn oft ermahnte, den Feiertag heilig zu halten. Diesen losen Menschen klopfte endlich Gott auf die Finger, denn als er einst eines Sonntags ein gebundenes Schwein von einem Wagen heben will, beißt ihn dasselbige in die Hand, und ob er viele Aerzte und Bader befragte, konnte ihm keiner die Hand heilen, die Wunde wurde immer schlimmer und bald ward die Hand und der ganze Arm, womit er gesündigt, kohlschwarz und faulte ihm bei lebendigem Leibe, also daß er nach einem Vierteljahre im größten Elende umkommen mußte.

337. Pfarrer Nikolai zu Kunnewalde bei Bautzen.

Handschriftl. Chronik von Budissin ohne Namen des Verf. in der Biblioth. der Oberl. Ges. d. Wissensch. Fol. 20. cf. Jöcher's Gelehrtenlexikon s. tit. K. Scheibele, das Kloster, Bd. XII. S. 497.

Zur Zeit als in der Lausitz das Evangelium schon ganz mächtig zu werden anfing und die Leute nicht mehr zur katholischen Messe gehen wollten,

war zu Kunnewalde bei Bautzen ein katholiſcher Prieſter. Der eiferte ganz entſetzlich gegen Dr. Luther und ſein Werk und rief eines Tages im unbändigen Zorn von der Kanzel herab: Wenn des verdammten Ketzermeiſters Luther Wort und Lehre wahr wäre, ſo ſolle ihn doch flugs der Donner erſchlagen. Kaum hatte er's ausgeſprochen, ſo zog ein ſchweres Gewitter am Himmel auf. Da flohen die Leute in Haufen zur Kirche heraus. Der Pfarrer aber ſtieg von der Kanzel und wollte auf ſeine Pfarre gehen. Aber noch ehe er zu Hauſe ankam, fuhr ein Blitzſtrahl herab und traf das Läſtermaul, daß er auf ewig verſtummte und todt liegen blieb. Da wurden viele zum Evangelium bekehrt. Solches iſt geſchehen am Tage S. Trinitatis im Jahre des Heils 1537.

338. Beſtrafte Läſterung.

Magnus, Geſchichte von Sorau S. 18.

Im Jahre 1529 fing das große Sterben in der Lauſitz, genannt Sudor anglicus (der engliſche Schweiß), an, da viele Leute in einen tiefen Schlaf fielen und endlich darinnen ſtarben. Wer ſich aber des Schlafes 24 Stunden erwehren konnte, ward meiſtentheils wieder geſund, weshalb ſich viele Leute rütteln, ſchütteln, hin- und hertragen oder fahren ließen. Dazumal war ein katholiſcher Pfarrer zu Friedeberg. Der eiferte gegen Dr. Luther von der Kanzel und gab das Unglück der neuen Lehre ſchuld. Als er eines Tages wieder von der Kanzel geſchrieen, die Luther'ſche Ketzerei ſei des Leidens Urſache, iſt er plötzlich, von der Krankheit ergriffen, in tiefen Schlaf gefallen und hat ſelbſt darüber in's Gras beißen müſſen.

339. Flucher wird auf der Stelle beſtraft.

Mühlwelff, Annalen von Budiſſin Fol. 47. Msc. cf. Bergmann, beſtrafte Zungenſünde p. 22 und Meliſſander, gel. Hiſtorie p. 770.

Anno 1451 fahren an einem Sonntage ein Paar Vornehme von Adel, einer von Schönberg und Wolfgang von Rechenberg, auf den Königlichen Landtag nach Budiſſin und ſitzen bei einander in einem unbedeckten Reiſewagen. Als ſie nun einige Meilen Weges gereiſet, entſtehet ein großes Donner-, Hagel- und Regenwetter, worüber der von Schönberg, ſeine ſchönen Kleider bedauernd, anfing zu fluchen und ſich verwünſchte, daß ihn der Donner gleich erſchlagen ſollte. Der Junker von Rechenberg aber war ein gottesfürchtiger Kavalier und ſtrafte ob dieſer Frevelrede ſeinen Gefährten mit frommen Worten. Aber der von Schönberg fing an, nur deſto entſetzlicher zu fluchen. Da fuhr ein Blitz hernieder und erſchlug augenblicks den Flucher, aber dem frommen Junker von Rechenberg ward kein Haar gekrümmt.

340. Von einer Beſeſſenen in Sorau.

Magnus, Geſchichte von Sorau S. 238.

Anno 1663 iſt in der Michaeliswoche die Frau Stadtſchreiberin von Sorau mit dem unſaubern Geiſte beſeſſen worden, daß man ſie anlegen müſſen. Wobei ſie öffentlich bekannt, daß ihr Vater 100 Thlr. Blutgeld genommen und es ihr zur Mitgift gegeben. Dafür müßte ſie jetzt ſo ſchwer büßen und dem Teufel in den Klauen ſtecken.

341. Wie aus dem Görlitzer Schuſter Jakob Böhme ein berühmter Prophet geworden.

I. Büſching's Volksſagen I. 178. Frankenberg im Leben J. B., Amſterd. 1715 S. 3. N. L. Mag. 1838. S. 383. Sammlung von Schön Msc. No. 30. Gräve S. 29. Preuker's Blicke ꝛc. II. S. 100. Mündlich.
II. u. III. Akten der Naturforſch. Geſellſch. zu Görlitz. Sect. für Alterth. No. 93. Fol. 71. Msc. Schäfer's geneal. Tabellen s. v.

Es haben ſich die Gelehrten in ihren Büchern und Schriften geſtritten und die Köpfe zerbrochen, wie aus einem armen Hirtenknaben und einfältigen Schuſter Jakob Böhme zu Görlitz hat ein ſo erleuchteter Weiſer, weltberühmter Scribent und ſchier prophetiſcher Gottesmann werden können. Haben's alle nicht ergründet, aber das einfältige Volk in Görlitz und Umgegend, das ſeine Schriften nie geleſen, weiß dennoch wohl, wie es zugegangen, und erzählt es weiter von Kind zu Kindeskind.

I.

Zum Erſten: Als Jakob Böhme noch ein kleiner Knabe war und das Vieh hütete, kam er auch eines Tages mit ſeinen Kühen auf die Landeskrone, wo der große Schatz begraben liegt. Es war um die Mittagsſtunde und Jakob ging ganz in Gedanken am Berge hin. Da öffnete ſich plötzlich vor ihm der Berg und er ſah ein Thor von ſchönem rothen Gemäuer und aus dem dunklen Gewölbe funkelte es ihm entgegen wie lauter Gold und Silber. Er erſchrak aber ſo ſehr darüber, daß er eiligſt zurückging, ohne die Herrlichkeiten zu berühren. Als er nachmals mit andern Knaben den Berg erſtieg, konnte er den Eingang nimmer finden. — Das iſt das erſte Zeichen geweſen, welches bedeutet ſeinen geiſtlichen Eingang in die verborgene Schatzkammer der göttlichen und natürlichen Geheimniſſe.

II.

Zum andern: Als ihn ſein Vater bei einem Schuhmacher in Seidenberg in die Lehre gegeben hatte, iſt eines Tages ein fremder und ihm ganz unbekannter, auch ſchlicht gekleideter, doch feiner und ehrbarer Mann vor den Laden gekommen, darinnen Jakob in des Meiſters Abweſenheit mutterſeelenallein geſeſſen hat. Dieſer Fremde hat ein Paar Schuhe zu kaufen begehrt. Der Lehrling hat ſich aber nicht getraut, den Handel für ſich allein einzugehen, und als der Fremde dringlich geworden, hat er, um ihn abzuſchrecken, einen übermäßigen Preis verlangt. Aber der Fremde giebt ihm ruhig und

ohne Widerrede das Geld, nimmt die Schuhe und geht fort. Aber nicht weit vom Laden ſteht er ſtill und ruft mit lauter und ernſter Stimme: Jakob, komm' heraus! Jakob erſchrickt, wie ihn der Fremde bei ſeinem Taufnamen nennet, ſteht aber auf und geht zu ihm auf die Gaſſe. Ernſt aber freundlich und mit lichtfunkelnden Augen ſchaut ihm der Mann in's Angeſicht, faſſet ihn bei der rechten Hand, ſieht ihm ſtark in die Augen und ſpricht zu ihm: Jakob, Du biſt klein, aber Du wirſt ein großer Mann werden und wird eine völlige Veränderung mit Dir vorgehen, daß ſich die Welt über Dich verwundern wird. Du wirſt viel Noth, Armuth und Verfolgung leiden, aber ſei getroſt und fürchte Dich nicht, fürchte aber Gott und ehre ſein Wort und bleibe beſtändig in allen Dingen, denn Du biſt Gott lieb und er iſt Dir gnädig. Darauf hat ihm der Mann die Hand gedrückt, wiederum ſtark in die Augen geſehen und iſt ſeines Weges fürbaß gegangen. Jakob aber hat ſeine Worte wohl in Acht genommen, der Weiſſagung geglaubet in aller Einfalt und Demuth und das Bild des Fremden nimmer aus ſeinem Gedächtniß verloren.

III.

Zum Dritten: Im Jahre 1600, im fünfundzwanzigſten Jahre ſeines Alters, als Jakob ſchon mehr mit geiſtlichen Dingen, denn mit Handwerksgeſchäften, ſich befaſſet und immer fein fleißig in der Schrift geforſchet, da iſt er eines Tages beim jähligen Anblick eines zinnernen Gefäßes, darein er ſich mit ſeinen Augen verſenket, vom göttlichen Lichte ergriffen worden, alſo daß der lieblich jovialiſche Schein ihm in ſein Inneres gedrungen und ihn blicken gelaſſen bis zu dem innerſten Grunde oder Centro der geheimen Natur. Aber Jakob hat es für eine Phantaſie gehalten und hat ſich's wollen aus dem Gemüth ſchlagen, geht zum Hauſe hinaus auf die Gaſſen und in's freie Feld über die grünen Wieſen vor'm Neißthore zu Görlitz. Aber das Geſicht iſt nicht von ihm gewichen, und hat's je länger, je mehr klarer empfunden, und wo er hingeſchaut, da hat er Thieren und Bäumen, Gräſern und Steinen ſo recht in ihr innerſtes Herz und Weſen zu ſchauen vermocht, alſo daß ihm von Stund an die ganze Welt verändert worden und die Natur geweſen iſt wie ein geheimnißvolles, doch verſtändliches Buch, darinnen er allein hat leſen dürfen. — Und alſo ward der Schuſter ein Prophet.

Anmerk. Bekanntlich weiſſagte Joſeph, als er in den ſilbernen Becher blickte. (1. Moſes 44, 5.) Die Hebräer haben für Erz und Zauberei nur Ein Wort נְחוּשָׁה. Vergl. Molitor, Philoſophie der Geſchichte III. S. 317. und No. 232. der Zauberſagen.

342. Todespropheten.

I. Frenzel, hist. nat. III. 1518. II. Haberkorn, Chron. von Kamenz S. 423.

I.

Anno 1539 iſt ein Weib von Görlitz, die ſchwarze Babe genannt, in den Buſch gegangen, um Ruthen zu Beſen zu ſuchen. Als ſie bei Deutſch-

oftig auf dem Damme gesessen, ist ihr ein Mann mit einem langen grauen Barte erschienen, der sie also angeredet: Was machst Du hier? Stehe auf, gehe in die Stadt und bereite Dich zum Sakrament, denn in neun Tagen wird es Feuer vom Himmel regnen und die Welt untergehen. Als diese Prophezeihung ruchbar geworden, ist das Volk in der Stadt gewaltig erschrocken, und anderswo sogar die Rede ergangen, als sei Görlitz bereits untergegangen. Als aber die schwarze Babe nicht auf ihrer Rede bestanden, und sich auch sonst verdächtig gemacht hat, ist sie Dinstags vor Francisci zur Stadt hinausgewiesen worden. Görlitz aber steht heute noch.

II.

Anno 1644 ist ein Prophet in Kamenz erschienen, ein Wende, der hat prophezeiet, es würde ein großes Erdbeben kommen und die Häuser einfallen. Da haben viele Leute ihr Hab und Gut auf die Dörfer getragen, zu ihrem großen Schaden, denn das meiste davon ist in die Hände der räuberischen Schweden gefallen.

343. Barthel Kneschke's Weissagung.

Frenzel, hist. nat. III. 1451. msc.

Anno 1652 sind in der Stadt Löbau viele Gesichte gesehen und Prophezeiungen von Engeln des Himmels gehört worden. Sonderlich hat sich ein Bauersmann Namens Barthel Kneschke zu Laube derselben gerühmt, allenthalben Buße gepredigt und unter Anderem eine Sonnenfinsterniß prophezeiet, welche drei Tage dauern sollte. Da hat Herr Jodokus Willichius, Pastor primarius zu Löbau, das Jahr darauf eine „Schriftmäßige Engelsprobe" in Druck herausgegeben, in welchem Buche er mit Aufwand großer Gelehrsamkeit aus der Schrift erwiesen, daß die Engel nicht zu Bußpredigern bestellet seien, und daß am allerwenigsten zu erwarten stände, sie sollten sich gar so gemein machen und zu ungelehrten und einfältigen Bauersleuten kommen. Es sei gar schwer die Geister zu prüfen und der Teufel stelle sich oft als ein Engel des Lichts.

344. Weissagung der Jungfer Ursel über die Sechsstädte.

Frenzel, hist. nat. III. 1448. msc.

Anno 1635 den 9. Mai hat Jungfrau Ursula, Michael Becker's zu Bießnitz hinterlassene Tochter, nach ihrer Aussage folgende Offenbarung gehabt: Es saßen mir zwei Engel zu Häupten, zwei Engel tanzten mit einander. Der eine hatte einen Kranz von Nelken, der andere einen von Rosen, zwei Engel gingen hintennach und sahen gar traurig aus. Unser

Herrgott saß auf einem Throne, hatte ein rothes Sammetkleid an, einen güldenen Hut mit einer weißen Feder auf dem Haupte und that seinen Mund auf und schrie: Wehe, wehe, wehe über die Sechsstädte. Die Stadt Budissin wird heimgesucht werden von einer großen Schlange, die wird hundert Ellen lang sein; um sie umzubringen, müssen 3000 streitbare Männer sein und nicht weniger noch mehr. Die Stadt Zittau wird heimgesucht werden von einem Lindwurm, dessen Maul wird sein, wie ein Haus, er wird zwölf Häupter haben und eine Krone tragen, so groß wie der größte Berg; mit jeder Zacke derselben kann er einen Menschen tödten, darum sollen sie ihn zufrieden lassen und ihm die besten Worte geben. In dem Commersberge wird er wohnen und ein Pferd haben, dem alle Tage achtzig Scheffel Korn gegeben werden müssen. Die Sechsstädte sollen ihm geben eine jegliche Stadt zwanzig Scheffel Gerste und hundert Malter Hafer. Die Stadt Görlitz wird ganz und gar eingeäschert werden, so sich die Inwohner nicht werden bessern, fleißig beten und Buße thun. Wenn sie aber eingeäschert sein wird, so wird man daselbst eine schöne Stadt erbauen, die wird die Neustadt heißen und 6000 Häuser haben und 200 Kirchen mit 300 Pfarrherren; in der Mitte wird ein güldenes Haus stehen mit einem großen Thurme und wird das Wohnhaus genannt werden, darinnen werden große Herren wohnen. Zu Görlitz wird ein Kind geboren werden, das wird vier Augen und drei Köpfe haben. Zu Moyß wird ebenfalls ein solches Kind geboren werden, das soll heißen Ilian. Bis zum jüngsten Tage werden gerade noch 200 Jahre vergehen. Vorher aber wird eine unerhörte Theuerung sein. Ein Scheffel Korn wird fünfzehn Thaler, ein Scheffel Gerste zwanzig Thaler, ein Scheffel Weizen hundert Thaler kosten. Ein halbes Jahr aber vor dem jüngsten Tage wird man den Scheffel Korn für drei Groschen bekommen. Sechs Wochen später wird ein Erdbeben entstehen, alle Häuser werden einstürzen und die Menschen vor Angst nicht wissen wo aus noch ein, werden Löcher in die Erde scharren und hineinkriechen wollen, aber nicht hinein können. — In fünfundzwanzig Wochen wird ein großer Potentat, der Kaiser oder Kurfürst sterben. Dann wird es ärger denn je auf der Erde zugehen. — In drei Jahren wird ein Apfelbaum ein Malter Aepfel und ein Birnbaum nur eine Birne tragen; sie werden mit einander kämpfen und der Apfelbaum wird sprechen zu dem Birnbaume: Hast Du nicht auch getragen? Der Birnbaum aber wird den Apfelbaum erschlagen. Die Wurzeln der Bäume werden sich gen Himmel drehen am jüngsten Tage. Heuer wird ein gut Jahr sein, aber in drei Jahren wird Gras und Getraide verdorren, als wenn's verbrannt wäre; Vieh und Menschen werden Hungers sterben. Ein Mensch wird den andern anfallen und fressen; und wer Mist zu essen haben wird, der wird sich glücklich preisen. — Solches hat mir unser Herrgott offenbart, auf daß ich es verkündige und die Menschen bekehre zur Buße und zum Gebet.

345. Seltsame Ereignisse bei einer Hochzeit.

Frenzel, hist. nat. II. 697. msc.

Als im Jahre 1583, den 24. April, Johann Fabian von Ponikau auf Schloß Elster mit Magdalena von Lichtenhain, einer edlen Jungfrau aus Thüringen, Hochzeit machte, hatte er auch Herrn Sigmund von Maltitz, einen jungen und tapfern Ritter, eingeladen. Derselbe hat auch gemeint, dieser Einladung folgen zu müssen, obschon er verschiedene Anzeichen gehabt, die ihn hätten warnen können, dieser Hochzeit nicht beizuwohnen. Denn als er sich zum Feste geschmückt, sind ihm alle Ringe, die er angethan, an den Fingern entzwei gesprungen und zur Erde gefallen. Als er mit seinem Knechte zu Pferde steigt, ist ihm sein Schwert plötzlich aus der Scheide gefahren auch die Kugelbüchse, die er umgehängt, von selbst losgegangen, so daß die Kugel beinahe sein Pferd erschossen hätte. Doch alles das hielt den muthigen Junker nicht ab, zur Hochzeit zu reiten. Als er zu Elster angekommen mit den anderen Gästen bei Tafel sitzt, löschen 2 vor ihm stehende Lichter von selbst aus. Endlich zeigt sich mitten auf der Tafel ein weißer Stein, den die Gäste wiederholentlich wegwerfen, der aber immer wiederkommt. Des andern Tags ist Sigmund von Maltitz von Heinrich von Lottitz herausgefordert und im Duell erstochen worden. Den wunderbaren Stein aber hat ein thüringischer Gast, Wolfgang von Werther, an sich gebracht und mit in sein Vaterland genommen.

346. Das zersprungene Arzeneiglas.

Frenzel, hist. nat. III. 1507. msc.

Anno 1696, den 28. März, lag zu Colmen bei Hoyerswerda Frau Anna Katharina Frenzel, des Pastors substituti Frenzel daselbst Ehefrau, in einer tödtlichen Krankheit. Es wurde ihretwegen ein Bote nach Budissin abgefertigt, um daselbst Arzenei zu holen. Als dieselbe nun in der Apotheke bereitet und in einem Glase auf den Tisch gesetzt worden war, ist plötzlich das Glas mit einem hellen Klange zersprungen und die Arzenei verschüttet worden. Der Provisor, Namens Johann Greisenhahn, sagte sogleich, dies wäre ein Todesanzeichen und würde die Patientin wohl keiner Medizin mehr bedürfen, wie sie auch in der That zu derselben Stunde in Colmen selig verschieden ist.

347. Zersprungenes Glas.

Magnus, Gesch. v. Sorau. S. 194.

Als den 2. Juni 1614 Herr Magister Martin Ramus, Pastor in Triebel, Doktor Garcaei in Sorau Tochter heirathete, war auch auf der Hochzeit der Burggraf von Triebel, Herr Wilhelm Pletzsch. Dem sprang

über Tiſche ohne alle Urſache plötzlich das Glas. Da ſchlug er die Hände zuſammen: Ach Gott! Dieſes wird mir entweder ein großes Glück oder Unglück bedeuten! Folgende Nacht fiel er in ſeinem Quartiere auf dem Markte aus dem Fenſter auf's Straßenpflaſter und ſtarb auf der Stelle.

348. Ein ahnungsvoller Traum.

Magnus, Geſch. v. Sorau. S. 256.

Als der junge Graf Promnitz auf Sorau zu Gießen ſtudirte und daſelbſt Rector magnificus war, träumte ihm eines Morgens, es käme ein Mann zu ihm herein, der brächte einen Brief mit ſchwarzer Seide überwunden mit der Ueberſchrift: Dein Vater iſt todt. Ob nun wohl der Graf auf Träume nicht viel hielt, ſo ward er doch einigermaßen bewegt, und ſiehe da: Ehe noch 2 Stunden verfloſſen, klopfte ein Bote an, der brachte einen Brief mit der traurigen Zeitung, daß der alte Graf ſelig verſtorben ſei.

349. Die Ermordung des Heinrich Gottlob von Döbſchütz.

Lauſ. Monatsſchr. 1795. II. S. 342. 1796. II. 289.

Im Jahre 1692 reiſte Heinrich Gottlob von Döbſchütz, Sohn des Herrn von Döbſchütz auf Lichtenhain, ein weit gereiſter junger Mann von großer Geiſtesbildung, zu einer adeligen Hochzeit nach Armenruh in Schleſien. Als man nach beendigter Trauung zur Tafel ging, kam dem Herrn von Döbſchütz gegenüber ein gewiſſer Herr von Braun zu ſitzen. Sobald Döbſchütz den Mann erblickte, den er noch nie geſehen, fühlte er augenblicklich einen ſo heftigen Widerwillen gegen ihn und eine ſo unheimliche bange Furcht vor dem fremden Manne, daß er erblaßte und ſeinem Nachbar auf Befragen die ſeltſame Urſache ſeiner Aufregung mittheilte. Dieſes Gefühl der Abneigung war ſo heftig, daß er es nicht mehr aushalten konnte, ſondern aufſtehen und ſich in ſein Zimmer zurückziehen mußte. Die Geſellſchaft war ſchon ſehr angeheitert und Herr von Braun halb trunken, als die Abweſenheit des Döbſchütz bemerkt und der Grund derſelben mitgetheilt wurde. Herr von Braun hielt dieſen Vorfall für eine arge Beleidigung ſeiner Ehre. — Sein erſtes Gefühl war Rache. Berauſcht, wie er war, ſprang er auf, ſtürzte nach dem Zimmer des Döbſchütz, nöthigte dieſen vom Bett aufzuſtehen und das Zimmer zu öffnen und durchbohrte den wehrlos im Hemde Daſtehenden mit ſeinem Degen, daß er niederſtürzte und ſtarb.

Der Leichnam des Gemordeten ward auf dem väterlichen Gute zu Lichtenau in der adeligen Kirchengruft beigeſetzt.

Als man nach etwa hundert Jahren den Sarg öffnete, fand man — wie jetzt vielleicht noch lebende glaubwürdige Augenzeugen verſichern — den Leichnam noch vollſtändig unverſehrt.

Von dem Leichnam eines andern Herrn von Döbschütz (auf Neukemnitz, gestorben 1632) erzählt man ganz dasselbe, so daß sich im Volke die Sage verbreitete, die Herren von Döbschütz seien unverweslich.

350. Das Glöcklein im Nonnenkloster zu Budissin.

Frenzel, hist. nat. III. 1503. msc. Gobelinus Persona, vita S. Meinulfi Diaconi. Simon Majolus, dier. canic. tom 1. colloq. 19. p. 437. ed. Mogunt. 1610.

In dem Nonnenkloster zu Budissin hat vor Zeiten ein Glöcklein gehangen, welches sich selbst geläutet, so oft eine der Nonnen hat sterben sollen.

Anmerk. „In Budicensi monasterio Saxoniae" — kann doch wohl nur auf Budissin gehen.

351. Vorzeichen des Todes der Görlitzer Bürgermeister und Geistlichen.

Frenzel, hist. nat. III. 1504. msc.

Am 21. Januar 1507 starb Georg Emmerich, Erbauer des heiligen Grabes und Stifter des Hospitals zu unserer lieben Frauen in Görlitz, und ward in seines Vaters Grab gelegt. An seinem Sterbetage verschwand das eiserne Thürlein am heiligen Grabe und wurde nach langem Suchen in einem Teiche wieder aufgefunden. Man hielt das allgemein für ein Vorzeichen des Todes dieses merkwürdigen und berühmten Mannes. Vor dem Tode Franz Köster's im Jahre 1649, sowie Bartholomäus Gehler's 1671 löschte die Kerze vor dem Altare aus. Dies ist nach der Meinung der Leute das gewöhnliche Anzeichen von dem Tode eines Rathsmitglieds oder Geistlichen. Als am heiligen Christtage 1694 eine Kerze auf dem Altare verloschen war, deutete dies der Primarius Vetter selbst auf sich und sagte zu einer alten Frau: „Es ist etwa am heiligen Feiertage auf dem Altare eine Wachskerze ausgelöschet und viel Redens dessentwegen, als sollte es den Tod eines Priesters bedeuten, und wer weiß, ob mich's nicht am ersten betrifft. Nun, Gott geb's mir selig." Bald darauf ist der Primarius auch wirklich plötzlich vom Schlage gerührt worden und gestorben. In demselben Augenblicke als der Primarius Balthasar Dittrich am 25. November 1614 verschied, riß der Glockenstrang während des Läutens zum Kürattus.

352. Vorzeichen des Todes der Budissiner Rathsherrn.

Frenzel, hist. nat. III. 1506.

Kurz vor dem am 25. November 1614 erfolgten Tode des Bürgermeisters Antonius Böhmer zu Budissin ist plötzlich am Rathsglöcklein ein ganz neuer Strang entzwei gerissen, das Glöcklein aber hat von selbst weiter geläutet, wie es denn allemal zu geschehen pflegte, wenn ein Rathsherr sterben sollte. Jetzt ist das Glöcklein schon längst abgeschafft.

353. Das ſchwarze Kreuz auf dem Bette.

Frenzel, hist. nat. III. 1506. msc.

Anno 1634 an einem Sonntage hatte der Archidiakonus zu Budiſſin, Magiſter Auguſtus Poſſelt, ſeinen Kollegen, Herrn Nicolaum Procopium Paſcha, zum Abendeſſen geladen. Nach vollbrachter Mahlzeit begab ſich's, daß der letztere aus der Stube geht und zufällig in die offenſtehende Schlafkammer des Archidiakonus blickt. Da wird er denn bei hellem Mondenſchein gewahr, daß ein ſchwarzes Kreuz über ſeines Kollegen Bette liegt. Als er das darinnen erzählt, will Niemand davon wiſſen, und als ſie gemeinſam hingehen, das Kreuz zu ſehen, iſt Alles verſchwunden. Magiſter Poſſelt aber iſt wenige Tage darauf, am 6. März, verſtorben.

354. Vorboten der Peſt.

Frenzel, hist. nat. III. 1545. msc.

I.

Anno 1584 im Anfange des Frühlings, als das neue Siechhaus vor der Stadt Budiſſin noch unausgebaut war und weder Fenſter noch Thüren hatte, iſt es geſchehen, daß ein betrunkener Bauer, Namens Meiſter Simon, Abends aus der Stadt gegangen, ſich in das halbfertige Haus begeben und daſelbſt eingeſchlafen iſt. Als ihn in der Nacht ein Ungewitter erweckt hatte, hat er ein grauenvolles Geſchrei wie von vielen weinenden Menſchen vernommen, davon das ganze Haus erfüllet geweſen iſt, hat aber nichts geſehen. Dieſe Wehklage iſt ohne Zweifel ein Vorbote der im Oktober darauf folgenden, fünfzehn Wochen lang andauernden Peſt geweſen, in welcher gar viel Volks jenes Haus mit Wehklagen erfüllet hat.

II.

Anno 1585 vom 24. Auguſt bis Anno 1586, den 21. Februar wüthete in Görlitz das ſogenannte große Sterben, woran über 2300 Menſchen ihr Leben einbüßten. Dieſe Peſt wurde damit vorangedeutet, daß mitten im Sommer die wilden Gänſe fortzogen, die Hunde greulich zu heulen anfingen und den 19. Februar 1585 der Blitz in das Rathhaus einſchlug und ein Fenſter beſchädigte. Ebenſo ward eines Nachts in der Mitte des Juli ein unausſtehlicher Geruch und Geſchmack wie nach glimmendem Feuer oder angezündetem Schwefel wahrgenommen, ſo daß man hier und da glaubte, es ſei Feuer ausgebrochen. Es hat ſich aber hiernach befunden, daß es ein giftiger Peſtgeſtank geweſen.

III.

Anno 1607 im Auguſt und September haben wider den Lauf der Natur in und um Görlitz die Roſen wiederum angefangen zu blühen, worauf das nächſte Jahr eine kleine Peſt erfolget iſt, welche 83 Perſonen hinweggerafft hat.

Digitized by Google

355. Vorboten einer großen Theurung.

I. u. II. Frenzel, hist. nat. III. 1547. msc. III. Magnus, Gesch. v. Sorau. S. 32.

I.

Mittwochs vor Pfingsten des Jahres 1538 ist zu Görlitz von vielen Leuten ein Schwert am Himmel gesehen worden. Nachmals am 20. Mai, Mittwochs nach Pfingsten, ist an unterschiedlichen Orten bei hellem lichten Tage Feuer vom Himmel gefallen, worauf bald folgendes Jahr nach Ostern eine große Theurung ausgebrochen, welche bis zur Ernte des Jahres 1540 gewähret.

II.

Anno 1622, am 28. Mai, Nachmittags um 3 Uhr, ist zu Görlitz das steinerne Viertel oder Maaß der Waage, worin das Getraide abgemessen worden, von selbst ohne alle Ursache in fünf Stücke zersprungen. Den 21. Mai, Nachmittags um 4 Uhr, fiel ein starker Schwefelregen, so daß eine große Menge Schwefelkörner gesammelt worden ist. Vorher, im Monat April, ist in der Kränzelgasse bei Hans Schmieden der Keller eingefallen, bei Martin Schröern eine Giebelwand eingestürzt u. s. w., worauf denn bald die bekannte große Theurung ausgebrochen ist, wovon alle Jahrbücher voll sind.

III.

Am 15. December Anno 1551, als der letzte Biberstein von der Sorauer Linie auf Schloß Friedland selig entschlafen war, wohin er von Sorau aus gezogen war, um daselbst zu sterben, da hat sich in der Nacht darauf in Sorau ein großer Sturm erhoben, der den Knopf sammt dem Strauß vom Rathsthurme warf. Solches wurde allgemein für ein böses Vorzeichen gehalten, wie denn auch darauf folgendes Jahr Theurung, Hungersnoth, Pest, dürre Zeit und anderes Unglück mehr entstanden. So ergoß sich auch das Wasser und geschahen in diesem Jahre große Zeichen am Himmel und auf Erden, sintemal auch um Sorau die Teiche und Brunnen mit Blute flossen.

356. Die bedeutungsvollen Trommelschläge.

Sammlung v. Schön No. 25. Msc.

Als im Jahre 1632 die Pest in der ganzen Lausitz herrschte, wurde für die an der Pest Gestorbenen in Rothenburg ein eigener Todtenacker außerhalb der Stadt angelegt. Man sagt, daß damals auch ein schwedischer Tambour, der auf dem Durchmarsche in Rothenburg erkrankte und starb, dort begraben worden sei. Als im siebenjährigen Kriege wieder Soldaten jene Gegend heimsuchten, hat der schwedische Tambour immer ein Signal gegeben, wenn Feinde im Anmarsch waren. Sollte Einquartierung kommen, so hörte man 24 Stunden zuvor auf dem Kirchhofe Trommelschlag.

357. Von einigen Wunderzeichen am Himmel.

I., II., III. u. V. Frenzel, hist. nat. III. 1502. msc. IV. Magnus, Gesch. v. Sorau. VI. Carpzow, Analecta Fastorum Zittaviensium. Zittau 1716. fol. T. V. cap. 5. §. 6.

I.

Anno 1660 am 8. November, Abends zwischen zehn und eilf Uhr, ist in Görlitz eine Erscheinung wie ein blutiges Schwert und Weltkugeln gesehen worden.

II.

Anno 1670 am 11. Januar in der Nacht ist von Herrn Christian Kürsten, Pfarrer zu Gersdorf bei Reichenbach, und etlichen anderen Leuten bemerkt worden, wie es am Himmel über den Jauernicker Bergen mit Sicheln oder Säbeln gefochten hat.

III.

Anno 1683 am 10. Juni, Donnerstags Abends, ist über dem Nonnen- oder großen Walde zwischen Bernstadt und Friedersdorf folgende Himmelserscheinung gesehen worden: Erstens ist der Tod erschienen als ein Menschengerippe, sodann sind zwei deutsche Reiter und endlich ein Türke aus den Wolken aufgetaucht. Der Tod und ein deutscher Reiter haben zuerst mit einander gekämpft, sind aber bald von einer weißen Wolke bedeckt worden. Hernach hat ein deutscher Reiter mit dem Türken gefochten und ihn überwunden. Schließlich ist Alles von weißen Wolken bedeckt worden.

VI.

Den 3. December 1565 fiel zu Sorau Feuer vom Himmel wie Schneeflocken. — Den 10. Oktober 1566 zeigte sich des Nachts in der Luft ein großes Wunder. Zwei Haufen mit Spießen und Stangen stritten gegen einander. In der Mitte war ein Mann mit einer brennenden Fackel und etliche Reiter. Endlich kamen sie alle Drei zusammen und erhuben ein sehr heftiges Gefecht.

V.

Anno 1621, den 10. Juli, als Kurfürst Johann Georg der Erste zu Kamenz eingeritten, um dem dorthin bestellten Landtage beizuwohnen, hat man am Himmel gerade über der Stadt ein schönes weißes Kreuz gesehen.

VI.

Im Jahre 1593, den 30. Oktober, hat man zu Zittau Abends um 10 Uhr eine wunderbare Himmelserscheinung gesehen.

Mitten am Himmel zeigte sich ein riesengroßer zweiköpfiger Adler mit glänzendem Gefieder, seine Flügel weit ausbreitend über den Himmel. Regungslos und unbeweglich schwebte er in der Luft. Von allen Seiten aber sah man glühende und glänzende Streifen gleich Pfeilen und Lanzen auf den Adler losschießen, bald gegen die Köpfe, bald gegen die Brust. Aber sie konnten ihm nichts anhaben. Unbeweglich blieb der Doppeladler eine ganze

Stunde lang und gewann den Sieg. Da ließ das Schießen der Pfeile immer mehr nach und endlich verschwand auch der Adler vom Kampfplatze. — Einen Monat später aber kam die Nachricht, wie durch Gottes Hülfe das Heer Kaiser Rudolph's viele 1000 Türken geschlagen und über die Donau zurückgeworfen.

Anmerk. 1. Schindler (b. mag. Geistesleben S. 38.) stellt die kriegerischen Erscheinungen am Himmel zusammen mit der Sage vom heiligen Georg, der den kämpfenden Christen bei der Erstürmung Jerusalems erschien und kämpfen half (vgl. die ähnliche vom heil. Michael zu Budissin im 2. Th.). Schindler sagt, es seien Visionen der göttlichen Hülfe im Kampfe. Die lausitzischen Chronisten indessen berichten nur von dergleichen Erscheinungen als schreckhaften Vorzeichen künftiger Kämpfe. Diese Erscheinungen häufen sich besonders im dreißigjährigen Kriege, z. B. bei Leipzig 1631, in Westphalen 1647, in Meißen 1652, in Schweden 1660.

2. Carpzov fügt hinzu: „Solche signa coeli sind auch in Budissin gesehen worden von Valentino Espich, Phil. et Med. D., nebst zwei Rathsherren Nicolao Pico und M. Petro Henrico, ingleichen von Phil. Peucero, des bekannten Casp. Peuceri Sohne."

358. Krähenkrieg.

Magnus, Geschichte von Sorau. S. 18.

Anno 1525 sahe man in der Niederlausitz öfters in der Luft die Krähen sich beißen und dergestalt heftig mit einander streiten und kriegen, daß davon etliche todt auf die Erde fielen. Das Jahr darauf fiel der Türke in Ungarn ein und im Lande regierte die Pest, wovon in Sorau allein 350 Menschen starben.

359. Vorboten der Belagerung von Budissin.

Frenzel, hist. nat. II. 697. III. 1543. msc.

Kurz vorher, ehe Anno 1639 die Stadt Budissin die harte schwedische Belagerung erlitten, sind von vielen Leuten wunderliche und erschreckliche Feuerzeichen gesehen worden. Auf dem Schlosse hat man ein entsetzliches Knallen wie von fallenden Mauern und Steinen, Klirren wie von schleppenden Ketten, Rumpeln wie von fahrenden Lastwagen und über die Schloßbrücke sprengenden Reitern gehört. Auf der Schloßgasse sind Gespenster erschienen und schaurige Klagetöne gehört worden. Unter dem Schlosse vor dem Gerberthore sind drei Männer mit wunderbarer Kleidung gesehen worden. Alle Hunde haben sich zusammen geschaart und besonders den 17. Oktober früh um 8 Uhr bei dem Schulgraben ein jämmerliches Geheul angestimmt. Tags darauf, am 18. Oktober, kamen die Schweden unter Wanke und besetzten die Stadt.

360. Der feurige Beſen.

Frenzel, hist. nat. III. 1519. msc.

Anno 1558 den 14. April nach Mitternacht um zwei Uhr iſt über der Stadt Budiſſin ein feuriger Beſen geſehen worden; darauf iſt der ſogenannte „große Zoll“ aufgekommen.

361. Das blutende Kreuz.

Frenzel, hist. nat. III. 1519. msc.

Anno 1545 den Montag nach Mariä Geburt hat man zu Görlitz am Himmel ein erſchreckliches blutrothes Kreuz geſehen. Darauf iſt dann bald der unglückliche ſchmalkaldiſche Krieg mit Kurſachſen ausgebrochen, worauf hier zu Lande der große Poenfall gefolgt.

362. Vorzeichen des Budiſſiner Brandes im Jahre 1663.

Frenzel, hist. nat. I. 121. msc.

Anno 1538 am Tage Dionyſii des Morgens mit Sonnenaufgang iſt zu Budiſſin über der Stadt eine ſolch entſetzlich helle Flamme erſchienen, daß man allenthalben in den Straßen Feuer ſchrie und doch brannte es nirgends. Ein ähnlicher Auflauf entſtand Anno 1663 den 24. März, weil es geſchienen, als ob die St. Peterskirche brennte. Den darauf folgenden ſechsten April hat es wiederum vielen Umwohnern geſchienen, als ob ganz Budiſſin in Flammen ſtände. Carl von Noſtitz zu Gratitz iſt eilends zu Pferde geſtiegen und nach der Stadt geeilt, um ſeine Mutter und ſein Haus auf dem Burglehn zu retten. Als er um neun Uhr Abends in die Nähe der Stadt kommt, iſt Alles verſchwunden. Aber dies war ein Vorſpuk, denn das Jahr darauf kam am dritten Juni im Gleiniſchen Hauſe auf der Schloßgaſſe Feuer aus, wodurch faſt die ganze Seydau, im Ganzen ſechsundfünfzig Häuſer, in Aſche gelegt wurden.

363. Vorzeichen einer Feuersbrunſt in Soran.

Magnus, Geſch. v. Soran. S. 334.

Die große Sorauer Feuersbrunſt vom Jahre 1684 iſt durch unterſchiedliche Warnungszeichen vorher verkündigt worden:

1. Haben die Landleute auf ihrem Gange nach der Stadt zu wiederholten Malen eine Erſcheinung gehabt, als ob die Stadt brennte; es iſt aber nichts geweſen.
2. Iſt einmal in der Frühpredigt eine Stimme erſchollen: „Feuer da“, obgleich Niemand dageweſen, der dieſen Ruf gethan hatte.
3. Zwei Jahre hinter einander ſind unter dem Vieh ſchreckliche Mißgeburten mit großen Hauben vorgekommen.

Digitized by Google

4. Zu Droßkau hat ein ungeborenes Kind im Mutterleibe laut geweint, wie solches die Mutter und zum andern Male auch der Vater deutlich vernommen.

Anmerk. Aus einer auf jenen Brand 1685 gehaltenen Gedächtniß-Predigt des Superintendenten Abrah. Rothe zu Sorau. — Unter den Ursachen des Unglücks wird auch aufgeführt das heidnische Räuchern des Viehes zu Walpurgis.

364. Vorzeichen von dem Brande des Postewitzer Pfarrhauses.

Frenzel, hist. nat. I. 122. msc.

Anno 1675 den 30. September gehet Herr Elias Donat, Oberamtsnotarius, aus Budissin nach Postewitz zur Kirmes. Als er hinter Belschwitz oder Urbandörfel kommt, däucht ihn, als wenn das Pfarrhaus zu Postewitz in vollem Feuer stehe, läuft weiter und wird erst bei Heinitz gewahr, daß nichts daran sei. Aber das folgende Jahr, den 30. April, ist das Postewitzer Pfarrhaus nebst anderen Gebäuden durch einen unvorsichtigen Büchsenschuß gänzlich in Asche gelegt worden.

365. Brandwunder.

Magnus, Geschichte von Sorau. S. 265.

Bei dem großen Sorauer Brande vom Jahre 1684 ereignete sich folgendes Wunder: George Schwertfeger, ein sehr frommer und einsamer Mensch, war, von dem Feuer überrascht, über seine Lade gebeugt, fast ganz und gar verbrannt, doch sein Gebetbüchlein, welches Dr. Habermann verfaßt, fand man in seinem Schubsacke unversehrt.

366. Die Goldquelle.

Grave, S. 86.

Im Anfange des vorigen Jahrhunderts lebte zu Budissin ein ehrsamer Bürger, der die Woche über fleißig arbeitete, aber Sonnabend Abends gern ein Gläschen über den Durst zu trinken pflegte. Am Sonnabend Abend vor Pfingsten des Jahres 1702 kam er von einer lustigen Landpartie stark berauscht zurück. Aber er konnte sein Haus nicht finden und gerieth — weiß der Himmel wie — in die Ruinen der Nikolaikirche. Dort aber überwältigte ihn die Müdigkeit und auf dem früheren Altarplatze der Ruine streckte er sich in's Gras und fiel sofort in einen festen Schlaf. Als er erwachte, war es finstere Nacht, aber dicht neben ihm leuchtete ein helles Licht. Er rafft sich auf — da sieht er einen festlich geschmückten Altar und ein von Lampen erleuchtetes Altarbild. An den Altarstufen aber quoll es heraus wie ein Springquell von lauter Gold- und Silbermünzen. Erstaunt sieht er sich um, geht wie im Traume hin und her — da stößt er an einen Krug

und plötzlich wird ihm klar, was er zu thun hat. Er faßt sich ein Herz, nimmt das Gefäß und füllt es bis zum Rande mit den Münzen an, füllt auch noch Taschen und Hut und Halskrause. Da schlägt es Eins, ein Hahn kräht in einem benachbarten Dorfe und der Glückliche eilt nüchterner als er gekommen von dannen und nach Hause. Die Goldstücke waren größtentheils aus der Zeit des Königs Maximilian und Matthias. Welchen Gebrauch er von dem Schatze gemacht und ob er heil- oder unheilbringend für ihn gewesen ist, das ist nicht laut geworden.

367. Der wunderbare Brodvorrath.

Frenzel, hist. nat. II. 922. msc. J. B. Carpzov, anal. Pastor. Zittav. I. c. 1. §. 16. fol. 128. Script. Lus. lat. I. part. 11. fol. 134.

Als nach dem großen Brande in Zittau im Jahre 1608 an die armen Abgebrannten Brod vertheilt wurde, begab es sich, daß eines Tages auf dem Väterhofe oder Domo Paracleti (wo jetzt das Waisenhaus steht) viele Arme gespeist, viele aber auf den Nachmittag wieder beschieden wurden. Als nun die Schränke Nachmittags von Neuem geöffnet wurden, siehe da befand's sich, daß sie auf wunderbare Weise wiederum angefüllt waren, als wäre Morgens nichts davon genommen worden.

368. Der Kinderengel zu Steinigt-Wolmsdorf.

Heckel, Beschreibung der Stadt Bischofswerda, Dresden 1713. 4. S. 138.

Im Jahre 1632 wüthete zu Steinigt-Wolmsdorf die Pest äußerst heftig und auch das einzige Töchterlein des Pfarrers Johann Kettner, Anna Regina, ist von diesem Uebel heimgesucht worden. Damit nun aber das Pfarrhaus nicht angesteckt werde, ward das Kind im freien Felde unter einen grünen Baum gelegt. Da hat man neben seinem Bettlein ein liebliches Kind mit einem schneeweißen Kleide angethan gesehen, das hat bei dem Mägdlein gestanden und gebetet bis es starb. Da verschwand auch der Engel.

Berichtigungen.

Seite	21,	Zeile	14	von unten,	statt:	n. 331., n. 204. lies: Th. II. n. 189., 270., 200.
„	21,	„	25	„ „	„	Odius lies: Odin's.
„	53,	„	20	„ „	„	n. 87. „ n. 68.
„	62,	„	4	„ „	„	Patrons lies: Petronius.
„	72,	„	15	„ oben,	statt:	Wjetrci lies: Wjetrec.
„	75,	„	18	„ „	„	haben lies: heben.
„	77,	„	8	„ unten,	statt:	Schnietzler lies: Schnetzler.
„	104,	„	18	„ „	„	Pfeifen lies: Pfeifern.
„	127,	„	2	„ „	„	Julnächten lies: Julnächten.
„	131,	„	22	„ oben,	statt:	n. 23. lies: n. 22.
„	155,	„	20	„ „	„	Israeliten lies: Ismaeliten.
„	246,	„	13	„ unten,	statt:	Raumla lies: Ramula.
„	266,	„	7	„ „	„	כְּחוֹשֶׁת lies: נְחוֹשֶׁת

Digitized by Google

Druck von G. Jungandreas in Görlitz.

Sagenbuch der Lausitz.

Gekrönte Preisschrift

von

Karl Haupt,

Predigtamts-Kandidat und Lehrer am freiadligen Magdalenenstift zu Altenburg, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften.

Zweiter Theil: Die Geschichte.

Motto: Fides antiquitatis religione firmatur.
Tacit. germ. c. 39.

Separat-Abdruck aus Band XL. des Neuen Lausitzischen Magazins.

Leipzig.
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1863.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

I. Völker- und Heldensagen.

		Seite
1.	Von den Völkern, welche früher die Oberlausitz bewohnten	5
2.	Von dem Volke der Luten	6
3.	Die Sueven und die Serben	7
4.	Der Einzug der Wenden	8
5.	Die Caluconen	8
6.	Die Camanen	8
7.	Die Stoderaner	9
8.	Strenge Ehegesetze bei den Wenden	9
9.	Von der Grausamkeit der Wenden	9
10.	Wie sich die Deutschen und die Sorben gegenseitig nennen	10
11.	Roland besiegt die Lausitzer Wenden	10
12.	Von Rolandsbildern	10
13.	Von den Wappen der Ober- und Niederlausitz	11
14.	Bekehrung der Wenden	12
15.	Markgraf Gero	12
16.	Markgraf Gero's Gebot	13
17.	Das Bekehrungskreuz	13
18.	Markgraf Gero tödtet dreißig Wendenfürsten	14
19.	Die Wendenschlacht	14
20.	Die sieben erschlagenen Wendenkönige	14
21.	Wendenkönige als Kesselträger	15
22.	Die heutigen Wendenkönige	15
23.	Herzog Udalrich von Böhmen	16
24.	Herzog Brzetislaw	17
25.	Herzog Spitigneus	17
	Von Wiprecht von Groitzsch, Markgrafen der Lausitz.	
26.	Von des Grafen Wiprecht von Groitzsch Vorfahren, Abkunft und Geburt	18
27.	Wie Wiprecht mit dem Kaiser nach Welschland zieht	18
28.	Wie durch Wiprecht Rom erobert wird	19
29.	Wie Wiprecht mit einem Löwen kämpft und den Kaiser schilt	19
30.	Wie Wiprecht fromm wird und das Kloster Pegau gründet	20
31.	Wiprecht's Schätze	21
32.	Von Markgraf Dietrich, wie er den Papst erschreckte und des Kaisers Ehre rettete	21

Seite

II. Schildsagen.

33 a. u. b. Alter Adel in der Lausitz 25
34. Bünau 26
35. Callenberg 27
36. Carlowitz 27
37. Debschitz 28
38. Einsiedel 29
39. Ende 29
40. Flemming 29
41. Frankenberg 30
42. Gersdorff 30
43. Grünwald 30
44. Haugwitz 31
45. Kittlitz 31
46. Löben 32
47. Nostitz 32
48. Oppel 32
49. Prittwitz 33
50. Pflugk 33
51. Promnitz 33
52. Rechenberg 34
53. Reder 34
54. Rohr 34
55. Rottenberg 34
56. Schindel 35
57. Schimonsky 35
58. Schlieben 35
59. Schönberg 36
60. Schulenburg 36
61. Schweinichen 37
62. Scopp 37
63. Sebottendorf 37
64. Seidlitz 37
65. Stosch 38
66. Tschammer 38
67. Tschirnhaus 38
68. Tschirsky 39
69. Uechtritz 39
70. Bitzthum 40
71. Zedlitz 40

III. Ortssagen.

72. Baruth (erste Sage) 43
73. Baruth (zweite Sage) 43
74. Das versunkene Schloß bei Baudach 44
75. Bernstadt 44
76. Der Hutberg bei Bernstadt 44
77. Beskow 45
78. Bettelsdorf 45

		Seite
79.	Nieder-Bielau	45
80.	Der Hellerſtein bei Nieder-Biela	46
81.	Bluno	46
82.	Sagen über die Erbauung von Budiſſin (1—5.)	46
83.	Das Budiſſiner Schloß, die Ortenburg genannt	48
84.	Die Lauengaſſe zu Budiſſin	49
85.	Die St. Michaeliskirche zu Budiſſin	49
86.	Der Kopf des Verräthers an der Nikolaipforte zu Budiſſin	50
87.	Der Mönch und die Nonne in Budiſſin	50
88.	Der Stein auf dem Markte in Budiſſin	51
89.	Des Büttels Flaſche zu Budiſſin	51
90.	Der Dutſchmann in Budiſſin	52
91.	Das Hundeführen bis Bautzen (Budiſſin)	52
92.	Wie die Budiſſiner den Papſt verbrennen	53
93.	Das Semperlaufen der Budiſſiner Frauen	59
94.	Der Rabenſtein zu Budiſſin	61
95.	Der Protſchenberg bei Budiſſin	62
96.	Das Kreuz am Wege zur Königsmühle bei Budiſſin	63
97.	Woher das Bautzener Sprichwort kommt: „Zu Bautzen hängt man Diebe zweimal“	63
98.	Der Römerkeller bei Coſtebrau	64
99.	Der todte Junge bei Deſchka	65
100.	Das Burgward Dobrus	65
101.	Das Burgward Dolgewitz	66
102.	Urſprung von Ebersbach bei Zittau	66
103a.	Der heilige Laurentius zu Ebersbach (bei Görlitz)	66
103b.	Das alte Schloß zu Ebersbach (bei Görlitz)	66
104.	Der Eigen	67
105.	Der Lehrberg bei Eybau	67
106.	Die Vogelſtange zu Forſta	68
107.	Wie die Biberſteiner zu Forſta chriſtlich wurden	68
108.	Das Raubſchloß auf dem Urberge zu Gerlachsheim	68
109.	Gersdorf nnd ſeine Heiligthümer	69
110.	Göda	70
111.	Die wendiſche Prophetin bei Göda	70
112.	Göhren	71
113.	Goldentraum	71
114.	Sagen von dem Urſprunge der Stadt Görlitz (3 Sagen)	71
115.	Die erſten chriſtlichen Kirchen in Görlitz und Budiſſin	74
116.	Die Peterskirche in Görlitz	74
117.	Erbauung der Jacobskirche in Görlitz	75
118.	Georg Emmerich und das heilige Grab zu Görlitz	75
119.	Die Kapelle auf der Galgengaſſe in Görlitz	77
120.	Die Steinbilder in der St. Barbara-Kapelle zu Görlitz	78
121.	Der Mönch und die Verräthergaſſe in Görlitz	79
122.	Der Klötzelmönch zu Görlitz	79
123.	Der Mann mit dem Kruge zu Görlitz	81
124.	Das Waiſenhaus zu Görlitz	82
125.	Die große Linde auf dem Nicolai-Kirchhofe zu Görlitz	82
126.	Der Lutherſteg bei Görlitz	84

*

Seite

127. Der Denkstein am Weinberge bei Görlitz 84
128. Rudolph v. Habsburg bergt bei einem Görlitzer Bürger 86
129. Der Koberprinz in der Görlitzer Haide 87

Sagen von der Landeskrone bei Görlitz, der Limasburg bei Königshain und der Königsburg im Spreewalde:

130. Von Ziseibor, dem Erbauer der Landeskrone 89
131. Von Crescentius, dem Erbauer der Limasburg und von der großen Wendenschlacht 92
132. König Ziseibor, der Kinderräuber im Spreewalde 95
133. Görlitz von der Landeskrone aus gegründet 96
134. Von Markgraf Siegfried auf der Landeskrone, dem Ahnherrn der Biberſteine 97
135. Das Schwein an der Landeskrone bei Görlitz 97
136. Gräfenhain 98
137. Woher Guben ſeinen Namen hat 98
138a. Der heilige Hain bei Guben 98
138b. Von dem uralten Chriſtenthum der Gubener 99
139. Guben's Stammmutter 99
140. Der Nonnenkopf am Gubener Rathhauſe 100
141. Das Gubener Weinfeſt 100
142. Der Kaiſer Friedrich Rothbart in Guben 100
143. Welche Grafen ſtammen aus Guben? 101
144. Halbau 101
145. Hennersdorf 101
146. Die Vexirlinde bei Hermsdorf 101
147. Der Salzteich bei Hirſchfelde 102
148. Gründung von Hoyerswerda (Erſte Sage) 103
149. Gründung von Hoyerswerda (Zweite Sage) 103
150. Jauernick 104
151. Johnsdorf 105
152. Judendörfer 106
153. Jüterbog 106
154. Der Götzentempel zu Jüterbogk 106
155. Das Kreuz an der Schmiede zu Jüterbogk 107
156. Kamenz 107
157. Der Brunnen des Kamenzer Marktplatzes 108
158. Die drei Kreuze an der St. Jobocuskirche in Kamenz 108
159. Das Kreuz am Elſtraer Wege bei Kamenz 108
160. Der einſame Stein bei der rothen Mühle unweit Kamenz 109
161. Das Forſtfeſt zu Kamenz 109
162. Die Kamenzer Naſen 109
163. Burg Karlsfriede 110
164. Kemnitz 110
165. Kirchhain 110
166. Entſtehung der Stadt Königsbrück 111
167. Der Keulenberg bei Königsbrück 111
168. Königshain 111
169. Der Guckelsberg bei Königshain 112
170. Die Peſtarche in Königshain 112
171. Der Wacheberg bei Königshain 113

		Seite
172.	Die Wolfsgrube bei Königshain	113
173.	Der Kämpferberg bei Königshain	113
174.	Königswarthe	114
175.	Das Loch in der Kirchthüre zu Kohlfurth	114
176.	Kotitz	115
177.	Kirschau	115
178.	Der Ursprung der Stadt Lauban	115
179.	Das Laubaner Stadtwappen	116
180.	Der erste Pfarrer in Lauban	117
181.	Die weiße Jungfrau in Lauban	117
182.	Das angenagelte Hufeisen	118
183.	Das Kreuz an der Laubaner Kirchhofmauer	118
184.	Das Männchen ohne Arme und Beine zu Lauban	118
185.	Die Bluttöpfe hinter dem Altar zu Lauban	119
186.	Der Jungfernstein auf dem Leipaer Berge in der Herrschaft Hoyerswerda	119
187.	Die Mordgrube bei Lissa	120
188.	Gründung Löbau's	120
189.	Das weiße Pferd zu Löbau	121
190a.	Der Judenkopf an der Rathhausuhr zu Löbau	122
190b.	Unterirdischer Gang in Löbau	122
191.	Vergrabene Kriegskasse bei Löbau	122
192.	Lübben	122
193.	Das Burgel bei Lübben	123
194.	Der Frauenberg bei Lübben	123
195.	Pani Gerhard's schwerer Todeskampf	123
196.	Die große Stadt Luibni	124
197.	Die Stadt Lusice	124
198.	Die heilige Hufe zu Markersdorf	124
199.	Vom Jungfernräuber auf dem Kesselschloß bei Messersdorf	125
200.	Die Mordhöhle auf dem Drechslerberge bei Messersdorf	125
201.	Das Schloß Meer, Merow oder Meran	127
202.	Die Denksäule zu Müstrich	127
203.	Die Mortkäer trinken aus dem Leeren	127
204.	Der Läufebrunnen bei Moys	128
205.	Muskau's Ursprung	128
206.	Die weiße Taube auf dem Schloß zu Muskau	129
207.	Die heiligen Eichen bei Muskau	129
208.	Das böse Ufer bei Muskau	130
209.	Die Zugaben (Pschidauki) von Rebendorf	130
210.	Reschwitz	131
211.	Das Kloster Neuzelle	132
212.	Erbauung der Kirche in Rieda	133
213.	Die Kücheumühle in Rieda	133
214.	Der Klapperberg und die Tetzelseiche bei Rieda	133
215.	Niemitsch und das alte Land	134
216.	Das heilige Land bei Niemitsch	134
217.	Die Kapelle der heiligen Hidda bei Niemitsch	135
218.	Oehna	136
219.	Das Kreuz mit dem Mühlrade bei Oehna	136

		Seite
220.	Oſtro beim Kloſter Marienſtern	136
221.	Die Bierpfütze bei Oſtritz	137
222.	Das Oſtritzer Rathhaus und die tapfern Kloſterjungfrauen	138
223.	Peitz	138
224.	Die Burgſchanze bei Penzig	139
225.	Die drei Kreuzer bei Penzig	139
226.	Der Peſtaltar zu Petershain	139
227.	Poſtwitzer Schwank	140
228.	Die Königsgräber bei Klein-Priebus	140
229.	Purſchwitz	140
230.	Das Raubhaus in Quitzdorf (Erſte Sage)	141
231.	Das Raubhaus in Quitzdorf (Zweite Sage)	141
232.	Das alte Wendenrathhaus zu Radiber	142
233.	Rammenau	142
234a.	Unterirdiſcher Gang bei Rehnsdorf	142
234b.	Reichenbach	143
235a.	Rohnau	143
235b.	Der alte Wegweiſer bei Rothwaſſer	143
236.	Ruland	143
237.	Schadewalde	144
238.	Schlauroth	144
239.	Der Schwielochſee	144
240.	Das Kreuz bei Schwosdorf	145
241.	Chriſtoph v. Gersdorf zu See	145
242.	Der Kirchberg bei See	146
243a.	Von Schweinen entdeckte Glocken zu See und Spree	146
243b.	Die Marienfichte bei Spree	146
244.	Seidenberg	147
245.	Das Burgward Sizen	147
246.	Der Spitzberg bei Sohland	147
247.	Das Kreuz bei Sproitz	118
248.	Sommerfeld	148
249.	Sonnenwalde	148
250.	Von dem Grafen zu Solms auf Sonnenwalde	149
251.	Sorau	149
252.	Sorau und die alte Salzſtraße	150
253.	In Sorau iſt der Tod verbrannt	151
254.	Wie Herr Ulrich von Biberſtein auf Sorau die böhmiſchen Junker beſchämt	152
255.	Der wunderbar erhaltene Schüler	152
256.	Starzeddel	153
257.	Strahwalde	154
258.	Tauchritz	154
259.	Der Wunzenteich bei Groß-Teuplitz	154
260.	Das ſchwarze Kind auf dem Wunzenteich bei Groß-Teuplitz	156
261.	Das ſteinerne Kreuz und das Lauerbüſchel bei Troitſchendorf	156
262.	Tſchocha	156
263.	Die Todtenlinde bei Uhyſt am Taucher	156
264.	Unwürde	158
265.	Der Mägdemarkt zu Betſchau	160

Seite

266. Der letzte Heller zu Volkersdorf 160
267. Das steinerne Kreuz in Waldau 161
268. Schiheer und der Hirsch bei Waldau 161
269. Warnsdorf 162
270. Weissag bei Forste 162
271. Der große Wind in Weißenberg 162
272. Die Weißenberger Butterschnitte 163
273. Wittchendorf 164
274. Wittichenau 164
275. Zittau's Ursprung 164
276. Von den Steinringen zu Zittau 165
277. Messer, Schwert und Kreuz an der Dreifaltigkeitskirche in Zittau . . . 166
278. Der Malzmönch zu Zittau 166
279. Schön Gretchen hinter dem Berge 169
280. Das Königsholz bei Zittau 170
281. Der Oybin bei Zittau 171
282. Der Jungfernsprung auf dem Oybin 172
283. Das Kaiserbett auf dem Oybin 172
284. Die Blutflecken im Schlosse zu Zwecka 173

IV. Legenden.

285. Die Gründung des Klosters Marienstern 179
286. Die Gebeine des heiligen Bernhard (von Kamenz) 180
287. Die heilige Maria von Rosenthal 180
288. Der Marienbrunnen zu Rosenthal 184
289. Das wunderthätige Marienbild zu Rosenthal 184
290. Die frommen Pferde 185
291. Maria und Elisabeth zu Rosenthal 186
292. Von der heiligen Maria zu Göda 186
293. Das Marienbild zu Uhyst 187
294. Das redende Marienbild 187
295. Von der Wallfahrt zum Marienbilde in Eilewitz 187
296. Von der heiligen Maria zu Haindorf 188
297. Die Stiftung des Klosters Marienthal 189
298a. Die gerettete Aebtissin im Kloster Marienthal 189
298b. Die vom Blitz erschlagene Nonne 190
399. Von Capistrano, dem Bußprediger 190
300. Lot's Weib 191
301. Der Mann im Monde 191
302. Die Flucht Maria's 192
303. Die andächtigen Sänger 192
304. Warum die Espe bebt 193
305. Der heilige Johannistrunk 194

V. Märchen.

A. Deutsche Märchen.

306. Die fleißigen Spinnerinnen 197
307. Einäuglein, Zweiäuglein und Dreiäuglein 199
308. Vom tapfern Schmied 202

Seite

B. Wendiſche Märchen.

309. Jemandes Schaden, Jemandes Spott 204
310. Des Wolfes glücklicher Tag 204
311. Der Geſchlagene trägt den Ungeſchlagenen 207
312. Des Wolfes unglücklicher Fiſchfang 208
313. Der Krieg des Wolfes und des Fuchſes 209
314. Die verſchlafene Frau und ihr ſtarker Sohn 212
315. Hänschen und Hannchen 215
316. Je größer der Schelm, je größer das Glück 216
317. Vom armen Manne, der die vielen Kinder hat 217
318. Lipskulijan's Bette 217
319. Die Pathenſchaft der heiligen Maria 219
320. Die drei Ziegen 222
321. Der ſchnelle Froſch 222
322. Elsbeth und Kleinholder 223
323. Das Todtenhemd 224
324. Die böſen Räuber 225

Nachtrag.

Noch einige Gubener Sagen.

325. Ein Gubener bei Erſchaffung der Welt 229
326. Das Rieſengeſchlecht 230
327. Der wohlthätige Zwerg bei Guben 231
328. Die Kloſternixe zu Guben 232
329. Die Schaukelmännchen zu Guben 233

Zweiter Theil.

Die Geſchichte.

Erſte Abtheilung:

Völker- und Heldenſagen.

I.

Völker- und Heldensagen.

1. Von den Völkern, welche früher die Oberlausitz bewohnten.

A. Frenzel. hist. eccl. Schönaviens. msc.. nach einer Aufzeichnung in einem alten Kirchenbuche von Zauernick.

Die Gegend, welche jetzt Oberlausitz heißt, ist von sehr alten Zeiten her, kurz nach der Sündfluth von den deutschen Völkern bewohnt gewesen.

Anfänglich nannten sie sich Tuisconen oder Tuitzschonen, nachher von ihrem Könige Suevus oder Schwabus, welcher seinem Vater Gambra in dem germanischen Königreiche nachfolgete, Schwaben. Dieser Suevus kam im Jahre der Welt 1274 zur Regierung und herrschte bis um das Jahr 1320, wo er starb. Nach seinem Tode wurde er als ein Gott verehrt. Dies geschah besonders in einem heiligen Haine, dort wo jetzt die Stadt Görlitz steht, auf eine rohe und grausame Weise, indem man ihm Menschen zum Opfer brachte.

Später bewohnten Vandalen diese Gegenden und zur Zeit Julius Cäsar's die Franken. Aber um das Jahr Christi 550 sind sie ganz und gar in die Hände der Slaven gekommen. Denn die deutschen Vandalen und Franken zogen zum Theil in andere Länder, nach Italien, Frankreich, Spanien, zum Theil wurden sie in den mannigfaltigen Kriegen mit den Römern, Hunnen und Sormaten aufgerieben, so daß diese Gegenden fast öde und vom Volke leer geworden. Da sind die slavischen und sormatischen Völker nachgerückt von allen Seiten und haben sich in die Länder der Deutschen getheilt und ihnen andere Namen gegeben. Also ist der Deutschen Ruhm, Sitte und Recht in dieser Gegend vertilgt worden, daß nicht das geringste Andenken oder Merkzeichen mehr vorhanden, wo ihre Wohnungen, Städte und Dörfer gestanden, oder wie sie geheißen haben, etliche wenige ausgenommen, wie das Schloß Ortenburg bei Budissin, die Städtlein Ruland, Wittichenau und andere, welche jedoch vielleicht nicht von den alten Deutschen, sondern mitten in den wendischen Kriegsunruhen von den Franken erbaut worden sein mögen.

Anmerk. 1. Vgl. Th. I. No. 1 u. 2 Wo der berühmte heilige Hain der Sueben (Semnonen) gelegen habe, ist eine schwierig zu lösende Frage. Die alten Chronisten nennen die Görlitzer Gegend, Andere den Spreewald, Preusker die untere Elstergegend bei

Schlieben. Was Görlitz betrifft, ſo ſtellt ſich der Verlegung des Haines nach dieſer Gegend allerdings die allgemeine Annahme entgegen, daß in der ſüdlichen Lauſitz die Sitinger geſeſſen haben, die Semnanen jedoch weiter nördlich.

2. Viel deutlicher, ſicherer und wichtiger als die drei oben genannten Ortsnamen ſind die Spuren der keltiſch-germaniſchen Urbevölkerung

a) in den Namen der Flüſſe: Elſter (vgl. Th. I. No. 181. 145), urkundlich 1213 alestra, wend. halstrow (das h iſt der ſlaviſche spiritus asper) vom ahd. alhs = heil. Hain, Heiligthum; Spree (bei Ditmar „spreva", im Volksmunde Spreu), nach Preuster von „ſpreuen" = ſprengen, nach ſeinem in der O.-L. heftigen ſchäumenden Laufe, aber, wie Andere annehmen, eine Erweichung aus Swevus, dem Namen des Fluſſes, von dem Ptolemäus ſagt, daß er zwiſchen Oder und Elbe in die Oſtſee münde, welches letztere dann für einen Irrthum des Ptolemäus erklärt werden müßte.

Preuster bringt in ſeiner ausführlichen Abhandlung (Blicke ꝛc. II. 95 ff.) auch die Neiße (urkundl. nisa, nizza) mit dem deutſchen Verbum „netzen, benetzen" in Verbindung und erklärt Queiß (urkundl. Quiez) für gleichbedeutend mit „weiß" (die „Witticke" ſtammt von derſelben Wurzel). Dazu kommen:

b) Die mit cyklopiſcher Kraft aufgethürmten Felſenaltäre (ſ. Th. I. No. 13—20), welche von Celten und Germanen, nicht aber von Slaven errichtet zu werden pflegten.

c) Mehre Namen derſelben (Th. I. No. 13. 14. 16. bezüglich No. 18.).

d) Stein- und Bronzewaffen von ſo hohem Alterthum, daß ſie unzweifelhaft der vorſlaviſchen Periode angehören.

3. Inwieweit viele der vorliegenden Sagen ein urdeutſches und zugleich autochthones Gepräge aufweiſen, wie ich dies beſonders von den meiſten Zwergſagen des erſten Theiles behaupten möchte, dies ſtelle ich den Kennern anheim. Die Möglichkeit iſt vorhanden, denn ſicher wich nicht die geſammte deutſche Bevölkerung dem Andrange der Slaven. Beſonders in den Gebirgsgegenden machte ſich das Deutſchthum, vielleicht auch in urſprünglicher Reinheit, aufrecht erhalten. Ich habe wiederholt auf den engen Zuſammenhang der Sagengebilde mit der Topographie des Landes hingewieſen. Sollte dieſes Band ſich erſt im 10ten Jahrhundert zur Zeit der deutſchen Wiedereroberung geknüpft haben? Die unter den Slaven zurückgebliebenen Germanen ſind vielmehr als die Träger und Bewahrer des alten Glaubens zu betrachten. Man bedenke, daß ſie von den friedlichen Slaven nicht als ein beſiegtes Volk in ſlaviſcher Unterthänigkeit gehalten wurden, ſondern ſich friedlich mit ihnen vermiſchten, ja wie es von dem Franken Samo bekannt iſt, ſie in ihren Kämpfen gegen die Avaren und die Franken anführten. Ueberhaupt war die Kultur der Deutſchen in höherem Grade entwickelt als die der Slaven, obgleich von dieſen gerühmt wird, daß ſie es im Ackerbau weiter gebracht hätten. — Es wird alſo ſchon damals wie ſpäter und wie überall geweſen ſein, daß das wenn auch numeriſch geringere, doch kräftigere deutſche Element bei der gegenſeitigen Vermiſchung das ſiegreiche blieb.

4. Daß Slaven die Ureinwohner der Lauſitz geweſen ſein könnten, wird nach den gründlichen Unterſuchungen von Palacky und Schaffarik wohl Niemand mehr behaupten. Vgl. auch die von der Oberlauſ. Geſellſch. der Wiſſenſchaften zu Görlitz gekrönte Preisſchrift: Scheltz, „Waren germaniſche oder ſlaviſche Völker Ureinwohner der beiden Lauſitzen?" Görlitz 1842.

2. Von dem Volke der Luten.

[1] Destin. Hr. II. S. 11. Manlius in Hoffm. script. I. 143. cf. Tacitus Germ. c. 16. 43. Strabo, VII. c. 1. Caesar de b. gall. I. 6. 8. Ptolem. II. 11.

Die Luten, Lauſen oder Suſen, wie ſie auch genannt werden, ſind das deutſche Stammvolk, welches vor dem Einbruch der ſlaviſchen Sorbenwenden

die Lauſitz bewohnte. Dieſe nahmen nach deren Vertreibung ihren berühmten Namen an und nannten ſich Lutitier oder Luſizier, woraus dann das Wort Lauſitzer und Lauſitz entſprungen iſt. Die Luten waren ein großes, tapferes und mächtiges Volk, welches ſich weit über die Grenzen der Lauſitz ausgebreitet hatte, gehörten zu der Nation der Sueven und wohnten, wie dieſe pflegten, in offenen Städten und Dörfern, deren Häuſer nicht zuſammenhängend an einander gebaut waren, ſondern zerſtreut auf den Fluren und in den Wäldern umher lagen, wie dies ſchon Tacitus und Julius Cäſar beſchreiben. Sie bauten ſich gern auf Anhöhen und an Flüſſen an, welche mit Wäldern umgeben waren. Einen ſolchen zerſtreuten Haufen von Wohnungen nannten ſie eine Burg, und den Hof, wo der Anführer oder Vorſteher wohnte, ein Burgwart.

Anmerk. 1. *Λοῦτοι, λούτιοι, λουτοῖοι* findet ſich in manchen Handſchriften des Ptolemaeus das Volk geſchrieben, welches ſonſt gewöhnlich *λουγίοι*, bei Zoſimus (I., 67.) *λογίωνες*, lat. Lygii, Lugii, Lugiones heißt, ein anderer Name für die Sueven, nach Schafarik (ſlav. Alterth. I., 406) von geographiſcher Bedeutung und ſlaviſcher Wurzel, denn Luby heißt Wald oder Sumpf. Nach der irrigen, gründlich widerlegten Meinung mancher Slaviſten iſt ja bekanntlich Oſtdeutſchland urſprünglich ſlaviſch. Schafarik jedoch verlegt dieſes Urland nicht in die Lauſitz, ſondern zwiſchen Oder und Weichſel. Wohl aber nimmt er an, daß die Slaven bei ihrer Beſitzergreifung der Lauſitz den Namen des Urlandes auf ihre neue Heimath übertrugen, was ſie um ſo eher konnten, weil die natürliche Beſchaffenheit dieſes Landes der Urbedeutung ſo ſehr entſprach. Luzice ſoll Diminutiv von Luby ſein. Die härtere Form Lubi oder Lugi iſt noch zu finden in lauſitziſchen Ortsnamen: Luckau, Luga (wend. Luh). Wald und Sumpf ſcheinen nicht nur geographiſch zuſammengehörig, ſondern auch ſprachlich verwandt. Vgl. lucus und lacus, loh, ahd. = Buſch, kelt. lluin und Lache, Lauge, wend. luh Feuchtigkeit, luka Wieſe, luza Lache, Luſche. Von letzterem wird gewöhnlich der Name Lauſitz abgeleitet und geographiſch paßt das auch auf die Niederlauſitz ſehr gut, welche übrigens die Lauſitz *κατ' ἐξοχήν* iſt. Der Oberwende verſteht unter Luziczan blos den Niederlauſitzer, und in der That ſcheint der Name Lauſitz ſich von Norden her ausgebreitet zu haben. Die Oberlauſitz heißt urſprünglich das Miezlener-Land, ſpäter Budiſſin und das Görlitzer Land. Daß dieſe zweite Ableitung von Luza, Luſche, Luſe = Sumpf vorzuziehen ſei, beſtätigt auch die zweite Lesart des alten Volksnamens Luſen. (Die dritte „Suſen" mag wohl auf einem Schreibfehler beruhen.) Das dem Wald und Waſſer Gemeinſame iſt übrigens der Begriff des Feuchten (hebr. לח). Vgl. Th. I. No. 145. Anmerk. 2 und 3.

2. Es iſt aber auch möglich, daß das Volk der Luten nicht mit den Lygiern zuſammenfällt und mit dem Namen der Lauſitz ebenfalls nichts zu thun hat, ſondern einfach von dem den Germanen wie Slaven gemeinſamen Worte Lud (lut, ljut) = Volk herrührt. (Vgl. Th. I. No. 43. Anmerk.)

3. Von den Luten ſollen die Ortsnamen: Lute, Leutel, Leutelchen, Leiter, Laute herkommen.

3. Die Sueven und die Serben.

Manlii Comment. in Hoffm. script. R. L. I. 134. Brotuff S. 2. Abr. Frenzel, hist. eccl. Schonav. msc. Destin. Ut. V. 432. cf. Tacitus Germ. c. 39.

Ober- und Niederlauſitz bewohnten in den älteſten Zeiten die Sueven, das tapferſte und mächtigſte deutſche Volk, welches ſich in mehre Stämme

theilte. Der Stamm der Ilinger oder Silinger saß in der Oberlausitz, der der Semnonen in der Niederlausitz. Diese deutschen Bewohner wurden um das Jahr 450, zu den Zeiten des Kaisers Theodosius des Jüngern, von den Slaven vertrieben, welche sich ebenfalls in mehre Stämme spalteten, von denen der der Serben oder Sorben diese Gegenden einnahm. Die Serben hießen so von dem Worte Serp, die Sichel. Einige sagen, sie hätten sich Sichler genannt, weil sie ein ackerbautreibendes Volk waren. Andere meinen, Serp bedeute auch ein Schwert, und da alle Schriftsteller von den stammverwandten Sormaten sagen, daß sie einen Säbel göttlich verehrt hätten, so habe dieser Volksname keine so friedliche Bedeutung, sondern bezeichne sie als Säbelverehrer, als ein kriegerisches Volk.

Anmerk. 1. Von den Semnonen wird gerühmt, daß sie von allen Sueven die edelsten und besten waren, gerecht, redlich, bieder, ein Muster ihren Stammverwandten, so daß Strabo meint, sie hätten ihren Namen von dem griechischen Worte semnos erhalten, welches so viel als ehrenwerth bedeutet.

2. Viele finden in dem Namen des Zillichsteines bei Arnsdorf, also in altheiliger Gegend, den Namen der Silinger. (Lauf. Mag. 1823, 36.)

4. Einzug der Wenden.

Aus einer alten handschriftl. Chronik von Böhmen in der Rhediger'schen Bibl. zu Breslau S. 319. Büsching IV. 171.

Etliche des Volks die zogen gegen Preußen, Pommern und Caschuben bis hin gegen Dänemark und an das Meer gegen Mitternacht um und um und wohnten und bebauten die Lande bei dem Meer und in Preußen. Etliche aber des Volkes von Böhmen, da ihrer viel ward, die zogen über die Wasser und kamen auf das Erdreich, da nun Mähren liegt und bauten da den Acker und Städte und nannten das Land Mähren. Etliche des Volkes zogen fort und kamen auf das Gelände, da nun Meißen liegt, und nannten das Land das meißnische Land. Etliche kamen gegen Bautzen, etliche in's Lausitzer Land und bauten und wohnten allda. Und alle diese Lande die waren vorher wüste gewesen, die bauten zuerst das vorgenannte Volk, die Wenden.

5. Die Caluconen.

Melanchthon, Intimationum Academ. T. III. Manlius, comment in Hoffm. script. I. 140. Albinus, Meißn. L. Chr. S. 74. Matha, Lubena olim magna S. 32. Ptolemaeus lib. II. Frenzel, Lexic. Slavic. I. 587. mss. Schmidt, Calauer Chronik p. 2. sqq.

Die Caluconen, deren schon Ptolemäus erwähnt, sind die um Calau und Luckau (Cal—Lucko—nes) herum wohnenden Slaven. Auch rühmt sich die in Lübbenau ansässige Familie der Calaucer von dieser uralten Nation abzustammen.

6. Die Camanen.

Bretuff, Chronik d. St. Halle. Albinus, Meißn. Chronik IV. S. 105

Die Camanen, ein wendisches Volk, hatten ihren Sitz um Kamenz herum. Zu Kaiser Heinrich IV. Zeit waren sie mit unter dem Kriegsvolke des Grafen Wiprecht von Groitsch.

7. Die Stoderaner.

Albinus, Meißn. L. Chr. S. 74. Malda S. 32. Manlius in script. I. 141.

Um Luckau und Golßen herum wohnten die Stoderaner, ein wendischer Volksstamm, deren Name sich noch in dem edlen Geschlechte derer von Stutterheim erhalten hat.

Anmerk. So sollen die Herren von Miltitz von dem Volke der Milzener, die Herren von Schleben von den wendischen Schluben abstammen.

8. Strenge Ehegesetze bei den Wenden.

Ditmar chron. p. 452.

Die lausitzischen Wenden in der Gegend von Cianj (Zinniz) hatten außerordentlich strenge Ehegesetze. Am Markte von Cianj war eine Brücke, dort wurde jeder, der sich durch Untreue an seinem Weibe versündigt — membro, quo peccaverat — an die Brücke genagelt. Neben ihm lag ein Scheermesser und hiermit ward ihm die freie Wahl gelassen, entweder hier auf der Stelle zu sterben oder sich selber loszuschneiden.

9. Von der Grausamkeit der Wenden.

Alberic. Monach. in Chronic. P. I. p. 39 ed. Hannov. 1698. Sancti Bonifacii Epistola ad Ethelbaldum. Zeillerus. Theatrum tragicum 1634 p. 341. A. Frengel, Von den Völkern in der Lausitz. Mss. S. 87. Leeske, Chronik von Guben S. 15.

Die Sorben in der Lausitz hatten manche barbarische Sitte aus dem fernen Asien mitgebracht. Wenn z. B. ein Ehemann starb und eine Wittwe hinterließ, so wurde diese bei lebendigem Leibe auf den Scheiterhaufen gelegt zu dem Leichnam des Ehemannes und wurde also mit demselben zugleich verbrannt. Solches geschah aber nicht etwa mit Zwang, sondern freiwillig und unter großem Freudengeschrei.

Bei den Sorbenwenden der Lausitz herrschte zu Heidenzeiten der schändliche Gebrauch, daß man sich der alten Leute, die zu nichts mehr tauglich waren, auf eine grausame Weise entledigte. Der eigne Sohn schlug seinen Vater todt, wenn er alt und unfähig wurde, oder er warf ihn in's Wasser, oder er stürzte ihn von einem hohen Felsen hinab. Ja, es sind dergleichen Beispiele selbst noch zu christlichen Zeiten vielfältig vorgekommen.

„Herr Levin von Schulenburg, Ober-Amts Hauptmann in der Altmark, so um's Jahr 1530 einstmals unter den Wenden gereiset, da etliche einen alten Mann geführet, die er gefragt: Wohin mit diesem Alten? Darauf sie geantwortet: Zu Gott! meineten sie wollten denselben Gott aufopfern, weil er mit Arbeiten seine Nahrung nicht gewinnen könnte!"

„Als der Hauptmann dieses verstanden, hat er den Alten mit Gewalt entledigt, ihn mit sich heim genommen und zu einem Thorwächter gemacht, in welchem Dienste er noch zwanzig Jahr gelebt und zugebracht haben soll."

Anmerk. 1. Eine ältere Erzählung aus Rauc, Cosmographia p. 513 citirt Mühlwolff in seiner handschriftl. Chronik von Budissin. Eine Gräfin von Mannsfeld findet in der

(ebenfalls von Wenden bewohnten) Lüneburger Haide einen Bauer, der ein Grab gegraben hat, um seinen daneben stehenden jammernden Vater hineinzulegen. Dies war im J. 1297. — Das obige Datum 1580 ist von erschreckender Neuheit.

2. Die letzte Spur dieser grausamen Sitte finde ich in dem wendischen Liede (Haupt und Schmaler II. S. 94):

Schlaf, Alter, ein!
Junger da mußt frei'n!
Nach dem Alten mit den Steinen,
Nach den Jungen mit den Aepfeln;
Schlaf, Alter, ein!
Junger du mußt frei'n!

10. Wie sich die Deutschen und Sorben gegenseitig nennen.

Knauth, Sorbische Kirchengesch. S. 126.

Wenn die Deutschen mit den Wenden redeten und diese kein Wort verstunden, nannten jene sie: stumme Wände. Den Sorben aber ging es mit den Deutschen gerade so und sie nannten dieselben njemski, d. i. stumme, nämlich Hunde, und so heißen die Deutschen noch bis auf diese Stunde.

Anmerk. Die Wenden selbst nennen sich sserb, von vielen als srp, Sichel erklärt, wahrscheinlich = Volk. Slave kommt von slowo, das Wort, daher njemz, der Deutsche = stumm; so nach Grimm thindesk, deutsch, aber auch volkisch, die Volkssprache redend. Um Lübbenau heißen die Deutschen bawarski, Baiern, nämlich bairische Ansiedler. Uebrigens wird in der deutschen Oberlausitz ein alberner, ungeschickter Mensch noch heute mit dem Eigenschaftswort „winisch" = wendisch belegt. (Anton's Idioticon St. 15).

11. Roland besiegt die Lausitzer Wenden.

Hosmanni pompa regii ingressus in dedicat. Dav. Chytraei Chronologia. Pantaleon Heldenbuch.

Johann Surius, ein sehr alter Mönch zu Eisenach, der nachmals Probst zu Fulda geworden, meldet in seiner Chronik, zu München gedruckt, S. 335, daß Roland, der im Namen des Kaisers Karl gewaltige Kriege geführt, im Jahre 836 die Wenden in der Oberlausitz mit großem Zwange zum christlichen Glauben gebracht habe. Nachmals aber haben sie wieder ihren alten Göttern gedient, bis sie Markgraf Woldemar 973 wieder zu Christen gemacht hat mit Waffengewalt. Denn wie alle Scribenten einhellig bezeugen, hat es in der Lausitz, besonders auf dem Lande, so ein standhaftig beherztes Volk gehabt, daß auch mancher eher den Tod erduldet hat, ehe er nur von seiner Muttersprache hat lassen wollen. In diesen Kriegen mit den Deutschen flüchteten die vornehmsten ritterlichen Helden hierher, wo sie sich gegen die Feinde hinter gefällten Bäumen trefflich verschanzen und ihren Anfällen widerstehen konnten.

12. Von Rolandsbildern.

Albinus, Meißn. L. Chron. S. 88. Breslff, Chron. d. St. Halle S. 19. Böhmisch, Chron. v. Camenz S. 101.

Kaiser Karl der Große hat zu der Zeit, als er die Sachsen dreißig Jahre lang bekriegte, einen edlen, trefflich erfahrenen Kriegsfürsten mit Na-

men Roland an ſeiner Seite gehabt; der war ein Graf von Blois, des Grafen Milon und der Schweſter des Kaiſers Karl, Bertha, Sohn. Dieſer Roland hat im Auftrage des Kaiſers den ſächſiſchen Städten die Obergerichte gegeben und deß zu einem ewigen Gedächtniß haben ihm die Sachſen in vielen Städten große Bilder von Stein oder Holz aufgerichtet und an die Gerichtsſtätten geſetzt. Solche Bilder ſtanden vor Zeiten auch in der Lauſitz, namentlich in Reichwalde bei Luckau, in Finſterwalde und Ruland.

In Budiſſin, dem Rathhauſe gegenüber, ſieht man auf einem Waſſertroge eine ſteinerne Figur in Ritterrüſtung mit einer Fahne von Blech in der Rechten, worauf die Lauſitzer Farben gemalt ſind. Die Wenden nennen ihn den Dutſchmann. Das ſoll noch ſo ein altes Rolandsbild ſein. Auch in Görlitz war ein ähnliches Standbild auf dem Untermarkte vor dem Rathhauſe zu ſchauen.

Als Held Roland, Kaiſer Karls Paladin, den Gau Niſin erobert hatte, erwählte er einen Richtplatz, der iſt das Rügen-, Ruge- oder Rodeland (bei Heinrichsdorf), ließ daſelbſt ſein Bild hinſtellen mit dem Schwert in der einen und einer Erdkugel in der andern Hand.

13. Von den Wappen der Ober- und Niederlauſitz.

Manhus lib. II. cap. XI. Hönnius, Wappen der churfürſtl. Häuſer Sachſens III. p. 39. Albinus XV. p. 190.

In alten Geſchichtsbüchern iſt zu leſen, daß in den Kriegen der Deutſchen und Slaven die erſteren einen Bären, die letzteren aber einen feurigen, fliegenden Drachen auf ihre Fahnen gemalt hatten (Olaus Magnus).

König Heinrikus I. aber, als er die Lauſitzer unterworfen, hat der Niederlauſitz einen rothen laufenden Ochſen, der Oberlauſitz aber eine goldene Mauer mit 3 Zinnen im blauen Felde zum Wappen gegeben.

Anmerk. 1. Vgl. Th. I. No. 10. — Der ſchwarze Drache, Zienitza, war das Kriegszeichen der Nordwenden, ein Symbol des Todes, das noch heute viele öſtliche Nationen, z. B. die Chineſen, in ihren Fahnen tragen. Ohne an aſiatiſchen Thierdienſt zu denken, mag es doch erlaubt ſein, dem Stiere eine Art Heiligkeit im Glauben der ackerbauenden Wenden zu vindiciren. Eine rothfleckige Kuh wird noch heute bei den Wenden der N. L. Bisanca (= Biſon) genannt. — Die wendiſche Braut vollzieht gleich nach der Trauung ein Waſſerorakel, welches im Kuhſtalle vorgenommen werden muß und ſo vieles Andere. Die Umwandlung des kriegeriſchen Drachen in den friedlichen Stier iſt geſchichtlich-charakteriſtiſch. Auch die Mauer im Wappen der Oberlauſitz bezeichnet gar ſchön das vorherrſchende Städteweſen, das ja im Sechsſtädtebunde eine reichsſtädtiſche Blüthe entfaltete.

2. Doch kann ich in Betreff des N. Lauſ. Wappens nicht verſchweigen, daß Drache und Stier in einer alten mythiſchen und zwar gegenſätzlichen und antipathiſchen Beziehung ſtehen. In mähriſchen und ruſſiſchen Sagen von St. Georg und dem Drachen dient ein Kalb (das Symbol der ſommerlichen Fruchtbarkeit) als Lockſpeiſe für den Drachen (Symbol des Wintertodes). In der Edda ſteckt Thor einen Ochſenkopf an die Angel, um die Mitgardſchlange zu fangen. Im wendiſchen Aberglauben ſpielt neben dem Drachen vorzüglich das Kalb die Rolle eines Dämons) vgl. Th. I. No. 88. 89. 55.).

14. Bekehrung der Wenden.

Aventinus ann Bojor. III. 161. Lauf. Mag. VII. 1827 2. Monatsſchrift 1799. I. 193. Großer, Merkw. part. 2. p. 6. Carpzov's Ehrentempel p. 27.

Der Wendenkönig Samo beraubte und tödtete die zu ihm geſchickten Geſandten des Königs Dagobert, welcher nach dem Tode ſeines Vaters Lothar im Jahre 631 zur Regierung des fränkiſchen Reichs gekommen war. Da brachen auf Befehl des Königs die böhmiſchen Fürſten mit drei Heeren in die wendiſchen Länder ein, brachten ſie zum Gehorſam, unterwarfen ſie ſeiner Oberherrſchaft, und legten ihnen das Joch des Chriſtenthums auf. Die Grenznachbarn der Wenden gegen Abend und der Böhmen gegen Morgen waren die Hunnen. Dieſe kamen dadurch in Bewegung und überfielen die Wenden. Der Wendenherzog Borutho ſchickte Geſandte an die Heerführer der Böhmen und verlangte Hilfe. Ohne Zögern kommen die Böhmen den Wenden zum Beiſtande, ſtürzen ſich bewaffnet in die Reihen der Hunnen, beſiegen und vertreiben ſie und machen ſo die Wenden und die benachbarten Völkerſtämme den fränkiſchen Königen ſehr geneigt. Unter den Geißeln, welche die Wenden gaben, waren Caraſt, der Sohn, und Chiromar, der Enkel des Borutho. Dieſe wurden nach Böhmen geführt und lernten dort die himmliſche Weisheit nach chriſtlicher Weiſe kennen. So kam die heilſame Lehre ſchon früh zu den Wenden. Allein tiefe Wurzeln faßte ſie nicht, und es waren nur wenige Spuren derſelben noch in dieſen Gegenden vorhanden, als zweihundert Jahre ſpäter die beiden Griechen Cyrillus und Methodius, nach der Bekehrung der Bulgaren und Mähren, in's Böhmerland kamen und den Herzog Borzivoy und ſeine Gemahlin Ludmilla nebſt vielen vornehmen Böhmen von der Wahrheit des Chriſtenthums überzeugten und tauften.

Von hier aus gingen ſie auch in die Oberlauſitz, predigten den heidniſchen Bewohnern das Evangelium und gründeten mehre Kirchen, unter denen man die zu Jaueruik und die Peterskirche in Görlitz namentlich anführt. Bei Tachau unſern Görlitz fanden ſie den Götzendienſt der Iſis, rotteten ihn aus und gründeten mitten in dem Haine eine Kirche. Aber auch dieſe Bekehrung ſcheint von keinem Beſtande geweſen zu ſein, da die deutſchen Kaiſer in ſpäterer Zeit noch immerwährend mit den abtrünnigen Lauſitzern zu kämpfen hatten.

Anmerk. Vgl. Th. I. No. 1. 2. 3. 5. (Anmerk.) 13.

15. Markgraf Gero.

Chronica montis Sereni in script. rer. Mosat. T. IV. p. 44 Die Sage von der heil. Hedda ſ. in den Ortsſagen von Niemitſch. No. 217.

Zu den Zeiten des Kaiſ[illegible]en zwei Brüder, der Herzog und Markgraf Gero von der [illegible]af Sifried. Ihre Schweſter

hieß Hidda. Gero hatte einen einzigen Sohn, Sifrid, welcher in seiner Jugend starb. Der unglückliche Vater war über diesen Tod so trostlos, daß er nach Rom ging und seine Waffen vor dem Altare des heiligen Petrus niederlegte. Mit einem vom heiligen Vater ihm geschenkten Arme des heiligen Cyriakus kam er nach Hause zurück, floh mit seinem ganzen Erbe zu Christo und erbaute eine Kirche und ein Kloster, welches er nach seinem Namen Gerenrode nannte. Zur Aebtissin dieses Klosters machte er seines Sohnes Wittwe, Hedwig, welche er durch den Bischof Bernhard von Halberstadt einkleiden ließ, und starb, nachdem er Alles glücklich vollendet hatte, am 17. August 965.

16. Markgraf Gero's Gebot.

Hosmann pompa regii ingressus.

Markgraf Gero ließ ein Gebot ausgeben, zu der Zeit als er in Budissin Hof hielt, daß Jedermann den Hut abnehmen sollte, wenn man den Namen Jesu nennt; wer's nicht thäte, der sollte um ein Pfund Wachs gestraft werden.

Anmerk. In manchen Gegenden der Wendei ist es noch heute Sitte, daß die Männer — gleich den Juden und anderen Orientalen — in der Kirche den Hut aufbehalten. Nur beim Namen Jesu, beim Vater Unser und beim Segen nehmen sie ihn ab.

Aus dem 17. Jahrhunderte ist überliefert, daß die Wenden beim Namen Jesu auch mit dem Munde zu schmatzen pflegten. Abr. Frenzel (de pop. Lus. p. 89.) fügt hinzu: „Damit auszudrücken die Süßigkeit des Namens Jesu" und citirt dabei die Worte St. Bernhard's: Jesus mel in ore, melos in aure et jubilus in corde. Vielleicht bedeutete es einfach einen Kuß und war ein Zeichen herzlicher Liebe.

Auch wenn die Kirchenglocken läuten nimmt der Wende den Hut ab, wie denn überhaupt Frömmigkeit ein hervorragender Zug der lauf. Wenden ist. — Aber freilich im 16. Jahrhunderte mochte Gero's Gebot wohl nöthig sein, denn selbst noch im 17. Jahrhunderte berichtet Frenzel, daß vor nicht langer Zeit die Wenden beim Eingange in die Kirche sich zur Sonne zu kehren und sie mit Hutabnehmen zu grüßen pflegten.

17. Das Bekehrungskreuz.

I. Otto Frisingens. de reb. Friderici I. c. 10. f. 217. Dest. L. L. T. III. p. 202 II. Manlius lib. II. c. 23.

I.

Das Kreuz, welches an ihre Kleider die Ritter hefteten, welche gegen die Wenden auszogen, war auf ein Rad gestellt (a rota subterposita in altum protendebatur). Das bedeutete die gänzliche Ausrottung derselben, die man wegen ihrer hartnäckigen Anhänglichkeit an ihren heidnischen Aberglauben sich vorgesetzt hatte.

II.

Wenn die christlichen Sachsenritter auszogen, die heidnischen Wenden zu bekämpfen, pflegten sie auf ihren Kleidern und Schildern ein Kreuz anzuheften, das auf einer Kugel stehend abgebildet war, um anzuzeigen, daß Christus ein Herr sei über den ganzen Erdkreis.

18. Markgraf Gero tödtet dreißig Wendenfürsten.

Excerpta ex And. Hoppenrodii ann. Gernrodens. in script. IV. p. 144. Baldin. Miscell. R. B. II. c. 19. p. 60. Fabricius L. II. c. 5. p. 138. (Großer S. 14.

Als Kaiser Otto den Markgraf Gero zum Oberbefehlshaber seiner Heere gegen die Wenden gemacht hatte, berathschlagten die Vagrier, Heveller, Obotriten, Uchern und Zusiker mit einander, wie sie ihn umbringen möchten, da er allen Heiden wegen seiner ausgezeichneten Tapferkeit sowohl, wie seines Kriegsglücks furchtbar war. Es hatte aber Kaiser Otto einen leiblichen Bruder Namens Heinrich, der hielt es mit seinen Widersachern, that sich zu den Sorben und bestärkte sie in ihrem Vorsatze. Dreißig Fürsten beschlossen hierauf, mit vereinten Kräften und einer großen Anzahl von Kriegern ihn anzugreifen und niederzuhauen. Aber Gero hatte von ihrer Ankunft Kunde erhalten, stellte sich, als wäre ihm ihr Anschlag unbekannt, und ließ sie zu sich zur Tafel laden. Diese aber aus angeborner Frechheit und übermüthiger Sicherheit folgten der Einladung wirklich. Da ließ sie Markgraf Gero durch einen Hinterhalt bei Tafel überfallen und tödten. Ueber diese Niederlage der Heidenfürsten haben sich folgende Volksreime erhalten:

Zu Laußnitz erster Fürst war ich,
Dreißig wendische Herren tödtet' ich,
Stiftet Gernrode von eigner Hab,
Daselbst man sieht noch heut mein Grab.

19. Die Wendenschlacht.

Chron. Montis Sereni. L. Mag. 1823. S. 57.

Und es ward eine große Schlacht geschlagen im Lande Lausitz. Markgraf Gero kämpfte mit den Wendenfürsten. Die Lausitzer aber fochten mit Verzweiflung. Sie traten auf die Körper ihrer gefallenen Mitstreiter und die schwer Verwundeten selbst vertheidigten noch, auf ihre Schilder gelehnt, den letzten Theil des vaterländischen Bodens. Gero selbst aber wurde schwer verwundet und büßte die Tapfersten seiner Schaaren, eine ungeheure Anzahl der edelsten Ritter und seinen noch einzigen Sohn Siegfried, einen erst kürzlich verheiratheten jungen Mann von 18 Jahren ein. Dieser Verlust beugte ihn so außerordentlich, daß er seine Würde niederlegte, nach Rom wallfahrtete, seine Waffen auf dem Altare der Peterskirche niederlegte und dem Papste Johann XII. seine Sünden beichtete.

Anmerk. An vielen Orten der Lausitz findet man die Erinnerung an Wendenschlachten. Kämpfer- oder Kämpenberge giebt es z. B. bei Königshain, in der Görlitzer Haide, zwischen Löbau und Eybau („der große und der kleine Kampf") u. a. O. Kriegshügel bei Biehain.

20. Die sieben erschlagenen Wendenkönige.

Mündlich Gräve S. 71. Segnitz I. 365.

Auf sieben Steinen im freien Felde, von dem kampfbereiten Heere umgeben, saßen sieben Wendenkönige und hielten Rath, wie sie die Deutschen aus

dem Felde ſchlagen und ihre Freiheit erkämpfen möchten. Die Schlacht begann. Sie war heiß und blutig und alle ſieben wurden erſchlagen. Aber die Ihrigen behaupteten das Schlachtfeld und begruben ſie mit den goldenen Kronen auf den Häuptern unter den ſieben Steinen, worauf ſie geſeſſen. Dieſe ſind noch heutiges Tages bei dem eine Stunde von Budiſſin gelegenen Dorfe Ebendörfel auf der Höhe des Berges zu ſehen, welche eben deshalb der Thron- oder Kronberg heißt.

Anmerk. Der Kronberg oder Thronberg wird auch Teomberg geſprochen und geſchrieben. Vielleicht = Teanmberg. Im Wendiſchen hat er auch 2 Namen: Lubin und Slowin, der letztere ließe ſich „Slaviſch“ deuten (Peenßter I. S. 201.), der erſtere auf Luba beziehen.

Bei Muskau ſind heidniſche Begräbnißhügel in großer Anzahl. Die heißen die Königsgräber, in der Görlitzer Haide giebt es Königsberge.

Zweifelhaft iſt es, ob die Namen der Dörfer Königswerthe und Königshain auf einheimiſche Könige aus den Heidenzeiten zu beziehen ſein dürften

21. Wendenkönige als Keſſelträger.

Alberici chron. ad a. 1003. p. 421. Destinata lit. Lus. P. VII. p. 697. Baldini Epit. hist. Boh. l. II. c. 3. p. 107.

Kaiſer Heinrich II. machte ſich die Könige der Heiden, welche ſich Wenden nennen, ſo unterwürfig, daß bei ſeinen Krönungsfeierlichkeiten vier Könige derſelben den Keſſel, in welchem das Fleiſch gekocht wurde, an zwei Stangen, welche durch vier Ringe geſteckt waren, auf ihren Schultern in die Küche trugen.

Anmerk. Baldinus bemerkt, daß der Keſſel, welchen man bei des Herzogs Boleslaus und ſeiner Söhne Bildern findet, nicht eine ſo ſchimpfliche, ſondern rühmliche Bedeutung hätten, ſintemal die böhmiſchen Herzöge früher nicht Erzſchenken, ſondern Archi-Magiei oder Erztüchenmeiſter des römiſchen Reichs geweſen.

22. Die heutigen Wendenkönige.

Mündlich. Destinata lit. Lus. P. VII. p. 703. Jac. Tollii epist. itineraria ep. 2.

Es iſt eine alte Sage, daß die Wenden in der Niederlauſitz noch heut zu Tage ihren König unter ſich haben, den ſie gemeinſchaftlich aus ihrer Mitte wählen, ihm Krone und Scepter zuſtellen und jährlich zu ſeinem Unterhalte eine Kopfſteuer entrichten. Sie erweiſen ihm alle königlichen Ehren und gehorchen ſeinem Befehle in allen, das ganze Volk betreffenden allgemeinen Angelegenheiten. Jedoch halten ſie die Sache ſo geheim, daß alle Bemühungen, den rechten Grund zu erfahren und den König ſelbſt unter den Bauersleuten ausfindig zu machen, bisher ohne Erfolg geweſen ſind. So viel nur weiß man, daß die Königswürde in einer gewiſſen Familie erblich iſt. Dieſe Familie ſoll jedoch vor wenigen Jahren mit dem letzten Sproß des wendiſchen Königsſtammes, einer alten ſiebenzigjährigen Frau, ausgeſtorben ſein. Dieſe alte Frau hat es noch vor ihrem Tode ſehr beklagt, daß ſie

Niemand offenbaren könne, was ſie über dieſe Sache wiſſe. Der große Kurfürſt Friedrich Wilhelm von Brandenburg hat ſchon dieſem im Verborgenen waltenden Könige eifrig nachforſchen laſſen. Es iſt ihm auch einſtmals ein kräftiger, ſchlanker und ſchöner Wendenjüngling als ihr König bezeichnet und gezeigt worden. Ein alter Bauer aber, der den Verrath gemerkt, hat den jungen Menſchen zornig angeredet und geſagt: „Kerl, was ſtehſt du hier gaffen! geh an deine Arbeit!“ ihn mit dem Stocke geſchlagen und fortgetrieben. So verhütete er, daß der Kurfürſt der Sache nicht weiter nachforſchen konnte. Gewiß iſt wenigſtens, daß ſich einmal ein Bauer an die Spitze eines auffäßigen Haufens ſtellte und ſich als ein König gebehrdete. Als nämlich im Jahre 1548 Franz von Minkwitz ſeinen wendiſchen Unterthanen zu Ukro mehr Hofedienſte zumuthete, als ſie zu leiſten ſchuldig zu ſein glaubten, und die Widerſpenſtigen auspfänden ließ, kam die Sache zu einem förmlichen Aufſtande. Unter der Anführung eines Königs berathſchlagten ſie miteinander, beſchloſſen alle für einen Mann zu ſtehen und eine Rede zu führen und widerſetzten ſich offen ihrem Herrn. Ein großer Theil der umliegenden wendiſchen Dörfer war in dieſen Aufſtand verwickelt, ſo daß der Landvoigt ſeine ſchwere Hand darauf legen mußte, den wendiſchen König greifen ließ und ihn am Leibe ſtrafte. Dieſer hatte ſich verlauten laſſen: dahin wolle er es wohl noch bringen, daß der Minkwitz ihm huldigen müſſe.

Anmerk. Im Spreewalde knüpft ſich die Sage vom letzten wendiſchen Fürſten an den Burgberg im Dorfe Burg, wo er reſidirt haben ſoll und wo man allerdings unter andern Alterthümern goldene Diademe gefunden hat.

Noch heute bewahren hier wendiſche Bauernfamilien, anerkannt und mit Bewußtſein, den Glauben an fürſtliche Abkunft.

Auch mehre Oberlauſitzer Wendengeſchlechter in der Gegend von Bautzen rühmen ſich königlicher Abkunft. (Preußker II. S. 187.)

23. Herzog Udalrich von Böhmen*).

Ditmar, Chron. VI. p. 145. u. 158. Balbin. Epit. II. c. 14. p. 157. Miscell. 7. sect. 1. cap. 18. p. 66. Spangenberg, Chron. Saxon. cap. 168. p. 246. Fabric. orig. Sax. II. p. 305. Gretzer, Merkw. I. p. 23. Carpzov, Ehrentempel c. II. p. 29.

Als die Oberlauſitz noch zu Böhmen gehörte, hatte ſie einmal einen Herrn, der hieß Udalricus. Der war lange Zeit am Hofe Heinrich's II., Kaiſers von Deutſchland. Als er aber ſeine Herrſchaft antrat, war er noch unvermählt, und die Seinigen beſtürmten ihn täglich, er möge ſich eine Jungfrau aus edlem Geſchlechte vermählen. Er aber gab ihnen auf ſolche Reden niemals eine rechte Antwort.

*) Dieſe 3 Sagen von böhmiſchen Herzögen (23—25) und ſtreng genommen auch die nächſtfolgenden gehören nur in ſofern dem Lauſitziſchen Sagenſchatze an, als ſie von ehematigen Gebietern der Lauſitz handeln; nichts deſto weniger glaubte ich ſie, beſonders die von Wiprecht von Groitſch, welche wohl noch unbekannt ſind, aufnehmen zu müſſen, um das hiſtoriſche Bild der Lauſitz auch nach dieſer Seite hin zu vervollſtändigen.

Eines Tages ritt er von der Jagd nach Hauſe, und wie er durch das böhmiſche Dorf Opuczna kam, ſah er ein Mägdlein ſtehen, barfuß und im bloßen Hemde, die wuſch ſich in dem vorüberfließenden Waſſer und gefiel dem Herzog alſobald ſo ausnehmend durch ihre Schönheit und Einfalt, daß er ſie zu ſich auf ſein Roß hob und in ſein Schloß führte. Daſelbſt ließ er der Jungfrau herrliche Kleider anlegen, rief ſeine Untergebenen und verkündigte ihnen, er wolle dies Mägdlein heirathen. Aber die ſtolzen Ritter murreten, daß ſie ſollten einer Bauerndirne das Knie beugen und ſprachen ihr Mißvergnügen laut aus. Da erzürnte Udalrich und ſprach: „Was ſeid ihr doch für Narren. Geziemt es einem Böhmen-Fürſten nicht ein Weib aus ſeinem heimiſchen Stamme zu heirathen, oder wollt ihr lieber eine fremde Fürſtin zu eurer Herrin haben? Ich ſage euch aber, daß es in meiner Macht ſteht, in einer einzigen Nacht aus dieſer Bauerndirne eine Herzogin zu machen.“ Alſo ſprach er und lachte. Da waren es die ſtolzen Böhmen zufrieden und die Hochzeit ward gefeiert mit großer Pracht und Herrlichkeit.

24. Herzog Brzetislaw.

Balbin. Epit. III. c. 11. p. 165. Miscell. 7. sect. 1. c. 171. Chron Sax. c. 171. p. 248. Hagec, Chron. Boh. p. 199. Carpzov, Ehrentempel S. 30.

Udalricus hatte einen Sohn Namens Brzetislaw, das war ein gar tapferer und kühner Jüngling, und als er zur Herrſchaft kam, holte er, deſſen Mutter eine Bäuerin geweſen war, ſein Weib aus königlichem Stamme. Denn er hatte eine herzliche Neigung gefaßt zu Kaiſer Konrad's II. Tochter, Namens Judith. Und als ſie in's Jungfrauenkloſter nach Regenspurg gegangen war, ließ er ſich doch nicht abhalten, um ſie zu werben. Aber es war Alles umſonſt und er beſchloß, ſie mit Gewalt zu entführen. Er zerhieb mit einem Schlage die große Kette, die das Kloſter umgab, drang in's Kloſter, raubte die königliche Jungfrau und floh mit ihr in's Böhmerland.

25. Herzog Spitigneus.

Hagec, Chron. Bohem. p. 212. Balbin. Miscell. 7. sect. 1. c. 21. p. 78. Carpzov, Ehrentempel S. 30.

Spitigneus II., Herzog von Böhmen, war ein grauſamer Herr, konnte die Deutſchen nicht leiden und gab einmal den Befehl, es ſollten innerhalb dreier Tage alle Deutſchen das Land verlaſſen.

Aber eines Nachts erſchien ihm der heilige Veit im Traume, hielt ihm ſeine Bosheit vor und redete ihm ſo derb in's Gewiſſen, daß Spitigneus nachmals aus einem ſehr böſen der allerbeſte Herr geworden iſt.

Von Wiprecht von Groitsch, Markgrafen der Lausitz.

Historia de vita et rebus Viperti in Hoffm. Script. rer. Lus. I. 1. Schöttgen, Historie Graf Wiprechts. Chronica von dem löblichen, thewren Helde, Graf Wiprechten zu Groitsch, gedr. zu Eisleben 1584. Historia gantz lustig zu lesen, von dem tewren Kriegshelden, hochberühmten Fürsten und Edlen Herrn Wiprecht, Marggraffen zu Lausnitz ꝛc., von Bretuff. Leipzig 1556.

26. Von des Grafen Wiprecht Vorfahren, Abkunft und Geburt.

Es war ein König von Deutschland mit Namen Emelreich, der hatte zwei Brüder, Ditmar von Verden und Herlib von Brandenburg. Herlib hatte drei Söhne, Emelreich, Friedel und Herlib, welche die Harlunger geheißen wurden. Herlib heirathete die Tochter des Königs von Norwegen und pflanzte sein Geschlecht durch zwei Söhne fort, von denen er den einen Svetibor, den andern Wulf nannte. Svetibor zeugte den Scambor und seine Brüder. Wulf erlangte die Herrschaft über die Pommern, wurde aber nachher aus dem Lande vertrieben und floh zu dem Könige der Dänen, heirathete dessen Tochter, und als der alte König starb, tödtete er seine Schwäher, die ihm vormals viel Uebles gethan, und ward König von Dänemark. König Wulf zeugte drei Söhne, Otto, Hermann und Wiprecht. König Wulf ward sehr alt und war so geliebt von seinem Volke und so gefürchtet von seinen Feinden, daß ohne ihn nichts ausgerichtet wurde, und da er nicht mehr zu Pferde sitzen konnte, banden sie ihn auf das Roß und führten ihn in die Schlacht und sein Anblick erschreckte die Feinde, daß sie flohen, so weit sie konnten. König Wulf starb und ward begraben nach heidnischer Sitte. Da wurden aber seine alten Feinde wieder mächtig und verjagten seine Söhne. Otto floh nach Griechenland, Hermann nach Rußland und nur Wiprecht behielt einen Theil des väterlichen Erbes und regierte im Balsamerlande. Es war aber das Balsamerland ein Gau in der alten Mark bei Salzwedel, Osterburg und Arneburg und hat seinen Namen von einem Flüßchen, welches noch heutigen Tages der Balsamerbach genannt wird. Und Wiprecht war ein gar tapferer Held und sein bester Freund war Goswin Graf von Leige. Der gab ihm seine wunderschöne Tochter Sigena zur Gemahlin und eine große Mitgift an Gold und Ländereien. Und Sigena gebar ihm einen Sohn und er nannte ihn Wiprecht. Das ist Graf Wiprecht von Groitsch, nachmals Markgraf der Lausitz, und dieses ist sein uraltes ruhmreiches Geschlecht.

27. Wie Wiprecht mit dem Kaiser nach Welschland zieht.

Kaiser Heinrich IV. zog über die Alpen, seine treulosen Dienstmannen in Italien zu züchtigen. Wiprecht aber war einer seiner tapfersten Degen und zog Allen voran mit Borvi, dem Königssohne von Böhmen, denn er hatte dem Böhmerherzoge Wratislaw die Königskrone verschafft.

Und sie verwüsteten Lombardien und kamen nach Rom und schlossen es ein. Sie belagerten aber die heilige Stadt drei Jahre lang. Die Römer

machten einen Ausfall und es war eine heiße Schlacht. Und König Heinrich focht bis ihm die Hand steif wurde. Da schlug ihm ein Römer das Schwert aus der Hand. Der König rief nach Wiprecht. Und Wiprecht eilte herzu und gab dem Kaiser sein eigenes Schwert.

Und Wiprecht hatte einen gewaltigen Schild in der Hand. Mit dem schlug er auf die Römer ein, und hatte kein Schwert und trieb allein mit seinem Schilde die römischen Krieger vor sich her an die Mauern der Stadt. Und war seit Simson's Zeiten solch ein Held nicht erfunden worden.

28. Wie durch Wiprecht Rom erobert wird.

Es hatte aber Wiprecht unter den Seinigen einen gescheidten Kerl, mit Namen Ras. Den schickte er bei Nacht unter die Mauern der Stadt, zu erforschen, wo etwa eine unbewachte Stelle wäre. Denn die Römer sind leichtfertige Leute. Und Ras fand eine Mauer, da war kein Wächter dabei. Solches meldete er dem Grafen, und Wiprecht nahm zwei Leitern und einige von den Seinigen, und sie erstiegen unbemerkt die Mauern. Ras zuerst und Wiprecht zur Zweit und vierzig Mannen Wiprechts hinterdrein. Und ließen's dem Könige sagen und der König kam herbei mit großer Kriegsmacht und hieb die Thore entzwei. Die Römer aber schrieen sehr und wehrten sich tapfer; aber es half ihnen nichts. Also ward durch Wiprecht's Witz und Kühnheit Rom erobert.

Der Papst aber wollte durch die Peterskirche in das Haus Theodorich's fliehen. Da verlegten ihm die Deutschen den Weg und so wurden die Römer in der Kirche eingeschlossen. Und waren darin drei Tage lang und machten häufige Ausfälle durch die Kirchthüren, wehrten sich tapfer. Da nahm Wiprecht einen großen Balken und wie sie wieder einmal zurückflohen durch die Thüre, warf er den Balken dazwischen, stürmte nach und eroberte also die Peterskirche. Da floß in dem heiligen Gotteshause das Menschenblut wie das Wasser in dem Tiber.

29. Wie Wiprecht mit einem Löwen kämpft und den Kaiser schilt.

Es waren aber bei dem Kaiser die Erzbischöfe von Mainz und Köln, die Bischöfe von Halberstadt und Münster und andere Fürsten und Herren aus dem Gefolge des böhmischen Königssohnes. Und es kam die Rede auf Wiprecht und sie rühmten alle seinen Heldensinn und seine Tapferkeit und sagten, er sei der unerschrockenste Degen wohl auf der Welt. Der Kaiser sprach: Ist dem also, wohlan, so lasset uns eine Probe anstellen, ob es nicht möglich wäre, ihn zu erschrecken. Gehet hin zu Wiprecht und holt ihn flugs zu mir. Und es ging einer, ihn zu holen. Es war aber da in einem verschlossenen Hause ein wüthender Löwe, den befahl er, auf den Hof hinaus zu lassen. Der Löwe kam heraus und brüllte furchtbar und alle Anwesenden

flohen an sichere Orte. Graf Wiprecht aber wußte von dem Handel nichts und schritt ruhig in den Hof hinein. Der böhmische Königssohn wollte ihn flugs warnen, aber schon kam der Löwe auf ihn zugesprungen mit wüthendem Brüllen. Wiprecht heischte auf der Stelle sein Schwert, das sein Schildknappe hinter ihm her trug, aber der treue Diener warf sich für seinen unbewaffneten Herrn dem wilden Thiere entgegen. Doch Wiprecht war nicht der Mann, der sich auf anderer Leute Kraft verlassen wollte. Er ergriff seinen Knappen, warf ihn zurück und fiel ohne Waffen mit beiden vorgestreckten Fäusten den Löwen an und zerzauste ihm mit seiner Riesenkraft also die Mähne, daß das Thier ganz demüthig ward und bald von ihm abließ. Die Fürsten aber sahen hinter den Pfeilern versteckt das Schauspiel an und staunten über des männlichen Helden große Kühnheit.

Wiprecht aber ließ den Löwen und ging ruhigen Schritts, als sei nichts geschehen, hinauf zum König, trat hin und fragte, was der König von ihm begehre und warum er ihn habe holen lassen.

Der König sprach: „Warum? Um deines eignen Heils willen, denn nun haben wir durch einen Versuch erprobt und wissen in der Wahrheit, daß dir allewege das Glück hold ist.“ Dem Grafen aber genügte diese Antwort nicht. Da sagten ihm die Fürsten den ganzen Handel. Aber Wiprecht ward zornig und sprach zum Könige: „Du hast meine treuen Dienste schlecht belohnt. Ich bin deiner Fahne gefolgt nicht zum eitlen Spiele, sondern zum ernsthaften Kampfe. Ich habe dir redlich gedient sammt meinen Mannen und bin in allen Abentenern der Anführer und Vorsänger gewesen. Das mögen mir Alle bezeugen, die solches hören. Nun aber mag ich dir nicht länger dienen. Ich gehe hinfort zu anderen Fürsten, die meine Dienste besser lohnen und mich nicht um eitler Augenweide willen den wilden Thieren preisgeben.“ Also sprach der mannliche Held und der König fing an, sich schier vor ihm zu fürchten.

Wiprecht aber ging stolz in seinen Waffen davon.

30. Wie Wiprecht fromm wird und das Kloster Pegau gründete.

Nachdem der Kaiser den Grafen Wiprecht wieder ausgesöhnt, ihn mit vielen und großen Ländereien beschenkt und ihn endlich zum Markgrafen der Lausitz eingesetzt hatte, ist Wiprecht noch oft zu Felde gezogen und hat noch manche Fehde ausgefochten. Sein treuer Freund aber, der König Wratislaw von Böhmen, gab ihm seine schöne Tochter Judith zum Weibe und sie brachte ihm als Morgengabe den Gau Nisin und das Land Budissin mit, welche Länder bis dahin zu Böhmen gehört hatten. So ward Graf Wiprecht einer der mächtigsten Herren im ganzen deutschen Reiche. Aber als er alt wurde, da dachte er ernstlich an seiner Seelen Seligkeit und es lag ihm schwer auf dem Herzen, daß er zu Rom die Schwelle des heiligen

Apostels mit Blut befleckt und daß er einst zu Zeiz die Kirche des heiligen Jakob verbrannt hatte. Und es kam über ihn eine große Sündenangst und eine heftige Reue. Da berieth er sich mit den Bischöfen zu Magdeburg und Merseburg und pilgerte endlich nach Rom, warf sich dem heiligen Vater zu Füßen und netzte mit Thränen die Stätte, wo er einst Blut vergossen. Und als er dem Papste alle seine Sünden gebeichtet, wallfahrtete er weiter nach Hispania zum Patriarchen von Campostella, und der Patriarch von Campostella gab ihm auf, die Kirche zu St. Jakob, die er verbrannt, wieder aufzubauen und auch ein Kloster dabei zu stiften und verehrte ihm eine kostbare Reliquie, den Daumen des heiligen Jakob, segnete ihn und ließ ihn ziehen. Da kam Wiprecht zurück nach Groitsch und die Seinen empfingen ihn mit großer Freude. Bald darauf kam er durch ein Dorf, Hila genannt, daselbst war ein armseliges Kirchlein. Wiprecht ging hinein zu beten, denn es war seine Gewohnheit, ohne Andacht bei keiner Kirche vorüberzufahren, und einer seiner Getreuen, Namens Geißler, war mit ihm. Und als er aufstand vom Gebet, siehe, da that sich der heilige Schrein über dem kleinen Altare von selber auf gleich einem Buche und ein heller Glanz strömte heraus und das Herz des tapferen Mannes erbebte vor Schrecken. Da hatte er fürder keine Ruhe und erbaute alsogleich das Kloster zu Pegau und trug mit eigenen Händen zwölf Körbe voll Steine an die zwölf Ecken des heiligen Gebäudes und ließ sie weihen zu Ehren der heiligen Mutter Maria und des heiligen Apostels Jakobus.

31. Wiprecht's Schätze.

v. Weber, Aus vier Jahrhunderten, II. 403.

Wiprecht, obwohl er viele Kirchen und Klöster gar reichlich bedacht, hat doch unermeßliche Schätze aufgesammelt. Davon geht im Volke die Sage, daß er, als anno 1116 die Schlacht vom Kaiser Lothario mit Böheimb verloren worden, alle seine Baarschaft an Kleinodien und Silbergeschirre mit Hülfe seines Kämmerlings an der Sala an gewisse Oerter vergraben. Darauf seien sie Beide in den Krieg gezogen und darin erschlagen worden. Der Schatz aber liege noch an seinem Orte und sei mehr als eine Million an Werth.

32. Von Markgraf Dietrich, wie er den Papst erschreckte und des Kaisers Ehre rettete.

Chron. Mont. Ser. ad a. 1177. ap. Menken II. col. 196. Annal. Vet. Cell. ad eundem annum cf. Luden XI. S. 376. und Raumer's Hohenstaufen II. 262.

Zur Zeit als Kaiser Friedrich der Rothbart des deutschen Volkes König war, da war Dietrich, Konrad's Sohn, ein Markgraf der Lausitzer, und war ein gar tapferer unerschrockener Herr und treuer Dienstmann des Kaisers.

Es war aber dazumal Krieg in Welſchland und der Herzog von Sachſen (Heinrich der Löwe) war dem Kaiſer ungetreu, aber Markgraf Dietrich blieb bei ſeinen Heeren wie im Glück ſo im Unglück. Da ward bei Legnano eine große Schlacht geſchlagen und der Kaiſer ward beſiegt und zog nach Venedig um Frieden zu machen mit dem Papſte.

Der kam gar ſtolz zu Roß einher geſprengt und der Kaiſer ging ihm entgegen, beugte ſeine Kniee vor ihm und hielt ihm demüthig den Steigbügel.

Da juckte den Papſt der Hochmuth und ſetzte ſeinen Fuß auf Kaiſer's Nacken und ſprach: „Auf Löwen und Ottern wirſt du gehen und treten auf junge Löwen und Drachen".

Und Markgraf Dietrich ſtand auch dabei, der ergrimmte im Herzen über die Schmach, rief ſeinem Herrn zu: „Mein Kaiſer, man beſchimpfet deine Würde" und ſchritt mit wüthender Geberde auf den Papſt los. Da erſchrak der feige Wälſche und es reute ihn ſein Uebermuth, hob ſchnell den Kaiſer auf, küßte ihn in großer Haſt und ſprach, er wolle den Kaiſer nicht loslaſſen, bis er ihm Leib und Leben zugeſichert hätte.

Zweite Abtheilung:

Schildsagen.

II.

Schildsagen.

33. Alter Adel in der Lausitz.

I. Hosmanni Pompa Regii ingressus init. Chytraei Chronologia or. III. II. Meißn. L. u. B. Chronik S. 73 Rivander genealogia Bibersteiniorum.

I.

„In alten Chroniken ist zu lesen, daß man vor Alters in keinem Land habe beherzter, kühner und männlicher Volk gefunden als in Lausnitz, denn als Kaiser Carolus M. so ernste Musterung in Sachsen, Meißen und andern Orten wegen der christlichen Religion gehalten, da sind die vornehmsten ritterlichsten Helden und Adelspersonen mit ihrem besten Volke in dies Land Lausnitz geflohen, weil sie sich mit Niederfällen der Bäume haben verschanzen können und daraus dem Feinde trefflichen Widerstand gethan."

Anmerk. Daß die Sage auch von einem noch viel älteren, und zwar einheimischen, aus heidnischen Slavenzeiten herstammenden Adel weiß, haben wir bereits oben (No. 7.) gesehen.

II.

„Viele adelige Geschlechter in diesen Landen haben einen gleichen Anfang und sind aus der Schweiz gebürtig, daraus es vor Zeiten nicht wenig tapfere Leute gegeben, die zu gebrauchen gewesen und passiret haben. Und sind Anno 965 in dem großen vielfältigen Einfall der Vandalen erstlich in diese Lande kommen, weil dieselben Völker dieser Gegend in Lausnitz und Schlesien großen Schaden mit Mord und Brand angerichtet und nicht wenig zugesetzet. Auf der andern Seite haben sich diese Lande auch der räuberischen Völker der Hunnen besorgen müssen, die bisweilen großen Schaden gethan. Als hat man wegen solcher Einfälle in steten Furchten gestanden, haben sich auch um wohlversuchte Rittersleute trefflich bemühet. Und als sich in bemeldtem Einfall der Vandalen in diesem Lande vor andern wohl verhalten die

Herren Wenceslaus von Zedlitz und Hans von Noſtitz, welche zwo leibliche Schweſtern gehabt, als ſind in großer Autorität und Anſehen bei allem Volke kommen, ihnen iſt auch frei zugelaſſen worden, einen Ort zu erſehen, welcher ihnen am bequemſten oder wo ſie am liebſten wohnen möchten, ihren adeligen Ritterſitz zu halten. Faſt um dieſe Zeit haben auch die Herren von Biberſtein ihren Anfang genommen.

Anmerk. 1. Die Tapferkeit der Nieder-Lauſitzer Ritter aus der Zeit der Hohenſtaufen iſt bezeugt im Titurel des Wolfram v. Eſchenbach, Cap. 16:

„Aus Lueeſitze, der Marke
Dar kamen die wol weſſen
Was do hieß ritterliche That, die ſtarke."

Enutkel's öſterreichiſche Reimchronik ſagt von den Budiſſiner Rittern, die 1245 ihrem Könige in Kriegsnoth zu Hilfe eilten:

„Da cham die von Budiſſein
Und wern es ritter von dem rein
geweßen, ez wär genug.
Sie waren pehend und klug.
— — — —
Die freuten ſich ir manheit
Des warn ſie gar onverzalt."

2. Hier dürfte der Ort ſein, eines eigenthümlichen Rechtes des Oberlauſitziſchen Adels zu erwähnen, das bis zum Jahre 1780 in Gebrauch geweſen iſt.

Das ritterliche Recht des „Vorritt es" wurde im J. 1544 von Kaiſer Ferdinand I. dem Oberlauſitziſchen Adel erneuert und es beſtand darin, daß das allgemeine Lehnrecht, nach welchem ein Lehen nicht veräußlich war, weil es an den Lehnsherrn fiel, ſobald das Geſchlecht ausſtarb, für den Oberlauſitzer Adel in ſolchem Umfange nicht exiſtirte; ſondern jeder Ritter durfte das Lehngut verkaufen, wenn er keine männlichen Erben hatte. Nur mußte er darthun, daß er nicht altersſchwach und impotent wäre, und zum Beweiſe deſſen in Gegenwart des Landvogts in voller Rüſtung erſcheinen und ohne Hülfe ein „hengſtmäßiges Pferd" beſteigen und einen Ritt machen.

Das älteſte Beiſpiel iſt vom Jahre 1529, wo ein Anton von Schreibersdorf ſein Lehngut an Töchter vererben wollte, das jüngſte vom 25. November 1777, wo ein Graf von Hoym ſich expreß dazu eine vollſtändige neue Rüſtung machen ließ und unter großen Feierlichkeiten auf dem Schloßhofe zu Budiſſin den Vorritt that. (Carpzov's Ehrentempel I. 152. Corp. jur. Lusat. Bud. 1710. 197. 463. Preusker II. 223. Weitere Literatur darüber verzeichnet Peſcheck in ſeiner Literatur der Oberlauſ. Alterthümer. 1848. S. 139.)

34. Bünau.

Peccenstein, Theatrum Sax. I. pag. 48. Sauhen I. 215. König, ſächſ. Adelshiſt. II. S. 211.

Die Familie der von Bünau ſtammt her von den italieniſchen Herrn und Fürſten de Pedemonte oder Piemont. Graf Thomas von Savoien vertrieb ſie und zog ihre Beſitzungen ein, als er ſich 1232 des Herzogthums bemächtigte. Sie wendeten ſich zwar an den Kaiſer Friedrich II. und baten ihn um Hülfe, allein dieſer hatte damals für ſich ſelbſt ſo viel zu thun,

daß er sich kaum retten konnte. Auch andere deutsche Fürsten nahmen sich ihrer nicht an, und so mußten sie viele Jahre im Elende herumirren, sich am Ende zu Ruhe geben und sehen, wo ein jeder sich niederlassen konnte. Ihr Wappen, ein Löwenkopf, der in seinem Maule eine Lilie hält, beweiset ihre Abstammung. Denn es kommt ganz mit dem alten piemontesischen überein. Vor 500 Jahren war das Geschlecht in Gefahr ganz auszusterben. Es waren nur noch drei Personen, Rudolph, Günther und Heinrich vorhanden. Diese hatten aber alle zahlreiche Nachkommen, und die Familie kam durch sie wieder zu Glück, Gut und Ansehen. Seitdem ist es bei den Bünau's Sitte geworden, diese drei Taufnamen fort und fort zu gebrauchen und den Söhnen keinen andern beizulegen. Nach einer anderen Sage ist diese Sitte ein Privilegium, welches sich ein Heinrich v. Bünau, welcher Erzbischof und Kurfürst von Mainz gewesen, vom Kaiser Konrad III. ausgebeten habe, als er ihn im J. 1138 krönte. — Auch weiß man in diesem Geschlechte von einem Talisman, der besteht in drei Brodchen, die der Ahnherr der Bünau einst von Zwergen geschenkt bekam, die er zufällig belauschte, als sie eine Hochzeit feierten.

Anmerk. Vgl. Th. I. No. 26. Anm. — Die drei Brodchen hängen zusammen mit den drei Stammhaltern der Familie; denn Brode bedeuten Fruchtbarkeit und sind Heilmittel gegen das drohende Aussterben. Vgl. Th. I. No. 27.

35. Callenberg.

Gauhen I. S. 232. Angelus, Märk. Chr. S. 39.

Das Stammschloß der Grafen Callenberg liegt in Westphalen bei Warburg. Es ward von einem der vier Ritter erbaut, welche Kaiser Karl der Große nebst einem Grafen von Oettingen im J. 804 in jene Gegend schickte, um dem fortgesetzten Götzendienste der heidnischen Einwohner zu steuern. Als Heinrich der Vogler die Wenden in der Mark bekriegte, kamen mehre Callenberge nach der Stadt Brandenburg und ließen sich dort nieder. Galle von Callenberg zog 1093 mit gegen die Saracenen.

Anmerk. Die Freiherren von Callenberg besaßen lange Zeit die Standesherrschaft Muskau. Curt Reinecke von Callenberg ist verflochten in die Th. I. No. 134 b. mitgetheilte Sage.

36. Carlowitz.

Gauhen, Adelslex. I. 240. König, Adelshist. I. 112. Gerber, N. M. III. 44.

Das Geschlecht der von Carlowitz hat mehre Ursprungssagen. Nach der einen war der Ahnherr des großen Kaisers Karl vornehmster Rath und wurde von diesem zu den wichtigsten Geschäften gebraucht, namentlich in

den Kriegen gegen die Slaven, weshalb ihm diese den Namen beilegten, der so viel bedeutet als Karl's Licht. Eine andere Sage läßt die Herren von Carlowitz aus königlich französischem Geblüte entspringen. König Ludwig VIII. von Frankreich hatte einen Sohn, Karl I., welcher 1266 König von Neapel und Sicilien ward. Karl II., des ersten Sohn und Nachfolger, hinterließ sechs Söhne, von denen der jüngste, Johann, die Mechthilde, Prinzessin von Achaja, heirathete und durch sie Herzog von Durazzo wurde. Ein Enkel dieses Herzogs Johann, mit dem Beinamen Horwat, gelangte zur Würde eines Banns oder Statthalters von Kroatien und brachte es dahin, daß nach König Ludwigs Tode die Ungarn seinem Bruder, Karl dem Kleinen, König von Neapel, im J. 1386 die Krone antrugen und aufsetzten. Allein dieser wurde sehr bald auf Veranstaltung der Wittwe König Ludwigs und ihrer Tochter Maria ermordet. Da entbrannte Johann Horwat von tödtlichem Hasse, ließ die Königin nebst der Prinzessin auf der Straße überfallen, ihr Geleit niederhauen und sie selbst an den Haaren fortschleppen. Elisabeth ersäufte er im Flusse Bozota und Maria wurde in das Gefängniß geworfen, jedoch bald wieder entlassen, da ihr Bräutigam, der nachmalige Kaiser Sigismund, mit einem Heere heranzog, um sie zu befreien. Obwohl sie eidlich hatte geloben müssen, sich an Johann Horwat nicht zu rächen, so ruhte sie nicht eher, als bis Sigismund ihn in Possega und Dobor belagern, gefangen nehmen und in Stücke hauen ließ. Johann Horwat hatte einen Sohn Karl, dem der Kaiser Verzeihung angedeihen ließ und mit mehren Gütern in Kroatien und Slavonien beschenkte. Dort baute er zwischen Scherwich und Griechisch-Weißenburg ein Schloß, das er Carlowitz nannte.

Die Bulgaren singen noch ein Lied von Marco Carlowiczo, welcher mit seinen ritterlichen Genossen sich lange Zeit in einem festen Schlosse gegen die Türken gehalten bis er der Uebermacht erlegen. Seinen Tod rächte ein treuer Diener an dem Sultan Murad I., indem er ihn erstach, während dieser ihm den Fuß zum Kusse darreichte.

37. Debschitz.

Sinapius, schles. Curiosit. I. 328.

Zu den Zeiten der alten slavischen Könige, in den Kriegen mit den Franken, kam einst ein Heerhaufen an einen See und die Anführer berathschlagten, ob es möglich sei, darüber zu kommen. Während sie noch hin und her redeten, sprengte ein Obrister mit seinem Pferde hinein, setzte glücklich darüber und kehrte mit einem Seeblatte auf seinem Speere in's Lager zurück. Als nun der König dadurch in Erfahrung gebracht, daß der See zu passiren sei, ist das Heer glücklich hindurch geführt worden. Der muthige Krieger aber wurde zum Ritter geschlagen, ihm ein Seeblatt in das Wappen gesetzt

und derſelbe fortan Debſchitz, d. i. der Taucher, genannt. Denn der Name kommt her von dem polniſchen Worte topin, untertauchen.

Anmerk. Vgl. Th. I. No. 183. u. No. 349.

38. Einſiedel.

Gauhen, Adelslex. I. 364. Peccenſtein S. 73.

Die Grafen und Herren v. Einſiedel führen einen Einſiedler im Wappen. Das kommt davon her. Graf Berthold's von Sulzau Gemahlin war kinderlos und lag Gott in heißen Gebeten um eine Leibesfrucht an, that auch das Gelübde, das Kind, welches er ihr ſchenken würde, dem Herrn zum Dienſte zu weihen. Sie gebar nun einen Sohn Grubo. Derſelbe wurde alſo geiſtlich und wohnte lange als Einſiedler in einer einſamen Gegend Böhmens, wo er ſich eine Kapelle gebaut hatte. Nachher aber verließ er ſeine Zelle, zog in den Krieg, nahm ein Weib und wurde der Stammvater derer von Einſiedel. Dies geſchah um das Jahr 1280.

Nach einer andern Sage hieß der Sohn Meginrad (Meinrad, Meinhard). Der lebte als Einſiedler um's Jahr 850 in den böhmiſchen Wäldern, aber er war — damals vor Einführung des Cölibats ging das noch — beweibt und gründete ein zahlreiches Geſchlecht. Einer ſeiner Nachkommen, der im J. 1280 lebte und Grubo hieß, ging endlich in die Welt zurück.

Anmerk. Die Schweizerſage (Stumpf, Schweizer-Chronik. Zürich 1548. fol. S. 106) erklärt jenen Meinrad identiſch mit dem heiligen Meinrad, der von Räubern erſchlagen wurde und ungerächt blieb bis Raben die Rolle der Kraniche des Ibykus ſpielten. Vgl. I. 13.

39. Ende.

Peccenſtein S. 102.

Das alte Geſchlecht derer am Ende, das ſchon bei Gelegenheit eines im J. 996 in Braunſchweig gehaltenen Turniers erwähnt wird, hat urſprünglich den Namen Wolfsberger geführt. Dieſe ſind mit dem fränkiſchen Geſchlechte der Wolfskehler in eine lange Fehde gerathen, bis endlich ein Fürſt von Sachſen ſich in's Mittel gelegt hat, nnd weil die Wolfsberger ganz unverſöhnlich geweſen ſind, ſo ſoll er geſagt haben, es ſolle einmal ein Ende ſein. Dieſer Machtſpruch drang durch und zur Erinnerung daran nahmen die Wolfsberger den Namen am Ende an.

40. Flemming.

Gauhen I. 408. Großer III. 45. Jo. Friedr. Schmidt, Geneal. der v. Flemming.

Die Grafen und Freiherren v. Flemming ſtammen von den alten Flaminiern, einem tapfern römiſchen Geſchlechte her. Einige von ihnen kamen zu Zeiten des Agricola nach Britannien und breiteten ſich dort aus. Aus Schottland ſegelte mit einem Kriegsſchiffe ein Flemming nach Pommern und von dort aus ſiedelten ſie ſich auch in der Lauſitz an.

41. Frankenberg.

Sinapius I. S. 29.

Die Grafen von Frankenberg führen drei Ziegel im Schilde und einen Fuchs auf dem Helme. Sie stammen ab von dem tapfern meſſeniſchen Generale Ariſtomenes, der um das Jahr der Welt 3541 lebte. Dieſer wurde einſt von den Lacedämoniern gefangen und in eine gemauerte Grube geworfen, darinnen er ſterben ſollte. Er entdeckte aber ein Loch, welches ein Fuchs unter der Mauer durchgegraben, brach einige Ziegeln aus und entkam alſo glücklich.

42. Gersdorff.

Gottl. Pietschmann, memoria familiae Gersdorfiorum in Hoffm. script. Tom I. P. II. p. 154. Henelii silesiogr. II. 498. Frenzel, nomenclator in script. II. 39. Ejd. Lex. slav. I. 808. msc.

Es war ein König von Burgund, der hieß Rudolph; auf deſſen Befehl wurde ein Edelmann hingerichtet, der eine Jungfrau geraubt hatte. Der Edelmann hatte einen Sohn, der war jung und bartlos, der wollte ſeinen Vater rächen, verkleidete ſich als ein Mädchen und kam an den Hof, wo er unter die Dienerinnen der Tochter des Königs aufgenommen wurde. Eines Abends, als er wußte, daß die Hofleute hoch bankettirten und voll ſüßen Weines waren, verleitete er die junge Königstochter in den Garten ſpazieren zu gehen. Von dort aus führte er ſie immer weiter in's Feld hinein, in der Abſicht, ſie zu entführen und verbarg ſich mit ihr in ein Gerſtenfeld. Bald aber merkte es das Hofgeſinde und ſagte es dem Könige an, daß die Prinzeß abhanden gekommen. Und der König ſchickte Alle fort, das Töchterlein zu ſuchen. Da war einer, Namens Heinrich, des Erasmus Steindorf, eines tapfern Kriegers Sohn, der hatte das Glück ſie in dem Gerſtenfelde aufzufinden und den Räuber feſtzuhalten. Dafür erhob der unglaublich erfreute König ihn in den Adelſtand, wandelte ſeinen Namen aus Steindorf in Gerſtdorf und ſetzte ihm auf ſein Wappen als Helmzier eine Pagenmütze und zwei Büſche Gerſtenähren ſtatt eines Federbuſches, darum daß er aus dem Gerſtenfelde die Prinzeſſin in die Arme des beſorgten Vaters zurückgeführt und von großem Unheil errettet hatte.

Anmerk. Vgl. I. 153. 199. 283. II. 73. 241. 258. 298.

43. Grünwald.

Gauhen II. 382.

Jakob Klinckebeil, herzoglich merſeburgiſcher Kammerrath und Salzhauptmann in Guben, war auch ein Dichter und gab unter Anderem heraus „den heilig-Lob-erſchallenden Grünwald". Dieſes Gedicht widmete er dem Kaiſer Leopold, und der ward davon ſo entzückt, daß er Jakob Klinckebeil unter dem Namen von Grünwald in den Adelſtand erhob.

44. Haugwitz.

König, Adelshist. I. 464. Gauben, Adelslex. I. 596. Großer, Merkw. III. 46. Bohusl. Balbini memoriae et documenta quaedam generosissimae stirpis heroum Haugwitziorum de Biskupitz.

Als Karl der Große vom Jahre 772 an drei und dreißig Jahre lang die Sachsen bekriegte, hat sich unter anderen Feldobristen einer mit Namen Hug oder Hugo vorgethan, und durch besonderen Witz und Verstand, guten Rath und kluge Anschläge die Ober- und Niedersachsen mit ihrem Könige Wittekind bezwingen und zum christlichen Glauben bringen helfen. Daher hat ihm der Kaiser den Beinamen Witz und einen gehörnten Widderkopf, als Zeichen der Tapferkeit, in's Wappen gegeben. Von diesem Hugo stammen die Herren v. Haugwitz. Das ist die deutsche Sage, die böhmische lautet anders.

Zu den heidnischen Zeiten unter den deutschen Königen wurde einst einem kriegserfahrnen Ritter eine Burg anvertraut, um sie gegen die Feinde des Vaterlandes zu behaupten; die Feinde rückten an und bestürmten sie mächtig, wurden aber von dem heldenmüthigen Befehlshaber tapfer zurückgeschlagen. Als sie nun sahen, daß sie mit Gewalt nichts ausrichteten, beschlossen sie, die Besatzung durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen und umringten die Burg so, daß Niemand mehr herauskonnte, ohne ihnen in die Hände zu fallen. Schon litten die Belagerten große Noth und dachten darauf, sich mit der Burg den Feinden zu übergeben. Der Befehlshaber allein widerstand jeder Aufforderung und hielt die hungernden Krieger mit der Hoffnung, daß der König ihnen bald zu Hülfe kommen würde. Allein von Tage zu Tage ward vergeblich auf Entsatz gewartet. Da wandte endlich der kluge Befehlshaber eine Kriegslist an. Er ließ den einzigen Widder, den sie noch in der Burg hatten, schlachten, mit seinem frischen Blute alte Ochsenhäute befeuchten und sie wie zum Trocknen im Angesichte der Belagerer aufhängen. Als diese die Ochsenhäute erblickten, meinten sie, man habe in der Burg nicht nur Getreide und Brod, sondern auch Fleisch genug, verzweifelten daran sie auszuhungern und zogen ab. Hierauf kam der König zu den Seinen, und als er in der Burg nichts mehr fand als den Widderkopf, lobte er die Tapferkeit und List des Anführers und befahl, daß derselbe für immer einen Widderkopf im Schilde führen solle.

45. Kittlitz.

Frenzel, nomencl. in script. II. 33. Henelii Silesiogr. I. 503. Sinapius I. 192. Gauben I. 763.

Die Freiherren v. Kittlitz stammen von einem slavischen Fürsten aus dem zehnten Jahrhunderte her, welcher die christliche Religion angenommen hatte. Ihr Wappen besteht in einem blauen Schilde, darinnen eine in drei Stücke getheilte goldene Kette zu sehen ist. Auch auf dem gekrönten Helme haben sie eine solche Kette. Als nämlich der Vater von seinen vier Söhnen die drei jüngeren entließ, damit sie sich an fremden Höfen durch ei-

gene Verdienste Ehre und Güter erwerben sollten, nahm ihre Mutter die goldene Kette vom Halse, zerriß sie in drei Theile und gab jedem Sohne zum Gedächtniß einen Theil davon.

46. Löben.

Gauhen I. 924.

Die Herren, Freiherren und Grafen v. Löben führen in ihrem Wappen ein Schachbrett und eine Mohrin. Sie erhielten dieses Schild auf folgende Weise. Im Jahre 723 spielte Daniel Lost, ein deutscher Kriegsmann, der in den Kämpfen gegen die Ungläubigen gefangen worden war, mit einer afrikanischen Königin Schach um seinen Kopf, den er gegen eine große Summe Geldes eingesetzt hatte, und gewann. Die Königin machte ihn hierauf zu ihrem Feldherrn gegen den Sultan von Aegypten, den er besiegte und gefangen nahm, und weil er überall in ihrem Dienste unerschrocken sein Leben auf's Spiel gesetzt hatte, legte sie ihm den Namen „Leben" bei und genehmigte, daß er ihr Bildniß nebst einer Krone und einem Schachbrett in seinem Wappen führen durfte. Eine andere Nachricht sagt: Zur Zeit des constantinopolischen Königs Romanus Argyrus um's Jahr 733 ließ Daniel von Löben unter dem Könige Cambyses und seiner Gemahlin Peluſa in Afrika sich wider die Saracenen gebrauchen. Durch seine Tapferkeit stieg er bis zum Feldobersten, verrichtete viel rühmliche Thaten, wurde zum Ritter des löblichen uralten Ordens vom rothen und weißen Bande geschlagen und erhielt zum ewigen Zeichen und Gedächtniß eine Mohrenkönigin mit einem Halsgeschmeide und goldenen Armbändern.

Anmerk. Die Schildsage der Lynar ist enthalten in der Sage vom Schlangenkönig zu Lübbenau Th. I. No. 82.

47. Rostiz.

Gauhen I. Sinapius, Schles. Curios. I. 68. II. 158. Frenzel, nomencl. in script. II. 52.

Das Wappen der Herren und Grafen v. Rostiz zeigt im blauen Schilde zwei roth und weiß abgetheilte oder gewürfelte und die Spitzen auswärts kehrende Hörner. Diese Hörner haben an der Spitze eine Oeffnung und sind daher keine Büffelhörner oder Elephantenzähne, sondern musikalische Hörner, Krumbhörner oder Zinken. Denn Nossatecz heißt im Wendischen Krumbhorn, so daß also ihr Wappen zu den, den Namen des Geschlechts andeutenden, sprechenden gehört.

Anmerk. Vgl. I. 148. 333. II. 33. 262.

48. Oppel.

Gauhen I. 1135. Sinapius stemmat. III. 153.

Die v. Oppel führen einen Schiffshaken im Wappen, weil sie in einem Treffen mit den Sarazenen mit dergleichen Waffen den Feind in die Flucht geschlagen.

49. Pflugk.

Beccenstein S. 59. Gauhen I. 1180.

Primislaus, ein Bauer in dem böhmischen Dorfe Stadiz, saß einst — es war im Jahre 720 — auf seinem Pfluge und verspeisete guter Dinge sein Mittagbrod. Da erschienen bei ihm die Gesandten der Königin Libussa und begehrten ihn zu ihrem Gemahl und zum Herzoge von Böhmen. Er bedachte sich nicht lange, sondern verließ seinen Pflug, steckte seine Reute in den Erdboden und folgte dem zwiefach erfreulichen Rufe. Die Reute aber wurzelte wunderbarer Weise ein und fing an zu grünen. Darum nahm er sie nebst dem Pflugschaar in's Wappen, welches sein jüngster Sohn behalten und daher Pflug genannt worden. Dieser ist der Stammvater der genannten Familie, welche in der Lausitz das Schloß und die Herrschaft Sonnenwalde und andere Güter besessen.

50. Prittwitz.

Sinapius I. 730.

Die v. Prittwitz führen im Schilde ein Schachbret mit goldenen und schwarzen Steinen und auf dem gekrönten Helme ein Mohrenbild ohne Arme mit einer goldenen Hauptbinde, welchem etliche Tropfen Blut über das Gesicht laufen. Ihr Ahnherr war ein slavischer Krieger Namens Holub (Täuber, Columbus), welcher in mauretanischen Kriegsdiensten sich befunden und ein ausgezeichneter Schachspieler war. Eine Mohrenkönigin, die hierin auch erfahren war, höret ihn rühmen und bietet ihm eine Partie an. Er fragt: Was soll der Lohn des Gewinnes sein? Sie antwortet: Er soll dem Ueberwundenen das Spielbret um den Kopf schlagen. Er geht es ein, gewinnt und schlägt's ihr an die Stirne, daß sie blutet und verbunden werden muß. Den König erfreut der Witz und die Kühnheit des gemeinen Kriegers, er adelt ihn, macht ihn zum Hauptmann und giebt ihm den Namen Bretwitz.

51. Promnitz.

Sinapius I. S. 95.

Das hohe Geschlecht der Grafen v. Promnitz, welches Sorau lange besessen, ist von so grauem Alterthume, daß man seinen Ursprung nicht mit Gewißheit angeben kann. Insgemein leitet man es her von den Heneten oder Vandalen und vermuthet nur, daß der Urahnherr für die unerschrockene Tapferkeit, durch welche er mitten unter den feindlichen Pfeilen als ein hellstrahlender Stern vorgeleuchtet, den Pfeil mit den Sternen in's Wappen erhalten habe.

Anmerk. Vgl. I. 80. 172. 225. 229. 231. 233.

52. Rechenberg.

Gauhen I. 1332.

Die Herren v. Rechenberg führen faſt daſſelbe Wappen wie die von Haugwitz; denn jene ſtammen von dieſen ab. Ihr Ahnherr iſt Hans von Haugwitz. Als in der blutigen Tatarenſchlacht bei Liegnitz 1241 die Feinde eine Anhöhe erſtürmt und eingenommen hatten, rief Heinrich der Fromme ihm zu: „Hans, räche den Berg", worauf dieſer ſich an die Spitze eines Heerhaufens ſtellte und die wilden Horden von dem Berge vertrieb. Von dieſer tapfern Kriegsthat war er fortan Rechenberg genannt. Anmerk. Vgl. I. 160. 339.

53. Reder.

Sinapius I. 121.

Die Grafen und Herren v. Reder führen ein Wagenrad von acht Speichen im blauen Schilde. Sie haben mit den böhmiſchen Grafen Kolowrat ein Wappen und einen Geſchlechtsnamen: denn Kolowrat bedeutet ſo viel als einer der das Rad zurückziehet. Ihren Urſprung leitet dieſes Geſchlecht von einem tapfern Soldaten ab, der einſtmals ſeines Fürſten rollendem Wagen, trotz der Stärke der flüchtigen Pferde, muthig in die Speichen gegriffen und ihn ſo vom Sturze in den Abgrund zurückgehalten.

54. Rohr.

Gauhen I. 1415. Sinapius II. 383.

Der Urahnherr der Herren v. Rohr war ein heldenmüthiger Krieger und kaiſerlicher Feldhauptmann, dem um das Jahr 1100 die von den Türken beſetzte Feſtung Petrinia in Croatien zu belagern und einzunehmen befohlen worden. Er hat dieſen Befehl auch glücklich ausgeführt. Bei der Erſtürmung derſelben war er der erſte auf der Mauer und riß mit eigner Hand die erſten Ziegeln heraus. Zum ewigen Andenken an dieſe That wurde ihm ſein Wappen gemehrt und in einen blutrothen Schild die ausgebrochenen Ziegel, wie ſie von der Mauer herabfallen, auf den Helm aber eine Krone und ein Kreuz geſetzt, welches von zwei Delphinen gehalten wird.

55. Rottenberg.

Sinapius I. 770.

Es war einmal zur heidniſchen Zeit ein deutſcher Fürſt, der ſchlug ſeine Feinde bei Nürnberg auf das Haupt und verfolgte ſie bis in's Gebirge. In dieſem Gebirge war ein hoher Fels; auf dieſem ließen ſich öfter drei wunderſchöne Jungfrauen in koſtbarem Schmucke ſehen. Der Fürſt war neugierig und wollte gern wiſſen, was dieſe Erſcheinung zu bedeuten habe, aber keiner ſeiner Hauptleute wollte ſich in die Gefahr begeben, den Fels zu be-

ſteigen und die Sache zu unterſuchen. Da trat ein unerſchrockener Knappe hervor und erbot ſich das Wagniß zu beſtehen, erklomm auch wirklich den ſteilen Felſen und — was fand er? drei mit herrlichen Teppichen bedeckte Stühle und auf jedem Stuhle eine Roſe. Mit kecker Hand griff er zu und brachte die Roſen ſeinem Herrn. Der ſchlug ihn alſobald zum Ritter und gab ihm in's Schild zwei rothe Roſen im weißen Felde und darunter eine weiße Roſe auf einem rothen Felſen, auf den Helm aber zwölf Straußenfedern, ſechs rothe und ſechs weiße.

56. Schindel.

Sinapius, I. 820.

Einſtmals verirrte ſich der deutſche Kaiſer bei Verfolgung eines Wildes auf der Jagd weit von den Seinen in einem undurchdringlichen Walde, und als er in Gefahr war, vor Hunger und Durſt zu verſchmachten und umzukommen, da fand ihn ein Schindelmacher, erquickte ihn mit Speiſ' und Trank und brachte ihn wieder zu ſeinem Jagdgefolge. Dieſen Retter aus der Noth behielt der Kaiſer bei ſich, beſchenkte ihn mit reichem Gute und gab ihm ein Wappen, welches in einem rothen Felde drei weiße Schindeln hat.

Das iſt der Urſprung des altadligen Geſchlechts der Herren v. Schindel.

57. Schimonsky.

Sinapius I. 819. Okolski orb. Pol. II. 356.

Die Herren v. Schimonsky führen zwei Monde und einen Degen im Schilde. Unter dem kühnen Könige Boleslaus Chrobry von Polen diente ein tapferer Soldat, Namens Oſtoja. Der führte einſt eine kühne Kriegsthat aus. Er überfiel zur Nacht mit einigen Tapfern die Wache des deutſchen Königs und nahm ſie gefangen, zog dann noch mehr Reiter aus dem Heere an ſich, brach in das Lager der Feinde ein und eroberte es. Für dieſe That ward er zum Ritter geſchlagen und ihm der Mond, der ihm dazu geleuchtet, und der Degen, der ihm dabei gedient, in's Wappen geſetzt.

58. Schlieben.

Meißn. L. u. B. Chronica S. 74.

Die Wenden werden noch an etlichen Orten Schluben genannt, als in der Nieder-Lauſitz, wie denn auch anderthalb Meilen von Frankfurt a. d. O. ein Waſſer iſt, die Schlube genannt, und mag wohl ſein, daß das edle Geſchlecht der v. Schlieben in Lauſitz und benachbarten Orten ſammt der Stadt dieſes Namens von dieſen Völkern auch ihren Namen behalten, wie auch in den alten meißniſchen Briefen gefunden ward, daß Edelleute von Schlieben vor Zeiten die von Slobin, Slubin und Schluben ſind genannt und geſchrieben

worden. Wie denn ebendaſelbſt noch ein Geſchlecht die Stodderheym geheißen ſind, welche von den alten Wenden, den Stoderanis, ſo nach etlicher Meinung um die Stadt Luckau in Lauſnitz gewohnet, ſollen herkommen und benannt ſein.

Anmerk. Vgl. No. 7.

59. Schönberg.

Gauhen I. 73. 1565. Güler von Weineck Räth. Ehren. S. 7. Peccenſtein S. 54. Grünwald, Meißn. Ehren. I. Anhang S. 87.

In Calabrien, nahe am toskaniſchen Meere, liegt eine kleine Stadt mit einem Bergſchloſſe, Belmonte genannt. Dahin kam 600 Jahre vor Chriſti Geburt mit den erſten Rhätiern zu Zeiten des römiſchen Königs Tarquinius Priskus eine Familie, die ſich zu hohen Ehren und Würden erhob. Dieſe Herren von Belmont überſiedelten in der Folgezeit nach Chur in Graubündten, verdeutſchten ihren Namen und nannten ſich v. Schönberg. Sie waren im Jahre Chriſti 775 unter denjenigen Grafen und Herren, mit welchen Kaiſer Karl der Große nach der Eroberung der Veſte Brunsberge Rath gehalten, wie und wo er Gott zu Dank und Ehren ein Benediktinerkloſter erbauen möchte. Aus der Schweiz verbreiteten ſie ſich nach Heſſen und hauſeten daſelbſt an der Diemel in ihrem Schloſſe Schönenberg, von welchem noch heut zu Tage die Trümmer zu ſehen ſind. Auch am Rheinſtrome breiteten ſie ſich aus und kamen von dort nach Meißen, Sachſen, Böhmen, Schleſien und der Lauſitz. Bodo von Scouenberg wird ſchon 1168 in einer Meißniſchen Urkunde genannt.

Das Wappenſchild der Schönberge zeigt einen ſpringenden Löwen, der zur oberen Hälfte roth, zur unteren Hälfte grün iſt. Es ſoll nämlich einmal ein Ritter aus dieſer Familie im gelobten Lande am Ufer eines Fluſſes, der ſehr moraſtig und mit Schilf bewachſen war, von einem Löwen überfallen worden ſein. Als ihn nach langem und ſchwerem Kampfe der Ritter erlegte, fand es ſich, daß der Löwe zur Hälfte mit Meerlinſen bedeckt war und grün ausſah.

Anmerk. Vgl. I. 143. 339.

60. Schulenburg.

Peccenſtein S. 131.

Ein Vorfahr des freiherrlichen und gräflichen Geſchlechts v. d. Schulenburg, Dittrich oder Tugendreich genannt, war einer der Kriegsobriſten Albrecht des Bären. Er zeichnete ſich nicht allein durch männliche Thaten in den Schlachten gegen die Wenden, ſondern auch beſonders dadurch aus, daß er ſich angelegen ſein ließ, für den Unterricht des heidniſchen Volkes zu ſorgen: wie denn noch heutzutage die von der Schulenburg den Ruhm haben, daß ſie ſich der Kirchen und Schulen fleißig annehmen und alſo ihren in alter Zeit deshalb erhaltenen Namen mit der That beweiſen und beſtätigen.

61. Schweinichen.

Sinapius I. 840.

Die Herren v. Schweinichen haben ein sprechendes Wappen; sie führen neben einem aufgerichteten rothen Löwen einen schwarzen Schweinskopf im Schilde. Diesen Schweinskopf erhielten sie nebst dem Namen dadurch, daß einst einer ihrer Ahnherren, der böhmische Ritter Bivoy, Anno 716 ein wildes Schwein an den Ohren faßte und es der Königin Libussa auf ihr Schloß Libin brachte. Für solche tapfere Heldenthat gab ihm die Königin nicht nur ihre Schwester Kascha zur Ehe, sondern nannte ihn auch fortan den Ritter vom Schweine.

62. Scopp.

Sinapius I. 903.

In der Tatarenschlacht bei Liegnitz Anno 1241 wurden alle männlichen Glieder dieser Familie getödtet, mit Ausnahme zweier, die den geistlichen Beruf gewählt hatten, der eine ein Franziskaner, der andere ein Dominikaner. Um das Geschlecht nicht aussterben zu lassen, traten beide aus dem Kloster und wurden weltlich. Ihr Wappen, welches einen aufgerichteten Löwen in einem gelben Schilde zeigt, veränderten sie dahin, daß der eine dem Löwen eine braune, der andere eine schwarze Kutte umhängen ließ.

63. Sebottendorf.

Sinapius I. 865.

Die Herren v. Sebottendorf stammen aus Kurland. Ihre Vorfahren hatten dort in der kurischen Nehrung einige kleine Besitzungen. Einer von ihnen wurde einstmals als Gesandter zu kaiserlicher Majestät geschickt und von diesem wegen seiner vortrefflichen Eigenschaften und guten Dienste in den Ritterstand versetzt, mit dem Namen „Seebote" beehrt und mit einem Wappen begnadigt, welches im Schilde eine Wasser-Kannelwurzel mit zwei daran hängenden Kannelblättern, auf dem Helme aber zwei dergleichen Blätter mit zuwachsenden Seerosen enthält.

Anmerk. Seebote scheint dasselbe zu bedeuten wie der altdeutsche Name Marbod.

64. Seidlitz.

Sinapius I. 880. Okolski l. c. I. 466. Ephr. Ign. Naso von Löwenfels, de ortu et splendore familiae Nobilis. Seidlitzianae. mscr.

Das alte und zahlreiche Geschlecht der v. Seidlitz, weit verbreitet in Polen, Preußen, Böhmen, Mähren, Schlesien und der Lausitz, führt im Wappen einen weißen Schild, darin drei rothe Fische über einander liegen. Als in den Kriegen zwischen den Deutschen und Wenden eine Heerschaar der letzteren einmal in drei Zügen an einem breiten Flusse angekommen war, konnte sie keine Furth zum Uebersetzen finden. In dieser Verlegenheit stürzten

ſich drei des Schwimmens kundige Brüder, die Seidlitzer genannt, muthige Schildknappen, in's Waſſer und unterſuchten daſſelbe ſo lange, bis ſie eine Stelle fanden, wo der Uebergang möglich wurde. Dafür wurden ſie zu Rittern geſchlagen und ihnen die drei Fiſche in's Wappen geſetzt.

65. Stoſch.

Sinapius I. 943.

Das uralte, hochanſehnliche und zum Theil freiherrliche Geſchlecht der Herren v. Stoſch führt ein Wappen: zwei weiße Seeblumen im rothen Schilde und auf dem Helme einen oder zwei Adlerflügel, worinnen ebenfalls ſolche Seeblumen zu ſehen ſind. Dazu iſt es auf folgende Weiſe gekommen. Als zu den Zeiten der alten Wendenkönige das Heer an einen See gekommen war und die Anführer ſich berathſchlaget und gefragt, ob ſelbiger wohl zu tief ſei, als daß man glücklich hindurch und an's jenſeitige Ufer kommen könne, hat einer von den Vornehmſten ſeinem Pferde die Sporen gegeben, iſt hineingeſetzt und glücklich hinüber und wieder zurückgekommen. Als er alſo zurück ſchwimmend auf ſeinem Pferde geſeſſen, hat er ſich gebückt und eine Seeblume ergriffen und dieſelbe dem Könige überreicht, als ein Zeichen, daß der See zu paſſiren ſei, worauf alle, nachdem ſie wohlbehalten, der König an der Spitze, durch den See geritten, dem kühnen Wegweiſer die Seeblume zum Wappenbilde ertheilt haben.

66. Tſchammer.

Sinapius I. 963.

Die Herren v. Tſchammer leiten ihren Urſprung von dem Geſchlechte der Herren von Biberſtein ab. Wie dieſe führen ſie in ihrem Wappen von Alters her ein Hirſchgeweih, dem aber nachmals noch ein Büffelhorn beigefügt worden iſt. Als nämlich der Polenkönig Boleslav Chrobri nach einem Siege über die Preußen und Pommern in ſein Land zurückgekommen war, ließ er einſt den bei ihm anweſenden Großen und vornehmen Gäſten ſeinen Thiergarten öffnen und zeigte ihnen die vielen Beſtien, welche er darin eingeſchloſſen hielt. Da wurde der Herr von Biberſtein von einem Büffelochſen angeraunt; der aber fürchtete ſich nicht, ſondern trat dem wüthenden Thiere keck und kühnlich entgegen, ergriff es an den Hörnern und brach ihm eins ab. Der König und alle Anweſenden erſtaunten über die Beherztheit und Körperkraft des Biberſtein und es wurde ihm zum Gedächtniß dieſer That ein weißes Büffelhorn in ſein Wappen geſetzt.

67. Tſchirnhaus.

Sinapius I. 994.

Um 660 lebten in Böhmen zwei wackre Brüder Hoſt und Czernav am Hofe des Fürſten Czech. Dieſen gefiel es nicht mehr in ihrem Vaterlande; ſie wollten daher Urlaub nehmen und ſich in die Länder gegen Mittag

wenden. Allein der Fürst hielt sie zurück und gab ihnen einen Strich Landes, darauf erbauten sie ein schönes Haus, das Tschirnhaus genannt, das war so groß und prächtig, daß im Jahre 678 eine große Anzahl edler Böhmen da zusammen kamen, um unter Herzog Krokus sich zu berathen, wie und wohin sie eine feste Stadt bauen wollten.

68. Tschirsky.

Sinapius I. 1000.

Die Herren v. Tschirsky stammen von einem tapfern polnischen Krieger, Namens Wieniava, welcher in Friedenszeiten auf einer Anhöhe in der Mitte eines großen Waldes in einer Hütte wohnte und sich vom Kohlenbrennen zu erhalten pflegte. Einst wird dieser gewahr, daß mehre Male, wenn er seine Wohnung verlassen, um seiner Nahrung nachzugehen, Jemand in dieselbe eingedrungen ist und allen darin befindlichen Brodvorrath aufgezehrt oder weggeführt hat. Er verbirgt sich also eines Tags darin mit einem jungen Eichenaste, um den Dieb gebührlich zu empfangen. Doch siehe! anstatt eines Menschen, wie er erwartet, schreitet ein Büffel herein und schnuppert herum nach Brode. Schnell entschlossen faßt der starke Kriegsmann ihn bei den Hörnern an, zieht ihm den Eichenast durch die Nase und bricht ihn zusammen wie einen Ring. An diesem Ringe führt er ihn durch den Wald hindurch bis vor den König. Der fragt ihn, was er wolle und welche Gnade er sich auszubitten komme? — Majestät, sagt der Soldat, ich habe diesen Büffel in meiner Hütte gefangen, als er mein Brod fressen wollte, und bringe ihn her für die königliche Küche, damit er selbst gegessen werde. Ich aber bitte nur um die Gnade, so lange ich lebe, im Walde Kohlen brennen zu dürfen. Diese Freiheit gewährt ihm aber der über des Mannes Kraft und Behendigkeit erfreute König nicht nur, sondern schenkt ihm auch den ganzen Wald zum Eigenthum und läßt ihm ein Schwert reichen, den Büffel damit zu tödten. Nachdem nun Wieniava diesem mit einem Streiche den Kopf abgehauen, wird er selbst zum Ritter geschlagen und mit einem Wappen belehnt, welches im goldnen Schilde einen Büffelkopf mit einem Ringe in der Nase zeigt. Von diesem Ringe nannten sich seine Nachkommen Pierscky; denn dieser Name kommt von einem polnischen Worte, welches Ring bedeutet, woraus in der Folge Tschirsky geworden ist.

69. Uechtritz.

Sinapius I. 1004.

Die Herren v. Uechtritz führen zwei Schlüssel in ihrem Wappen. Sie erhielten diese zum Zeichen der Treue für die tapfere Vertheidigung einer Festung in den Zeiten, wo die Wenden gegen die andringenden Franken alle ihre Kräfte aufboten.

70. Vitzthum.

Gauhen I. 1968. Falkenstein, Thüring. Chron. I. 2. 414. 481.

Der Ursprung der Herrn, Freiherrn und Grafen v. Vitzthum, in alten Schriften Vitzdom, wird hergeleitet von den Vice-Dominis, welche nach Abgang der Könige von Thüringen anstatt des Kaisers die Regierung in den Händen gehabt und zu Erfurt residirt haben. Ihr Stammgut heißt Eckstädt, Grenzort des Spezialgaues Thüringen.

71. Zedlitz.

Sinapius I. 1046.

Daß die Herrn v. Zedlitz eine silberne Schnalle mit zerbrochenem Dorne im Wappen führen, kommt davon her, daß einer ihrer Ahnen einstmals so tapfer und hitzig gefochten, daß ihm der Dorn in der Schnalle am Schwertgurt zersprungen.

Anmerk. Vgl. No. 33.

Dritte Abtheilung:

Ortssagen.

III.

Ortssagen.

72. Baruth (wend. Bart).

Erste Sage.

A. Frenzel, nomencl. Script. II. 24. Sing. Lus. XIX. 507.

Einige sagen, daß dieses Schloß und Dorf von den Sueven, Andere, daß es von den Franken erbaut worden sei. Unter Karl dem Großen wäre es um das Jahr 800 gegen die abtrünnigen Sorben angelegt worden. Der Name wird von dem altdeutschen Wort Bart, „der Sohn" hergeleitet.

73. Zweite Sage.

Oberl. Kirchengallerie S. 98.

Baruth gehört schon seit Jahrhunderten den Herren v. Gersdorf, deren Stammvater Nikolaus von Gersdorf 1025 den Ort gründete und nach seinen Kindern Babo und Ruth benannte. Im Kirchenbuche von Baruth steht folgende Sage: Im Jahre 1260 hielt sich Graf Rudolph von Habsburg auf seiner Reise von Breslau nach Elsaß zwei Tage zu Baruth auf bei Heinrich von Gersdorf. Da aber der Graf von Habsburg ein gar armer Herr und dazumal auf der Reise gar ausgebeutelt war, hat ihm sein Freund 900 Gulden vorgestreckt. Als der arme Graf später deutscher Kaiser geworden war, hat er das demselben doppelt zurückerstattet und da Heinrich von Gersdorf eine wunderschöne Tochter hatte, so verheirathete er dieselbe an seinen Schwestersohn Gottfried von Hohenstaufen, von welchem das Haus Kur-Brandenburg herrührt. Die aus dieser Ehe erzeugte Tochter hat hernach Albertus des Kaisers Bruder geheirathet.

Anmerk. 1. Ganz dieſelbe Sage wird von einem Görlitzer Bürger erzählt. Rudolph von Habsburg ſcheint alſo in der Oberlauſitz eine ähnliche ſagenhafte Rolle zu ſpielen wie Friedrich Barbaroſſa in Guben.

2. Bei Baruth ſpukt der Kobold Feuermann ſ. Th. I. No. 60. — Im Schafberge bei B. liegt ein Schatz ſ. I. 284. — Vom Schloſſe wird eine Geſpenſtererſcheinung erzählt ſ. I. 199.

74. Das verſunkene Schloß bei Baudach.

N. L. Mag. 1839. S. 360.

Auf den Feldern von Baudach gegen den Sommerfelder „Hainbuſch" hin iſt eine ſumpfige Stelle, wo faſt das ganze Jahr hindurch Waſſer ſteht. Es geht allgemein die Sage, daß an dieſer Stelle einſt ein prächtiges Schloß geſtanden habe, welches in die Erde verſunken ſei.

Anmerk. Der Pleonasmus im Namen Hainbuſch iſt wie der Hainwald in Görlitz und das Dorf Hainewalde ein Beweis von der tieferen Bedeutung des Wortes Hain. Vgl. Th. I. No. 42. Anm. 4 c.

75. Bernſtadt (Bernadzize).

Frenzel, hist. eccl. Schonav. msc. Ejd. nomencl. in Script. II. 25. Sing. Lus. XIX. 578.

Bernſtadt war nach dem Abzuge der wendiſchen Völker nur ein Dorf, nach einem Bernhard von Biberſtein, welcher auf dem Hutberge bei Schönau hauſete, Bernhardsdorf oder Bernsdorf genannt. Dieſer oder ein Anderer machte aus dem obern Theile eine Stadt und ſetzte eine Kirche hinein, welcher das ganze Eigen'ſche Kirchenlehn einverleibt wurde, welches zuvor Alles zu Jauernick gehört hatte. Wann das geſchah, weiß man nicht. Der untere Theil blieb Dorf, er heißt noch heute Bernsdorf. Die Stadt wurde größtentheils von Tuchmachern bewohnt, die Kirche aber um 1250 erweitert. Nach andern ſoll Bernſtadt von Markgraf Albrecht von Brandenburg dem Bär im Jahr 900 erbaut und von den Herren von Kamenz zuerſt beſeſſen worden ſein.

Anmerk. Vgl. I. 138. 136. 137.

76. Der Hutberg bei Bernſtadt.

A. Frenzel, hist. eccl. Schonav. msc.

Mitten in dem Eigen'ſchen Kreiſe liegt der Hutberg und man kann von ihm aus den ganzen fruchtbaren und anmuthigen Landſtrich beſchauen. Deshalb erbauten auch die Herren von Biberſtein auf demſelben die Veſte, von welcher noch jetzt die Ringmauern zu erkennen ſind, welche in Form eines Zirkels ſiebenhundert und zwanzig Fuß an Umfang hatten. Vor etwa zweihundert Jahren ragten ſie noch aus der Erde gen Himmel empor. Aber ſeitdem haben die Bauern ſie zerſtört und die Steine zum Bau ihrer Häuſer

verwendet. Wodurch die Veſte verfallen, ob ſie die Huſſiten zerſtört, oder ob ſie, ſeit „der Eigen" an das Kloſter gekommen, vernachläßigt worden und unbeachtet geblieben, das weiß man nicht. Den Namen des Hutberges leiten die Leute davon her, daß die Herren von Biberſtein in der Gewohnheit gehabt hätten, einen blauen Hut zu tragen und von dem Volke gewöhnlich die Blauhüte genannt worden wären. Andere meinen, daß der Berg ſo genannt worden, weil man von ihm aus weit in's Land hineinſehen kann und die dort oben hauſenden Ritter ihr ganzes Beſitzthum von da herab in guter Hut zu halten vermochten.

Anmerk. Eine dritte Erklärung ſiehe bei der Sage vom Wilden Jäger „Blauhütel" I. 136. Vgl. 135. u. 137.

77. Beskow.

Frenzel, nomencl. in script. II. 26.

Die Stadt Beskow am Scharmützelſee heißt eigentlich Peschowa, Hundsſtadt; denn pess heißt im Wendiſchen der Hund. Sie führt dieſen Namen von der Verpflichtung, für ihre adeligen Lehnsherren die Hunde zu unterhalten, von welcher ſie in ſpäterer Zeit ſich jedoch losgekauft hat.

Anmerk. Dort findet man auch den ſagenhaften Waiſtein ſ. I. 300.

78. Bettelsdorf.

Behmus, Kirchenchronik a. a. 936. Sing. Lus. XIX. 1. p. 481.

Das Dorf Bettelsdorf bei Lauban am Jachandel-Berge iſt durch eine Menge Geſindels entſtanden, das ſich vom Betteln genährt, aber auch geraubt, geſtohlen, gebrannt und gemordet. Die haben die Stadt zu Nacht überrumpelt und Jung und Alt todtgeſchlagen. Ihr Anführer hieß Lodez. Endlich haben die Laubaner Bogenſchützen mit den Edelleuten zuſammen die Rotte beſiegt. Was übrig geblieben iſt, hat ſich dürfen das Dorf Bettelsdorf bauen.

Anmerk. Vgl. No. 179.

79. Nieder-Biela.

Schön, Geſch. v. N. Neundorf S. 24.

Auf dem ſogenannten Bergbauerngute zu Nieder-Biela ſtand in alten Zeiten eine heilige Kapelle, die zum Rothenburger Kirchſpiel gehörte. Beim Umgraben des Bodens fand man einſt ein unterirdiſches gemauertes Behältniß mit Scherben von Gefäßen und verbranntem Hirſe.

An der alten Waldau-Rothenburger Poſtſtraße giebt es eine alte Eiche, die heißt die Buttereiche und iſt den Leuten unheimlich, weil ſich einmal eine Butterfrau an den Zweigen des Baumes erhenkt hat. (Vgl. I. 17. Anm.)

Bei dem benachbarten Bihain giebt es einen kleinen und einen großen Kriegshügel; auf Oedernitzer Gebiete auch Sachſenberge.

80. Der Hellerstein bei Nieder-Biela.

Schön No. 49. Mss.

An der Straße von Waldau nach Rothenburg, zwischen den Dörfern Nieder-Biela und Tormersdorf, steht im Felde ein Stein, in welchen man auf allen vier Seiten ein Kreuz eingehauen sieht. Die Leute erzählen sich davon folgende Geschichte. Es waren einmal zwei Handwerksburschen, die zogen miteinander durch Nieder-Biela und klopften an allen Thüren an, um sich ihr Reisegeld zu erfechten. An dieser Stelle am Wege setzten sie sich hin und überzählten ihre Baarschaft. Da fand es sich, daß Einer einen Heller mehr hatte, als der Andere. Das wollte der nicht leiden und weil er der ältere war, begehrte er, daß sein jüngerer Kamerad den Heller ihm abtreten sollte. Darüber kamen sie zu Streit, gingen mit den Brodmessern aufeinander heran und stachen sich gegenseitig dermaßen in den Leib, daß Beide, tödtlich getroffen, beieinander liegen blieben. Als Leute hinzukamen, war in dem einen nur noch so viel Leben, daß er die Veranlassung des unglücklichen Zweikampfes erzählen konnte. Man begrub sie und setzte über ihr Grab den Stein mit den Kreuzen, den das Volk noch heute den Hellerstein nennt.

81. Bluno.

Frenzel, Chronik v. Hoyerswerda S. 195. Knauth, Kirchengesch. S. 304.

Im Jahre 1728, den 14. September, schlug das Wetter in des einen Richter's Scheune zu Bluno, und da ein trockenes Wetter und wenig Wasser war, so gerieth das ganze Dorf in große Gefahr. Da trat der Schulmeister auf, rief die Leute zusammen und sprach zu ihnen: „Weil wir hier nichts machen können, so kommt Alle her, wir wollen auf unsere Kniee niederfallen und ein Vater-Unser beten. Gott wird uns helfen." Als solches geschah, wandte Gott alsbald den Wind von dem Dorfe weg, daß alle Flamme des Feuers auf die Hutung zuging und Gott augenscheinlich zeigte, daß er ihr Gebet erhöret.

Anmerk. Zu Th. I. Na. 78. will ich hier nach Folgendes nachtragen. In der Oberlausitz herrscht bis auf den heutigen Tag der Aberglaube, daß man bei einer Feuersbrunst den Wind und samit die Flamme von seinem Hause dadurch abhalten könne, daß man einen Backtrog vor das Haus in's Freie setzt und frisches Brod hineinwirft.

82. Sagen über die Erbauung von Budissin, den Protschenberg und die Ortenburg.

Frenzel, Chronik v. B. f. 1. Frenzel, nomenclator in script. II. 28. Ejd. lex. slav. I. 199. mss. Sintenis, d. Oberlausitz I. 62. L. u. N. L. Chron. S. 265. A. Böhland, die merkwürdigen Schicksale der O. L. 1831. S. 19.

I.

Da wo jetzt das Kloster der Barfüßler stehet, war der Anfang der Stadt Budissin. Rings umgeben von Birkengebüsch standen dort vor uralten Zeiten zwei Kretschame zur Einkehr für die Reisenden und Kaufleute, die von Polen aus nach Sachsen auf der großen Heerstraße durch die Wälder zogen,

die dazumal die ganze Oberlausitz bedeckten. Nach und nach errichtete man in der Nähe dieser Kretschame mehre Häuser oder Bauden, woraus ein Dorf und später die Stadt entstand, wie das auch ihr Name anzeigt; denn Budissin heißt so viel als Budenstadt.

II.

Anno 958 hat Burggraf Wetzlaw, nachdem er im Jahre 921 die Ortenburg erbaut hatte, die Stadt Budissin gegründet und dadurch einem Gelöbniß Genüge geleistet. Denn er hatte seiner schwangeren Gemahlin, welcher der Ort gar wohl gefallen, versprochen, zu dem festen Schlosse auch noch eine Stadt zu erbauen, wenn sie ihm einen Sohn gebären würde. Er sollte auf böhmisch zu ihr gesagt haben: „budoli lsen", wird's ein Sohn sein, so will ich dir deinen Willen thun. Sie gebar wirklich einen Sohn und zum Andenken daran nannte der Fürst die Stadt, so wie er gesagt hatte, Budlissen, woraus später Budissin geworden ist.

III.

Um das Jahr 880 ward die Stadt Budissin von einem mährischen Fürsten, der Budesin oder Budeslaw geheißen und dem böhmischen Herzoge Hortiwitz von der Mutter her befreundet gewesen, erbauet. Dieser Budeslaw hat die ganze Gegend eine Zeit lang beherrscht, bis er endlich von dem Böhmerherzoge Spitignew im Jahre 927 wegen eines Aufstandes abgesetzt und das Land wieder zum Herzogthume Böhmen geschlagen worden. Budeslaw hat auch die Hauptkirche zu St. Peter zuerst angelegt. (Monach. Pirn.).

IV.

Schon die ältesten Herzöge von Sachsen und Westphalen schrieben sich Herrn von Budissin (Budsecie).

Wittekind ist daselbst geboren und Karl der Große hat ihm die Stadt erblich verliehen, nachdem er sich zum christlichen Glauben bekehrt hatte. (Agricola Stella. Beutlerus Regiomontanus).

Anmerk. Fabricius, George, l. II. Orig. Saxon. p. 498—310. l. III. 352. l. V. 337., behauptet, die Wittekindische Familie habe 300 Jahre lang Budissin besessen, und Leuber „Ortenburg" S. 9. setzt hinzu, Wittekind hätte nicht nur die dänische Königstochter Geva, sondern auch (nach deren Tode?) die Suatana, eine Tochter des Böhmenherzogs „Zach" geheirathet.

V.

In alten Zeiten, als in der Lausitz die Deutschen und die Wenden friedlich untereinander wohnten, stand schon eine Burg auf der Anhöhe, welche später die Protschenburg genannt wurde. Diese alte Veste aber gefiel dem Anführer und seinen Leuten nicht mehr; sie hielten einen Rath und beschlossen eine andere auf einem Hügel am jenseitigen Ufer der Spree anzulegen.

Alle ſtimmten freudig ein und die Deutſchen ſchrieen: „Hier Ort der Burg“, während die Wenden jauchzten: „Preicz tàm, buda szem“, d. i. fort von hier, das ſei der Ort. Auf der Stelle wurde das Werk angegriffen und die alte Veſte abgebrochen, die Anhöhe aber, wo ſie geſtanden, behielt den Namen Preicz, woraus ſpäter Protſchenberg wurde. Gegenüber erhob ſich ein neues Caſtell, zum Andenken des Ausrufes der Deutſchen die Ortenburg genannt. Dabei aber entſtand die Stadt, deren erſte Anfänge die Kretſcham waren, die ſchon ſeit dem Jahre 650 da geſtanden hatten, und wurde auf wendiſch ſo geheißen, wie auf deutſch, die Burg, nehmlich Budaszem. Dies geſchah zu der Zeit, als Kaiſer Karl der Große in Deutſchland regierte.

Anmerk. 1. Manche leiten Ortenburg von Othinbueg ab und wollen ſo eine mythologiſche Spur im Namen finden. Das iſt wohl irrthümlich. Ort heißt Spitze, Berg (dann auch Gränze). Ortenburg iſt einfach ein eben ſolcher Pleonasmus wie „Ortelsſpitze“. Das Dorf Ortrand an der Oberlauſitziſchen Gränze bedeutet Gränzrand.

2. Bei Erwähnung des althochdeutſchen Wortes Ort = Spitze, Gränze, will ich nicht unterlaſſen zu bemerken, daß der in der Lauſitz ſowie im Altenburgiſchen gebräuchliche Ausdruck: Oehrte, Oerthe, Aerte auf dieſelbe Wurzel zurückzuführen iſt.

Im Altenburgiſchen laden die Gaſtwirthe auf dem Lande in den Wintermonaten ein „zum Oerthenſchmaus“. In der Lauſitz heißt Oerte (ſprich Ihrde) ſo viel als Zeche, Rechnung, die Oerte machen = Rechnung machen; dann auch die Geſellſchaft, die ſich etwa gelegentlich in der Schänke zuſammenthut, um auf gemeinſchaftliche Rechnung zu ſchmauſen. An Feſttagen ſetzt man ſich zuſammen zum Oertentrunk. In Frenzel's Mſcpt. de populis Lus. finde ich zu Oertenglas die Erklärung Paßglas. Ein ſolches iſt bekanntlich ein mit Abtheilungen oder Linien ſo verſehenes Glas, daß man einen „Schnitt“ abmeſſen kann. Oerte heißt wie das obige „Ort“ Gränze, Gränzlinie. Bei der Bedeutung Rechnung hat man an den Rechnungsſtrich zu denken, den der Wirth mit Kreide auf den Tiſch macht, wenn er die Zeche zuſammenzählt. In der Lauſitz herrſcht auch die Redensart: „Einem in die Oerte fallen“, welche Anton in ſeinem Idiotikon überſetzt: „Einem in's Wort fallen, durch Ungeſchliffenheit ſtören“ — ganz recht; wörtlicher: die (Einem geſetzte) Gränze überſchreiten, Jemandem in's Gehege kommen. —

Zum Schluß will ich noch eine Hamburger Sage berichtigen. In Hamburg heißt ein halbes Glas Wein „ein Polſchen“. Wenn man fragt warum, ſo ſagt der Hamburger: weil die Polſchen (Polniſchen) Juden aus Geiz immer blos Schnitte trinken. Das Wort iſt aber ſlaviſchen Urſprungs; pol heißt entweder einfach „halb“ oder hat die Bedeutung von Paßglas; polo heißt ein abgegränztes Feld. Was aber bedeutet in manchen Städten (auch der Lauſitz) die Polſeite?

3. Was den Namen Budiſſin betrifft, ſo kommen die Sagen II. und III. der Wahrheit am nächſten; denn nach einer ſehr dankenswerthen Mittheilung des Archivarius Hulakovsky in Deutſchbrod (N. L. Mag. Bd. 37. S. 497) bedeutet Budiſſin Stadt, Ort der Budiſe, was für einen weiblichen Eigennamen erklärt wird. Budiſſin iſt von einer Frau Namens Budiſe gegründet, wie Lubin von der Luba, Devin von der Deva u. ſ. w.

83. Das Budiſſiner Schloß die Ortenburg genannt.

Hosmann, pompa regii ingressus. N. L. Mag. 1838. S. 1.

Graf Radbod ward vom Könige Ludwig von Baiern zu einem Markgrafen von Oeſterreich und der Lauſitz verordnet, und weil er ein mann-

licher Held war, vertrieb er aus der Lauſitz die Fürſten der Wenden und richtete die chriſtliche Religion in dieſen Landen wieder ein. Er erbauete das Schloß Budiz auf einem ſehr hohen und ſtarken Steinfelſen, ſolches aber wurde nachmals von den Wenden wieder zerſtört. Es ſtand eben da, wo nun die Ortenburg iſt.

84. Die Lauengaſſe zu Budiſſin.

Ziehnert III. S. 484. Gräve S. 473.

Wo jetzt die Lauengaſſe iſt, war einſt in grauer Vorzeit eine dichte Wildniß, in der Bäume von drei Klaftern Umfang ſtanden und ſich außer andern wilden Thieren auch Löwen aufhielten. Da man ſonſt die Löwen auch Leuen nannte, ſo erhielt die Gaſſe davon den Namen Leuen-, ſpäter Lauengaſſe.

Anmerk. Laue iſt germaniſirt aus Luh, ſl. der Wald, gerade ſo wie Lauſitz aus Luſitz.

85. Die St. Michaeliskirche zu Budiſſin.

Bud. Chron. Msc. Sammlung der Breslauer Lusatia No. 22. msc. Ziehnert III. No. 101.

Im Jahre 1430, als Hans Schwerdtfeger Bürgermeiſter zu Budiſſin war, kamen die Huſſiten und verwüſteten Alles ringsherum in dem Stadtgebiete. Es rief der Landvoigt, Hans von Polenz, den Herzog von Meißen um Hilfe an, und dieſer ſchickte 12,000 geharniſchte Männer, die lagerten ſich auf der Wieſe vor Budiſſin dem Gerichte gegenüber und weiter hinaus bis auf eine halbe Meile weit. Neben der Wieſe ſchlugen die von Budiſſin mit denen vom Lande ihre Lager und ihre Wagenburg auf. Der Landvoigt aber lag mit ſeinem Troß den Meißnern gegenüber. So lagen ſie alle fünf Tage lang ſtille und die Huſſiten wagten keinen Angriff auf die Stadt. Aber die von Budiſſin wollten ſich nicht an die Huſſiten wagen und das Meißen'ſche Kriegsvolk, welches ſich auch trefflich fürchtete, erhob ſich in aller Stille bei nächtlicher Weile und zog ab. Die Huſſiten aber zogen heran und berennten die unbeſchützte Stadt, die dadurch in große Noth gerieth. Doch wen die Menſchen verlaſſen, den beſchützt Gott. So geſchah es auch hier. Denn man ſahe da leibhaftig den heiligen Erzengel Michael mit ſeinem Schwerte auf den Mauern und unter dem Kriegsvolke. Hier flößte ſeine Erſcheinung Muth und dort Schrecken ein, und als ein Pfeil den Hauptmann der Huſſiten tödtlich getroffen hatte, machten ſie ſich wieder auf, gingen zurück über das Gebirge und ließen die geängſtete Stadt frei. Zur dankbaren Erinnerung an dieſe himmliſche Hilfe erbauten die Einwohner alsbald zu Ehren des Erzengels Michael eine Kirche und es wurde verordnet, für dieſe Errettung aus den Händen der grauſamen Huſſiten alljährlich eine feierliche Prozeſſion zu veranſtalten, ein Hochamt zu halten und das Tedeum zu ſingen.

Anmerk. Vgl. Th. I. No. 357. Anm.

86. Der Kopf des Verräthers an der Nikolaipforte zu Budiſſin.

Grâve S. 188. Wilke S. 71. Böhland S. 92.

Als im Jahre 1429 die Huſſiten zum erſten Male Budiſſin belagerten, ſpielte der Stadtſchreiber Peter Priſchwitz den Verräther. Er hielt es heimlich mit dem Feinde, verdarb das Pulver, gab den Belagerern Nachricht von Allem, was in der Stadt vorging, durch Schriften, welche er um Pfeile gewickelt heraus in's Lager ſchoß, er verſprach endlich für hundert Schock Groſchen und einen Ruhegehalt von zehn Schocken den Feinden die Thore zu öffnen, wobei er ſein Haus durch einen unter das Fenſter eingemauerten Ziegelſtein kenntlich machen wollte, damit es nicht auch ausgeplündert werden möchte. Allein die Verrätherei gelang nicht, der Sturm der Huſſiten ward abgeſchlagen und der Feldhauptmann Bruno von Koldiz entdeckte Alles. Priſchwitz erhielt ſeine gerechte Strafe. Am 6. December des gedachten Jahres auf einer Kuhhaut durch die Straßen auf den Richtplatz geſchleift, wurde ihm erſt der Leib aufgeſchnitten, das Herz herausgeriſſen und um das Geſicht geſchlagen, darauf der Körper in vier Theile zerſtückelt an die vier Hauptbaſteien der Stadtſeite, wo der Feind geſtürmt hatte, gehängt und ſein Kopf in Stein gehauen über den Thoren dieſer Baſteien eingemauert. Einer von dieſen iſt noch jetzt an der St. Nikolaipforte zu ſehen.

87. Der Mönch und die Nonne in Budiſſin.

Grâve S. 116.

Klara und Albert waren Nachbarskinder aus dem böhmiſchen Städtchen Rumburg. Ihre jungen Herzen neigten ſich ſchon im zarten Kindesalter zu einander hin. Aber nur verſtohlen durften ſie ſich ſehen und mit einander ſpielen, denn zwiſchen den Aeltern herrſchte ein tödtlicher Haß und die armen Kinder mußten es ſchwer büßen, wenn man ſie nur mit einander redend betroffen hatte. Das Verbot des Umganges gab nur deſto reichere Nahrung der aufkeimenden Liebe und dieſe war ſchon zu einer unauslöſchlichen Flamme geworden, als man ſie trennte. Und ſie ſollten auf immer getrennt bleiben, ſo wollte es die unſelige Zwietracht ihrer Eltern. Albert mußte ein Mönch werden und kam in das Franziskaner-Kloſter zu Budiſſin. Klara nahm den Schleier zu Prag. Nach einiger Zeit jedoch fügte es ſich, daß ſie heimlich in Budiſſin zuſammenkamen. Sie vergaßen ihre Kloſtergelübde und als die Folgen davon ſichtbar wurden, hielten die Mönche über ſie ein ſtrenges Gericht. Sie wurden verurtheilt, an dem Orte, wo ſie mit einander geſündigt hatten, lebendig eingemauert zu werden, und das war in der Nähe des Hauptthores der Ortenburg. Dort linker Hand vom Eingange ſieht man noch heute ihre Steinbilder, einen männlichen und einen weiblichen Kopf zum warnenden Beiſpiel aus der Mauer hervorragen.

88. Der Stein auf dem Markte in Budiſſin.

Böhland, die merkwürdigen Schickſale ꝛc. S. 78 ff. C. Wilke, Chronik der Stadt B. 1843. S. 57. Großer, Merkwürdigk. I. S. 105. Ziehnert I. S. 241.

Am 29. Mai 1405 hatten die Bürger von Budiſſin, die Tuchmacher an der Spitze, ſich gegen den Rath empört, ſelbigen abgeſetzt und einen neuen erwählt. Der böhmiſche Landvoigt auf Schloß Ortenburg hat vergeblich getrachtet, Ruhe und Ordnung wieder herzuſtellen. Ein unruhiges Weſen hatte ſich der Einwohner bemächtiget und Handel und Gewerbe lagen traurig darnieder.

Da iſt endlich der König Wenzel von Böhmen in eigener Perſon mit ſeiner Gemahlin Sophie nach Budiſſin gekommen und hat am 30. September 1409 ein ſtrenges Gericht gehalten. Beide Parteien wurden vor ihn auf das Rathhaus beſchieden, wo König Wenzel auf dem Burgemeiſterſtuhle ſaß und ſprach: „Hier ſitze ich, der ächte Burgemeiſter, wer was zu klagen hat, der thue es.“ Da klagten denn der alte und der neue Rath einander gegenſeitig an, der neue aber wurde für ſchuldig befunden, ſogleich in ein Nebenzimmer geführt und von drei Henkern gebunden. Daſſelbe geſchah mit allen denen, die an dem Aufruhr in Meißen betheiligt geweſen waren. Das Urtheil des Königs aber lautete für hundert Mann auf Tod durch Henkers Hand. Da erfüllte ſich die Stadt mit dem herzzerreißendſten Wehklagen und Jammern der Weiber und Kinder der Verurtheilten. König Wenzel aber kannte keine Milde, die Verurtheilten wurden gebunden auf den Marktplatz geführt und der Henker begann ſein ſchreckliches Amt. Schon waren nicht weniger als vierzehn Köpfe gefallen, da rief die Gemahlin des Königs, die am Markte in dem Hauſe des Fleiſchhauers Lukas der Hinrichtung zuſah, gerade als der Scharfrichter bei dem fünfzehnten ausholte: „Halt ein, Henker, es iſt genug!“ und ihr Gatte ließ ſich durch ihre Bitten bewegen, den übrigen das Leben zu ſchenken; aber in die Verbannung mußten ſie wandern alleſammt auf der Stelle mit Weib und Kind.

Auf dem Waſſertroge des Budiſſiner Marktes befindet ſich noch heute die ſteinerne Platte, auf der die Hinrichtung ſtattgefunden hat. Die Namen der vierzehn Hingerichteten wurden aber in die Klinge des Richtſchwertes eingegraben.

Dieſes Richtſchwert befindet ſich noch heute auf dem Rathhauſe, aber die Namen ſind nicht darauf. Vielleicht iſt dies jedoch nicht mehr dieſelbe Klinge.

89. Des Büttels Flaſche zu Budiſſin.

Köpping in Vulpius' Curioſitäten. II. S. 214. Heckel, Chronik v. Biſchofswerda S. 35.

Im Mittelalter bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts war es eine gewöhnliche Strafe für zänkiſche Weiber, die ſich mit Worten und Werken einander vergangen hatten, durch die Stadt die ſogenannten Schand-

ſteine zu tragen. Weil nun dieſelben in Bautzen die Form einer runden Flaſche hatten, die an einer eiſernen Kette um den Hals der Delinquentin gehängt ward, ſo nannte man dieſe Strafe das Flaſchentragen oder das Trinken aus des Büttels Flaſche. Zwei ſolche Flaſchen hingen in Budiſſin an der Ecke des Gewandhauſes über dem Pranger. Am 13. Oktober 1678, wo ein Bettelweib die eine Flaſche von Stein, welche an der Waage hing, am Halſe dreimal um's Rathhaus tragen mußte, während ihr der Gerichtsdiener voran ging, ſcheint dieſe Strafe zu Budiſſin zum letzten Male angewendet worden zu ſein. Auf der Flaſche waren zwei Weiber abgebildet, die ſich gegenſeitig zankten und drohten, und über ihnen ſtand der Vers: Wenn ſich Magd und Weiber ſchlagen, müſſen ſie die Flaſche tragen.

Anmerk. Auch in Kalau in der Niederlauſitz war es eine Strafe für zänkiſche Weiber, eine Stunde lang um's Rathhaus „die Flaſche zu tragen". (Schmidt, Kalauer Chronik S. 204.)

90. Der Dutſchmann in Budiſſin.

Gräve S. 110.

Auf dem zu Budiſſin am Markte bei der Rathswaage befindlichen Waſſertroge ſteht ein ſteinernes Standbild. Es ſtellt einen bewaffneten Mann in Römertracht mit einem ſtarken Barte vor, welcher in der rechten Hand eine Fahne hält, in dem linken Arme einen Schild mit dem Budiſſiner Stadtwappen trägt und an der Seite mit einem kurzen Schwerte bewaffnet iſt. Unter Deutſchen und Wenden heißt dieſe Figur der Dutſchmann. Sie ſagen, es ſei einmal ein wendiſcher Fürſt geweſen, der habe mit ſeinem Pferde über den Waſſerkaſten hinwegſetzen wollen, ſei aber ſammt dieſem hineingeſtürzt und ertrunken. So ſagen die Deutſchen. Die Wenden dagegen behaupten, er ſei nicht ertrunken, ſondern er habe über den Kaſten hinweggeſetzt und zur Erinnerung habe man ſein Standbild dort aufgeſtellt. Alte Chroniken aber erzählen, es ſei Held Roland, der zu Karls des Großen Zeiten die Heiden und Wenden beſiegt und bekehrt habe.

91. Das Hundeführen bis Bautzen (Budiſſin).

Eiſelein, die Sprichwörter der Deutſchen S. 332. Lauſ. Monatsſchr. 1799. S. 590. Grimm, Rechtsalterth. S. 717.

Kaiſer Heinrich I. ſandte zur Verhöhnung dem Ungarfürſten nach Bautzen zwei ſchäbige Hunde ſammt Fehdebrief; dieſer ließ dagegen den Boten des Kaiſers ſowohl Naſen als Ohren wegſchneiden und ſchickte ſie auf ſolche Art verſtümmelt ihm wieder zurück. Dies hat zu dem Sprichwort geführt: Es bekommt ihm wie das Hundeführen bis Bautzen. Auch ſagt man: Ehe ich das und das thue, will ich doch lieber Hunde führen bis Bautzen.

92. Wie die Budiſſiner den Papſt verbrennen.*)

Abr. Frenzel, von den Völkern in der Lauſitz. Mſc.

Wie überall in der Lauſitz, ſo wurde auch in Budiſſin alljährlich zu Frühlingsanfang, und zwar ſchon am Abende Petri Stuhlfeier, ein allgemeines Feſt gefeiert, bei welchem der Winter als eine Strohpuppe, auf's Abenteuerlichſte mit Bändern, Lappen, Kränzen und einer Flachsperrücke angeputzt, auf einer Stange durch alle Straßen getragen und ſchließlich auf dem Protſchenberge verbrannt wurde. Am Abende aber wurden etliche Fäſſer auf dem Markte zuſammengetragen und ein Feuer gemacht. Darnach iſt der Rector scholae mit allen Schülern die Gaſſen durchgangen und hat das Reſponſorium: „Petre, amas me?“ geſungen. Der Stadtrichter mit dem Baumeiſter nebſt dem Stadtdiener ſind mit Lichtern in Händen nachgefolgt. Die Bürger haben Lichter in die Fenſter geſteckt und den Schülern Bier zu trinken gegeben. Und wenn dann der Zug von der wendiſchen Gaſſe durch's Fuchsgäſſel zu der Reichengaſſe eingegangen, hat der Rektor aus dem Reſponſorium das Wort: „Simon“ das ganze Gäſſel durch langſam gedehnt und am Ende des Gäſſels die Worte Johanne diligis me? angehoben. Wenn ſie auf dem Markte zum Feuer gekommen, hat der Schulmeiſter figurirt und geſungen: jam ver oritur (jetzt kommt der Frühling). Viel Volk lief zu und dabei fanden ſich von den Schülern welche in Bauerkleidern oder ſonſt vermummt.

Als Anno 1522, da ſchon Luther's Lehre gar ſehr im Schwange ging und ſonderlich in der Oberlauſitz viele Freunde hatte, unter dem Regimente des Bürgermeiſters Balthaſar Lausnitz dieſe Ceremonie gehalten wurde, trugen ihrer zwei von den Verkleideten eine Stange, daran viel Ablaß- und Butterbriefe gehangen. Solche boten ſie gegen Jedermann feil, und da ſie Niemand kaufen noch annehmen wollte, warfen ſie die Stange ſammt den Briefen in's Feuer, nahmen ihre Flegel und ſchlugen tapfer darauf, daß die Funken ſtoben. Sind darauf zum Lauenthore hinausgegangen und Niemand redete etwas dawider.

Des folgenden Jahres 1523, bei der Regierung des Bürgermeiſters Hieronymi Ruperti, ward abermals der Sommer wie ſonſt empfangen. Da geſchah es, daß ihrer zwei ſich als Mönche verkleidet, einen Papſt von Papier gemacht, auf einer Tragbahre zur Reichengaſſe herausgeſchleppt und auf dem Markte in's Feuer geworfen haben.

Weil ſie ſich aber nicht zeitig genug davon gemacht, wurden ſie erwiſcht und in den Lauenthurm gefangen geſetzt, bis der junge Herzog, des Landvoigts Herzog Caroli Sohn, ſie losgebeten und befreit. Die beiden Träger hießen

*) Dieſe und die folgende nachträglich eingeſchobene Numer mögen zugleich als Proben meines noch unedirten „Lauſitziſchen Feſtkalenders“ gelten.

Weiß und Taſchenberg und waren Baccalaurei an der Schule. — Da ſich über ſolchen Vorfall die Päpſtler beſchwert, hat man Veranlaſſung genommen die ganze Ceremonie abzuſchaffen.

Anmerk. 1. Dieſes Feſt, genannt das Todaustreiben, war faſt überall in Deutſchland Sitte. Vgl. J. Grimm, Myth. S. 439—453. Aber nirgends wohl hat es eine ſo mannigfaltige Geſtalt als in der Lauſitz. Es exiſtirt auch bereits eine unendliche Literatur über das Lauſitziſche Todaustreiben*). — Trotzdem iſt die obige Nachricht, ſo viel mir ſcheint, noch unbekannt und wenigſtens unveröffentlicht, obgleich Adr. Frenzel ſie allem Anſchein nach aus einer Budiſſiner Chronik entnommen hat. Es hat aber gerade dieſe Budiſſiniſche Form des Feſtes einige im höchſten Grade wichtige Züge. Doch davon unten.

2. Zuvörderſt einige andere Formen dieſes Feſtes:

a) In Görlitz hat die Sitte bis zum J. 1793 gedauert. Die Kinder ſangen dabei:

Jetzt tragen wir den Tod hinaus,
Den alten Weibern in das Haus,
Den jungen in den Kaſten,
Morgen iſt Mittfaſten.

Die Puppe wurde in die Neiße geworfen da wo die ſogen. Goldgrube iſt und früher der Galgen ſtund.

b) In Königshain zog Alt und Jung noch zu Ende vorigen Jahrhunderts am Sonntage Laetare mit Strohſäcken auf den Todtenſtein; dort wurden ſie angezündet und verbrannt. Beim Heimziehen ſang man:

Den Tod, den haben wir ausgetrieben,
Den Sommer bringen wir wieder.

c) In manchen Orten ging ein Knabe als Winter und ein Mädchen als Frühling gekleidet voran und hielten gereimte Wechſelreden, in die der Chor ſingend einfiel.

d) An manchen Orten ſang man:

Hätten wir den Tod nicht ausgetrieben,
So wär' er dies Jahr wohl drinne geblieben.

e) In Priebus ſang man den Görlitzer Vers, aber ſtatt: „den alten Weibern", der alten N. N. in das Haus.

f) Bei den Wenden wurde der Puppe ein Hemd ungezogen, welches das Haus liefern mußte, das die letzte Leiche gehabt, und ein Schleier übergehangen, den die letzte Braut hergeben mußte. Die Puppe wurde von einer ſtarken Dirne in vollem Laufe fortgetragen. Dabei begleiteten ſie die jungen Leute und ſangen:

Leč hořè, leč hořè!
lutabatc woco, pan delè, pan delè!

Dies wird überſetzt:

Fliege hoch, fliege hoch!
Dreh dich um (oder: Oeffne das Fenſter), fall nieder, fall nieder!

Alles warf mit Steinen und Holzſtücken nach dem Strohmanne. Wer ihn traf, der ſtarb in dieſem Jahre nicht. Die Puppe wurde in's Waſſer getragen oder über

*) Frenzel, v. d. Völkern in der Lauſitz. Mac. Frenzel, de diis Sorabornm ad voc. Morzana. v. Anton Geſchichte der Slaven V. S. 70. Anton, Dr., Schulprogramm zum Leb- und Dankaktus (Lauſ. Idiotikon). Görl. 1839. 1840. Joh. Casp. Zeumer, diss. de dominica Laetare, Jenae 1706. Büſching's wöchentl. Nachrichten I. 1816. 1819. D. u. N. Lauſ. Chronik S. 98. Haupt u. Schmaler, Wend. Lieder II. 222. N. Lauſ. Magazin 1770. S. 85. N. Lauſ. Monatsſchr. 1795. 1802. Preusker, Blicke u. ſ. w. I. 142. Wotke, Neues Archiv I. J. Grimm, Mythol. S. 439—453.

Andere Schriften über dieſen Gegenſtand, die Verf. aber nicht kennt, finden ſich verzeichnet bei Grimm und Dr. Anton (ll. cc.).

die Dorfgrenze geworfen, wobei es nicht ſelten Händel mit denen des Nachbardorfes gab, weil dieſe den Tod auch nicht bei ſich haben mochten.

Auf dem Rückwege brach man ſich grüne Zweige, die man bis zum Dorfe in den Händen behielt. Dies war gewöhnlich zum Todtenſonntage Laetare.

g) An manchen Orten waren blos Frauen mit der Todausireibung beſchäftigt und litten dabei keine Männer. Alle gingen den Tag über in Trauerkleidern. Der Puppe gaben ſie in die eine Hand einen Beſen, in die andere eine Senſe. An der Grenze des nächſten Ortes wurde die Puppe zerriſſen. Das weiße Hemd aber, womit dieſelbe bekleidet geweſen, blieb unverſehrt. Sie hieben im Walde einen ſchönen Baum, hingen es daran und trugen es heim unter Geſängen.

h) Hin und wieder läßt man den Strohmann den Leuten in die Fenſter gucken oder droht damit; denn wenn es geſchieht, ſo ſtirbt das Jahr über Jemand in dieſem Hauſe. Doch kann man ſich mit Geld auslöſen.

i) In Weiße, Spremberger Kreiſes, beſteht zu Laetare folgendes Feſt. Die Knaben und jungen Burſche nehmen ein Wägelchen und ſchmücken es mit einer Menge aufrechtſtehender Tannenzweige, welche mit Bändern und Flittern behangen ſind. Dieſen Wagen führen ſie unter Sprüchen und Geſängen (welchen?) von Hof zu Hof und verbrennen ihn dann vor dem Dorfe oder werfen ihn ins Waſſer. Dabei werden Almoſen geſammelt. Der Wagen heißt chodar — Gänger, Wallfahrer.

k) An manchen Orten wird das Feſt beendigt durch Aufrichtung einer mit Bändern, Eierſchalen, Flittern behangenen Stange (wie zum 1. Mai). — Wo ſich das Feſt noch findet, iſt es meiſt zum Kinderfeſt erniedrigt.

3. Um die Erklärung dieſes merkwürdigen Feſtes in möglichſt geordneter Darſtellung zu geben, ſei zuvörderſt der hiſtoriſche Beſtandtheil der Budiſſiner Papſtverbrennung abgefertigt.

Das Todaustreiben wird offenbar in ein Papſtaustreiben parodirt, und Luther wußte entweder von dieſer Begebenheit, als er das Lied dichtete: „Nun treiben wir den Papſt hinaus", oder umgekehrt, dieſes Lied gab den Budiſſiner Scholaren den Gedanken ein zu dieſer humoriſtiſchen und bedeutſamen Ceremonie, welche ebenſowohl den freien ſechsſtädtiſchen Sinn wie die lebhafte und energiſche Theilnahme kennzeichnet, mit welcher von Anfang an die Oberlauſitz die Reformation ergriff.

4. Die mythologiſche Deutung zu erleichtern, ſei ſodann feſtgeſtellt, daß die verſchiedenen Formen des Lauf. Feſtes ſich unter drei Gruppen ordnen laſſen. Das Feſt iſt

I. ein Licht- und Feuerkultus, ähnlich wie zu Walpurgis und Johannis;

II. ein Austreiben des Wintertodes in Geſtalt einer Puppe;

III. ein Einholen des Sommers.

I. ſcheint der älteſte Beſtandtheil des Feſtes zu ſein. Die Fäſſerverbrennung, die Häuſerillaminotion, die Lichterproceſſion zu Budiſſin und der Fackelzug auf den Todtenſtein zu Königshain ſind Reſte eines Frühlingsfeuerkultus, der in manchen Gegenden ſich in die Oſterfeuer verwandelte. Man bemerke, daß die Königshainer keine Puppe verbrennen, ſondern nur einen Fackelzug auf den Berg unternehmen. Dies ſcheint die älteſte celtiſch-germaniſche Geſtalt des Feſtes in unſerer Gegend zu ſein, wie ſie ſich eben in dem Königshainer Gebirge vorzugsweiſe ſtetig erhalten konnte. Durch die Verſe der Königshainer und das Reſponſorium des Budiſſiner Rektors kommt aber auch II. und III. (wenn auch in Königshain ohne die Puppe) hinzu.

II. iſt die vorherrſchende Form. III. ſoll noch Preußen dem lauſitziſchen Feſte fremd und mehr Eigenthum Weſtdeutſchlands ſein. Obige Zuſammenſtellung giebt aber genug Züge einer Sommereinholung: a. der Vers „Den Sommer bringen wir wieder." b. Das Brechen von Reiſern oder Aeſten eines Baumes und Errichten einer Stange ähnlich der Maiſtange. c. Das Feſt heißt an manchen Orten „das Sommereinholen",

jene Zweiglein „ein Sommer“, die ſingenden Kinder „Sommerkinder“ (ſ. Anton's Idioticon sub lit. S.). d. Die Tannen auf dem Wagen in Weize können doppelt gedeutet werden. Entweder ſie repräſentiren den Winter (die Tanne iſt der Winterbaum, die Sommerreiſer dagegen werden gewöhnlich von Birken gebrochen) und dann erklärt ſich die Verbrennung von ſelbſt; oder ſie bezeichnen urſprünglich den Sommer (wie im benachbarten Schleſien bei den Kinderumzügen) und werden mißbräuchlich verbrannt, indem das Feſt, einmal unter die Kinder gekommen, an den Tannen vollzieht, was urſprünglich auch einer Winterpuppe zukam. e. Die gereimten Zwiſchenreden, die Verkleidung zweier Kinder in Sommer und Winter iſt ganz die Form des Feſtes, wie ſie ſich auch am Rhein, in ganz deutſcher Gegend, findet. Wie der Dialog gelautet haben mag, iſt jetzt nicht mehr zu ermitteln. Es ſei hier nur bemerkt, daß dieſes Feſt nicht nur im Allgemeinen ein „Feſt der älteſten Menſchheit“ iſt, ſondern auch die erſten Anfänge des volksthümlichen Drama's enthält.

5. Die Prozeſſion mit der Puppe und deren ſchließliche Vernichtung findet ſich vorzüglich im öſtlichen Deutſchland und beſonders in Polen. Dlugoß (hist. Pol.) hält die Puppe für ein Bild der Morzana, die er für eine Erntegöttin erklärt und deren Beſchreibung allerdings mit der der Puppe übereintrifft. (Vgl. Th. I. No. 6.) Er iſt aber entſchieden im Irrthum, wenn er die Ceremonie für eine chriſtliche und die Verbrennung des Götzen für eine ſymboliſche Vernichtung des Heidenthums erklärt, welche Herzog Mieceslaus von Polen bei ſeiner Taufe 986 angeordnet und die ſich von Polen aus über Oſt-Deutſchland verbreitet habe. Nichts iſt unwahrſcheinlicher und der Erfahrung widerſprechender, als daß das Volk ſich zu einer ſolchen Oſtentation hätte bewegen laſſen. Ganz unglaublich aber wäre die Verewigung eines ſolchen im Volke gewiß nicht widerſtandslos eingeführten Feſtes und die Feier deſſelben wie auf Verabredung zu demſelben Termine, (z. B. wurde in Leipzig ebenfalls zu Laetare ein Bild der Morzana verbrannt, v. Schneider, Chron. Lips. IV. 143.). Nein — das Feſt iſt ein durchaus heidniſches, die Puppe repräſentirt den Winter, den Tod in der Natur. Morzana iſt Todesgöttin, Perſonifikation des zerſtörenden Prinzips in der Natur, wie ſchon Frenzel und Schaffarick lehren, das Stroh, das weiße Hemd, der weiße Schleier, die Sichel ſind Todesſymbole. Trotzdem kann Dugloß inſofern Recht haben, daß er Morzana für eine Ernte-Göttin erklärt. Tod und Ernte ſtehen in alter mythiſcher Verwandtſchaft. Wird doch auch der chriſtlich-germaniſche, beinerne und rippenhafte Tod als Schnitter mit der Senſe vorgeſtellt.

„Iſt ein Schnitter, der heißt Tod,
Hat Gewalt vom höchſten Gott,
Heut wetzt er das Meſſer,
Es ſchneid't ſchon viel beſſer.
Hüt' Dich, ſchönes Blümelein.“

(Altes Volkslied).

Dies gilt zwar eben nur vom animaliſchen Tode und nicht vom vegetativen, aber einmal wird in der Vorſtellung der Naturvölker beides nicht ſo genau geſchieden als in der unſrigen, und ſodann finden ſich ja auch parallele Beiſpiele von Vereinigung des belebenden und zerſtörenden Prinzips in einem einzigen weiblichen Idole. So die wendiſche Mara (Th. I. No. 8.) und Pripolnitza (Th. I. No. 74.). Morzana oder Marzana iſt vielleicht nur eine Verlängerung des Namens Mara. Ja die oben unter g. angegebene Form des Feſtes beweiſt ſogar, daß auch in der Lauſitz die Morzana nicht durchaus feindſelig und haſſenswerth vorgeſtellt wurde, denn die Weiber legen Trauer an, wenn ſie dieſelbe hinaus tragen. Und ſie haben auch Urſache dazu. Morzana repräſentirt den Winter. Der Winter aber iſt die Zeit der Herrſchaft

des weiblichen Prinzips, am Himmel des Mondes, auf Erden des Hauses, der Spinnstube, der Ehe, der passiven, receptiven, traumesthätigen Seite des Menschengeistes. Insofern scheint Morzana verwandt mit der Drjemotka (Th. I. No. 12.).

Die Winterfeste der Wenden berichten fast nur von Frauengebräuchen, wie ich weitläufig beweisen und erläutern könnte. Nur erwähnen will ich, daß ein ähnliches Fest fast bei allen Völkern vorkommt, bei den Hindus im fernen Asien, wie bei den (ebenfalls männerfeindlichen) Vestalinnen im alten Rom. (Vgl. Grimm l. c. und Nork, Festkalender S. 849.).

Die Mißhandlung des Götzenbildes kann nicht auffallen, denn sobald der Winter vorüber ist, existirt eben Morzana gar nicht mehr und kann sich nicht rächen. Der Neapolitaner ohrfeigt seine Heiligenbilder und Grimm's Mythologie (S. 443.) enthält mehrere dergleichen Beispiele von heidnischen Göttern. — Die Hypothese Nork's, das Ersäufen und Verbrennen sei ursprünglich nur eine feierliche Wasser- oder Feuerweihe behufs der Reinigung gewesen, ist daher überflüssig, ja irreleitend. Was fängt er denn mit dem „Zerreißen" an, für das es doch wohl keinen Euphemismus giebt?

6. Die Puppe, wie die Fackeln der Königshainer sind aus Stroh. Das leere Stroh, „„dem die Seele, das Korn, entwichen ist,"" ist ein schönes Symbol des Todes, mithin auch des Winters, der unfruchtbaren Jahreszeit, wo die Erde „Strohwittwe" der Sonne ist. Es wird vielfach in ähnlicher Weise verwendet. Die Wenden legen einen Menschen, der dem Sterben nahe ist, auf eine Schütte frisches Stroh. Der Sarg steht auf zwei Bündeln Stroh, welche auf dem Kirchhofe zurückgelassen werden. Mit Stroh wird todbringende Zauberei, das sogen. „Einspinden," getrieben.

7. Die Verse sind verschieden. Der Görlitzer Vers: „Den alten Weibern in das Haus" mag sich auf den Aberglauben beziehen, daß wo die Puppe zum Fenster hineinsieht, in diesem Jahre Jemand stirbt. Die Zeile „den jungen in den Kasten" ist sehr dunkel. Eine Variation davon ist „Den Reichen in den Kasten," also ist der Geldkasten gemeint. Dies bringt mich auf die Vermuthung, daß ein Zusammenhang stattfindet zwischen der Wintergöttin Morzana und dem goldhütenden und goldspendenden Winter-Drachen Pion. (Vgl. Th. I. No. 5.).

Der wendische Vers ist schwer zu erklären. jutsbate woco wird auch variirt in jurabate woco; auch die Schreibart jarabate habe ich gefunden.

Die Uebersetzung lautet bald: dreh dich um, bald: öffne das Fenstee. Das Wort soll sehr alt sein. v. Anton, Gesch. d. Slaven I. 73. und Words, Neues Archiv I. 107. erinnern daran, daß die walachischen Kinder bei großer Dürre singen: Papulage, steige in den Himmel, öffne seine Thüren, sende von oben Regen herab. Bei dem „Fliege hoch" erinnert v. Anton an die Perser, bei denen der Wintertod als Greis ohne Bart auf einem Esel reitet und einen Raben in der Hand hält. Näher verwandt scheint die alte Sitte, bei Frühlingsanfang einen Hahn, eine Krähe, eine Schwalbe umher zu tragen (Grimm, Myth. S. 439.). Die Griechen tragen beim Frühlingsfest eine hölzerne Schwalbe an einer Stange umher, sie steht auf einem Cylinder und wird immerwährend gedreht. Dies würde für die Uebersetzung: „dreh dich um" sprechen. Es ist klar, daß die wendischen Verse ähnliche Bedeutung haben, sich mithin gar nicht auf die Morzana beziehen, sondern irgend einem slavischen Jupiter pluvius oder Papulaga gelten. Dieser wurde entweder in Vogelgestalt gedacht, vielleicht auch wie in Griechenland so dargestellt, und beide Zeilen sind ein Gebet zu ihm, aufzufliegen, das Himmelsfenster zu öffnen und Regen herabzusenden, oder man ließ vielleicht wirklich einen Vogel fliegen (die Slaven an den Quellen der Elbe ließen zur Frühlingszeit schwarze Hühner fliegen, um Ueberschwemmung zu vermeiden); der Ruf „fall nieder" aber bezog sich dann direkt auf den Regen. Somit ist das Todaustreiben zugleich

Regenprozeſſion. Dadurch gewinnt auch das Hemd eine beſondere Bedeutung, welches die Weiber nach Zerreißung der Puppe an einen Baum hängen und unter Geſängen heimtragen; denn dies iſt ein Mittel der Wetterhexen, um Sturm zu erregen (Grimm, Mythol. S. 616.).

8. Die Stätte der Verbrennung u. ſ. w. und das Ziel der Prozeſſion iſt überall bedeutſam, in Budiſſin der Protſchenberg, ein altheidniſcher Opferort, in Königshain der bekannte Todtenſtein, wo auch ein Flinsbild geſtanden haben ſoll. In Görlitz ging der Weg durch die Boggaſſe (= Göttergaſſe) nach der Goldgrube an der Galgengaſſe. An dieſer Goldgrube fordert die Neiße nach Görlitzer Aberglauben von Zeit zu Zeit ein Opfer und nach Funke's Chronik (Mſtr.) ſtand bis zum Jahre 1542 an dieſer Stelle der Galgen. Die Wenden tragen das Bild an die Dorfgrenze. Auch die Todtenleiter, auf der der Verſtorbene zu Grabe getragen worden iſt, wird an der Dorfgrenze liegen gelaſſen. Man ſieht daher oft ganze Haufen verfaulter Todtenleitern an den Dorfgrenzen der Wenden. Dieſe Todtenleitern haben den alten Namen mary (verwandt mit Mara).

9. Der Tag des Feſtes iſt an den meiſten Orten der Sonntag Laetare, gen. der Todtenſonntag, ohne Zweifel im Zuſammenhang mit dieſem Volksfeſte. Es iſt nicht mit Unrecht darauf hingewieſen worden, daß die Namensähnlichkeit des ſlaviſchen Ljeto, Lecje = Sommer, eigentlich Jahr, dazu Veranlaſſung gegeben. Die Slaven haben eigentlich nur zwei Jahreszeiten, Sommer und Winter, lieto und zyma. Frühling heißt Vor- oder Anfommer, nalieto, und Herbſt Vor- oder Anwinter, nazyme. Urſprünglich ſcheint das Feſt an keinen beſtimmten Tag gebunden geweſen zu ſein, ſondern von dem Erſcheinen der erſten Schwalbe und andern natürlichen Ereigniſſen abgehangen zu haben.

Der 22. Februar, Petri Stuhlfeier, als Termin des Budiſſiner Feſtes, iſt eine Singularität. Zum Empfange des Sommers oder Frühlings in unſerm Himmelsſtrich zu zeitig, könnte dieſer Tag erklärt werden durch Rückbeziehung auf die früheren ſüdlichen Wohnſitze der Slaven, wenn nicht gerade das Fackel- und Feuerfeſt, der altgermaniſche Beſtandtheil der Frühlingsfeier, in Budiſſin dabei in Rede käme. So aber iſt der merkwürdige Umſtand, daß Petri Stuhlfeier in der katholiſchen Kirche auf den Tag eines römiſchen Todtenfeſtes verlegt wurde (Gfrörer, K. G. II. S. 771.), im Verein damit, daß gerade in Bautzen das Feſt einen kirchlichen und officiellen Anſtrich hatte, wahrſcheinlich die alleinige Urſache geweſen, daß dieſer frühe Termin in Budiſſin von Seiten der Kirche eingeführt wurde nach dem Beiſpiel des römiſchen Kalenders.

10. Dies leitet über zur näheren Betrachtung des Budiſſiner Feſtes, welches außer der oben erwähnten in zweierlei Umſtänden eine wichtige Abweichung von der gewöhnlichen Form des Feſtes hat:

a) Der Durchzug durch eine enge und ſchmale Gaſſe, welcher Regel war und durch den Geſang des Rektors noch beſonders hervorgehoben wird, erinnert zu ſehr an die heidniſche Feierlichkeit des Durchzuges durch die hohlen Gänge der Opferaltäre, die in unſern lauſitziſchen Opferſteinen ſo ſehr deutlich hervortreten, als daß man nicht eine Uebertragung dieſer altheidniſchen Prozeſſion auf die Budiſſiner Feierlichkeit annehmen müßte.

b) Merkwürdig iſt auch, daß der Rektor gerade den an ſich in dieſem Falle doch ganz bedeutungsloſen Namen Simon beim Durchzuge durch das Fuchsgäßchen in feierlicher Weiſe ausdehnt, und dies bringt mich auf den Verdacht, daß dieſes Wort blos wegen ſeiner Klangähnlichkeit mit dem wendiſchen Worte Zyma, der Winter, dem doch das Feſt gilt, gewählt worden ſei.

11) Schließlich und hauptſächlich iſt darauf hinzuweiſen, daß das Kinderfeſt zu Weize mit dem Wagen, das der Wallfahrer heißt, unwillkührlich an Hertha's Wagen und deſſen Zug durch die Lande erinnert. Hertha's Wagen wurde in den heiligen See ver-

ſenkt, der Wagen in Weize wird verbrannt. Quod idem. Man wird einwenden, daß dies ein echt germaniſches Feſt der Sueven war. Ich erwiedere, daß ja die Sueven die Urbewohner der Lauſitz ſind, von denen dieſe Form des Frühlingsfeſtes ſehr leicht auf die nachfolgenden Slaven übergegangen ſein kann, und kann mich dabei auf den auffallenden Umſtand beziehen, daß Hertha ein ſehr gewöhnlicher Taufname bei unſern lauſitziſchen Wenden iſt.

93. Das Semperlaufen der Budiſſiner Frauen.

Handſchr. Chronik der Stadt Budiſſin a. a. 1447. Gerber, Unerkannte Wohlthaten III. S. 438. Hoffmann. Script. rer. Ins. V. p. 300. Carpzov's Ehrentempel 1719 I. p. 250. Köpping in der Lauſ. Monatsſchr. 1806 I. S. 1—18. Lauſ. Mag. 1837 S. 174.

Es iſt in alten katholiſchen Zeiten Sitte geweſen, daß am Donnerſtage vor Faſtnacht die Weiber in Budiſſin, alte und junge, vornehme und geringe, zuſammengelaufen und zu den Bürgern in die Häuſer gekommen ſind, ſchandbare Lieder geſungen, allerhand unehrbare Poſſen getrieben und dafür Bratwürſte, Fleiſch und Brod und andere Gaben gefordert und erhalten haben. Dieſe Sitte hieß das Semperlaufen oder zum Semper laufen. — Der Biſchof von Meißen, Johann Hoffmann, hat dieſe Gewohnheit als einen unſaubern Ueberreſt aus den heidniſchen Wendenzeiten im Jahre 1444 abgeſchafft und dagegen ein Marienfeſt, festum Mariae virginis, inventionis pueri, zu feiern angeordnet.

Anmerk. 1. Käpping (l. c.) verſucht eine Ehrenrettung der Budiſſiner Weiber und ſtellt die Muthmaßung auf, daß die Sitte zwar, wie ſa viele andere Faſtnachtsgebräuche, heidniſchen Urſprungs ſei, aber in nichts Unzüchtigem beſtanden habe. Es ſeien einfach Mummereien, Faſtnachtsmasqueraden geweſen, der Name Semper ſei karrumpirt aus Schembart, Schönbart = februs, Maske. „Nach dem Schönbart laufen“ ſagte man auch in Nürnberg für die Faſtnachtsmummereien des 14. und 15. Jahrh.

Köhler (L. Mag. 1837) tritt dieſer Meinung bei und befeſtigt ſie durch folgende Bemerkung: In Nürnberg war den Fleiſchern das Vorrecht dieſer Luſtbarkeit verliehen worden; dieſelbe Zunft aber war auch in Bautzen bei jenem bekannten Aufruhr zu König Wenzel's Zeiten dem Rathe treu geblieben und hatte wohl dadurch das Vorrecht dieſer Luſtbarkeit erworben. Daraus läßt ſich um ſo eher erklären, weshalb eben in Bautzen eine Sache vorkam, die den Lauſitzer Städten ſonſt fremd war.

2. Dieſe hiſtoriſirende Auslegung, ſo geſchickt die zu Grunde liegenden Kombinationen ſind, iſt indeſſen doch unrichtig:

a) die Verwandelung von Schembart in Semper widerſpricht der lauſitziſchen Dialektform durch und durch.

b) Köhler kann nicht nachweiſen, ſondern vermuthet nur, daß auch in Budiſſin die Fleiſcher das Privilegium dieſes Feſtes hatten wie in Nürnberg. Wahrſcheinlich! Aber wohl nicht wegen ihrer Treue, ſondern wegen der Bratwürſte, die ein nothwendiges Requiſit dieſes Feſtes waren. Du sublime au ridicule —

c) Es iſt richtig, daß in den andern oberlauſitziſchen Städten das Feſt unbekannt iſt. Dafür aber iſt es in der Niederlauſitz und war früher auch in den Dörfern der Oberlauſitz deſto gebräuchlicher und heißt das Semperlaufen oder Sempern. Zwar iſt es kein Feſt der Weiber und gegenwärtig wenigſtens kein unzüchtiges, aber es muß doch dem Worte ſelbſt etwas Verdächtiges zu Grunde liegen, denn überall,

auch in der Oberlauſitz, heißen bei uns Schemperlieder, Schenſcher-, Tſchentſcherlieder — unehrbare Geſänge.

3. Zempern oder Zampern heißt in der Niederlauſitz zu Faſtnacht mit Muſik herumziehen. Es wird ſo beſchrieben: Die jungen Burſche des Dorfes verſammeln ſich am Aſchermittwoch im Wirthshauſe, verkleiden ſich bisweilen in mancherlei Thiergeſtalten und Vermummungen und ziehen ſodann mit Muſik und Bornkannen voll Bier im ganzen Dorfe von Haus zu Haus umher. Jedem wird ein Trunk gereicht und in Häuſern, wo junge Weiber und Mädchen ſind, tanzt man mit dieſen einigemal herum, wenn dies geſchehen iſt, beſchenkt die Hausmutter die „Zamperknechte“ mit Wurſt, Schinken, Speck, Eiern u. ſ. w. Alle dieſe Geſchenke werden an eine Stange gebunden und von einem dazu beſtimmten Mitgliede emporhangend getragen. Die Eier und andere Kleinigkeiten trägt der Korbträger, und ſo geht der Zug, wenn man im Dorfe herum iſt, wieder in's Wirthshaus, woſelbſt die Dorfſchönen der Zamperknechte ſchon warten. Nun werden dieſe, jede von ihrem Burſchen, hinter den Tiſch geführt, wo ſie dieſelben mit Geld beſchenken müſſen, damit Bier und Muſik bezahlt werden können. Dafür ſchmauſen aber auch die Mädchen von den eingeſammelten Vorräthen ſo lange mit als ſie dauern. Sie ſtehen dazwiſchen auf um zu tanzen, und ſetzen ſich nieder um zu eſſen. Dieſes koſtet den Mädchen oft mehrere Thaler, aber für die Ehre, Magd eines Zamperknechtes zu ſein, giebt Manche ſoviel ſie nur immer kann. — Wenn dieſes Feſt nun zwei oder drei Tage gedauert hat, ſo wird die Muſik begraben und die Freude hat ein Ende. — Prediger haben ſich bemüht, das heidniſche Zamperfeſt abzuſchaffen; aber es iſt dem Volke zu ſchön!

In früheren Zeiten feierten auch die Oberlauſitzer ein ähnliches Feſt am Aſchermittwoch. Bei den Wenden ging ein Geiger und ein Sackpfeifer voran. Die jungen Burſche folgten ſingend und tanzend nach und hatten Stäbe oder Weidenruthen in den Händen. — Die Deutſchen machten es ebenſo, doch hatte Einer einen beſonders großen und geputzten Stock, der hieß der Reiherſtock, d. i. Tanzſtock von reja = Tanz. So flog man um Budiſſin herum. In einigen Orten wurde ein grüner Tannenzweig mit über ſich in der Runde zuſammengebundenen Aeſtchen umhergetragen. Die Oberlauſitzer Wenden nennen dieſen Umzug: „Nach Würſten gehen“ (kolbassy kodzicz). Auch bilden ſich überhaupt in der Faſtenzeit Wurſtbrüderſchaften zu ähnlichem Zweck.

4. Es iſt ganz klar, das Niederlauſitziſche Zempern iſt nur eine andere Form für das Budiſſiniſche Semperlaufen und mehrere frühere Berichterſtatter haben ganz recht, wenn ſie dabei an die römiſchen Lupercalien erinnern, wo die Frauen ſich von den nackend umherlaufenden Lupercis ſchlagen ließen, um Fruchtbarkeit zu erzielen; ebenſo wie ſpäter die Geißel des heiligen Symphorianus die Unfruchtbarkeit heilte. Es wird alſo wohl mit dem ſchanddaren Gebahren der Budiſſiner Frauen ſeine Richtigkeit haben. Auch beim niederlauſ. Zampern fällt wenigſtens die ungewöhnliche Sitte auf, daß die Mädchen den Tanz und die Muſik bezahlen. Es iſt für ſie eine Nothwendigkeit, auf dem Zemper zu tanzen und ſie bringen ſich daher den Burſchen auf und opfern ihre Erſparniſſe.

5. Der Name iſt noch unerklärt. Frühere Chroniſten führen ohne irgend eine innere Berechtigung das Feſt zurück auf den König und ſpäteren Gott Sompar (Zember, Cimber, Gamber, Gambrinus), den Vater des Gottes und Königs Schwabus (Suevus, Sven), der vor ſeinem Sohne 44 Jahre in Germanien die Herrſchaft gehabt. Von ihm heißt es wie von Schwabus, er habe bei Görlitz einen heiligen Hain gehabt, wo ihm jährlich Menſchenopfer gebracht wurden und in den man nur mit gebundenen Händen treten durfte u. ſ. w., ſ. Th. I. No. 1.

Dieſe Ableitung findet ſich z. B. in einer Gratulationsſchrift zu einer Hochzeit, nach der geſchmackloſen Sitte der Zeit mit gelehrter Weitſchweifigkeit und ziemlich unfeinen Anſpielungen verfaßt (Wagner, colleg. schol. Budiss. Der geliebte Ehewald. Budiſſin 1695.). Glaublicher iſt die Ableitung von einem ſlaviſchen Gatte Zembeelo, der die Erde befruchtet. Zeme = Erde und berju = beſtreuen. In allen Mythologien wird damit die weibliche Fruchtbarkeit in Verbindung gebracht.

Im Johnsdorfer Thale bei Zittau iſt ein Berg, der heißt der Semperſtein. Die Sage erzählt merkwürdigerweiſe, er habe dieſen Namen davon, daß ſich im Kriege eine Wöchnerin dorthin geflüchtet und ein Kind geboren habe.

Der oben erwähnte heilige Symphorianus erſcheint als ein chriſtianiſirter Semper. Die Namensähnlichkeit iſt zu groß, als daß man nicht eine Verwandtſchaft annehmen müßte.

7. Die Verwandlung dieſes Feſtes in ein festum Mariae virginis, inventionis pueri, ſetzt den anonymen lutheriſchen Verfaſſer der Budiſſiner Chronik in Entrüſtung, ein Gaukelſpiel habe das andere abgelöſt. — Man könnte verſucht ſein, in dem Namen inventio pueri nach katholiſcher Kirchenpraxis eine Anknüpfung und Uebertragung der heidniſchen Feſtbedeutung zu finden, wenn dies nicht die Beſchuldigung einer zu argen Frivolität in ſich ſchlöſſe.

94. Der Rabenſtein bei Budiſſin.

H. Klar, Die helle Sagenzelle S. 3. ff. Gräffe S. 482

Noch vor wenig Jahren ſah man vor dem Hauptthore der Stadt Budiſſin, am Abhange des Rabenberges, ein verfallenes Gemäuer, welches in der Form eines Halbkreiſes Dornen und Diſteln barg. Eine ſchmale, zum Theil verſchüttete Treppe führte vom Fuße des Abhanges in das Innere des Halbzirkels und in der Mitte des Gemäuers gewahrte man ein vermauertes Pförtchen, das unſtreitig als Thüre zu dem größtentheils mit Erde und Steinen angefüllten Gewölbe geführt hatte. Das hieß der Rabenſtein. An ſeine Trümmer, die man jetzt nicht mehr ſieht, knüpft ſich eine Sage, und noch heute wird der Ort nicht für geheuer gehalten, denn in der Dämmerung ſoll ſich daſelbſt zuweilen eine weiße Geſtalt blicken laſſen. Jene Sage aber lautet alſo.

Einſt hatte ein Bürgermeiſter von Budiſſin eine wunderſchöne Tochter, um deren Hand die reichſten und ſchönſten Jünglinge der Stadt und Umgegend ſich vergebens bewarben. Vorzüglich bemühte ſich ein reicher Kaufmannsſohn, der aber freilich von Seiten ſeines Charakters nicht das beſte Lob hatte, ihre Liebe zu gewinnen. Da er ein ſchöner Mann war und ſeine Verhältniſſe glänzend, ſo wäre es ihm leicht geglückt, der Jungfrau Herz zu erwerben, allein da begab es ſich, daß dieſelbe eines Morgens den Rabenberg erſtieg, um ſich an der herrlichen Ausſicht von dieſem Punkte aus zu erfreuen und hier einem fremden Ritter begegnete, der ſie um den nächſten Weg nach der Stadt fragte. Noch nie hatte der Anblick eines Mannes einen ſo tiefen Eindruck auf ihr reines Gemüth gemacht, als in dieſem Augenblicke, und als

nun an demſelben Tage ihr Vater ihr denſelben Jüngling als einen an den Rath der Stadt geſendeten kaiſerlichen Geſandten vorſtellte, widerſprach ſie ihm nicht, als derſelbe von gleicher Neigung entzündet, ihr ſein Herz und ſeine Hand anbot. Nicht lange dauerte es, ſo ward die Hochzeit der beiden Liebenden gefeiert; nur ein Menſch ſchwur ihnen Rache, und dies war der zurückgewieſene Freier. Derſelbe verheirathete ſich bald darauf ſelbſt und ſchien allen Gedanken an ſeine frühere Geliebte entſagt zu haben. Da begab es ſich einſt, daß der Gemahl der ſchönen Bürgermeiſterstochter zum Kaiſer entboten ward und ſie mit ihrem Knäblein, das ſie demſelben kurz zuvor geboren, allein zu Hauſe war, da ſie ihre Dienerin zu einer Vergnügung entlaſſen hatte. Dieſe Gelegenheit benutzte jener tückiſche Böſewicht, ſchlich ſich in's Haus, und während Mutter und Kind in ſüßem Schlafe lagen, ermordete er gefühllos das unſchuldige Weſen. Als nun aber das unglückliche Weib erwachte und ihr Kind im Blute ſah, da vergingen ihr die Sinne, und als ſie wieder zu ſich kam, fand ſie ſich im Kerker wieder. Sie hatte in der Fieberhitze ſich als Mörderin ihres Säuglings angeklagt, und unbarmherzige Richter verurtheilten ſie ſchonungslos zum Tode. Denn da ihre Eltern geſtorben und ihr Gatte weit abweſend war, hatte ſie Niemanden, der ſich ihrer angenommen hätte. Als die Unglückliche den ungerechten Spruch vernahm, rief ſie: ich bin unſchuldig, ein Wunder wird die Wahrheit dieſer Worte beſtätigen. Doch nichts half ihr Betheuern, ſie ward auf den Rabenſtein geſchleift, und in demſelben Augenblicke, wo ihr Gatte in die Mauern Budiſſins einritt, voll Freude, ſein Weib und Kind wieder umarmen zu können, zerbrach der Nachrichter ihre Glieder auf dem Richtplatze. Siehe, da ſpaltete ſich auf einmal das Gemäuer des Hochgerichts in drei Theile, und als ihr unglücklicher Gatte ſie noch einmal in ſchrecklich verſtümmelter Geſtalt geſehen hatte, ſtürzte er ſich verzweifelnd in ſein Schwert. Ihrem Verderber aber ließ es keine Ruhe, er klagte ſich ſelbſt an und konnte den Augenblick, wo ſein ſchuldbeladenes Haupt ſein doppeltes Verbrechen ſühnen ſollte, kaum erwarten. Das finſtere Gewölbe des Rabenſteins umſchloß auch ſeinen Leichnam, doch ſeine Seele hatte keine Ruhe. Sobald die Dämmerung ihre finſtern Schatten ausbreitete, ſah man fortan eine weiße Geſtalt über den Rabenſtein wandeln, bittend die Hände zum Himmel erheben und dann plötzlich wieder verſchwinden.

95. Der Protſchenberg bei Budiſſin.

Frenzel, hist. nat. II. 771. msc. N. L. Mon. Schr. 1796 II. 156. D. u. N. L. Ehren. S. 265.

Auf dem Protſchenberge bei Budiſſin, gegenüber der Ortenburg und durch die Spree von derſelben getrennt, ſtand lange vor der Erbauung derſelben eine alte Burg. Aber die Franken, welche zur Zeit Karls des Großen das Land inne hatten, ſahen wohl, daß der Berg am andern Ufer der

Spree ein paſſenderer Ort für eine Burg ſei; die Wenden ſtimmten dieſem Plane bei und riefen freudig: „Preicz tam, buda scem“, d. i. fort von hier, dies ſei der Ort. So wurde die alte Veſte abgebrochen und die Ortenburg erbaut. (ſ. No. 82.)

Die Anhöhe aber, wo die alte Burg geſtanden, behielt von dem Geſchrei der Wenden der Name Preicz, woraus ſpäter Protſchenberg wurde. Noch führt nach der Sage ein unterirdiſcher Gang von der alten zur neuen Veſte. Ein Theil derſelben iſt gefallen und hat jene Höhle gebildet, welche die Teufelshöhle heißt und unermeßliche Schätze birgt.

Anmerk. Vom Schatze auf dem Protſchenberg ſ. Bd. I. No. 259., 260., 261., 262., 263. Der Name kommt entweder von dem Worte brod = Furth, oder vom hrodczisco = Schanze. Es iſt ein heidniſcher Opferort mit vielen Urnen, Knochen und Aſche und unermeßlich viel Kohlen.

96. Das Kreuz am Wege zur Königsmühle bei Budiſſin.

Gräve S. 175.

Geht man aus Budiſſin zum Ziegelthore hinaus nach der Königsmühle hin, ſo wird man da, wo links der Weg nach Niedergurig läuft, ein großes ſteinernes Kreuz bemerken. Das iſt einem Bauer aus dem Marktflecken Baruth zum Andenken geſetzt. Der wettete einſt mit einem Andern, daß er einen Scheffel Hirſe von dem Dorfe aus bis nach Budiſſin hinein auf ſeinen Schultern tragen würde, ohne auszuruhen. Allein er hatte ſich zu viel zugemuthet und gelangte blos bis an die durch das Kreuz bezeichnete Stelle. Da bekam er einen Blutſturz, fiel auf die Erde nieder und ſtarb zur Strafe für ſeine Vermeſſenheit.

97. Woher das Bautzener Sprichwort kömmt: „Zu Bautzen hängt man Diebe zweimal.“

Frenzel, hist. nat. III. S. 375. msc. Lauſ. Mag. 1772 S. 27.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts hat ſich ein Student aus Polen nach Budiſſin gewendet und daſelbſt eine Weile aufgehalten. Weil er nun eines melancholiſchen Temperaments war und mitunter mancherlei wahnwitzige Dinge vornahm, ſo nannte man ihn gemeiniglich den tollen Bartholomäus. Wie es nun zu geſchehen pflegt, daß dergleichen tiefſinnige Perſonen von gewöhnlichen Leuten häufig verſpottet werden, ſo ging es auch mit dieſem polniſchen Studenten. Als ihn nun einmal ein Schuſter Namens Hienke, wohnhaft an der Seydauer Brücke, nicht wenig verſpottet und für ein Paar ihm gefertigte Schuhe die Bezahlung mit großem Ungeſtüm verlangt hatte, ſo fragte er den Schuſter im Eifer, ob er nicht zu ſeiner Bezahlung dürres Leder annehmen wollte? Der Schuſter geht dies ein. Was

thut nun der tolle Barthel? Er erſteigt an einem Sonnabend (den 17. September 1558) um Mitternacht den vor dem Lauenthore befindlichen Galgen, nimmt zwei daran befindliche Körper, ſo faſt drei Jahre gehangen hatten, davon ab, trägt ſolche, denn er war ein großer und ſtarker Menſch, auf ſeiner Achſel und unter dem einen Arme im Dunkeln über die Viehweide, den heil. Geiſtberg und die Seydauer Brücke an die Drahtmühle und lehnt ſodann den einen Körper an die Hausthüre des obenbenannten Schuſters, den andern aber ſchiebt er dem dort wohnenden Drahtzieher, deſſen Tochter ihn auch vexirt hatte, zum Fenſter hinein. Da nun der Schuſter am andern Morgen früh ſeine Hausthüre aufmacht, wird er ſeine dürre Bezahlung, ſowie der Drahtzieher ſeine Beſchimpfung mit Schrecken gewahr. Beide zeigen dieſe verwegene und boshafte That gerichtlich an. Der Student wird arretirt, vernommen und ſodann ſammt einer großen Bürde Bücher, die er beſtändig mit ſich herum führte, in ein Faß geſpündet und auf dieſe Weiſe über die Grenze gebracht. Mitten in der Görlitzer Haide ſetzten ihn ſodann die Fuhrleute ab und machten ſich ſchleunig aus dem Staube. Die beiden Gehenkten aber mußte der Scharfrichter wiederum an Ort und Stelle ſchaffen und nochmals in aller Form Rechtens henken laſſen, wofür er auch den ſonſt gebräuchlichen Lohn noch einmal bekommen hat. Seit dieſer Zeit ſagt man: „Zu Bautzen henkt man die Diebe zweimal.“

Budiſſiner Sagen im 1. Theile: No. 3. Die Venus in Budiſſin. — No. 86. Der Baſilisk zu Budiſſin. — No. 109., 121., 130., 133. Teufelsſagen. — No. 174., 182., 197., 206. Spukgeſchichten. — No. 228., 245. Zauberſagen. — No. 285. Schatzſage. — No. 318., 319., 336., 346., 350., 352., 353., 354. 359., 360., 362., 366. Wunderſagen.

98. Der Römerkeller bei Coſtebrau.

N. L. Mag. 1830 S. 537, 1837 S. 26.

Bei Coſtebrau, nicht weit von Senftenberg ohnweit des Winkels, welchen daſelbſt ein meilenweit fortlaufender, uralter Wall, der Römerwall geheißen, bildet, liegen einige Hügel, die Ochſenberge (wolskehory, vielleicht urſprünglich woiwolkehory, Kriegsberge) genannt. An der öſtlichen Seite dieſer Berge iſt ein Hügel befindlich, welchen man den Römerkeller nennt. Dieſer Hügel iſt ein künſtlicher Aufbau. Er beſteht nämlich aus mehreren übereinander gelegten Lehm- oder Thonplatten, deren Maſſe den an der Luft getrockneten Mauerſteinen ähnlich iſt. Auf dem Hügel ſtand noch vor einigen Jahren eine Eiche, deren Alter man auf dreihundert Jahr ſchätzte. In dem Volke lebt die Sage, daß dieſer Keller von römiſchen Kriegsleuten erbaut worden ſei, und daß in demſelben ein Löwe von purem Golde liege. Man hat deshalb auch zu verſchiedenen Zeiten Nachgrabungen angeſtellt, aber nichts gefunden.

99. Der todte Junge bei Deschka.

Samml. von Schön, No. 46. msc.

Geht man die sogenannte kleine Straße von Nieder-Neundorf aus nach Neukrausche zu, so trifft man nicht weit davon, wo sich der Weg nach Zodel wendet, eine Stelle an, worauf jederzeit ein Haufen dürres und grünes Reisig liegt, da jeder Vorübergehende sein Scherflein dazu thut. Diese Stelle nennen die Leute „den todten Jungen", und fragt man nach der Ursache dieser sonderbaren Benennung, so erzählen sie folgende Geschichte. Ein Schafjunge, welcher in Deschka diente und seines Herrn Schafe hütete, hatte sich einmal in's Gras hingelegt und war eingeschlafen. Dabei waren die sich selbst überlassenen Schafe auf des Nachbars Feld gegangen und hatten es abgeweidet. Der beschädigte Bauer, ein jähzorniger Mann, sah es, eilte herzu und gab dem Schafjungen ein Paar so grobe Ohrfeigen, daß er auf der Stelle todt niederfiel. Um die That zu verheimlichen, schleppte er ihn in den Wald und henkte ihn an einen Baum, als wenn er sich selbst entleibt hätte. Die Leute, welche ihn dort fanden, glaubten es auch nicht anders und der rechte Grund wäre unentdeckt geblieben, wenn den Bauer nicht das Gewissen geschlagen und er noch auf seinem Todtenbette dem Pfarrer die Wahrheit bekannt hätte.

Anmerk. 1. Es ist eine alte heidnische Sitte, die bis diesen Tag üblich ist, an dem Platze, wo Menschen umgekommen sind, Steine oder Holzhaufen zu errichten. In der Liederoser Halde auf der Straße von Kottbus nach Frankfurt findet man ihrer viele. Ein solcher Haufen heißt „ein todter Mann." Jeder Vorübergehende opfert der Seele des Abgeschiedenen einen Ast und geht dann seines Wegs. Thut er's nicht, so fürchtet er die Rache des abgeschiedenen Geistes. In der Görlitzer Haide giebt es einen Todtenmannsweg.

2. Bei Tränke in der Haide zwischen Rothenburg und Muskau zeigte man mir einen solchen „todten Mann", 6 Schritte von der Straße. Es war ein Reisighaufen von 4 Fuß Höhe. Dort war vor etwa 10 Jahren ein Schwarzviehhändler, der viel Geld bei sich gehabt, erschlagen worden, ohne daß man den Mörder entdeckt hatte. Aber vor 4 Jahren kam es heraus, daß sich um Mitternacht an dieser Stelle eine klagende und rufende Stimme vernehmen ließe, welche den Mörder bezeichnete. Die Sache kam auch zur Anzeige, ist aber natürlich nicht verfolgt worden.

100. Das Burgward Dobrus.

Wotke, N. Archiv S. 339.

Auf einem steil emporsteigenden Felsen am Ufer der Spree, nicht weit von dem Dorfe Doberschau bei Budissin, erhebt sich ein Ringwall, welcher jetzt ganz mit Birken bewachsen ist. Dort stand einst, wie man glaubt, eine Burg, Dobrus genannt, welche in der Grenzurkunde von 1213 erwähnt wird. Der ganze Hügel steckt voll Brandkohlen und Urnentrümmer.

101. Das Burgward Dolgowitz.

Worbs, N. Archiv S. 335. N. L. Mag. 1834, 207. Preuker, I 88. 97. Anm. X.

Unweit des Dorfes Tollwitz bei Löbau, auf einem Theile der Sohländer Berge, ſind Mauerüberreſte, welche beweiſen, daß dort einſt ein ſtattliches Gebäude geſtanden habe. Dies ſoll das Burgward Dolgowitz geweſen ſein, welches in der Grenzurkunde von 1213 angeführt wird.

Anmerk. Der alte Opferplatz auf dem Berge bei nahe gelegenen Dorfes Biſchdorf (= Biſchofsdorf), die Georgen-Kapelle auf dem Rothſtein geben dieſer Sage viel hiſtoriſche Wahrſcheinlichkeit.

102. Urſprung von Ebersbach (bei Zittau).

Gottl. Paul, Chronik von Ebersbach S. 31 ff.

Ebersbach hat ſeinen Namen daher, daß hier ein Eber oder Wildſchwein gehauſt, welches einmals einen Brunnen mit ſeinem Rüſſel aufgewühlt, aus welchem der ſogenannte Oberbach entſprungen.

Anmerk. Die Hauptquelle dieſes Baches heißt der Rabenbrunnen. Das Ortsſiegel zeigt einen Baum, dahinter einen wühlenden Eber, darüber einen fliegenden Raben. Der Eber, der in der Sage oft als Quellenfinder auftritt, hat auch hier ſicher eine mythiſche Bedeutung. Daß auch in Ebersbach der heidniſche Götzendienſt eine Stätte hatte, ſcheint dadurch beſtätigt zu werden, daß ein Theil des Dorfes noch heute „die Haine" heißt.

Oberbach ſcheint corrumpirt aus Eberbach.

103a. Der heilige Laurentius zu Ebersbach (bei Görlitz).

Schön, Geſch. von N.-Neundorf S. 25.

Zu Ebersbach war in alten Zeiten eine Kapelle des heiligen Laurentius, die bewahrte das geröſtete Fleiſch und Gebein dieſes Heiligen als wunderthätige Reliquie. Dahin iſt man aus der ganzen Umgegend häufig gewallfahrtet, beſonders aber ſind die Rothenburger große Verehrer des heiligen Laurentius geweſen, weswegen auch die eine Seitenpforte der Ebersbacher Kirche den Namen „Rothenburger Kirchthürel" führt.

Anmerk. Auch die Jänkendorfer Kirche war dieſem Heiligen geweiht und hatte ein Bild, das ihn darſtellt, wie er auf einem Roſte gebraten wird.

103b. Das alte Schloß zu Ebersbach (bei Görlitz).

Mündlich. Funke's Chronik von Görlitz a. a. 1389 p. 224. msc.

Das alte Schloß zu Ebersbach war ſchon im 14. Jahrhunderte vorhanden, nur war es damals von Holz gebaut und wurde das Jagdhaus genannt. Im Jahre 1389 bekam es einen gar vornehmen Gaſt. Der Herzog Johann von Görlitz führte nämlich in ſeinem großen Schloſſe zu Görlitz,

(welches ſich vor dem Frauenthore lang hin erſtreckte bis an den Fiſchmarkt), ein ſo zügelloſes Leben und ſtellte inſonderheit den ehrbaren Frauen und Jungfrauen der Stadt Görlitz in ſo unverſchämter Weiſe nach, daß die Görlitzer einen Aufruhr machten und ihren liederlichen Herzog zum Thore hinausjagten. Er floh in ſein Jägerhaus nach Ebersbach und befeſtigte es damals, um vor der Rache der Görlitzer ſicher zu ſein, mit dem noch heute vorhandenen Wallgraben. Auf dem Wege zwiſchen Görlitz und Ebersbach, auf einem mäßigen Hügel, ſteht ein einſamer Stein, von wo aus man noch die ganze Stadt überſehen kann. Dort ſoll Herzog Johann von ſeiner athemloſen Flucht ausgeruht und die kurze Raſt dazu benutzt haben, der Stadt noch einmal ſein Antlitz zu zeigen, aber nicht ſein vorderes, und dazu einen unanſtändigen Wunſch ausgeſprochen haben.

104. Der Eigen.

Frenzel, hist. eccl. Schonav. S. 1. msc. Sing. Lus. VIII. S. 489. N. L. Mag. VIII 397.

Der Landſtrich in der Oberlauſitz, welcher das Städtlein Bernſtadt und die Dörfer Alt-Bernsdorf, Schönau, Dittersbach, Ober- und Nieder Kießdorf, Cunnersdorf und Neundorf mit dem Nonnenwalde umfaßt, heißt bis auf dieſen Tag noch der Eigen. Die Einwohner dieſes Kreiſes ſagen, daß ſie von ihren Vorältern darüber Folgendes überliefert erhalten haben.

Um das Jahr Chriſti 1320 wohnte der Beſitzer aller dieſer Güter, ein Herr von Biberſtein, auf dem ſchönen Hutberge in einem prächtigen Schloſſe mit ſeiner frommen und züchtigen Gemahlin, einer Schweſter der damaligen Aebtiſſin des Kloſters Marienſtern. Obwohl er aber an allen Erdengütern Ueberfluß hatte, ſo wurde ihm doch von Gott das Geſchenk eines Leibeserben verſagt. Darum vermachte er Alles, was er beſaß, dem Kloſter, dergeſtalt daß die Aebtiſſin, ſeine Schwägerin, es, ſo lange ſie lebe, eigenthümlich beſitzen ſolle. Andere verſtehen es auch ſo, daß er es der genannten Aebtiſſin als ihr Eigenthum vermacht und dieſe es dann dem Kloſter hinterlaſſen habe. Genug von da an wurden dieſe Güter „der Aebtiſſin Eigen", oder kurzweg „der Eigen" genannt.

Worbs giebt eine andere Urſache der Benennung an und hält die Geſchichte für eine Fabel.

105. Der Lehrberg bei Eybau.

Chronik von Eybau 1800, gedr. in Zittau, S. 5.

Es befindet ſich da ein Berg gegen Gersdorf zu, den man allgemein den Lerchenberg nennt. Dieſe Benennung iſt aber unrichtig. In den Zeiten des Huſſiten-Krieges hatten die Eybauer unter dieſem Berge eine

unterirdiſche Höhle gleichſam als eine Wohnung erbaut, wo ſie zuſammenkamen und ihre Sacra oder gottesdienſtlichen Verſammlungen hielten und dieſen Berg in den folgenden Zeiten den Lehrberg nannten.

Anmerk. Wahrſcheinlicher iſt die im 1. Theile No. 8. gegebene Erklärung des Namens. cf. I. 212.

106. Die Vogelſtange zu Forſta.

Heinfius, hiſtoriſcher Entwurf von dem Religions- und Kirchenweſen zu F. S. 5. ff. Sing Lus. II. 581.

Bei Forſta hatten die Heiden einen heiligen Hain. Daſelbſt war auch eine große Stange errichtet und auf derſelben ein Vogel (eine Taube) von Holz angebracht. Dieſe ſoll das Chriſtenthum bedeutet haben, und zur Verſpottung und Schändung deſſelben danach geſchoſſen worden ſein. Später wohnten aber zu Forſta heilige Männer, Eremiten oder Einſiedler, zu denen die kottbuſiſchen Wenden zu wallfahrten pflegten.

107. Wie die Biberſteiner zu Forſta chriſtlich wurden.

Loecke, Geſch. von Guben S. 41.

Als im Jahre 1173 der Kaiſer Friedrich Barbaroſſa zu Goslar Hof hielt, ſandte er zween Ritter von ſeinem Hofe, den Abraham von Metzrad und Wolf von Seelhauſen zu dem Boleslaus von Biberſtein zu Forſta, welcher damals noch der heidniſchen Religion zugethan geweſen, um ein ſtreitiges Land zu unterſuchen. Da dieſe beiden Ritter ſich zu Forſta aufgehalten, haben des von Biberſtein beide Töchter Lamina und Lucia eine ſo heftige Liebe und Neigung gegen die chriſtlichen Ritter empfunden, daß ſie ſich durch ihre Kammerfrauen denſelbigen entdecken ließen. In ſolch heimlichem Liebeshandel haben die Ritter ihren Damen die Süßigkeiten der chriſtlichen Lehre geprediget und ſie heimlich getauft, wonach dieſelbigen auch den alten Herrn von Biberſtein bewogen, die heilige Taufe anzunehmen. Darauf haben ſich die Liebespärchen ehelich und chriſtlich verbunden und hat zu jener Zeit ſolch Beiſpiel viel Nachahmung gefunden.

Anmerk. Der Teufel holt zu Forſte einen Soldaten, ſ. I. 122.

108. Das Raubſchloß auf dem Urberge bei Gerlachsheim.

Frenzel, hist. nat. II. 756. Groſſer V. S. 15. Lauſ. Mon. Schr. 1793. II. 358.

Auf dem Urberge oder Auersberge bei Gerlachsheim findet man noch Ueberreſte eines weitläufigen Gebäudes. Aus alten Nachrichten iſt zu erſehen, daß dort einſt ein Raubſchloß geweſen iſt, deſſen Ritter mit denen auf dem Zangenberge und der Landskrone in Verbindung geſtanden und einander durch aufgeſteckte Feuerzeichen benachrichtigt und gewarnt haben.

Anmerk. Auf dieſem Berge ſpukt eine weiße Frau, ſ. I. 167., vergl. auch I. 20. Anm. Eine Teufelsſage von Gerlachsheim ſ. I. 105. Eine Zauberſage ſ. I. 217.

109. Gersdorf und seine Heiligthümer.

N. L. Mag. 1838 S. 385. Oberlauf. Kirchengalerie S. 10. u. S. 305.

Bei Gersdorf liegt ein Berg, der heißt der heilige Berg und sein Gipfel der Todtenstein. Dort ist in alten Heidenzeiten greulicher Götzendienst getrieben worden, bis Markgraf Gero kam, der die heidnischen Priester tödtete und das Christenthum einführte, der hat auch das jetzige Dorf gegründet und nach seinem Namen Gerosdorf genannt.

Die Gegend war später dem heiligen Benno gar lieb und vom nahegelegenen Bischheim (Bischofshain), wo er ein Lustschloß hatte, kam er oft über die Berge hinüber nach Gersdorf. Daher rührt noch ein gepflasterter Fußweg, der über den heiligen Berg führt und die Mönchsmauer genannt wird. Von dem Berge führt auch ein unterirdischer Gang nach der Pfarre. Auf dem heiligen Berge aber gründete Gero eine Kapelle der heiligen Walpurgis, einer Nichte des heiligen Bonifaz, welche in der Lausitz von Berg zu Berg gezogen war und den Heiden das Evangelium gepredigt hatte. Als sie gestorben war, hat man ihr überall und besonders auf diesen Bergen Standbilder und Bethäuser errichtet und ihr zu Ehren in der heiligen Walpurgisnacht überall auf den Bergen Feuer angezündet, dafür beschützt sie das Vieh vor Beherung. Wer aber am dritten Pfingsttage, sowie an Walpurgis und Margaretha zu dieser Kapelle wallfahrtete, der hatte hunderttägigen Ablaß für seine Sünden.

Anmerk. Die Freudenfeuer am Walpers- oder Walpurgisabende, welche noch überall in der Oberlausitz, wo nicht etwa eine Wohllöbliche Polizei dem Gebrauch ein Ende gemacht hat, auf Anhöhen und Bergen entzündet werden, sind bekanntlich nicht christlichen Ursprungs, wie obige Sage vorgiebt, sondern Ueberreste des heidnischen Frühlings- oder Maifestes. Im Wendischen werden bei Anbruch dieser Nacht in den Ställen alle Kühe gemolken und abgefüttert, die Stallthüren zugemacht und mit den Buchstaben der heil. Drei Könige C. † M. † B. bezeichnet, damit die Hexen auf ihrer nächtlichen Fahrt nach dem Blocksberge, zu der sie sich auf den zahlreichen Guckelsbergen der Lausitz versammeln, dem Vieh keinen Schaden zufügen. Auch sonstige Zeichen, Ringe und Kreuze und besonders grüne Reiser findet man an den Hof-, Haus- und Stallthüren. Dann versammelt sich die Jugend des Dorfes auf einem freien und hoch gelegenen Platze, entzündet ein großes Feuer und eine Menge Besen, welche die liebe Jugend schon seit Wochen auf diesen Abend hin überall her zusammengemaust hat. Hand an Hand tanzt man um das Feuer herum und mit den Besen in der Hand durch die Felder und Wiesen. (Denn so weit die heilige Flamme leuchtet oder getragen wird, so weit wird die Gegend fruchtbar). Gefährlich ist es, diesen Abend ohne einen solchen Brand in den Händen über einen Kreuzweg zu gehen, weil auch dort die Hexen ihr Wesen treiben. Das Besenanzünden heißt bei den Wenden kusiarnicjo palić oder khodojta palic = Hexendrennen.

In der Wendei giebt es schon am Walpurgistage ein Kinderfest. Die Kleinen nehmen Weidenruthen, machen daraus einen kleinen Galgen und springen hinüber. Wer ohne anzustoßen hinüberspringt, hat das Jahr über nicht nur selber Glück, sondern es hängt auch der Eltern und des ganzen Hauses Wohlergehen von diesen Kindersprüngen

ab, besonders in Bezug auf den Viehstand. Dieses Spiel heißt Gaigenspringen (pšez sibenen skakac).

Die Fortsetzung dieses nächtlichen Festes beginnt bei Anbruch des ersten Maitages und schließt sich zuweilen unmittelbar dem Walpurgisfeste an, indem die Burschen sogleich von dem Feuerplatze aus in den Wald gehen, um junge Birken, Maibäume, zu fällen, die baaa — nach Gelegenheit mit Blumen und Bändern geschmückt — vor den Häusern des Dorfes, besonders aber dort, wo des Burschen Schatz oder Braut wohnt, aufgepflanzt werden. In der Mitte des Dorfes aber wird ein vorzüglich hoher Baum eingerammt. Dort bleibt er in der Regel bis zum Himmelfahrtstage stehen. An diesem Tage wird eine Zeit lang um ihn herumgetanzt, während dem aber der Boden rings herum abgegraben, bis er zu Falle kommt. Wer nun von den Burschen das Glück hat, zuerst an den Wipfel hinzukommen und ihn abzubrechen, ist der Held des Tages, wird auf eines Andern Schultern gesetzt und unter Musik und Jauchzen in die Schänke getragen. Dort hat er den Vortanz.

Die Mainacht war in Heidenzeiten das Fest der öffentlichen Opfer und Volksversammlungen. Als das Priesterthum in's Hexenthum überging, wurde sie der Hexensabbath (cf. Grimm, Mythol. S. 591).

Der Maibaum findet sich schon in den Festen der Indier. Er soll die emporblühende Lebensfülle des Mais versinnlichen und sein Original in dem aufgerichteten Zeigefinger des Liebes- und Lebensgottes Schiwa haben, — schließlich vielleicht ein Phallussymbol sein.

Die Birken sind mit ihren Winterknospen und ihrem hellen Grün ein schönes Bild der Lebenskraft und Lebensfreude.

Weidenstäbchen dienten nach Herodot (IV. c. 63.) zum Wahrsagen. Im Norden wurden die Runen aus Weidenstäbchen zusammengesetzt. Es waren priesterliche Utensilien.

Das Springen der Kinder würde einer ausführlichen Erklärung bedürfen, die hier keinen Ort hat. Nur soviel: Bei der wendischen Hochzeit muß die Braut nach beendigtem Schmause über die Tafel steigen und von da herabspringen. Zu Fastnacht soll man desgleichen thun, dann wird der Flachs lang.

110. Göda.

Sing. Lus. X. 663. N. L. Mag. 1837 S. 177. Calles. series episcop. Misn. Emser. vita Bennonis. Preußer II. 177.

In der Gegend von Göda sind viele heidnische Ringwälle. Eine wendische Sage erzählt, dort hätte man oft Riesen sitzen gesehen (hoborsky muž). Göda war schon in uralten Zeiten ein fester Ort und Hauptsitz eines Burgwardium. Dahin baute Bischof Benno von Meißen 1076 eine Kapelle. Zu diesem Baue gab seine Mutter Bezela ansehnliche Summen her. Sie war ihm aus entlegenen Landen in diese Gegenden gefolgt und hatte ihren Wohnsitz in Göda.

Eine andere Sage dagegen berichtet, daß der Bischof in Göda geboren sei.

Anmerk. Ueber die heil. Maria von Göda vergleiche die Legenden.

111. Die wendische Prophetin bei Göda.

Knauth, Serb. Kirchen-Gesch. S. 245.

Im Jahre 1578 entstand unter den budissinischen Wenden eine große Religionsbewegung, denn an der lausitzer Grenze, um Göda

herum, war eine Jungfrau aufgestanden, die hielt den Leuten ihre Sünden vor, predigte Buße und verkündigte Gottes Strafgericht. Und ihre Predigt war gewaltig und alles Volk strömte ihr zu und kamen an die funfzehntausend Wenden zusammen. Da hat es lange gedauert, bis die Herrschaft und die Pfarrer die Leute wieder in Ordnung brachten. Es sind aber viele Katholische durch sie zu Luther's Lehre bekehret worden. Die Böhmen aber spotteten darüber und gebrauchten seitdem ein Sprichwort für einen leichtgläubigen Menschen: Stokowym proroken do Lauze, das heißt: es ist wie mit den Propheten in der Lausitz.

112. Göhren.

Crüger, origines Lusatiae S. 187. Destin. Lit. Lus. I. 20. Ditmar. Chron. l. VI. p. 156. N. L. Mag. 1842 S. 120.

Das Dorf Göhren bei Luckau war vordem eine Stadt, die Markgraf Gero erbaut und nach seinem Namen Gerndorf oder Jerina genannt hatte. Veraltete Trümmer einer Kirche weisen auf das hohe Alterthum dieses Orts hin. Andere suchen das alte Jerina in dem Dorfe Kirchhayn.

113. Goldentraum.

Frenzel, nomenclator in script. II. 39.

Goldentraum erhielt seinen Namen von einem Traume seines Begründers, des Besitzers von Tzschocha. Ihm träumte nämlich, daß er an dieser Stelle viel Gold fände und er legte sich diesen Traum so aus, daß dies durch Anlegung eines Ortes wohl in Erfüllung gehen könne, da gediegenes Gold hier doch nicht erwartet werden konnte.

114. Sagen von dem Ursprunge der Stadt Görlitz.

Frenzel, nomenclator in script. II. 39. Ejd. lex. slav. I. 827. msc. Greffer III. 69. L. Mon. Schr. 1803 II. 77. 1806 I. 146. Görl. Wegweiser 1832 S. 131.

Erste Sage.

Da wo jetzt die Stadt Görlitz steht war vor Alters ein Urwald, ein dichter heiliger Eichenhain, in welchem die deutschen Bewohner des Landes lange vor der Wenden Ankunft ihren Gott Schwabus verehrten. Noch heißt zum Andenken daran eine Gasse der Hainwald, und zeigt durch ihre Lage uns an, daß die heidnische Opferstätte auf dem an der Morgenseite steil gegen die Neiße abfallenden Felsen war, wo sich jetzt die schöne Peterskirche erhebt. Gegenüber am rechten Ufer des Flusses wurden später, als die Deutschen fortzogen und die Slaven ihnen nachgerückt waren, drei Kretscham erbaut, einer stand auf der Anhöhe, wo jetzt das Haus des Vereins zur Versittlichung verwahrloster Kinder ist. Diese Wirthshäuser dienten zur Aufnahme der Reisenden, welche die hier sich kreuzenden uralten Handels-

ſtraßen aus Böhmen nach der Mark Brandenburg und aus Polen und Schleſien nach Sachſen und Meißen entlang zogen und durch die hier befindliche Furth über die Neiße gingen. Nach und nach wurde der Wald von Anbauern gelichtet und in fruchtbare Aecker verwandelt. Es entſtanden die Dörfer Tachow und Drebnow. Letzteres umfaßte die jetzige Nikolai-Vorſtadt und reichte bis hinauf zur Peterskirche, wo der böhmiſche Herzog Sobieslaus der Aeltere ein Blockhaus aus Baumſtämmen erbaut und mit einer Beſatzung verſehen hatte, an der Stelle, wo ſonſt der Voigtshof war und jetzt das Zuchthaus ſteht. Dieſes Dorf, welches bereits zu einem Marktflecken erhoben worden war, ſammt der Holzburg, brannte im Jahre 1131 ab. Da machten ſich des Herzogs Leute auf und kamen zu ihm klagend und jammernd und ſagten: Zgorzilo je szo Drewno — verbrannt iſt uns dein Drebnow. Aber Sobieslaus hieß ſie guten Muthes ſein und verſprach ihnen, er wollte, ihrer Worte eingedenk, ihnen anſtatt der hölzernen Gebäude ſteinerne aufführen. Geſagt, gethan! Noch in demſelben Jahre kam er in die Lauſitz, erneuete, vergrößerte und beſſerte die Stadt, umgab ſie mit einer Mauer und nannte ſie zum Gedächtniß des Brandes Zgorzelize, Görlitz, Brandſtatt. Die Mauer zog ſich von der neuerbauten Burg bis an's Niklas-Thor, von da um die Oelſchläger- und Plattnergaſſe herum, zwiſchen der Brüdergaſſe und dem Kloſter hindurch bis an die ehemalige Pforte, das jetzige Weberthor, von da bis an's Neißthor und hinauf zur Burg. Markgraf Otto erweiterte dann ſpäter 1255 die Stadt und gab der Mauer den Umfang, den ſie noch bis zum Jahre 1849 hatte, wo man ſie größtentheils abtrug.

Anmerk. Ueber Gott Schwabus und den heil. Hain vergl. I. 1., II. 1.

Zweite Sage.

Vor langer, langer Zeit, im zehnten Jahrhunderte nach chriſtlicher Zeitrechnung, kam ein chriſtlicher Ritter, mit Namen Tachow, in dieſe Gegend, wo damals noch ein dichter Wald war, und ſiedelte ſich an, weil ihm der Ort ſo wohl gefiel. Dort, vor dem Kreuzthore, wo man nach Girbigsdorf geht, bauete er ſeinen Hof und bald erhoben ſich mehrere Häuſer in der Nähe und vereinigten ſich zu einem Dörflein, welches ſeinen Namen führte. Faſt zu gleicher Zeit entſtanden ſüdwärts, an der Straße nach Zittau, zwei andere Ritterſitze, Creolsdorf und Salmansdorf, von ihren Begründern ſo genannt, an welche noch heute die Namen zweier Gaſſen der Jakobsvorſtadt erinnern. Bald erhob ſich auch in der Nähe von Tachow ein Kirchlein, dem heiligen Nikolaus geweiht, worin die chriſtlichen Bewohner dieſer Dörfer, ein kleines Häuflein mitten unter der heidniſchen Bevölkerung, den wahren Gott verehren konnten. Das Kirchlein gewann eine große Bedeutung dadurch, daß es zum Mittelpunkte der wenigen Chriſten wurde,

welche damals in dem hiesigen Lande hauseten. Denn es bauten sich in der Nähe immer mehr fleißige und friedliche Menschen christlichen Glaubens an, so daß zu den drei schon erwähnten Dörfern noch vier andere entstanden. Im 11. Jahrhundert vornehmlich gefiel es einem Ritter Kunz oder Kunrad, sich an der Neiße, nicht weit von der zittauischen Straße, Creolsdorf gegenüber, niederzulassen und einem neuen Dörflein den Namen zu geben, welches in alten Schriften bald Kunzendorf, bald Kunradsdorf genannt wird. Ein anderer vom Geschlechte derer von Cale, wählte sich dagegen die Gegend, welche vom Frauenthore bis an die Neiße sich herunterzieht und noch jetzt die Cale heißt. Seine Nachkommen blühten bis zum 14. Jahrhundert fort und einige von ihnen finden wir in der Reihe der Bürgermeister. Nordwärts, diesseit der Neiße, da wo jetzt die Rothenburgerstraße, sonst Galgen- und Neugasse sich hinzieht, gründete das Geschlecht der Wicker die Niederlassung Wickersdorf. Auch dieses Geschlecht wird in den Jahrbüchern der Stadt häufig erwähnt. Am rechten Neißufer gegen Morgen, zwischen der Laubaner und Hennersdorfer Straße, entstand das Dorf Klephiswalde, gegen Mittag Barthelsdorf. Die Gärten und Felder dieser Ansiedlung dehnten sich bald bis nach Moys, Hermsdorf und Leutholdshain aus. Inmitten dieser Dörfer, da wo ehemals der Voigtshof stand und jetzt das Zuchthaus ist, errichtete später der Böhmenherzog Sobieslav, um seine landesherrliche Hohheit über diese Gegenden geltend zu machen, eine aus rohen Baumstämmen zusammengeschrotete Veste, von den Leuten Drebnow, d. h. Holzburg, genannt, er baute dazu eine in Felsen gehauene Kapelle, dem heiligen Georg geweiht, über welcher nachher der herrliche Bau der Peterskirche sich erhob. Aber die Holzburg wurde von den Sachsen, die auf der Landskrone hauseten, angezündet und brannte gänzlich ab. Da ließ der Herzog im Jahre 1131 die Burg von Steinen wieder aufbauen und ringsumher ein größeres Gebiet mit Mauern und Gräben umziehen. So entstand aus einer wüsten Brandstätte die Stadt Görlitz, mit ihrem Namen ihren Ursprung verrathend.

Dritte Sage.

Im neunten Jahrhunderte hatte ein wendischer Häuptling, mit Namen Ziscibor, auf der Landskrone zwei schöne Schlösser erbaut und schon damals stand an der Stelle der jetzigen Stadt Görlitz ein kleines Dörflein, hieß Gerlois. Als um das Jahr 1000 auf der Landskrone des Volkes gar so viel geworden und kein hinlänglicher Raum mehr war, zogen viele aus und bauten auf der Höhe eine veste Burg und ringsherum eine Stadt mit Mauern und Gräben.

115. Die ersten christlichen Kirchen in Görlitz und Budissin.

Hasemann, pompa regii ingressus.

In der wendischen Chronik findet man aufgezeichnet, daß in der Lausitz ein sehr altes berühmtes Geschlecht gewesen, die Herren von Skopp genannt. Diese haben die erste christliche Kirche in Görlitz gestiftet, liegen aber mit Schild und Helm in der Erde. Einer dieses Geschlechts, Albrecht genannt, hat auch auf dem Schlosse Budiz auf dem großen Hofe eine Kirche bauen lassen und liegt mit Frau und Kindern darin begraben.

116. Die Peterskirche in Görlitz.

N. Script. rer. Lus. II. 410. N. L. Mag. 1838 S. 1. Prückner, Umgangszettel 1796.

I.

Von der Peterskirche in Görlitz erzählt man sich, daß Cyrillus, Bischof zu Olmütz, der den Böhmenherzog Borzivoy im Jahre 844 zum christlichen Glauben bekehrte, sie zur Ehre des Apostelfürsten Petrus errichtet und seinem Gehülfen Methodius anbefohlen habe, der sie auch einige Jahre regierte. Sie ward auf dem Hügel erbaut, wo sonst die Burg Drebnow stand. (Vergl. I. 2.)

Anmerk. Der älteste Theil der Kirche ist die unterirdische Kapelle zum heil. Georg mit einem tiefen Brunnen. Sie war ohne Zweifel ursprünglich Burgkapelle. St. Georg ist der Schutz-Heilige der Schlösser und Burgen.

II.

An der Morgenseite der Peterskirche, fast über der äußeren Thüre der St. Georgenkapelle, ist oben unter dem Dache ein in Stein gehauener Mann mit kreuzweis verschränkten Beinen und über sich geschlagenen Händen zu sehen. Die Sage berichtet, dies sei das Bild eines Zimmermannes, welcher beim Bau der Kirche vom Dache hinuntergefallen sei, aber mitten im Fallen die Kraft und Geistesgegenwart gehabt habe, seine Axt, die er in der Hand hielt, so tief in den Balken zu hauen, daß er sich daran erhalten konnte, bis ihm andere Hülfe kam.

III.

An der Mittagsseite der Peterskirche führt eine Thür in ein kleines abgesondertes Gemach. Das heißt die Tetzelskammer, weil daselbst der berüchtigte Ablaßkrämer Tetzel seine „Butterbriefe" feil hielt. Die Volkssage setzt hinzu, der an dem gegenüberstehenden Eckhause der Petersstraße aus der Wand herausschauende steinerne Kopf eines Mannes mit Schnurr- und Knebelbart sei Tetzels Abbild und zum Andenken an seinen Ablaßkram in Görlitz daselbst errichtet.

Anmerk. Tetzel war im November und December 1508 in Budissin und kam dann nach Görlitz, wo er bis gegen Martini 1509 blieb und von der reichen Stadt und Gegend bedeutende Summen lucrirte, obgleich, wie Haß in seinen Annalen schreibt, fast nur alte Weiber seine Ablaßbriefe kauften.

117. Erbauung der Jakobskirche in Görlitz.

Mündlich. Samml. d. Bresl. Lusatia No. 12. msc. Schön, No. 73. msc.

Es war zu Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts, als ein reicher Görlitzer Bürger, (man sagt, er habe Frenzel geheißen, Andere nennen ihn Jakob) wegen eines begangenen groben Verbrechens hingerichtet werden sollte. Um nun bei Gott Vergebung seiner Sünden zu erlangen und seine Seele zu retten, bestimmte er einen großen Theil seines Vermögens zur Erbauung einer Kirche auf der Stelle, wo sein Geist den Leib verlassen würde. Damit dies nicht auf dem Richtplatze geschähe, weil an diesem entweihten Orte ein Gotteshaus nicht hätte errichtet werden dürfen, so verordnete er, daß, sobald er enthauptet sein würde, man den Rumpf mit einem Stücke Rasen bedecken, von zwei Personen unter die Arme fassen und soweit fortführen lassen sollte, bis er zusammensänke. Dies geschah. Er ward vor dem Frauenthore auf dem dasigen freien Platze enthauptet und lief ohne Kopf noch bis dahin, wo jetzt die Jakobskirche steht, die aus dem dazu gewidmeten Legate erbaut ward. Das übrige Vermögen vermachte seine Wittwe dann zu der Errichtung des Hospitals. Ein in der Sakristei der Kirche aufbewahrter Stein ist aus dem Rasenstücke, welches zur Stillung des Blutes gedient hatte, entstanden, indem derselbe nach und nach erhärtete und versteinerte. Auf einem alten Altartuche ist der von zwei Personen geführte Hingerichtete mit dem Rasen auf dem geköpften Rumpfe in kunstvoller Weberei dargestellt, und an die Familie des Stifters erinnert ein steinernes Standbild der Wittwe mit ihren beiden Kindern auf dem Arme.

118. Georg Emmerich und das heilige Grab zu Görlitz.

Mündlich. Görlitzer Annalen von Häßner, Funke, Meister, Haß u. A. Beschreibung der löblichen und ritterlichen Reise und Heerfart in das Land nach Hierusalem u. s. w. Albrechts, Herzogen zu Sachsen u. s. w. durch Hans von Morgenthal, so mit dabei gewesen. Leipzig 1588 8. — Lauf Mag. 1834, 91. Beschreibung des heiligen Grabes, Görlitz 1779.

An der nordwestlichen Seite von Görlitz, da wo die Straße nach Nisky führt, befindet sich eines der merkwürdigsten Denkmäler mittelalterlicher Frömmigkeit, die berühmte und in der That in ihrer Art einzige Nachbildung des heiligen Grabes zu Jerusalem im verkleinerten Maßstabe. — Mit der Gründung dieses heiligen Grabes hat es folgende Bewandtniß.

Im 15. Jahrhunderte lebte zu Görlitz Herr George Emmerich, der Sprosse einer reichen und vornehmen Patricierfamilie. In seines Vaters Hause, welcher Bürgermeister der damals gerade in hoher Blüthe des Wohl

ſtandes ſtehenden Sechsſtadt war, ging es gar ſtreng und ehrbar zu, aber auf ſeinen vielfältigen Reiſen lernte Georg leichte Sitten und rittermäßiges Benehmen. Den Frauen und Jungfrauen war er beſonders gefährlich, denn er war ſchön von Geſtalt und beſaß große natürliche Beredſamkeit. Mit ſolchen Künſten wurde es ihm nicht ſchwer, das Herz einer ehrbaren Jungfrau, Namens Benigna Horſchel, zu bethören und ſie um ihre Unſchuld zu betrügen. Der Vater derſelben, welcher der Tuchmacherzunft angehörig war, verlangte, Emmerich ſolle ſeine Tochter heirathen und wieder zu Ehren bringen, aber Emmerich's ſtolze Familie wollte davon nichts wiſſen. Dieſe Beſchimpfung empörte die ganze Tuchmacherzunft und nährte den längſt ſchon gährenden Haß gegen die übermüthigen Geſchlechter. Es entſtanden Zuſammenrottungen, Aufläufe und Revolten. Die Kirche aber ſtrafte den Sünder durch Auferlegung einer Buße, die dem reiſeluſtigen Emmerich gerade recht war; ſie gab ihm eine Pilgerfahrt nach Jeruſalem auf, die er auch im Jahre 1465 antrat und dadurch den heimiſchen Unruhen entging. Es war aber Jemand in Görlitz, dem der Abſchied von Emmerich gar ſchwer wurde, das war eine junge und ſchöne Wittwe, Namens Agnete Fingerin, welche ſchon längſt heimlich für Emmerich glühte. Doch Liebe macht entſchloſſen. Sie verkleidete ſich als Mönch und reiſte ihm nach. Der Pilger war nicht wenig überraſcht, als eines Tages ein fremder Mönch ſich dem Zuge anſchloß, der ihn plötzlich mit ſeinem Namen rief. Sie behielt die ganze Reiſe über ihre Mönchstracht bei, ſo daß Niemand ihr Geſchlecht merkte. Die Reiſe ging über den Sinai und durch die arabiſche Wüſte. In Jeruſalem bemerkte Emmerich zu ſeiner großen Ueberraſchung, daß die Lage des heiligen Grabes und der übrigen heiligen Stätten eine merkwürdige Aehnlichkeit mit der oben erwähnten Gegend bei Görlitz habe, und er faßte ſchon damals den Entſchluß zur Erbauung eines heiligen Grabes in ſeiner Vaterſtadt. Emmerich gewann in Jeruſalem große Ehren, denn er wurde zum Ritter des heiligen Grabes geſchlagen.

Nach Görlitz zurückgekehrt, wo man die früheren Mißhelligkeiten vergeſſen zu haben ſcheint, widmete er ſich dem Gemeinwohl der Stadt und wurde auch im Jahre 1483 Bürgermeiſter. Im Jahre 1476 aber unternahm er eine zweite Reiſe nach Jeruſalem. Diesmal ſchloß er ſich der Pilgerfahrt des Herzogs Albrecht des Beherzten von Sachſen an und nahm zum Behufe ſeines beabſichtigten Baues einen Maler und einen Baumeiſter mit, welche genaue Bilder und Riſſe des heiligen Grabes aufnahmen. Zum zweiten Male zurückgekehrt, begann er den Bau ſo wie er noch heute zu ſehen iſt. Es hat ſehr viel Geld gekoſtet, aber Emmerich konnte es aushalten. Er war ſo reich, daß ihn Luther den Görlitzer König zu nennen pflegte und das Volk ihn für einen Goldmacher hielt. Er beſaß die Stadt Schönberg und ſiebzehn Dörfer um Görlitz, darunter viele Rittergüter. In der

Stadt gehörten ihm sieben Häuser. Das Regiment der Stadt scheint er sehr strenge geführt zu haben, denn die Sage berichtet, er habe einmal einen Bürger hinrichten lassen, blos weil er im umgekehrten Pelze zu seinem Weibe und Kindern in die Badestube gegangen sei, um sich mit diesen einen Scherz zu machen. (Gegen die Mummerei der Agnete Fingerin war er weniger streng). Auch wird erzählt, er habe seinen Gärtner wollen stranguliren lassen, weil er abgefallenes Obst gegessen.

Anmerk. Die Veranlassung zu der ersten Pilgerreise ist vielleicht historisch; einige aufgefundene geschichtliche Notizen sollen dafür sprechen. — Agnete Fingerin begleitete ihn nicht auf der ersten, sondern auf der zweiten Reise. Ihr Geschlecht war kein Geheimniß; in der oben citirten Beschreibung der Reise ist die Rede von „zwei Eheleuten aus Görlitz."

Auch Agnete Fingerin, welche sehr reich war, machte eine Bußstiftung, bestehend in regelmäßigen Brodlieferungen an die Armen. Solches Brod nannte man nach ihrem Namen Agnetenbrod, doch heißt es auch Pochnetenbrod (Meister apud Hoffmann t. 2. 36.) Es wurde 1563 abgeschafft.

119. Die Kapelle auf der Galgengasse in Görlitz.

Mündlich. Wegweiser 1832 S. 88. Samml. von Schön Nr. 75. msc.

Als Herr Georg Emmerich aus dem heiligen Lande zurückkehrte und nach Dresden kam, sendete er von dort zwei Diener voraus, welche seine Ankunft in Görlitz melden und vorbereiten sollten. Einer der Diener war ein böser Mensch und fing mit dem andern, welcher viele Kostbarkeiten seines Herrn, Ringe, goldene Ketten, Schmucksachen und dergl. bei sich hatte, unterweges Händel an. Da ihm der andere aber gewachsen war, konnte er ihm nichts weiter anthun. Er ritt deshalb voraus und eilte nach Görlitz, wo er sich an dem Thore das Gesicht und die Hände zerkratzte und mit dem Blute bemalte, daß er aussah, als sei er unter Mördern gewesen. In dieser Gestalt ging er auf's Rathhaus, wo er angab, sein Gefährte, der andere Diener, habe unterwegs seinen Herrn, den Georg Emmerich, erschlagen und weil er den Herrn vertheidigt, habe ihn jener also blutig geschlagen, daß er für todt hingefallen. Er sei indeß wieder zu sich gekommen und auf Umwegen schnell zur Stadt hereingeritten, damit jener nicht entfliehen könne. Da sandte der Rath Schaarwächter aus, welche den Unschuldigen, der ganz ruhig dahergeritten kam, fingen und gebunden zur Stadt führten. Da er vor Gericht sehr erschrak, man auch die Kleinodien seines Herrn bei ihm fand, glaubte man dem falschen Knechte und machte dem Unschuldigen kurzen Prozeß, verurtheilte ihn zum Strange und führte ihn des andern Tages unter gewaltigem Zulauf des Volkes in früher Morgenstunde hinaus auf den Richtplatz vor dem Nikolaithore.

Herr Emmerich war indessen auch herangekommen, und als er auf die Höhe hinter Reichenbach kam, hörte er das Geläute der Glocken in Görlitz.

Als er nun fragte, was es zu bedeuten hätte, hörte er voll Schrecken die ganze Geſchichte und daß man eben ſeinen treuen Diener, den er ſehr liebte, zum Galgen führe. In großer Angſt ſtieß er ſeinem Pferde die Sporen in den Leib, jagte, ſo viel das Thier nur laufen konnte, auf Görlitz zu, und als er an die Stelle kam, wo jetzt die Kapelle ſteht, brach ihm ſein Pferd unter dem Leibe zuſammen. Jetzt hatte man ihn aber erblickt, denn er winkte mit einem weißen Tuche zu, daß man einhalten ſollte, und mit Schrecken erkannte man in ihm den todt geglaubten Emmerich. Der unſchuldige Diener, welcher den Strick ſchon um den Hals hatte, wurde ſogleich frei gegeben, der falſche Ankläger aber auf der Stelle ſtatt ſeiner an den lichten Galgen gehenkt. Emmerich ließ eine Kapelle auf die Stelle bauen, wo er zum Richtplatze gelangte und wo ihm ſein Pferd zuſammenſtürzte, zum Dank gegen Gott, der ihm geholfen hatte, ein unſchuldiges Menſchenleben zu retten. Auch ließ er die Geſchichte auf Leinwand malen und in der Kloſterkirche aufhängen, wo das Bild noch lange zu ſehen geweſen iſt.

Anmerk. Eine andere Variation der Sage verſchmilzt die eben mitgetheilte Erzählung mit der Geſchichte vom Todtſchlag in den Weinbergen bei Görlitz. (Eine ſehr weitſchweifige Behandlung derſelben ſteht in den Akten der Alterthumsſektion der naturforſch. Geſellſch. No. 14. Fol. 7. 599).

Die Sage iſt geſchichtlich unbegründet. Häßner's Chronik meldet: „anno 1589 den 24. Februar iſt Hr. B. Scultetus von Matthäus Mehnelt dem Kalkſtoßer bericht worden, daß die Capelle über der Goldgrube ſei gebaut worden von einem Zechmeiſter Matz Graffen, mit dem Zunamen der Fanie Mathes, welcher ſeine Schweſter zur Ehe gehabt und das er der itz lebenden alten Vatten Altenberger Vater Bruder böslich hat erſchlagen!"

120. Die Steinbilder in der St. Barbara-Kapelle zu Görlitz.

Görl. Wegweiſer 1832 S. 88.

In demjenigen Theile der Kloſterkirche zu Görlitz, welcher St. Barbara-Kapelle heißt, ſieht man oben an der Decke mehrere Bilder abgeſchildert, nämlich einen Mann mit Cither und Geige, einen andern mit Harfe und Trommel, eine bekränzte Frau und einen borſtigen Mannskopf, dem ein Quarg im Munde ſteckt. Die gelehrten Zeichendeuter der Baukunſt wiſſen nicht recht, was ſie aus dieſen Bildwerken machen ſollen. Aber das Volk weiß es. Es zog nämlich einmal vor vielen Jahren eine luſtige Geſellſchaft mit Muſik auf die Landskrone hinauf, wobei ſie allerlei Unfug trieben. Unter Andern war ein Mann dabei, welcher die Wette anſtellte, er wolle, ehe er den Berg hinauf käme, drei Quärge verſchlingen. Mit zweien gelang es, aber der dritte blieb ihm im Halſe ſtecken, daß er erſticken mußte.

Ein luſtiger Künſtler ſchilderte die Leute zum Andenken an der Kirchdecke ab.

121. Der Mönch und die Verräthergasse in Görlitz.

Mündlich.

Die heilige Dreifaltigkeitskirche wurde früher wegen des angebauten Franziskanerklosters auch die Mönchskirche und der lange, spitzige Eckthurm der Mönchsthurm genannt. Noch heute heißt dieser Thurm kurzweg „der Mönch" und wenn die Uhr dieses Thurmes schlägt, sagen die Leute einfach: „der Mönch schlägt." Der Mönch schlägt aber immer fünf Minuten vor dem eigentlichen Ablauf der Stunde, wie es denn solche Uhren auch in andern Städten giebt. Wenn man fragt, woher das komme, so geben die Leute verschiedene Antworten. Die Einen sagen, um den Herren auf dem Rathhause anzuzeigen, daß sie sich nach Hause begeben möchten, damit die Hausfrau nicht über die Stunde warten und die Suppe kalt werden möchte. Andere meinen, die Uhr habe den Zweck, die Schulkinder zu benachrichtigen, daß sie ihre Bücher nehmen und zur Schule kommen. Aber viele geben der Einrichtung eine historische Bedeutung.

Im Jahre 1527 wurde nämlich von einigen schlechten Menschen eine schreckliche Verschwörung gegen den Rath und die Stadt Görlitz angezettelt, die Stadt sollte an verschiedenen Stellen zugleich angezündet und der Rath gefangen genommen oder ermordet werden. Die Verschworenen versammelten sich in einem Hause der Langengasse, von wo sie durch ein Hinterpförtchen ein- und auszugehen pflegten. Sie hielten ihre Zusammenkünfte bei Nacht und gingen allemal erst auseinander, wenn die Stunde kam, daß der Nachtwächter seinen Abgesang machte und nach Hause ging. Einmal aber schlug zufällig die nahe Mönchsuhr viel zu früh, und der Nachtwächter, der noch auf den Beinen war, sah die verdächtige Gesellschaft durch das Pförtchen schleichen. Man forschte weiter und so kam die Verschwörung an den Tag. Die Verbrecher wurden auf dem Fischmarkte vor dem jetzigen Stockhause hingerichtet. Das Seitengäßchen aber, in welches die Hinterpforte führte, bekam den Namen die Verräthergasse und hat ihn bis auf den heutigen Tag. Ueber der Thüre ist ein Stein in der Mauer befestigt, auf welchem man die Buchstaben D. V. R. T. und darunter die Jahreszahl 1527 liest, d. h. der Verrätherischen Rotte Thür 1527. Die Mönchsuhr aber wurde zur Erinnerung an ihre Mitwirkung geflissentlich so gestellt, daß sie seitdem immer fünf Minuten vorher die Stunde schlägt.

122. Der Klötzelmönch zu Görlitz.

Mündlich. Samml. d. Breil. Lusatia No. 4. Görl. Wegweiser 1832 S. 106. O. u. N. L. Chron. S. 95.

In der Fleischergasse zu Görlitz gewahrt man an dem Hause der neuen Apotheke das in Stein gehauene Bild einer Frau, welche gleichsam aus der Mauer herausschaut wie aus einem Fenster. Das Antlitz hat einen

Digitized by Google

traurigen und sehnsüchtigen Ausdruck. An derselben Hauswand schaut ebenfalls aus der Mauer das scheußlich dargestellte Gesicht eines Mönches, welcher nach der sehnsüchtigen Frau gegenüber zu sehen scheint. Beide Bilder haben eine traurige Bedeutung.

Eines Tages wanderte ein munterer Handwerksbursche frohes Muthes in die alte Sechsstadt Görlitz ein. Als er bei der offenen Klosterkirche vorbeikam, wurde eben das Minoritenglöcklein geläutet, das die Frommen zur Abendmette rief. Da trieb es ihn an in die Kirche einzutreten, denn es war ein fromm Gemüth. In einer Ecke der Kirche legte er sein Ränzlein ab, kniete nieder und fing an andächtig zu beten. Er mochte wohl weit hergekommen sein, denn es überfiel ihn bald eine solche Müdigkeit, daß er den Kopf auf eine Bank lehnte und so, halb knieend, halb liegend, in einen sanften Schlummer fiel. Der Gesang der Chorknaben war verstummt, die Orgel schwieg, das Missa est des Priesters war gesprochen und die Andächtigen verließen allgemach die Kirche, aber der Bursche erwachte nicht. Der Pförtner nahm die Geräthe vom Altare, schloß die Thüre, aber der Ermüdete schlief ruhig weiter. Jetzt, als die Mitternacht herankam, erwachte er. Mit Schrecken sieht er sich allein in der großen Kirche. Schaudernd erhebt er sich. Alles ist finster und stumm. Nur am Altare brennt das ewige Lämpchen. Er nähert sich dem Lichte und, sich in seinem schwachen Schimmer gleichsam für sicherer haltend, versucht er es von Neuem einzuschlafen. Allein das bange Gefühl, so mutterseelenallein zu sein zwischen den Chorstühlen und Grabmälern läßt ihn zu keinem ordentlichen Schlafe kommen. Plötzlich schreckt er zusammen, denn von fern her nähert sich ein Geräusch wie von schweren schleifenden Tritten. Es kommt ihm immer näher und bebend vor Angst verbirgt sich der Erschrockene in einem der großen gothischen Chorstühle des Altarplatzes. Da klirren Schlüssel und ihm gegenüber thut sich die eiserne Thüre auf, die die Kirche mit dem Kloster verbindet. Eine Mönchsgestalt erscheint im Glanze einer Blendlaterne, schrecklich verzerrte Züge verrathend. Der Mönch schreitet mit seinen schweren Holzpantoffeln langsam die Stufen herab und jetzt erst gewahrt der Bursche, und das Blut erstarrt in seinen Adern, daß der Mönch einen Leichnam an langen blonden Locken hinter sich herschleppt. Der Mönch nähert sich dem Altare, arbeitet eine steinerne Platte aus dem Fußboden heraus und läßt den Leichnam, dessen schöne jugendliche Züge noch einmal von der Laterne beleuchtet werden, mit einem dumpfen Geräusche in eine dort verborgene Höhlung fallen. Dann deckt er schleunig die Gruft wieder zu und entfernt sich, wie er gekommen.

In grausiger Todesangst verbrachte der Bursche den Rest der Nacht und dankte Gott, als die Morgenglocke zu seinen Häupten ertönte und der Pförtner die Thüre zur Frühmesse aufschloß. Von Niemand gesehen, schlich er aus der Kirche und fing an beim hellen Tagesscheine sich zu überreden,

daß Alles nur ein schrecklicher Traum gewesen sei. Auf der Herberge angekommen, ist das erste, was er hört, wie am gestrigen Tage die Tochter einer armen Wittwe, eines der schönsten und frommsten Mädchen der Stadt, spurlos verschwunden sei. Zuletzt hätte man sie in der Messe gesehen. Da ging ihm auf einmal ein Licht auf über die schreckliche Wirklichkeit dessen, was er für einen Traum gehalten hatte. Er ging sogleich zum Bürgermeister und entdeckte ihm, was er gesehen. Augenblicklich wird das Kloster umstellt, der Altarplatz untersucht, der Leichnam gefunden. Der Handwerksbursche erkannte unter den Mönchen, die ihm vorgeführt wurden und alle ihre Unschuld beschworen hatten, auf der Stelle das Antlitz des Verbrechers. Da gestand derselbe endlich ein, Raub, Gewaltthat und Mord an der Jungfrau verübt zu haben und ward lebendig eingemauert. Aber seine Seele hatte keine Ruhe. Sowohl im Kloster, als in den dazu gehörigen Gebäuden hörte man oft in der Mitternachtstunde den schleppenden Ton seiner Klötzelpantoffeln. Der Klötzelmönch spukt wieder einmal, hieß es da. Noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts erschreckte seine Erscheinung in schwarzer Kutte mit der Blendlaterne und den Klötzelpantoffeln einen in den finstern Kreuzgängen verirrten Baderlehrling so gewaltig, daß er Tags darauf gestorben ist. Vor etwa fünfzig Jahren, als man das zu den „drei Eichen" gehörige, mit dem Kloster verbundene Gebäude niederriß, fand man seine eingemauerten Gebeine und begrub sie in geweihter Erde, und seitdem hat das Gespenst Ruhe. Das Bild des Mönches aber und das der sehnsüchtig ausschauenden Mutter ließ ein ehrlicher Bürger von Görlitz zum ewigen Andenken an dieses Ereigniß an dem erwähnten Hause, wo die Mutter gewohnt hatte, anbringen.

Anmerk. Das Minoriten-Kloster, welches nach der Reformation zu einem Gymnasium eingerichtet wurde, steht nicht mehr. Es ist im Jahre 1833 eingerissen und an der Stelle desselben das neue Schulhaus gebaut worden. Von diesem Kloster aus führt der Sage nach ein unterirdischer Gang bis nach der Landeskrone. Es sollen einmal drei Schüler hineingedrungen sein. Sie gingen eine Viertelstunde weit, kamen aber dann an eine eiserne Thüre, die sie nicht zu öffnen vermochten. Auf dem Rückwege geriethen sie in des Rektors Weinkeller und betranken sich dermaßen, daß sie den Eingang viele Stunden lang vergeblich suchten. Aber dieser Streich kam heraus, die Schüler wurden streng bestraft und der Eingang wurde zugemauert.

123. Der Mann mit dem Kruge zu Görlitz.

Mündlich. Samml. von Schön No. 72. mss.

Wenn man über die Neißbrücke nach Görlitz kommt und in die Neißgasse hinaufgeht, sieht man an der Ecke des einen Hauses, zwischen dem zweiten und dritten Stocke, zwei Männer abgebildet, die einen großen Wasserkrug in der Hand halten. Dieses Bild ist ein Erinnerungszeichen an eine hohe Wasserfluth. Vor alten Zeiten war nämlich einmal im Gebirge ein

Wolkenbruch gefallen und die Neiße so weit ausgetreten, daß sie dazumal von Görlitz bis Rothenburg das breite Bette bildete, welches man jetzt die Aue nennt. In Görlitz war das Wasser so hoch gestiegen, daß es in der Neißgasse bis an die Stelle traf, wo die Männer abgebildet sind, die zu dem Fenster hinaus mit dem Kruge Wasser geschöpft hatten. Eine Merkwürdigkeit, die man auf diese Weise verewigen wollte.

Andere erzählen, daß dies Bild zwei Trunkenbolde darstellt, die daselbst vom Blitz erschlagen worden.

Eine dritte Sage berichtet, das Steinbild sei eine Erinnerung an zwei Böttchermeister, welche ohne Wissen ihrer Frauen nach Prag gegangen waren, um das dasige Weißbier zu kosten, und mit einem Kruge voll zurückkamen.

124. Das Waisenhaus zu Görlitz.

Akten der Naturforsch. Gesellsch. zu Görlitz, Sektion für Alterth. No. 5. msc.

In dem alten Waisenhause in Görlitz, welches mit der St. Annen-Kapelle in Verbindung steht und zugleich als Stockhaus benutzt wurde, ist es nicht geheuer. Besonders in die untere Küche wagt Abends Niemand zu gehen. Ein vormaliger Züchtling, Namens Gersdorf, erschien einmal dort einer alten Aufwartefrau, die noch spät Abends in der Küche ein Bad nahm. Die Erscheinung saß in ihrer Züchtlingskleidung auf einem alten Schemel am Ofen und rauchte eine thönerne Pfeife. Die alte, gottesfürchtige und darum unerschrockene Frau ließ sich nicht stören; als sie das Bad verließ, war das Gespenst so anständig, aufzustehen, mit seinen klirrenden Fußschellen an die Herdflamme zu schreiten und sich dort indessen seine Pfeife anzuzünden. Auch sah die Alte ganz deutlich, wie Gersdorf nach dem Wasserkruge ging, mit der hohlen Hand Wasser schöpfte und trank. Als sie sich angekleidet hatte und die Küche verließ, saß Gersdorf noch immer auf seinem Schemel beim Ofen.

Auch Bürgermeister Gobius und seine Frau gehen im Waisenhause um. Sie wandeln den langen Gang entlang bis zu der Stelle, wo ihre Bilder hängen, und verschwinden plötzlich.

Anmerk. Ueber Gobius vergl. I. 155.

125. Die große Linde auf dem Nikolai-Kirchhofe in Görlitz.

Mündlich. Samml. von Schön No. 65. msc.

I.

Die Görlitzer Schöppen übten strenge Gerechtigkeit und henkten manchen bei der Wegelagerung betroffenen Stegreifritter an den lichten Galgen. Einst hatten sie einen armen Knappen gefangen und zum Tode verurtheilt; denn

wenn er auch in der Güte befragt seine Unschuld behauptete, so preßten ihm doch die Daumschrauben und die Streckbank das Geständniß eines Verbrechens aus, das er nicht begangen hatte. So wurde er denn an einem schönen Morgen hinausgeführt, um gehenkt zu werden. Als er nun am Nikolaikirchhofe vorbeikam, wo seine ehrbaren Aeltern begraben lagen, ward es ihm sehr wehe im Herzen, daß er eines so unehrlichen Todes sterben sollte, obwohl er unschuldig war, und gedachte ein Zeichen zu hinterlassen, woran man wenigstens nach seinem Tode seine Unschuld erkennen möchte, bat also den Henker, ihm zu erlauben, daß er am Grabe seiner Aeltern noch ein Ave Maria und Pater Noster beten dürfe. Das weigerte der Henker dem armen Knappen nicht und ließ ihn von seinen Knechten zu dem Grabe geleiten, auf welchem ein junges Lindenbäumchen stand. Nachdem nun der Verurtheilte sein Gebet verrichtet, riß er das Lindenbäumchen aus und pflanzte es umgekehrt wieder ein, so daß die Wurzeln als Zweige nach oben gerichtet, die Zweige aber als Wurzeln mit Erde bedeckt wurden, und sagte dabei: So gewiß wie dies Bäumchen aus den Zweigen Wurzeln und aus den Wurzeln Zweige treiben und empor wachsen wird zu einem mächtigen Baume, so gewiß habt ihr mich unschuldig zum Tode verdammt. Und siehe, das Bäumchen wuchs und ward ein mächtiger Baum, der seine schattenden Zweige weithin über den Friedhof verbreitet, bis auf den heutigen Tag.

II.

Andere erzählen sich von dieser Linde eine andere Geschichte. Der wackere Pfarrer Martin Moller, welcher zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts in Görlitz das Wort Gottes mit großem Eifer predigte, obwohl er zuletzt erblindet war (wie man an seinem Bildnisse in der Sakristei der Peterskirche sehen kann), machte es nicht allen seinen Kirchkindern recht; denn er war ein gar gelehrter und mildgesinnter, dem damaligen Bekenntnißeifer seiner lutherischen Kollegen abgeneigter Mann, so daß er in den Verdacht des heimlichen Kalvinismus kam. Er mußte wegen seiner Lehre viel Ungemach leiden, machte es aber wie David, als er in Nöthen war, das heißt, er dichtete zu seinem eigenen Troste viele schöne Lieder. Eins derselben befindet sich auch im alten Görlitzer Gesangbuche (unter No. 220.) und in vielen andern Liedersammlungen und fängt sich an:

Ach Gott, wie manches Herzeleid
Begegnet mir in dieser Zeit!
Der schmale Weg ist trübsalvoll,
Den ich zum Himmel wandern soll.

Als es nun mit dem vielangefochtenen blinden Pfarrer zu Ende ging, da sagte er zu den Seinen: „Wenn ich werde gestorben sein, so pflanzt auf mein Grab als Denkmal eine junge Linde mit den Zweigen in die Erde. So gewiß diese Linde wachsen wird, so gewiß habe ich auch Gottes Wort

rein und lauter gelehrt und gepredigt." Dieser sein letzter Wille geschah und was er gesagt hatte traf ein, so daß Alles sich hoch verwunderte und viele gläubig wurden.

126. Der Luthersteg bei Görlitz.

Mündlich. Brückner, Umgangszettel 1797.

Der Fußweg über die Schanze hinaus nach Kunnersdorf zu heißt der Luthersteg, und geht die Sage, Dr. Martin Luther, als er auf seiner Reise nach Schlesien durch Görlitz gekommen und sich daselbst ein paar Tage aufgehalten, sei immer hier hinaus spazieren gegangen und habe sich vom Berge herab der schönen Gegend erfreut.

Anmerk. Luther war nie in Görlitz.

127. Der Denkstein am Weinberge bei Görlitz.

Mündlich. Samml. von Schön No. 81. msc. Novelle von Sintenis, die verhängnißvolle Frühpredigt. Auch für die Görlitzer Bühne bearbeitet.

Ein Schlosser in Görlitz hatte mit seiner frommen Hausfrau einen einzigen Sohn, den zogen sie auf in der Furcht und Vermahnung zum Herrn und der Vater lehrte ihn sein eigenes Handwerk mit aller Strenge und Sorgfalt. Weil aber das Sprichwort sagt: Ein Kind, kein Kind! so nahmen die Aeltern noch zwei arme Waisen, einen Knaben und ein Mädchen, in ihr Haus auf und erzogen sie mit ihrem Sohne, als wären es ihre eigenen Kinder. Alle drei gediehen und wuchsen unter der Pflege der sanften Mutter und der Hand des strengen Vaters gar kräftig und fröhlich mit einander auf. Als das Mädchen in der schönsten Blüthe der Jugend stand, waren aus den Knaben zwei muntere Schlossergesellen geworden, und beide hatten ihr Auge auf sie geworfen, man konnte aber nicht recht sagen, wen sie am liebsten hatte, vielleicht wußte sie es selbst nicht. Da hieß es: Marsch! fort in die Fremde. Denn ein richtiger Bursche muß wandern und sich in der Welt umsehen und sich was versuchen in fremden Landen, ehe er Meister werden kann in der Heimath. Und die beiden Freunde packten ihre Sachen und ihr Handwerkszeug zusammen, nahmen ihr Ränzel auf die Schultern und heisa! fort gings, immer dem schönen Rheine zu. Dort trennten sie sich. Fritz, der Meisterssohn, wollte in deutschen Städten bleiben, aber Robert, das angenommene Kind, begehrte hinüber nach Frankreich. Beim Abschiede aber machten sie mit einander aus, daß sie nach Ablauf von drei Jahren an einem gewissen Tage in einer Schänke zwischen Zittau und Ostritz zusammen treffen wollten, um gemeinschaftlich in Görlitz einzuwandern. Die Zeit wurde Beiden nicht lang. Fritz arbeitete fleißig bei verschiedenen Meistern, verdiente sich ein hübsches Geld und dachte dabei alle Tage an die hübsche Marie in seines Vaters Hause. Auch Robert ließ sie nicht aus seinen Gedanken, aber weil

ihm der Wein in Frankreich zu gut ſchmeckte, gewöhnte er ſich das Trinken an, verthat Alles wieder, was er verdiente und ward ein liederlicher Burſche. So kam er denn am feſtgeſetzten Tage mit ſeinem Freunde Fritz zuſammen. Fritz war hocherfreut, den alten Jugendgeſpielen wieder zu ſehen, und bemerkte in ſeiner Freude gar nicht die Veränderung, welche mit dieſem vorgegangen war. Heiteren Sinnes und fröhlichen Muthes wanderte er mit ihm der lieben Vaterſtadt zu, ſchüttete ihm ſein Herz aus und erzählte ihm, daß er bereits die Einwilligung der Aeltern zur Verheirathung mit Marien habe und ſich als Meiſter in ſeines Vaters Werkſtatt ſetzen werde, da dieſer ſchwach und kränklich geworden ſei, Robert aber ſollte ſein Geſelle werden und ſie wollten mit einander arbeiten und ſchaffen nach Herzensluſt. Aber Robert litt bei dieſen Erklärungen ſeines Jugendbruders große Herzensqual und als ſie nahe an die Stadt gekommen waren, nicht weit von den Weinbergen — die Seiger in Görlitz ſchlugen eben zwölf Uhr in der Nacht — da erwachte in ihm der böſe Geiſt der Eiferſucht, des Neides und Eigennutzes — er hieb den in der frohen Erwartung des Wiederſehens ſchwelgenden Gefährten mit ſeinem Knotenſtocke von hinten über den Kopf, daß er betäubt zur Erde ſank, ſchlug ihn vollends todt und verſcharrte den Leichnam ſammt dem Felleiſen in eine tiefe Grube, die er mit Steinen voll füllte. Hierauf ging er des Morgens zu dem alten Meiſter, den er ſeines Sohnes auf eine ſo ſchändliche Weiſe beraubt hatte, und trat bei ihm in Arbeit. Nach mehreren Jahren, da Fritz verſchollen blieb, ward er Meiſter, übernahm des Alten Werkſtätte und heirathete deſſen Pflegetochter. Dreißig Jahre waren vergangen, er hatte Söhne und Töchter gezeugt, war ein begüterter und geachteter Mann geworden und Niemand ahnete in ihm den Mörder. Seinem düſtern, unfreundlichen Weſen und ſeiner Menſchenſcheu legte man andere Beweggründe unter, da er ſich ſtets als ein wackerer Bürger benahm und wie es einem frommen Chriſten geziemt, zwar nie den Hauptgottesdienſt, aber regelmäßig die Frühpredigt beſuchte. Da geſchah es eines Sonntags früh, daß der Meiſter halb ſechs Uhr ſchlagen hörte, aus dem Bette ſprang und ſich ſchnell ankleidete, um die Frühpredigt nicht zu verſäumen. Eilenden Fußes ſchritt er durch den friſch gefallenen Schnee der Peterskirche zu, von deren Thürmen helles Geläut erſchallte. Allein als er die Stufen hinaufgeſtiegen war und zur Hauptthüre hineingehen wollte, fand er zu ſeiner Verwunderung Alles feſt verſchloſſen. Doch ſeine Verwunderung wich bald einem innerlichen Grauſen, als die Thürme die zwölfte Stunde verkündeten und er bemerkte, daß es noch nicht Morgen ſei, ſondern eine unbegreifliche Täuſchung ihn zur Mitternachtzeit zur Kirche hingezogen habe. Aber wie ward ihm, als plötzlich in ihm die Erinnerung erwachte, daß vor dreißig Jahren gerade an dieſem Tage und zu derſelben Stunde er ſeinen Freund, den Sohn ſeines Wohlthäters erſchlagen. Wie vom Donner betäubt, kehrte er um und wankte

nach Hause in sein Bette. Als aber nun die sechste Stunde des Morgens kam, erschienen bei ihm die Gerichtsdiener des Rathes, fesselten ihn und führten ihn vor den regierenden Bürgermeister. In derselben Nacht waren alle Gotteskasten in der Peterskirche erbrochen und beraubt worden und man hatte die Spur bis in das Haus des Meisters verfolgt. Nein, sagte dieser, als ihm der Diebstahl Schuld gegeben wurde, — nein! ein Dieb bin ich nicht, aber ein Mörder! — Nachdem er dem Gerichte Alles gestanden und dieses die Gebeine des Erschlagenen hatte ausgraben lassen und die Thatsache feststand, ward der Mörder auf dem Markte enthauptet. Der Denkstein aber, welchen man dort errichtete, wo die That geschehen war, ist bei dem Bau der Kunststraße nach Leschwitz entfernt worden und nicht mehr aufzufinden. Der Stoff dieser Sage ist zu einer hübschen Novelle verarbeitet.

Anmerk. 1. Ein anderes steinernes Kreuz steht noch heute auf dem Wege nach Girbigsdorf, wo die Straße nach Ebersbach abgeht. Dort tödtete der älteste Sohn des Herrn von Schachmann auf Königshain im Zweikampfe den Bruder des Landesältesten von Salza auf Ebersbach den 15. December 1666 (Görlitzer Jahrbücher a. a. c. Oberlauf. Nachlese 1767 224.)

2. An der Straße nach Leschwitz stand früher zur rechten Hand auf einer Anhöhe ein steinernes Denkmal. Das hatte folgenden Ursprung. Im Jahre 1537 sind zwei Gebrüder von Rechtritz eines Tages aus Görlitz miteinander fortgeritten und unterwegs in so heftigen Streit gerathen, daß einer der beiden seinen Bruder erstochen, der auf der Stelle todtgeblieben ist. Da erfaßt den andern ein entsetzliches Grauen vor sich selbst, reitet stracks nach Rom und fleht so lange den Papst um Absolution, bis der ihm die Sünde vergiebt. Zur Buße hat er ihm aufgetragen, am Orte der That eine Kapelle zu erbauen, damit der Vorüberziehende an der Stelle des Mordes ein Vaterunser beten möge zur Erlösung der Seele aus dem Fegefeuer. (Brückner, Umgangszettel 1797).

3. Am Frauenhospital in Görlitz erinnerte ein steinernes Kreuz mit einem eingehauenen Messer an einen Vorwerksknecht, den ein Gärtner daselbst im Jahre 1542 mit einem Brodmesser erstochen. (Heßner's Annal. a. a. c.).

128. Rudolph von Habsburg borgt bei einem Görlitzer Bürger.

Görlitzer Annalen von Funke a. a. 1261. Msc. und andere Görlitzer Jahrbücher.

„Im Jahr 1261 ist Rudolphus, Graf von Habensburgen aus Elsaß, nach Breslau verreist und als ihm im Rückwege Geld abgegangen, hat er sich zu Görlitz bei einem Tuchmacher, Velten Kießling genennet, 500 Mrk. geborget, auf schlechte Zusage, denn er vorgegeben, alle sein Vorhaben strebe nach einem ehrlichen Namen. Als er nachmals anno 1273 römischer Kaiser worden, hat er obgedachtem Tuchmacher zu Görlitz das Geld doppelt wiedergegeben, und weil er nur eine einzige Tochter, Judithe genannt, gehabt, hat sie der Kaiser seinem treuen Diener Johann Ruffenberger verheirathet, ihn hoch geadelt und die Grafschaft Wulgen eingegeben. Da hat er sich der Herr von Wolkenberk geschrieben, wie es denn dieses Geschlechtes

von Wolkenberk noch heute im römischen Reiche hat, wie auch in der Reynströmischen Chronika zu sehen, und dieselbigen Freiherren haben ihre Ankunft her von einem Tuchmacher von Görlitz."

Anmerk. In No. 70b. wird dieselbe Sage nach Baruth versetzt und von der Gersdorff'schen Familie erzählt.

129. Der Koberprinz in der Görlitzer Haide.

Funke, Görlitzer Annalen a. a. 1243. Barth. Scult. Chron. Gorl. a. a. 1243 Tom. XV. Sing. Lus. XVII., 327. Großer, Schulprogr. z. J. 1714. Pilz, Umgangszettel 1799 u. 1800. Görl. Wegweiser 1833 S. 705 (verballhornt).

Im Jahre 1243, den 13. Mai, kamen zu Schweidnitz in Schlesien viele Fürsten und Herren zusammen. Da gings hoch her und es ward lustig gelebt, aber auch manches Ernsthafte verhandelt. König Wenzeslaus I. Ottokar, genannt der Fromme, hatte auch sein Söhnlein, den jungen Herzog Boleslaus, mitgebracht. Der war erst fünfzehn Jahr alt. Herzog Boleslaus zu Schweidnitz aber hatte ein feines Töchterlein, Namens Elisabeth. Das war erst zwölf Jahr alt. Diese beiden jungen Fürstenkinder wurden in aller Fürsten Gegenwart ehelich versprochen, das eheliche Beilager aber wegen der großen Jugend der Kinder auf fünf Jahre verschoben.

König Wenzel reiste ab, aber der junge Herzog blieb am Hofe zu Schweidnitz, um die deutsche Sprache zu erlernen. Man gab ihm einen Hofmeister, einen gelehrten und wohlanständigen Mann, der viele Länder gesehen und gute Sitten kannte, Namens Melchior Staude, einen gebornen Görlitzer. Dieser Lehrer hat die beiden Kinder zugleich unterrichtet. Aber noch öfter kamen sie heimlich zusammen, faßten eine heftige und brünstige Liebe zu einander und — bestimmt waren sie doch einmal für einander und halb aus kindischer Neugier, wie es wohl später sein möge im lieben Ehestande, halb aber wohl aus erwachender Liebesbrunst verbanden sie sich heimlich und spielten Mann und Frau. Bald aber stellte sich die Angst vor Entdeckung ihrer heimlichen Liebe ein, da baten sie die Aeltern, man möge sie mit ihrem Hofmeister nach seiner Heimath auf Reisen senden. Und so geschah es, ohne daß Jemand Verdacht geschöpft hatte. Unterwegs aber beschließen sie, ihrem Hofmeister zu entfliehen, nehmen Geld und Sachen mit und wandern zu Fuß in den Wald. So kommen sie in die Görlitzer Haide zu einer armen Häuslersfrau im Walde. Dort nehmen sie Wohnung und schicken die Frau mit Gelde in die Stadt, um Sachen zu kaufen. Da kommt der Prinzessin Stunde und der liebe Gott beschert ihr ein frisches Knäblein. Desselben Tages aber waren drei vornehme Bürger aus Görlitz in die Haide gefahren um Holz zu kaufen, hatten die Pferde ausgespannt und neben dem Wagen im Grase weiden lassen. Im Wagen aber hatten sie einen großen Kober (Korb) mit kalter Küche zum Frühstück. Was macht der junge Vater? er nimmt sein Kindlein in den Arm, wickelt es in seine Leinewand, trägt es an den Wagen und legt es in den Korb. Unterdeß waren die Görlitzer

mit ihrem Handel fertig geworden, kamen zum Wagen zurück, setzten sich in's Gras und holen den Korb herab, um zu frühstücken. Aber welches Erstaunen, als ihnen statt des Brodes und Bratens ein neugebornes Knäblein zum Frühstück beschert wurde. Lange berieth man, was mit dem Findling zu thun sei. Da erbot sich der Tuchmacher Balthasar Oelsner, der ein frommer, ehrbarer Mann gewesen, aber in seiner Ehe keine Kinder gehabt hat, den Kleinen zu sich zu nehmen. Frau Oelsnerin machte anfangs ein saures Gesicht, als der Herr Gemahl mit einem Kinde im Arme in's Haus trat, denn sie hatte ihn in Verdacht, er wisse nur zu wohl, woher es stamme; aber bald gewann sie das Kind so lieb, als wenn es ihr eigenes wäre. Sie nannten den Knaben Friedrich und erzogen ihn in aller Gottesfurcht wie ein ehrlich Bürgerkind, und der Knabe zeigte bald einen edlen Sinn und hohen Muth. So verrieth sich bald das fürstliche Geblüt. Es vergingen neun Jahre. Herzog Boleslaus hatte unterdeß zu Brandeis mit seiner Gemahlin feierlich und öffentlich Beilager gehalten und diese ihm einen zweiten Sohn geboren, der in der Taufe den Namen Primislaus erhielt. Aber ihres ersten Kindes hatten sie nicht vergessen und dachten seiner oft mit heimlichem Schmerz und bitterer Reue. Endlich machen sie sich auf, reisen nach Görlitz und werden dort bei Balthasar Oelsner, der in jenem Jahre gerade Bürgermeister gewesen, ehrenvoll empfangen und bewirthet. Als sie aber das Kind sahen und seine Geschichte hörten, fingen sie beide an laut zu weinen vor Freude und Rührung. Da war großer Jubel im Oelsner'schen Hause und die ganze Stadt erfuhr es und freuete sich mit ihnen. Das Oelsner'sche Ehepaar erhielt später etliche Tausend Goldgülden zu Landgütern, und als Herr Balthasar starb, hat die Wittwe nochmals geheirathet und ist nach Brandeis in Böhmen gezogen. Papst Clemens IV. hat mit Ernst befohlen, dieses gefundene fürstliche Kind als fürstlich und ehelich zu halten, weil dessen Aeltern vor Gott allbereits ehelich gewesen. König Ottokar aber hat zur ewigen Erinnerung an diese Begebenheit die Stadt Görlitz und insonderheit die dasige Tuchmacherinnung mit außerordentlichen und wichtigen Privilegien begabt, so daß sie Bier brauen durften ohne jegliches Gefälle, Mehl mahlen ohne allen Zins und Handel treiben ohne Mauth, und jedem Görlitzer Tuchmacher erlaubt war, allezeit so viel Holz aus der Haide zu holen, als er bedürfen würde, wie in vielen alten Büchern ausführlich zu lesen ist. Daher stammt denn auch der große Reichthum der Görlitzer Tuchmacherzunft. Das ist die Geschichte vom Koberprinzen und seiner Erziehung durch einen Görlitzer Tuchmacher, wie sie auch anno 1714, den 24. und 26. Januar, unter Leitung des berühmten Rektors Großer im Görlitzer Gymnasium von den Scholaren als Schauspiel aufgeführt worden ist.

Anmerk. 1. „Die vermeinte Aventure des in der Görlitzer Haide gefundenen Prinzen, in vier Akten." Die spielenden Personen, alles Gymnasiasten, werden im Programm be-

nannt und es treten ihrer 36 auf. Auch die weiblichen Rollen wurden von Schülern gegeben.

2. Diese seltsame Sage beruht, wie schon Brückner (l. c.) nachgewiesen hat, auf gar keiner geschichtlichen Grundlage. Trotzdem ist sie nicht, wie man bisher allgemein angenommen hat, eine bloße Erfindung, sondern vielmehr nur die geschmacklose, von städtisch-zünftiger Eitelkeit ziemlich plump ausgemalte Umdichtung eines uralten und überaus zarten Sagenstoffes. Die heimliche und verbotene Liebe zweier vornehm geborener Kinder begegnet uns schon in dem zum Sagenkreise von Kaiser Karl dem Großen gehörigen Epos Flos und Blankflos, bearbeitet von dem mittelhochdeutschen Dichter Konrad Flecke. Was mich zu dieser Hypothese bestimmt, ist hauptsächlich der Kord, der sogar unserer Sage den Namen giebt. Er spielt auch in jenem Gedichte aus dem 13. Jahrhunderte eine große Rolle und zwar ebenfalls die eines Schmugglers, wenn auch in anderer Weise.

   In anderer Variation wiederholt sich die Sage in dem von Pfeiffer herausgegebenen altdeutschen Gedichte Mai und Beaflor.

3. Görlitzer Sagen aus dem 1. Theile: 1, 2, 79, 107, 134, 155, 177, 178, 180, 194, 195, 196, 204, 207, 208, 217, 232, 240, 242, 303, 321, 325, 326, 341, 342, 351, 355, 361.

Sagen von der Landeskrone bei Görlitz, der Limasburg bei Königshain und der Königsburg im Spreewalde.*)

Monatsblatt für den Kunst- und Geschichtliebenden Bürger und Landmann, Görlitz 1797, 2. St. S. 6. Görlitzer Wegweiser 1835 No. 28, 30—35. N. L. Mag. 1833 S. 589, 1839 S. 1. Hosmann pompa regii ingressus init.

130. Von Ziscibor, dem Erbauer der Landeskrone.

Einst zierten die beiden Gipfel der Landeskrone zwei stattliche Schlösser sammt einem Meierhofe. Eine alte Grundmauer an der Mitternachtseite des Berges bezeichnet noch den Umfang des einen Schloßhofes; von dem andern, gegen Mittag gelegenen, ist keine Spur mehr vorhanden. Ihr Erbauer war Ziscibor, Herr auf Biska, Oberstlieutenant vom longobardischen Regiment, ein sehr kluger und tapferer Heerführer der Sorben und Abkömmling eines Wendenkönigs, den seine eigenen Leute im Jahre 856 ermordeten. Der Bau wurde im Jahre 952 nach Christi Geburt begonnen, da Otto I. römischer Kaiser und Gero Markgraf der Lausitz war und mit vieler Mühe und großen Kosten 954 zu Ende gebracht. Um die Baumaterialien auf den Berg zu schaffen, wurden in dem nahe gelegenen Dorfe Biska, welches jetzt Biesnitz heißt, zwei ganze Jahre lang zwölf Pferde gehalten. Das Holz holte man aus der markgräflichen Haide Stambulum, die Steine brach man theils an der Landeskrone selbst, theils bei dem Dorfe Gerlois, woraus später die Stadt Görlitz entstand. Der Kalk wurde bei

*) In den folgenden Sagen ist sehr Vieles auf den ersten Blick Unächte, willkürlich Zusammenfabulirte und wenig ächt Sagenhaftes. Der Kenner wird das Letztere herausfinden. Trotzdem ist aber die ganze Erzählung besonders deshalb interessant, weil sie zeigt, welche Gestalt die alte Sage in der beschränkten Phantasie eines Verfassers gewonnen hat, der ein Unteroffizier und ehemaliger Maurergeselle gewesen zu sein scheint oder aber für ein derartiges Publikum geschrieben hat.

den Dörfern Hennsdorf und Ludwigsdorf, damalen Lumannsdorf genannt, gegraben und von einem Bauer, Namens Markus Sprengel, erkauft. Nachdem alles Nöthige herbeigeschafft und ein wohlgebahnter Weg auf die Landeskrone geführt worden war, fing man an, das Holzwerk auszuarbeiten, und das geschah unten am Berge an der Mittagseite. Die Steine, welche sehr groß waren, wurden größtentheils im Bruche schon zugerichtet, und man schätzte sie auf hundert Stöße. Im Jahre 953 um Weihnachten und Lichtmeß wurde Alles auf Schleifen, vor welche man sechs Pferde spannte, hinaufgeschafft. Man brauchte dazu achtzehn Wochen. Nun gingen im Monat April die Maurer an die Arbeit und bauten zuerst das Wohnhaus in dem Meierhofe, zwei Stockwerk hoch, mit vier Stuben und einem sehr großen Pferdestalle. Dann ward gleich das erste Schloß auf dem höchsten Gipfel gegen Abend gebaut. Es hatte drei Stockwerke und ein welsches Dach, viele köstliche Gemächer und starke Gewölbe, und man wendete alle erfinnliche Mühe darauf, es so fest als möglich zu machen. Daher mischte man den Mörtel zu gleichen Theilen aus Kalk und Gyps, den man aus Schlesien herbeischaffte, und verankerte Alles mit eisernen Bändern. Die Gitter an den Fenstern der beiden untern Stockwerke bestanden aus armdicken Eisenstangen. Die drei Hauptthüren waren aus Bohlen zusammengefügt und von innen mit Eisen beschlagen und mit eisernen Schienen verfestigt. Jede Thür hatte drei eiserne Riegel von der Stärke eines Mannsbeines. Die Gewölbe verwahrte man mit ganz eisernen Thüren und der Eingang dazu war auf eine verborgene und geheime Weise angebracht.

Bald aber wäre der ganze Bau im Anfange gleich unterbrochen worden und liegen geblieben, weil die Handwerksleute sich weigerten, weiter daran zu arbeiten, und das geschah also: Bald nachdem die Gewölbe fertig geworden, hat Ziscibor alle seine goldenen und silbernen Schätze, die überaus reich und kostbar gewesen, in einer Nacht hineinschaffen lassen. Am folgenden Tage, gegen Abend, ist ein alter, gräßlicher, zauberischer Mann mit dem Bauherrn den Berg hinauf und in's Schloß gegangen. Den Maurern aber, die eben Feierabend gemacht hatten, ist streng befohlen worden, in den Meierhof zu gehen. Keiner sollte sich unterstehen, ihn zu verlassen, bei Verlust seines Lebens. Der Maurermeister aber, mit Namen Jocant Faust, ein Sorbe und sächsischer Unterthan, ein verwegener und vorwitziger Mann, geht doch hinauf unter dem Vorwande, sich den Abriß von dem Schlosse, den er im Vorhause hatte liegen lassen, herunter zu holen. Als er nun herauf kommt, da steht die Thüre zu dem Schatzgewölbe offen, und der Bauherr ist mit dem Zauberer drinnen und reden so grausam stark mit einander, daß dem Meister die Haut schauert und er nicht weiß, wie er hurtig genug davon kommen soll. Das geschah am Abende vor Jacobi im Jahre 954. Des andern Tages, da der Meister wieder auf den Bau gekommen und sich nach

der Thüre umgesehen, hat er von dem Eingange zu dem Schatzgewölbe keine Spur mehr gefunden und ist über die Maßen darob erschrocken. Noch mehr, Mittags um zwölfe, als alle Handwerker auf dem Baue beschäftigt waren, verspürten sie einen unterirdischen Stoß, der das ganze Haus erschütterte, und das wiederholte sich drei Tage hinter einander. Da wurde Allen ganz unheimlich zu Muthe und der Meister begehrte seinen Abschied, erhielt ihn aber nicht. Auch die Gesellen und die andern Handwerker wurden aufsätzig und wollten nicht mehr arbeiten. Viele liefen fort, unter den Uebrigen entstanden Händel und Schlägereien und es ward da eine große Verwirrung, also daß der Oberstlieutenant Ziscibor viel Noth hatte.

In seiner Bedrängniß schickte er eilig einen reisigen Knecht an den General Tugomir, welcher mit seinem ganzen Regimente in Pörtsch bei Budissin stand, und ließ ihn um seine Hülfe und Beistand bitten. Tugomir, so wie er den Brief gelesen hatte, ertheilte seinen Reitern sogleich Befehl zum Aufbruch und kam bei Nacht und Nebel unterhalb der Landeskrone an, umzingelte sie und bewachte sie so gut, daß kein einziger von den Arbeitern entrinnen konnte. Die Fortgelaufenen ließ er einfangen, an der Zahl hundert und funfzig; die arbeiteten nun fleißig den ganzen Sommer hindurch. Die Reiter aber verschafften sich ihren Unterhalt in den umliegenden Dörfern Maxdorf, Holtendorf, Griesendorf, Eberhardsdorf, Compersdorf u. s. w. und plagten die armen Bauern weidlich.

Nun ward auch der Anfang mit dem andern Schlosse gemacht. Das ward nicht so prächtig gebaut wie das erste, aber auch sehr fest mit Gyps und Kalk drei Stockwerke hoch aufgemauert. In dem ersten und zweiten Stockwerke befanden sich die schönsten Zimmer und Kammern und an dem dritten waren anmuthige Söller und Erker angebracht. Von außen führte ein Gang rings um das Schloß herum. Es stand, wie gesagt, auf dem niedern Gipfel an der Mittagseite des Berges. Noch baute man daran einen Stall und einen Wagenschuppen und umgab das Ganze mit einer Mauer.

Nachdem Alles fertig war, zog der General Tugomir mit seinem Kriegsvolke wieder ab nach Friedland in die Winterquartiere und die Handwerksleute kehrten ein jeder in seine Heimath zurück, mit Ausnahme der Tischler, die noch sehr viel zu arbeiten hatten. Von den bei dem Baue beschäftigten Meistern ist der Maurermeister Jocant Faust schon genannt worden. Der Zimmermeister war von Gabel aus Böhmen und hieß Marcus Dorheide. Der Tischlermeister war aus Prag und hieß Hans Scabino. Der Schlossermeister war auch aus Prag und hieß Franz Ziska. Der Maler aber, mit Namen Andreas Haborvormius, war aus Frankreich.

In der zweiten Woche vor Weihnachten zogen der Oberstlieutenant Ziscibor und der Herr Zenco von Wartemberg mit ihren beiderseitigen Fa-

milien und ganzem Hofstaat auf der Landeskrone ein. Funfzig Mann Sorben wurden zur Bedeckung in den Meierhof gelegt.

131. Von Crescentius, dem Erbauer der Limasburg und von der großen Wendenschlacht.

Um dieselbe Zeit, als die Landeskronenburg gebaut wurde, im Jahre 960, ward auch die Burg auf dem Limasberge erbaut. Dieser Berg liegt nicht weit von Königshain und sein jetzt ziemlich abgetragener Gipfel besteht ganz aus festem Granitstein. Der Erbauer war ein vornehmer Sorbe aus edlem Geschlecht, ein Heerführer der Sorben und stand mit Ziscibor, dem Herrn der Landeskrone, in einer genauen Verbindung. Die Geschichtsbücher nennen ihn Crescentius. Das mag aber wohl nur eine Uebersetzung des slawischen Namens Pschibislav, oder Prebislav, sein, welcher so viel bedeutet als der Wachsende. Auch dieses Schloß ward über die Maßen fest und ganz in derselben Art wie das auf der Landeskrone gegen Abend erbaut. Das Gewölbe, ganz in Stein gehauen, war noch fester als jenes.

Es ward auch ein vornehmer Götze dahin gesetzt, den die Sorben Porovit nannten. Er stand in dem Erker des Vorhauses der Kapelle, welche oberwärts des Schlosses ebenfalls ganz in Stein gehauen war. Die Sorben strömten da zu Tausenden herzu und brachten dahin zum Opfer Gold und Silber und Menschen, die zu Ehren des Götzen verbrannt wurden. In böhmischen alten Schriften ist zu lesen, daß da viele hundert, ja tausend Menschen geopfert worden sind. Vor der Kapelle stand ein Altar, darauf wurden sie gelegt und verbraunt.

Als nun der deutsche Kaiser solcher greulichen Abgötterei in diesen Gegenden ein Ende machen und die Sorben zum christlichen Glauben bekehren wollte, kamen die kaiserlichen Kriegsvölker auch im Jahre 970 hierher und griffen zuerst die Landeskrone an, fanden aber harten Widerstand und vermochten es nicht, sie zu erobern. Da wendeten sie sich gegen den Limasberg. Als dies Crescentius erfuhr, welcher mit 5000 Mann auf den Königshainer Bergen stand, nahm er 3000 Mann und rückte bis an sein Schloß, um dasselbe zu vertheidigen. Allein dort vernahm er von einem Landkundschafter, daß ein großer Trupp kaiserlicher Völker durch Reichenbach auf Königshain zu marschire. Demnach schickte er die 3000 Mann diesen entgegen auf der Hoyerswerdaer Straße und ließ sie auf einer Anhöhe eine Stellung einnehmen. Doch von zwei Seiten angegriffen, merkte er wohl, daß die Sache kein gutes Ende nehmen würde, übergab den Befehl dem General Reußner, eilte mit seinem Leibdiener, Andreas Winding aus Friedland in sein Schloß und befahl, sein ganzes Vermögen in das Gewölbe zu schaffen. Nachdem Alles fertig war, schickte er alle seine Bedienten fort, um ihm Nachricht zu holen, wie es draußen aussähe, und behielt nur den Leib-

diener bei ſich. Doch auch dem befahl er, ſich dreihundert Schritt weit weg zu begeben. Den trieb jedoch die Neugier, aus einem Verſtecke ſeinen Herrn zu belauſchen und da ſah er, wie derſelbe einem alten grauen Manne in einem altmodiſchen Rocke alle ſeine Schätze übergab. Er hat es nachher, als er brod- und dienſtlos umherirrte, gar Vielen erzählt.

Nun entſpann ſich eine ſehr hitzige Schlacht zwiſchen den Deutſchen und Sorben, in welcher viel Blut von beiden Seiten floß. Trotz der tapferſten Gegenwehr mußten des Crescentius Leute weichen und ſich auf den Limasberg zurückziehen, wo ſie ſich in dem Gebüſche feſtſetzten und eine Weile hielten, bis ſie in ihre Befeſtigungen zurückgeworfen wurden. Es war da nämlich an der Morgenſeite eine Schanze, von wo aus die Bogenſchützen und die Schleuderer ſich wohl vertheidigen konnten und auch viele Kaiſerliche tödteten. Gegen Morgen ſtand ein großes Gebäude, in welchem wohl hundert Pferde Raum hatten. Von der Schanze an bis an die Abendſeite des Gipfels war eine ſtark befeſtigte Mauer, viele hundert Schritte im Umfange, ſo daß einige Tauſend Mann innerhalb derſelben aufgeſtellt werden konnten. Außerhalb der Mauer waren große Gruben gegraben und Pfähle mit eiſernen Spitzen eingeſchlagen, darüber aber Stangen und Aeſte gelegt und Erde darüber geſchüttet, ſo daß die Feinde hineinfallen und ſich ſpießen mußten. Das Thor, welches an der Mittagſeite in den Hof ging, war mit ſehr ſtarken eiſernen Riegeln verwahrt und von außen mit eiſernen Schienen beſchlagen. Darüber war ein Thorhaus, auf dem wohl zwanzig Mann ſich vertheidigen konnten.

Und die Sorben vertheidigten ſich hartnäckig auf allen Seiten und wollten den Deutſchen nicht weichen. Selbſt das in die Veſte geworfene Feuer that ihnen keinen Schaden, denn ſie hatten einen köſtlichen Brunnen im Hofe, dahinein konnten ſie das Waſſer in bleiernen Röhren durch eine geheime Kunſt, die Niemand gewahr wurde, leiten und von unten auf den Berg ziehen, alſo daß es ihnen an Waſſer zum Trinken wie zum Löſchen niemals gebrach. Zudem war auf dem Berge eine gemauerte Ciſterne, welche ſie ſtets voll Waſſer hatten. So hielten ſie ſich fünf Tage lang, bis ihnen die Lebensmittel ausgingen und ſie ſich ergeben mußten auf Gnade und Ungnade. Da war aber von keiner Gnade die Rede. Die Deutſchen, die ſelbſt viel Leute verloren hatten, ſchonten nichts, ſondern hieben Alles nieder, ſo daß nur ſehr wenige dem Blutbade entrannen. Crescentius ſelbſt aber ſtürzte ſich auf der Mitternachtſeite von der Burg herab. Einige ſagen, er ſei dort von den Kaiſerlichen in Stücken gehauen worden. Im Spreewalde aber erzählt man ſich noch heute, daß er auf wunderbare Weiſe erhalten worden ſei und ſich bis an die Spree geflüchtet habe. Dort ſetzte er ſich auf ein aus Weidenruthen zuſammengeflochtenes Floß, ſchwamm den Fluß hinab und kam wohlbehalten in der Niederlauſitz an. Hier erbaute er das Schloß zu Burg und herrſchte über die Niederlauſitzer Wenden, als ein König, der

Botmäßigkeit der Deutschen in dem unzugänglichen Spreewalde sich entziehend und ihren Waffen trotzend.

Nachdem diese nun die Limasburg erobert hatten, zerstörten sie dieselbe und brannten sie nieder. Hierauf wandten sie sich gegen die übrigen Sorben, die sich noch auf den Königshainer Bergen in der festen Stellung hielten, konnten ihnen aber nicht viel anhaben, da sie sich gar gut verschanzt hatten. Endlich aber besiegten und zerstreuten sie die Tapfern mit Hülfe des Markgrafen Gero, der von der andern Seite anrückte, so daß die Heiden von zwei Seiten angegriffen, gänzlich umringt und auf eine große Wiese zusammengetrieben wurden, wo sie nach muthiger Gegenwehr erlagen. Mittlerweile hatte Ziscibor die unter des General Tugomir Befehl stehenden Sorben herangezogen und fiel die vom Streite ermüdeten Deutschen mit 3000 Mann so heftig an, daß sie das Feld räumen und sich zurückziehen mußten. Bei diesem schrecklichen Blutbade kamen von beiden Seiten über 2000 Mann um.

Nachdem Ziscibor den Feind in die böhmischen Wälder und Berge getrieben hatte, kam er zurück und entsendete einen Theil seiner Krieger auf die Landeskrone. Mit den übrigen zog er auf den Limasberg in großer Trauer um seinen Freund Crescentius und das schöne Schloß, fand aber dort nichts als eine Brandstätte und wüste Mauern. Er machte sogleich Anstalt, die Burg wieder aufzubauen und berief dazu die bei Hoyerswerda stehenden Kriegsvölker, und das war um die Erntezeit. Die Truppen wurden auf allen Bergen umher vertheilt, um den Bau in diesen unruhigen und gefahrvollen Kriegszeiten zu beschützen. Eine Abtheilung blieb auf der Straße gegen Morgen stehen, die zweite stellte sich auf der Anhöhe bei Ebersbach, die dritte auf dem Königsteine, und eine vierte auf dem Hohensteine auf.

Der Bau wurde schnell vollendet, denn die Mauern waren stehen geblieben und nur das Holzwerk war heruntergebrannt. In einigen Wochen war Alles wieder in den alten Stand gesetzt. Aber die Kapelle, worin der Abgott stand, wurde von Grund aus abgebrochen und ein neuer Altar auf den Königshainer Bergen errichtet, auch ein neuer Abgott verfertigt und aufgestellt. Die Spuren davon sind noch heutigen Tages auf dem hohen Granitfelsen zu sehen, welchen das Volk im Andenken an die dort dem Abgott Flins geschlachteten Menschenopfer den Todtenstein nennt.

Anmerk. Vgl. die Sagen von Königshain Th. I. No. 19., Th. II. No. 163a., 166. Ueber den Flins auf dem Limas und den Namen vgl. Th. I. No. 5. Anmerk. 4. Wie der Limasberg (= Lindberg) bei dem Dorfe Liebstein (von lipa = Linde, oder luba, der Liebesgöttin) liegt, so sind in der Muskauer Haide, am linken Ufer des schwarzen Schöps, die Dörfer Linda und Liebel (wend. luban) benachbart. Bei Alt-Liebel sind noch Ueberreste einer Räuberburg. (Preusker II., 178).

132. König Ziscibor, der Kinderräuber im Spreewalde.

Ziscibor war nunmehr Befehlshaber über die Schlösser auf der Landeskrone und dem Limasberge. Wie lange er es blieb, wissen wir nicht, denn die oberlausitzer Sage erzählt uns weiter nichts mehr von ihm, als daß er, aber schon vor diesen Kämpfen mit den Deutschen, im Jahre 956, einmal viele Tausend runde Steine zurichten und auf die Landeskrone schaffen ließ, um seinen Feind, den Hannen, damit zu bewillkommnen, wenn er ihn belagerte. Nach der niederlausitzer Sage aber ward er König der niederlausitzer Wenden und hatte seinen Sitz auf dem Schloßberge bei Burg. Ob er seinem Freunde und Kampfgenossen Crescentius nachgezogen sei und nach dessen Tode die Regierung übernommen habe, wissen wir freilich nicht, denn darüber schweigt die Sage. Sie meldet uns nur, daß er dort ein grausames Regiment führte. Er ließ die Deutschen, die in seine Hände fielen, nackend ausziehen, aus ihrem Rückenfleische Riemen schneiden und die so Gemißhandelten laufen, um seinen Feinden Furcht und Schrecken einzujagen. Die gefangenen Frauen schickte er mit abgeschnittenen Brüsten wieder heim. Schöne Christenkinder ließ er rauben und in der heidnischen Religion auferziehen. Denn noch nicht ganz vier Stunden entfernt, lag schon damals das erste christliche Dorf mit Namen Drenow. Es streckte sich lang hin an der Malpa, einem Nebenflüßchen der Spree, und seine letzten Wiesen und Felder grenzten an die Gegend, wo die Landleute wieder anfangen mit Wagen zu fahren, während sie im Spreewalde nur auf Kähnen zueinander kommen können. Auch die Einwohner von Drenow, welche sich zum Theil mit Fischerei ernährten, hatten drei Kähne. Der größte hieß Hecht und wurde zur Fischerei gebraucht, der schmälste hieß Schwalbe und war zur geschwinden Fahrt in den Spreewald bestimmt, der breiteste hieß Bienenkorb und auf ihm wurden Holz, Gras und Getreide herbeigeführt. Die Bilder, wovon die drei Kähne ihre Namen hatten, waren an dem Vordertheile zierlich geschnitzt zu sehen.

In dem Dorfe, dort wo später Bruchatzens Nahrung war, wohnte ein ehrlicher Förster mit seiner Familie und der hatte zwei wunderschöne Kinder, einen Knaben und ein Mädchen. Als diese einst der Wendenkönig erblickte, liebte er sie und beschloß sogleich, sie zu rauben, um sie an Kindesstatt anzunehmen; denn die Königin war unfruchtbar und hatte ihm nie weder einen Sohn noch eine Tochter geboren und er sah mit sich sein Geschlecht aussterben, worüber er sehr unmuthig war. Deshalb wollte er sich wenigstens in einem Pflegekinde einen Nachfolger erziehen. Kaum in seine Königsburg zurückgekommen, gab er einigen seiner Diener Befehl, seinen Willen zu vollbringen und die Kinder heimlich ihren Eltern zu entführen. Diese schlichen sich auf einem Kahne nahe an das Dorf, und nachdem sie

einige Tage und Nächte gelauert, zeigte ſich eine günſtige Gelegenheit. Es war ein ſehr heißer Tag und die Kinder kamen an die Malpa, um ſich darin zu baden. Kaum aber waren ſie im Waſſer, ſo wurden ſie von den böſen Männern ergriffen und in Säcke geſteckt und fort ging es mit ihnen mitten in den Spreewald hinein. Doch ein Knabe, der hoch auf einer Erle geſeſſen, um ein Elſterneſt auszunehmen, hatte Alles mit angeſehen und lief ſo viel er konnte und ſagte es der Mutter an, daß ihre Kinder geraubt wären; der Förſter aber war nicht daheim, ſondern im Walde. Die liebende Mutter beſann ſich nicht lange. Schnell band ſie die Schwalbe los, das ſchnellſegelnde Fahrzeug, und ruderte mit allen Kräften den Räubern nach. Dieſe hatten aber ſchon einen großen Vorſprung gewonnen und befanden ſich bereits mitten im Spreewalde auf einer Wieſe. Dort hatten ſie, todtmüde von der Anſtrengung der flüchtigen Fahrt und den Nachtwachen, ſich in's hohe Gras gelegt und waren feſt eingeſchlafen, neben ſich die armen Kinder in den Säcken. Da fliegt der Kahn der geängſteten Mutter heran: von Weitem ſchon erſpäht ihr geſchärftes Auge die ſchlafende Gruppe, behutſam führt ſie das Ruder, daß kein Plätſchern ſie verrathe, leiſe ſteigt ſie aus, leiſe ſchleicht ſie heran, leiſe flüſtert ſie den lieben Kleinen zu: „Still! rührt euch nicht! es iſt eure Mutter", nimmt unter jeden Arm ein Kind und dahin fliegt die Schwalbe mit der ſüßen Laſt, zur Eile getrieben von dem Ruderſchlage der entzückten Mutter. Die Kinder waren gerettet und zu Hauſe geborgen, ehe es die Räuber merkten und ehe noch das Gewitter losbrach, das ſchon den ganzen Tag gedroht hatte. Und das war ein ſchweres Gewitter; ſeit Menſchengedenken hatte ein ſolches nicht im Spreewalde getobt. Furchtbar raſte der Sturm, rollte der Donner, zuckten die Blitze. Sie verſchonten das glückliche Förſterhaus, aber in das Schloß des finſtern Wendenkönigs fuhr ein Wetterſtrahl herab und ſchlug den Grauſamen zu Boden, daß er nicht mehr aufſtand. So endete Ziscibor, der Erbauer der beiden Schlöſſer auf der Landeskrone, in ſeinem Schloſſe zu Burg im Spreewalde.

133. Görlitz von der Landeskrone aus gegründet.

Auf der Landskrone hatte ſich nach und nach die Mannſchaft ſo vermehrt, daß alle Stuben und Kammern voll waren und ſie oben keinen Raum mehr hatten. Um das Jahr 1000 beſchloſſen daher die Bewohner an der Neiße bei dem Dorfe Gerlois ein neues feſtes Schloß aufzubauen, was auch alſobald in's Werk geſetzt ward. Rings um das Schloß herum bauten ſich immer mehr Leute an und ſo entſtand die Stadt Görlitz. Aber bald brachen Streitigkeiten zwiſchen den Bewohnern von Görlitz und den Landeskrönern aus und es kam zu einer Fehde, worin die Görlitzer die Oberhand behielten. Von da an verübten die Ritter von der Landeskrone viele Räubereien und beſchädigten rings umher das Land. Sie verbanden ſich dazu mit denen

von der Limasburg und gaben sich gegenseitig Zeichen durch ausgesteckte Fahnen, so daß ihnen kein auf der Straße herankommender Kaufmannswagen entgehen konnte. Auch mit den Raubrittern auf dem Oybin standen sie in Verbindung, und es war damals in der Oberlausitz eitel Rauben, Morden, Sengen und Brennen, bis nach Jahrhunderten erst durch die Zerstörung der Raubnester dem Unwesen ein Ende gemacht wurde. Doch das ist keine bloße Sage, das gehört der Geschichte an.

134. Von Markgraf Siegfried auf Landeskrone, dem Ahnherrn der Bibersteine.

Es giebt von der Erbauung der Landeskronenburg noch eine andere Sage, die in einer alten Chronik des Meißener Domstiftes aufbewahrt worden ist.

In Böhmen war einst ein Herzog, Bertzel (Bretislaw?) genannt, der hatte einen Sohn, mit Namen Siegfried, welchem er das Markgrafthum Lausitz übergab. Dieser Markgraf Siegfried verliebte sich in eine vornehme Bürgerstochter zu Görlitz, welche gar wunderschön war, und wollte nimmermehr von ihr lassen, ja sie zu seinem eheligen Gemahl nehmen. Doch weil solche Ehe wegen allerhand schwerer Ursachen öffentlich nicht mochte vollzogen werden, so hat er ein geheimes Liebesbündniß mit ihr gemacht und mit ihr einen Sohn gezeuget. Für diesen hat er nachmals auf einem hohen Berge, wo schon einmal eine Burg gestanden hatte, die von Kaiser Heinrich zerstört worden war, ein wunderschönes Schloß erbaut, das die Landeskrone genannt worden, weil es gleich wie eine strahlende Krone in das Thal herabglitzerte. Von Siegfried's Sohne stammt das edle Geschlecht der Bibersteine ab, als welchen Namen er von der Mutter Seite erhalten und geführt. Markgraf Siegfried selbst aber hat das Land einundzwanzig Jahre löblich regiert, jedoch niemals sich verehelicht, sondern dieselbe Herzensliebe, die er zu der Jungfrau gefaßt, bis an seinen Tod nicht ändern wollen. Er soll auf der Landeskrone begraben liegen.

Anmerk. Die Bibersteine haben lange Zeit die Landeskrone besessen.

135. Das Schwein an der Landeskrone bei Görlitz.

Mündlich.

Ein Mädchen aus Pfaffendorf hütete an der Landskrone die Kühe eines Bauers. Der Bauer aber hatte auch ein Schwein, das ließ er immer mit den Kühen zusammen austreiben. Aber das Schwein blieb nicht bei der Heerde und ging immer seine eigenen Wege und sobald die Heerde auf dem Weideplatze ankam, lief es in die Büsche und war verschwunden. Abends, wenn's heimwärts ging, fand es sich von selber ein und lief ruhig mit zurück

in's Dorf. Die Magd war neugierig, wo das Schwein wohl hinliefe, und ſagte es auch dem Bauer, und eines Tages ging der Bauer mit hinaus und hütete ſelbſt ſein Vieh, das Mädchen aber ging dem Schweine nach in den Buſch und immer weiter und weiter bis an die Landeskrone und die halbe Landeskrone hinauf in das hohe Gebüſch. Da lief es in eine Höhle hinein und die Magd ging nach und kam in einen Pferdeſtall, da ſtanden viele Roſſe geſattelt und gezäumt und geharniſchte Krieger in Waffen ſaßen dabei. Das Schwein aber war verſchwunden. Die Männer fragten das Mägdelein, was es wolle, waren ſehr barſch und unwillig, ſagten, ſie hätte hier nichts zu ſuchen, ihr Schwein würde ſie ſchon wieder zurückbekommen, ſie ſollte machen, daß ſie wegkäme. Da lief das Mädchen erſchrocken davon und erzählte Alles dem Bauer und der Bauer ſprach: „Laß gut ſein, das Schwein kommt ſchon wieder, aber wenn in der Landeskrone die Reiter wieder rumoren, da wird's bald losgehen und wird nicht lange dauern, wird Krieg werden." So ſprach der Bauer und das vor gar nicht langer Zeit.

Anmerk. Landeskronenſagen aus dem 1. Theile: 101, 102, 113, 256, 257, 258, 341.

136. Gräfenhain.

Oberl. Kirchengallerie S. 25.

Am Vogelberge lag früher das Dorf Hainichen. Aber ein Graf verſetzte es in die Niederung. Daher der Name. Alte Leute erzählen, es ſeien früher unterirdiſche Gänge am nahen Keulenberge geweſen, die hätten zwei Klöſter mit einander verbunden, die früher daſelbſt geſtanden hätten.

Anmerk. Eine Wunderſage von Gräfenhain ſ. I. No. 327.

137. Woher Guben ſeinen Namen hat.

Titii ann. Gub. Clemanni de orig. urbis Gubenae. Sauffe im N. L. Mag. 1858 S. 406. Loecke, Geſchichte von Guben 1803 S. 11.

Guben hat von einer Wendenſchlacht den Namen, denn da die Slaven hinter ihren Sümpfen und Moräſten ſich ſicher glaubten, überfiel ſie König Heinrich I. mit Hülfe der Sachſen im Winter, weil da die Lachen gefroren waren. Als ſie nun des Kaiſers Heer anſichtig geworden, ſollen ſie gerufen haben: To scho sgubione, das heißt: Es iſt Alles verloren. Als nun der Kaiſer von ſeinem Dollmetſcher erfuhr, was das heiße, ſo gab er, den ſtolzen Feinden zum Spott, der Stadt den Namen Gubine (Gubiane, Gubbin).

138a. Der heilige Hain bei Guben.

Loecke, Geſchichte von Guben 1803 S. 8.

Als Kaiſer Heinrich I. im Jahre 930 Guben gründete, fand er daſelbſt greuliche Abgötterei. Es war aber an dem Ufer der Neiße ein heiliger Hain von uralten Eichen mit einem berühmten Tempel und vielen abgötti-

schen Bildern. Als vor etwa 400 Jahren daselbst bei der Eicheln eiße eine Heuscheune angelegt worden, hat man die Grundmauern jenes alten heidnischen Tempels aufgefunden und die Schwellen des neuen Gebäudes darauf gelegt. Später ist auf derselbigen Stelle die Scharfrichterei gegründet worden.

138 b. Von dem uralten Christenthum der Gubener.

Sauffe im Gubener Wochenblatte 1862 No. 61. nach Apitz, Runge und andern alten Chronisten Gubens.

Die Bürger von Guben waren sehr gottesfürchtige Leute und liebten es, die Frömmigkeit ihrer Vorfahren, selbst der heidnischen Semnonen, zu rühmen und zu preisen. Vorzüglich stolz aber waren sie darauf, daß sie schon zu den ersten Christen gehört haben.

Denn als der Apostel Johannes in der Verbannung auf der Insel Patmos weilte, hatte er eine Erleuchtung von oben, ein himmlisches Gesicht. Er sah nämlich im fernen Norden das fromme Volk der Semnonen, welches nach der Erlösung aus den Finsternissen des Heidenthumes schmachtete. Deshalb bewog er seinen Schüler Polykarpus, zu den Semnonen zu wandern und ihnen die christliche Heilslehre zu verkündigen. Polykarpus erfüllte gehorsam den Auftrag seines Meisters, gelangte unter mancherlei wunderbaren Abenteuern in den heiligen Hain bei Guben und ward von den gottesfürchtigen und lernbegierigen Semnonen freundlichst aufgenommen. Ein Jahr lang blieb er allhier, predigte Christum und taufte viele Heiden. Noch zeigt man die Stelle am Ufer der Neiße, wo er die Semnonen taufte. Später wurde an derselben Stelle das Jungfrauenkloster erbaut.

139. Guben's Stammmutter.

Mündlich. In hübsche Reime gebracht in einem Gubener Wochenblatte.

Die Hussiten kamen mit großer Heeresmacht vor die Stadt Guben und die Bürger wollten ihnen widerstehen, aber sie vermochten es nicht. Die wilden Böhmen erstiegen die Mauern, drangen in die Stadt und machten Alles todt, Männer, Weiber und Kinder. Von Haus zu Haus wütheten sie in ihrer Mordlust und es war nur noch eine einzige kleine Wohnung übrig. Darin saß eine Mutter vor einer Wiege und wiegte ihr Kind, und das war eine sehr fromme Mutter. Da wollten sie auch über diese herfallen. Aber Gott verblendete ihre Augen, daß das Kind ihnen als ein Kalb mit feurigen Augen erschien. Und sie hielten das für den Teufel und es kam sie eine große Furcht an, also daß sie aus dem Hause flohen und den Andern sagten und schrieen: „Hier hat der Satan Junge gekriegt und seine Großmutter sitzt dabei und wiegt sie" und Alle zogen fort aus der Stadt, nachdem sie diese angezündet hatten. Da kam noch ein fremder Handwerksbursche herzu, der dem Blutbade in einem Versteck entronnen war; der that sich zu dem Weib

und sie zeugten Söhne und Töchter und bevölkerten wieder die öde Stadt. Also ward eine einzige Frau die Stammmutter von Guben.

140. Der Nonnenkopf am Gubener Rathhause.

N. L. Mag. 1832 S. 547. Schön No. 79. Msc. Grâve S. 137.

Am Gubener Rathhause war früher ein Nonnenbild angebracht, dessen dreifacher Kopf beweglich war. Das eine Gesicht war von natürlicher Farbe, das andere feuerroth und das dritte schwarz. Darüber erzählt die Sage Folgendes: Eine Nonne sollte vor Gericht ihre Keuschheit beschwören. Indem sie aber schwur, wurde sie feuerroth, so daß die Richter ihren Eid wenigstens für verdächtig hielten. Sie mußte daher noch einmal schwören, und siehe da! ihr Gesicht ward pechschwarz, zur Strafe für den Meineid.

141. Das Gubener Weinfest.

Sauffe im N. L. Mag. 1858 S. 420.

Bis zum Jahre 1536 pflegten die Gubener Weingärtner alljährlich zu Frühlings- und Herbstes-Anfang einen feierlichen Umzug durch die Weinbergsgassen zu halten.

Die Geistlichkeit schritt voran und man sang Lieder auf den Weingott und den Kaiser Rothbart, den Beschützer des Weinbaues. Als sich endlich die Gubener losfagten von diesem heidnischen Mißbrauch, da erboßte sich der Teufel so sehr darüber, daß er den 13. Oktober 1536 die Stadt mit einem großen Brande heimsuchte.

142. Der Kaiser Friedrich Rothbart in Guben.

Sauffe im N. L. Mag. 1858 S. 420.

Im Jahre 1448 wollten sich die Gubener einen fürstlichen Schutzherrn wählen, zogen zum Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich II., und verkündigten ihm, daß sie ihn zu ihrem Schirm- und Schutzherrn erwählt hätten. Der aber verstand die Sache anders, meinte die Stadt sei ohnehin sein und gab den guten Bürgern die barsche Antwort, er möge nicht der Leute Kür, er wolle Fürstenrecht. Ueber diese schnöde Fürstenantwort entstand in Guben ein großer Aufruhr. Alle schrieen, man solle sich nur gleich an den Kaiser wenden, der sei ihr richtiger und einziger Schutzherr; nahmen Pfeifen und zogen durch die Gassen, lästerten den Kurfürsten und sangen Loblieder auf Kaiser Heinrich und den heiligen Friedrich Rothbart.

Anmerk. Der vielfach in der Geschichte Guben's auftauchende stolze Gedanke, daß die Stadt unmittelbar unter dem Kaiser stehe, schreibt sich von der Gründung derselben durch Heinrich I. her.

143. Welche Grafen ſtammen aus Guben?

Leocke, Geſchichte von Guben S. 219.

Antwort: die Wunſchwitze. Ein Gubener Bürger und Schönfärber, Namens Wunſchwitz, hatte 1618 einen Aufruhr gegen den Rath geſtiftet und mit dem Schwert in der Hand, an der Spitze der Unzufriedenen, den Rath vertrieben, daß er in's Salzkloſter fliehen mußte. Aber der Landvoigt kam dazu mit ſeinen Kriegsknechten, nahm den Wunſchwitz gefangen und ließ den Aufrührer köpfen und ſein blutiges Haupt vor ſeinem Hauſe aufrichten. — Aber Wunſchwitz war ein reicher Mann und hatte zwei Söhne in Leipzig, welche daſelbſt ſtudirten. Als die von der ſchrecklichen und ungerechten Verurtheilung ihres Vaters hörten, gingen ſie ſtracks zum König von Böhmen, verklagten den Landvoigt und forderten Genugthuung. Dieſe wurde ihnen zwar nicht zu Theil, aber dem Könige gefielen die beiden heldenhaften Studenten ſo gut, daß er ſie an ſeinen Hof nahm, wo ſie zur katholiſchen Religion übertraten und geadelt und zu hohen Ehrenämtern befördert wurden. So entſtand das jetzige Gräflich Wunſchwitziſche Geſchlecht in Oeſterreich.

Anmerk. Gubener Sagen aus dem I. Theile: Der Teufel ſtört ein Paſſionsſpiel No. 120.

144. Halbau.

Ditmar Chron. IV.

Halbau iſt das alte Ilva. Dorthin kam auf ſeinem Wallfahrtszuge zu den Gebeinen des heiligen Adelbert in Gneſen im Jahr 1000 der Kaiſer Otto III. Ihn empfing daſelbſt der Polenherzog Boleslav und bewirthete ihn ſo herrlich und köſtlich, daß es faſt unbeſchreiblich und unglaublich iſt.

145. Hennersdorf.

Nach Schön.

Zu Hennersdorf bei Lauban, am ſogenannten rothen Berge, iſt ein ſteinernes Kreuz ohne alle Schriftzeichen. Das Volk erzählt, daß dort zwei Edelleute, deren Güter an einander grenzten, in Verfolgung eines Ebers in Streit gekommen ſeien, weil jeder behauptete, er habe denſelben erlegt und ſeinen Beſitz beanſpruchte. Sie zogen ihre Schwerter und kämpften bis der eine fiel, der andere aber konnte ſich zwar noch nach Hauſe ſchleppen, ſtarb aber bald an ſeinen Wunden.

146. Die Vexirlinde bei Hermsdorf.

Mündlich. Nach Schön und Hüttig.

Eine Linde von mäßiger Stärke mit einer ſchönen Krone, welche am Wege von Görlitz nach Hermsdorf mitten im freien Felde ſteht, wird von dem Volke die Vexirlinde genannt und bei Nachtzeit ſorgfältig von den

Wanderern gemieden, weil ſie die Eigenthümlichkeit hat, durch einen ihr innewohnenden Zauber die Leute, welche bei ihr vorbeigehen, ſo an ſich zu bannen, daß ſie bei Fortſetzung ihres Weges unvermerkt von ihrem Reiſeziele abkommen und nach ſtundenlangem Umherirren immer wieder in ihrer unheimlichen Nähe anlangen. Zur Erklärung dieſer wunderbaren Eigenſchaft erzählte der alte Bauer, auf deſſen Grundſtücke die Linde ſteht, folgende Geſchichte: In der traurigen Zeit, wo die Huſſiten über das böhmiſche Gebirge in die Lauſitz hereinbrachen und Alles verwüſteten und ermordeten, war der Beſitzer dieſes Gutes, der Urahn des Erzählers, in die Görlitzer Haide geflüchtet und ſo den blutdürſtigen Horden entronnen. Als dieſe ſich entfernt hatten, kehrte er zurück und fand das ganze Dorf niedergebrannt und verlaſſen. Traurig an der Brandſtätte ſeines Hauſes nach der Gegend hinſtarrend, wo die Linde ſteht, gewahrt er bei derſelben eine menſchliche Geſtalt, in der weit und breit menſchenleeren Gegend eine auffallende Erſcheinung. Er geht auf die Linde zu und findet eine fremde Bäuerin, die am Boden liegend mit den Händen im Raſen rauft und mit gräßlich verzerrten Geſichtszügen, weißen Schaum vor dem Munde und den Ausdruck des Wahnſinns im Auge den Ankömmling anſtarrt. Schon wendet dieſer ſich vor Entſetzen ab, da legt ſich plötzlich der Wahnſinn und, in einen Strom von Thränen ausbrechend, ruft ſie den Bauer um Erbarmen an und erzählt ihm, wie ſie fliehend vor dem grauſamen Feinde von den Ihrigen getrennt worden ſei und von aller Welt verlaſſen, von Hunger und Kälte halb verſchmachtet, mitten im Walde ein Kind geboren habe, und ſie, die Mutter, ſie habe es, von ſinnenverwirrender Verzweiflung überkommen — getödtet; aber ſie fühle auch ihr Ende herannahen. Und ſo war es. Unter herzzerreißenden Gebeten zu Gott um Erbarmen mit der Kindesmörderin verſchied die Unglückliche vor den Augen des Bauers. Der verſcharrte ſie an derſelben Stelle unter der Linde, wo er ſie gefunden; aber noch oft, wenn er des Abends an ihrem Grabe vorüberging, erſchien ihm ihre Jammergeſtalt wimmernd und wehklagend.

Dieſe Geſchichte aber hat ſich von Kind zu Kindeskind in ſeiner Familie fortgeerbt bis auf den heutigen Tag.

147. Der Salzteich bei Hirſchfelde.

Frenzel, hist. nat. I. 527. mss.

Vom Salzteiche bei Hirſchfelde ſagt man, daß er ſeinen Namen erhalten habe, weil vor Zeiten von einem Fuhrmanne ein ganzes Fuder Salz darin erſäuft worden ſei.

Anmerk. Vgl. I. 308.

148. Gründung von Hoyerswerda.

Erste Sage.

Frenzel, nomencl. in script. II. 43. Sing. Lus. XIX. 512. Beckler, hist. Hoivorea P. I. l. I. Sintenis, Oberlausitz I. S. 49.

Den Namen der Stadt Hoyerswerda leiten Einige von ihrem Erbauer Hoyer von Mansfeld, andere von Bergleuten, die man vor diesem nur Häuer (Hewer) genannt, her, die nach Eisenstein geschürft, der hier herum häufig zu finden ist. Nach böhmischen Historienschreibern ist sie von einem böhmischen Herrn Hovora, Herzog Jaromir's Oberjägermeister, zu den Zeiten Kaiser Heinrich II. erbaut worden. Die Wenden nennen sie Woroza „am Wasser" weil die Elster mitten hindurch fließt.

149. Zweite Sage.

Sal. Gottl. Frenzel, Chronik von Hoyerswerda 1744 S. 2.

Die Grafen und Herren Wrßowsken waren im Königreich Böhmen gar mächtig und angesehen, denn sie waren schon mit dem ersten böhmischen Könige Czech in's Land gekommen. Dies Geschlecht trachtete nach immer höherem Ruhme und größerer Macht und wollte sein Oberhaupt, Namens Kochan, auf den böhmischen Thron erheben. Dazumal (1003) war aber Herzog Jaromir Herr von Böhmen. Den trachteten die Wrßowsken zu verderben. Einst kamen sie an den Hof und verlockten den Herzog mit ihnen auf die Jagd zu reiten. Er nahm Abschied von seiner holden Gemahlin Strißka und ritt nebst zwei Jägern, Namens Hovoran und Hrivez, von dannen. Die Nacht darauf hatte die Herzogin einen schweren Traum. Es erschien ihr Johannes der Täufer und redete sie also an: „Stehe auf, Frau, und rüste 50 gewappnete Männer, auf daß sie eilend dem Fürsten nachfolgen, denn sein Leben ist in Gefahr." Die Fürstin erwachte und vollzog in großer Angst und Hast den Befehl ihres himmlischen Beschützers. Inzwischen jagten die Grafen mit dem Herzog in der Gegend des Berges Wely, suchten ihn von seinen Gefährten zu trennen und plötzlich fielen sie über ihn her, banden ihn und warfen ihn zu Boden, ja sie sprangen zur Kurzweil mit ihren Pferden über ihn weg. In solcher Angst und Noth betete Herzog Jaromir voll Sehnsucht zu Gott und seinem Schutzpatron St. Johannes. Die Grafen aber spotteten seiner: Weder Gott noch St. Johannes könnten ihn mehr aus ihren Händen erretten. Sie nahmen ihn und banden ihn aufrecht zwischen zwei Eichen fest. Da kommt der Jäger Hovoran, der seinen Herrn gesucht hatte, auf den Schauplatz des Frevels, entsetzet sich, kehrt sogleich um, um Hülfe zu holen, stößt auf die von der Herzogin abgeschickten Reiter, theilt ihnen mit, was er gesehen und legt sie in einen Hinterhalt, auf daß sie seines Winkes gewärtig seien. Unterdessen hatten die Grafen angefangen, auf den Herzog wie nach einer Scheibe zu schießen, und wenn nicht [illegible]

Johannes die mörderischen Pfeile mit seinem Mantel aufgefangen hätte, so wäre es um ihn geschehen gewesen. Da erschien Hovoran. Kaum gewahrten sie ihn, so nahmen sie ihn gefangen. Sein ebenfalls gefangener aber meineidig gewordener Genosse sollte ihn erdrosseln. Da bat er, man möchte ihm erlauben noch dreimal in sein Jägerhorn zu stoßen. Also blies Hovoran dreimal und beim drittenmale brachen die Reiter hervor und nahmen dreizehn der Grafen gefangen. Nur Kochan entkam, indem er sich unter Eichenlaub versteckte. Der treulose Hrivez aber fiel vom Baume, brach ein Bein und wurde so gefangen. So wurde Jaromir aus den Händen seiner grausamen Feinde errettet. Für seine treue Hülfe aber hat der Herzog den Hovoran hochgeehrt, sein Lob in ganz Böhmen kund machen lassen, ihn und seine Nachkommen zum Range eines Großjägermeisters erhoben und ihm mit Bewilligung des Kaisers ein freiherrliches Wappen verliehen, darinnen zwei fünfknotige Eichenzweige kreuzweis im goldenen Felde zu sehen sind. Davon führte er auch den Namen Duba, die Eiche. Dieser Hovoran hat die heutige Stadt Hoyerswerda auf dem ihm vom Herzoge verliehenen Lehnsgute erbaut und gegründet. Daher auch das Stadtwappen bis diese Stunde drei grünende Eichen aufweist. Hovoran liegt begraben in der Hauptkirche bei dem Eingange zum hohen Altare.

Auf einer Säule der Kirche, die aber später nach Geyerswalde gekommen ist, findet sich abgebildet, wie die Rebellen nach dem an die Eichen gebundenen Herzog schießen.

150. Jauernick.

Frenzel, hist. eccl. Schonav. p. 130. msc. Ejd. Lexic. sclavic. I. 1081 msc. Sammlung von Schön No. 69. Msc.

Das Dorf Jauernick bei Görlitz, in alten Schriften Javornick, Jalbernick genannt, liegt zwischen zwei hohen Bergen, von denen der gegen Morgen der Niederberg, der gegen Abend der Oberberg genannt wird. Der Niederberg heißt auch der Burgberg. An seinem Fuße liegt die Kirche und auf seiner Höhe, zu welcher jetzt eine bequeme Treppe hinaufführt, steht auf steinernem Postamente ein großes Kruzifix von Schmiedeeisen. Man hat dort eine reizende Aussicht ringsumher in die fruchtbaren Thalgelände der Neiße und weithin auf die schlesischen, böhmischen und lausitzischen Bergzüge. Der ganze Berg ist mit Laubholz bewachsen und man sieht nichts mehr von dem Wege, der von der Nordseite her hinaufführte, nichts von den Trümmern der Burg, die hier vor Zeiten gestanden haben soll, nichts von dem Wall und der Mauer, wovon sie umschlossen war. Noch vor hundert Jahren konnte man erkennen, daß die obere Spitze des Berges in einem Umkreise von 592 Fuß umwallt, und weiter unten rund um denselben herum eine Mauer von 2200 Fuß in der Runde geführt worden war. An der Mitternachtsseite war ein Theil dieses Raumes durch eine Quermauer abgeschnitten, und man nannte

diesen Theil noch damals „den Hof", ohne daß die Sage berichtete, zu welcher Zeit dort ein Schloß gestanden, wer es bewohnt habe und wodurch es zerstört worden sei. Alte Stöcke von umfangreichen Eichenbäumen, bis auf die Erde abgefault, bezeugen, daß vor vielen hundert Jahren schon die Burg in Trümmern fiel.

Die Sage berichtet von Jauernick Folgendes: Als in der Lausitz noch das Evangelium mit dem Heidenthume zu kämpfen hatte, kam einst der heilige Wenzel mit seiner frommen Gemahlin in unsere Gegend, um auf den dichtbewaldeten Bergen bei dem jetzigen Jauernick zu jagen. Mitten in der Jagd überfiel den König ein entsetzliches Ungewitter und der Königin ward angst und bange, daß sie laut zu weinen und zu schluchzen begann. Da tröstete sie ihr Gemahl mit den Worten „jaure nick", d. h. wimmre nicht, und gelobte dem Höchsten eine Kapelle zu bauen, wenn er seines Lebens verschonen wolle. Der Sturm ging vorüber und der König hielt sein Versprechen und nannte die Kirche Jauernick.

Diese Kirche galt als die älteste in der Oberlausitz. Sie war anfangs nur von Holz aufgeführt. Einer von Salza aber, der Pfarrer in Jauernick und hernach Bischof in Breslau gewesen, hat sie von Stein aufgebaut nebst dem alten festen Pfarrhause.

Anmerk. 1. Diese dem heiligen Wenzel gewidmete Kapelle war seit früher Zeit ein berühmter, mit Reliquien versehener Wallfahrtsort, und am St. Wenzelstage kamen noch in neuerer Zeit ganze Züge aus Böhmen herüber, die von den Jauernickern mit Fahnen und Gesängen empfangen wurden. Das Hauptstück unter den Reliquien war die Armröhre des heil. Wenceslaus. In einer Novembernacht des Jahres 1803 wurde sie aber gestohlen.

2. Der Name Burgberg, sowie der Wall und die Mauer bedingen nicht mit Gewißheit eine Burg, sondern, wie so oft, nur einen Opferplatz. (Vgl. Preusker II. 123.)

3. Javorny kommt ebenso gut wie die Stadt Jauer in Schlesien von Javor = Ahorn.

4. Jauernicker Sage des 1. Theiles No. 329.

151. Johnsdorf.

Oberlausitzische Kirchengallerie S. 2. 3.

Im Johnsdorfer Thale bei Zittau stand in alten Zeiten nichts als ein kleines Vorwerk. Darin wohnte ein Schäfer, Namens Jonas, mit seinem Sohne. Der weidete seine Heerden auf dem nahen Berge. Daher ist der Berg Jonasberg und das später dort gegründete Dorf Johnsdorf genannt worden.

Der Semperstein bei Johnsdorf soll seinen Namen von einer im dreißigjährigen Kriege dorthin geflüchteten Wöchnerin haben. (Vgl. II. 39. Anm. 5.)

Anmerk. Johnsdorfer Sage des 1. Theiles No. 298.

152. Judendörfer.

Albinus, M. L. Chronik S. 90.

Zu den Zeiten Wittekinds wohnten in und um Wittenberg viele Juden. Diese breiteten sich von dort weiter bis in die Lausitz aus und bauten viele Dörfer, unter Andern Zahna (Zana), Prata (Ephrata), Jessen (Jesse), Barut, Döbern (Tabern, Thabor), Ruben.

153. Jüterbog.*)

M. Frenzel, de idol. Sor. in script. II. 78. Albinus S. 150.

Wo Jüterbog, das Städtlein, jetzt steht, wohnte einst eine durch Wohlthätigkeit und Gastfreundschaft ausgezeichnete Frau, Namens Jutta, welche einen Ziegenbock hielt, den sie bis zur Abgötterei liebte. Wenn nun die Fremden auf dem Wege zu ihr waren, so sagten sie wohl untereinander: Wir gehen nach der Jutta ihrem Bock. Diese Redensart wurde zu einem allgemeinen Sprichwort und der Ort, welcher um das Gasthaus herum sich bildete, erhielt den Namen Jüterbog.

Diese Sage hörte Frenzel selbst aus dem Munde der Leute.

154. Der Götzentempel zu Jüterbog.

Scheibele, das Kloster, Bd. IX.

„Daß das Städtlein Jüterbog eine heidnische Entstehung gehabt, davon hat Anzeige gegeben das uralte Templein, welches ungefähr um's Jahr 1560 ist eingerissen worden, darin der heidnische Götzendienst der wendischen Morgengöttin soll sein geleistet worden. Dieses Templein, welches auf dem Neumarkte bei dem steinernen Kreuz gestanden, ist in der Länge, Breite und Höhe bis an das Dach recht viereckig, von Mauersteinen aufgeführt gewesen, hat oben ein Kreuzgewölbe und darüber ein viereckig zugespitztes Dach gehabt. Die Thür oder Eingang von Abendwärts ist niedrig gewesen, so daß man im Eingehen sich etwas hat bücken müssen. Es hat auch keine Fenster gehabt, sondern nur ein rundes Loch mit einem starken Eisengitter verwahrt, gegen Morgen, und zwar genau gegen Sonnenaufgang zur Nachtgleiche, so groß als der Boden von einer Tonne, daß das Licht hat hineingehen können." Also hat's der Diakonus Hannemann zu Jüterbog von mehreren Personen, die noch Anno 1607 am Leben gewesen, beschreiben hören und in seiner in diesem Jahre herausgegebenen Jubelschrift treulich erzählt.

Anmerk. Hannemann hat die homerische Eos im Kopfe; darum spricht er von einer Göttin. Jutrobog war aber nach allen slavischen Mythologien ein männlicher Gott des Morgens und des Frühlings. Nach ihm heißt noch heute das Osterfest der Wenden Jutry. Mehr über Jutrobog siehe bei der Ortssage von Mittstrich.

*) Jüterbog liegt eigentlich schon außerhalb der lausitzischen Grenze, aber diese Sagen sind nothwendige Ergänzungen zur Mythologie der Wenden. Daher ist an dieser Stelle die Nachbarschaft mit in den Kreis unserer Sagen gezogen worden.

155. Das Kreuz an der Schmiede zu Jüterbog.

Kuhn, Märk. Sagen No. 87.

Neben dem Tempel des Morgengottes Jutro hat man schon frühzeitig ein Kreuz aus Granit, das jetzt nur noch 1½ Fuß aus der Erde hervorragt, ehemals aber mehrere Ellen Länge gehabt haben soll, aufgerichtet und es steht jetzt noch dicht vor dem Hause des Schmiedes. Als man es von da, zur Zeit des Großvaters des jetzigen Schmieds, weil es abgebrochen, weggenommen, da hat sich des Nachts ein fürchterliches Poltern hören lassen und ein weißer Hund hat unausgesetzt an der Stelle gelegen, wo das Kreuz gestanden und ist auch nicht eher gewichen, als bis man dasselbe wieder an die alte Stelle gebracht hat.

Zur linken Seite der Schmiede liegt auf einer kleinen runden Anhöhe ein Kreis von Linden und mitten darin ein eben solcher Baum, welchen man in neuerer Zeit gepflanzt hat. Diese kleine Anhöhe heißt der Tanzberg und hat davon ihren Namen, daß die heidnischen Wenden hier ihren Tanz gehalten haben.

156. Kamenz.

A. Frenzel, nomencl. in script. II. 13. Manlius in script. I. 113. Sintenis, Oberlausitz I. 90.

Die Kamenzer Bürger sagen, ihre Stadt habe von den Herren von Kamenz, welche einst auf dem nahen Berge hauseten, ihren jetzigen Namen erhalten, da sie vordem von drei Wirthshäusern oder Kretscham benannt worden, welche Benennung nachher auf ein Dorf zwischen Budissin und Kamenz übergegangen sei, welches auf wendisch Haßlo, zu deutsch Dreikretscham heißt. Die Annalen dagegen berichten, daß die Stadt nicht von den Herren, sondern die Herren von der Stadt den Namen angenommen. Diese aber wären vom Rheine her gewesen. In andern Schriften wird erzählt: Kamenz ist erbaut worden durch den gestrengen und ehrbaren Bernhard von Vesta, oder von der Veste, aber an einem andern Orte, als wo es jetzt steht. Sein Sohn, der auch Bernhard geheißen, hat die Stadt nach einem großen Brande 1225, nach andern 1255, erst an den jetzigen Ort versetzt. Die Herren der Stadt wurden sonst auch Freiherren und des Geschlechts der Edlen Herren von Gräfenstein genannt, deren Wappen, einen schwarzen ausgespreizten Flügel im gelben Felde, die Stadt auch, ehe sie böhmisch geworden, geführt hat. Sie haben gewohnt auf einem Schlosse nahe bei der Stadt, welches später erkauft und abgebrochen worden ist. Aus den Steinen desselben sind die Stadtmauern erbaut worden.

Anmerk. Kamenz kommt vom wendischen Kamen = Stein.

157. Der Brunnen des Kamenzer Marktplatzes.

Gräve S. 122.

Zur Zeit des Pönfalls regierte in Kamenz der Bürgermeiſter Günther. Er war ein verwegener Mann, der einmal zu Prag einen kaiſerlichen Kommiſſar, der ihm verſicherte, daß Kaiſerliche Majeſtät nicht gemeint ſei, den geiſtlichen Aemtern etwas zu entziehen, die kecke Antwort gab: „Nun, wo der Kornſack geblieben iſt, mag auch das Zubindeband bleiben.“ Dadurch verlor Kamenz die Dörfer Deutſchbaſelitz und Gölenau. Dieſer Mann hatte eine Blutſchande auf ſich geladen und war durch Richterſpruch zum Tode verurtheilt. Er rettete aber ſein Leben dadurch, daß er zur Sühne ſeiner That auf dem Kamenzer Markte einen ſteinernen Brunnen, in Geſtalt eines Galgens, bauen ließ, der noch heute eine darauf bezügliche Inſchrift trägt.

158. Die drei Kreuze an der St. Jodokus-Kirche in Kamenz.

Gräve S. 103.

In Kamenz vor dem Königsbrücker Thore, an der St. Jodokus-Kirche, ſieht man in der Gegend des Thurmes linker Hand drei Kreuze, von welchen die Sage meldet:

Ein wohlhabendes Bauermädchen aus Lückersdorf hatte einem Schmiedeburſchen aus Brauna die Ehe verſprochen, aber ſie wurde wankelmüthig und verließ ihren Geliebten und reichte Hand und Herz einem jungen Gärtner aus Liebenau. Der Verrathene gerieth in Verzweiflung, ſchwur blutige Rache, und als nach der Trauung die Neuvermählten die Kirche verließen und zu des Burſchen Vater nach Liebenau gehen wollten, ſtürzte der Rachſüchtige aus der engen Seitengaſſe hervor und tödtete mit einem großen Meſſer die Braut, den Bräutigam und ſchließlich ſich ſelbſt. Alle drei wurden auf der Stelle des Mordes begraben und der blutigen That zum Gedächtniß dieſe drei Kreuze errichtet.

159. Das Kreuz am Elſtraer Wege bei Kamenz.

Gräve S. 162.

Geht man in Kamenz zum Budiſſiner Thore hinaus den nächſten nach Elſtra führenden Weg, ſo erblickt man linker Hand, nicht weit vom Elſtrafluſſe, ein aufrechtſtehendes Steinkreuz, worauf eine Armbruſt eingehauen iſt.

Ehe nämlich das gegenwärtige Schießhaus erbaut worden, was 1658 geſchehen iſt, war an gedachtem Orte die Schießwieſe, wo die Bürger der Stadt ſich nach guter alter Sitte im Armbruſtſchießen zu üben pflegten. Einmal iſt dort ein Schütze aus Fahrläſſigkeit von einem andern erſchoſſen worden. Dem zum Andenken hat man das Kreuz errichtet.

160. Der einsame Stein bei der rothen Mühle unweit Kamenz.

Nach Gräve S. 195.

Auf dem nach dem Kamenzer Rathsdorfe Lückersdorf vor dem Pulsnitzer Thore führenden Wege, unweit der sogenannten rothen Mühle, findet man ein halb in die Erde versunkenes Steinkreuz, gewöhnlich der einsame Stein genannt, in welches mit roher Schrift die Zahl 1390 eingemeißelt ist. Die Sage erzählt, daß dort ein Bauer, welcher nicht nur ein gottloses Leben geführt hat, sondern auch ein heimlicher Heide und Götzendiener gewesen ist, einst an einem heiteren Frühlingstage durch einen plötzlich hervorfahrenden Blitz erschlagen worden sei und auch an jener Stelle begraben liege.

161. Das Forstfest zu Kamenz.

Lauf. Mon. Schr. 1801 S. 185—91. Klix, der Forst zu Kamenz 1854 S. 8.

Im Hussitenkriege kam einmal ein Haufen Hussiten vor Kamenz gerückt, schlug vor der Stadt ein Lager auf und drohte die Stadt zu plündern, wenn man ihm nicht eine große Lösesumme zahlen würde. Der Preis war zu unverschämt. Die armen Kamenzer konnten auch nicht einmal einen kleinen Theil desselben aufbringen. Da ging der Schulmeister mit den Kindern in einer feierlichen Prozession hinaus vor den grimmigen Hussiten-Hauptmann, der sammt seinen wilden Schaaren gar nicht wußte, was dieser friedliche Besuch bedeuten sollte. Die Schüler aber fingen an das Lied zu singen: „Du Friedensfürst, Herr Jesu Christ, u. s. w." Dieser Gesang rührte den wilden Hauptmann so sehr, daß er die Stadt verschonte und von dannen zog. Zum Andenken daran hat ein reicher Bürger von Kamenz der Schule ein großes Stück Wald geschenkt und verordnet, daselbst alljährlich zu Bartholomäi ein Schülerfest zu feiern mit Gesang jenes Liedes, Prozession, Freudenfeuern und Lustgelagen. Das ist der Ursprung des noch heute gebräuchlichen Forstfestes zu Kamenz.

Eine andere Sage verlegt die Entstehung des Festes ein Jahrhundert später. Im Jahre 1520 herrschte in der Oberlausitz und sonderlich bei Kamenz eine große Dürre. Da ging die Geistlichkeit mit den Schulkindern in langer Prozession von einer Heiligenkapelle zur andern und beteten um Regen und siehe, den andern Tag kam der erbetene Regen. Zum Andenken daran feiern die Kamenzer Schüler bis auf den heutigen Tag das Forstfest.

162. Die Kamenzer Nasen.

Abendzeitung 1821 S. 63.

Als zu Anfange des dreißigjährigen Krieges die Stadt Kamenz, welche zu den Anhängern [illegible] Friedrich V. von der Pfalz gehörte, von der A[illegible] Johann Georg (1620) bedroht ward,

ſchickte dieſelbe, da auch die in ihr liegenden Mannsfeldiſchen Söldner nicht fechten wollten, Geſandte an den Churfürſten, welche Gnade für die Stadt erflehen ſollten. Wie nun derſelbe die Abgeordneten ankommen ſah, ſagte er lachend: Ha, ha! die habens gerochen! Dieſes wurde ſodann ſprichwörtlich. Man nannte die Kamenzer „die Riecher" und ſagte von einem, der eine Unannehmlichkeit im Voraus ſieht und ſie abzuwenden ſucht: der hat eine Kamenzer Naſe.

Anmerk. Kamenzer Sagen des 1. Theiles: No. 96, 163, 176, 222, 223a., 243, 275, 278.

163. Burg Karlsfriede.

Bei Lückendorf an der böhmiſchen Grenze ſtand auf einem hohen Sandſteinfelſen eine Ritterburg, nach Kaiſer Karl IV., der ſie 1357 bauen ließ, Karlsfriede genannt. Aber als ſie ſpäter in die Hände räuberiſcher Edelleute gekommen war und auch den wilden Huſſiten als Schlupfwinkel gedient hatte, wurde ſie 1442 von den Sechsſtädten zerſtört. Noch ſieht man dort die Ueberreſte eines eckigen Thurmes. Aber in dem nahen Teiche haben die Räuber ihre Schätze verſenkt, wo ſie bis heute liegen. Eine ungeheure goldene Kette iſt die Hauptſache dabei. Viele haben ſie ſchon auf dem Grunde des Waſſers ſchimmern ſehen, aber Keiner hat ſie erwiſchen können.

164. Kemnitz.

Oberlauſitziſche Kirchengallerie S. 203.

Bei Kemnitz im alten Burgward Dolgowitz liegt der Butterberg. Dort iſt in alten Zeiten unter Gottes freiem Himmel Gericht gehalten worden.

Dabei liegt der Ochſenberg (verſtümmelt aus Woinoskehory oder Woiskehory = Kampfberg), da iſt in alten Zeiten eine Schlacht geſchlagen worden.

Anmerk. Butterberge giebt es auch bei Hainewalde (dieſer heißt auch der Kälberberg), bei Jänkendorf, Kötzlitz, Ledenau, Rauſchwitz, Schönberg, Waltersdorf, Wanſche, Ober-Oldersdorf, Thommendorf, Spitzkunnersdorf, Königshain, Kamenz, einen Butterborn am Tſchernebog, eine Butterecke bei Rothwaſſer, einen Butterteich bei Klein-Leipiſch. Der Name läßt mancherlei Deutungen zu:

1) Butterberg = Buttels- oder Büttelsberg, was auf den Kemnitzer Gerichtstag paßt.
2) Butterberg = Zwerg oder Kobboldsberg, von Butt oder Puhtz, Butz = Kobold. (ſ. Th. I. No. 61.)
3) Butterberg = Keſſelsberg von Butte, Keſſel, Kübel, vielleicht von den heidniſchen Opferkeſſeln, die als Braabutten mit Schätzen gefüllt, in vielen Bergen ſpuken.

165. Kirchhain.

Frenzel, lex. slav. II. 1438 msc. Schneider, scrutin. P. IV. Geogr. Beſchreib. der Nieder-Lauſitz S. 17.

Kirchhain, nicht weit vom Kloſter Dobrilugk, hat ſeinen Namen von einem alten Götzenhain, zu dem die umwohnenden heidniſchen Wenden

vielfach gewallfahrtet sind, bis Karl der Große mit seinen Kriegern gekommen ist und den Götzendienst zerstört hat. Da haben die Deutschen mitten in dem Haine eine christliche Kirche gebaut, davon heißt das Dorf bis heutigen Tag Kirchhain. Wendisch aber heißt es Kosck, was so viel bedeutet als Götzentempel.

Anmerk. Dobriluc = guter Hain, luc = Wald.

166. Entstehung der Stadt Königsbrück.

Schneider, scrutinium hist. Lus. P. IV. A. Frenzel, lex. slav. II. 1563 msc. Brotuff, chron. Martial. c. 9.

Nachdem Karl der Große in Niedersachsen an der Elbe mit den Sachsen Friede gemacht hatte, schickte er seinen Sohn Karl die Elbe und Saale hinauf in das Land der Sorbenwenden, um sie zum christlichen Glauben zu bringen.

Bei diesem Heereszuge ließ Karl eine Brücke über die Pulsnitz schlagen, ging mit seinem Kriegsvolke darüber und bezog auf der andern Seite ein Lager. Dies Lager war der Anfang einer Stadt, die von der Brücke, an welcher sie lag, den Namen Königsbrücke erhielt.

167. Der Keulenberg bei Königsbrück.

N. L. Mag. 1834 S. 151, 347.

Der Keulenberg, sonst auch der kahle Berg und Kolbenberg genannt, hat in der neuesten Zeit den Namen Augustusberg erhalten. Er liegt jetzt ganz wüste. Vor länger als hundert Jahren sollen jedoch die urbaren Felder bis nahe an seinen Gipfel hinan gereicht haben. Auf dem nahe gelegenen Vogelberge stand einst das jetzige Dorf Gräfenhain, welches erst später in die Niederung von einem seiner Besitzer versetzt wurde. Daselbst waren auch zwei Klöster, eins am westlichen, das andere am südlichen Abhange des Berges. Beide Klöster standen durch einen unterirdischen Gang, welcher mitten durch den kleinen Keulenberg hindurch führte und wovon man noch Spuren aufgefunden hat, miteinander in Verbindung. In einer Schlucht zwischen dem Vogels- und großen Keulenberge fand man Urnentrümmer, und es geht die Sage, daß auf dem letztgenannten Berge zur Zeit der heidnischen Wenden ein Opferplatz gewesen sei, wo man den Götzen Radegast verehrt habe. In den Namen der nahegelegenen Städtchen Radeburg und Radeberg soll sich noch ein Andenken an diesen Götzendienst erhalten haben.

168. Königshain.

Handschriftl. Bauernchronik von Königshain v. J. 1754. Schmidt, Beschreib. von Königshain S. 34.

Die ganze Gegend von den Königshainer Bergen an bis Görlitz war in alten Zeiten eine einzige dichte Waldung, die der Königswald oder Königs-

hain hieß. Später ward hier ein Jagdschloß erbaut, um welches sich nach und nach die Bauern ansiedelten. Von diesem Jagdschlosse sieht man noch Trümmer, die von hohem Alterthum zeugen und von den Einwohnern Herzog Hansens Schloß und Kapelle genannt werden. Das neue Schloß aber ist viel später erbaut worden von einem Herrn von Schachmann, der aus Persien in diese Gegend gekommen ist und in seinem Wappen ein Seeblatt und ein Schachspiel führte.

Anmerk. Die vielen Spuren des Götzendienstes beweisen, daß der Wald einer von den heiligen Hainen war, welche in christlicher Zeit zu königlichen Forsten gemacht wurden; daher der Name. Zu Theil I. No. 19., wo der berühmte Opferaltar dieses Gebirges, genannt der Todtenstein, ausführlich beschrieben ist, möge noch hinzugefügt werden, daß im Jahre 1760 daselbst ein Götzenbild von Kupfer gefunden wurde, welches einen 4—5 Zoll hohen aufrecht stehenden Mann mit Helm und Brustharnisch darstellt. Es befindet sich auf der Königlichen Alterthumssammlung in Dresden. Auch ein merkwürdiges Opfergefäß, römische Münzen und zahlreiche Urnen fand man daselbst.

König Friedrich Wilhelm IV. hat dies Denkmal uralten Götzendienstes durch Ankauf der Vernichtung entrissen, welche allerdings zu befürchten war; sind doch rings herum ganze Berge unter dem Meißel der Steinmetzen dahingeschwunden. Der ganz riesige Neißviadukt bei Görlitz ist aus Königshainer Granit erbaut.

169. Der Guckelsberg bei Königshain.

Beschreibung von Königshain Mac. S. 40.

An der Mitternachtsseite im Oberdorfe liegt der Guckelsberg. Es heißt, daß die Hexen der Umgegend sich zu Walpurgis dort versammeln, um von da auf ihren Bruchelsberg zu fahren.

Anmerk. 1. Andere merkwürdige Namen in und um Königshain sind: „Im Beuten" — der Bissigstein — der Schwalmenberg — Radeberg — Kreuzberg, (weil vor der Reformation ein Kreuz oben gestanden). Am letzten Steinberg soll ein unterirdischer Gang von dem Limasberge nach der Landeskrone vorbeiführen.

2. Bruchelsberg = Brocken. Guckelsberge giebt es auch bei Günthersdorf, Häslich Hangsdorf, Lichtenberg, Obersteina.

170. Die Pest-Arche in Königshain.

Beschreibung von Königshain Mac. S. 43.

Im Niederdorfe liegen dem großen Teiche gegenüber drei alte Gebäude (zwei Gärtner- und ein Häuslergut), die heißen zusammen die Arche. Es ist nämlich einmal eine große Pest gekommen und ganz Königshain ausgestorben bis auf diese drei Häuser. Ihre Bewohner waren die einzig Ueberlebenden und von ihnen stammt die jetzige Bevölkerung her. Weil nun diese Häuser in den Fluthen der Pest gewesen sind, gleich der Arche Noah, so führen sie bis auf den heutigen Tag diesen Namen.

Anmerk. Die Pest wird als eine über die Länder wallende schwefelichte Nebelfluth vorgestellt, s. Th. I. 216, u. II. 199.

171. Der Wacheberg bei Königshain.

Beschreibung von Königshain Mss. S. 51.

„Zu Kriegeszeiten haben die Bauern einen Wachtposten auf diesen Berg gestellt und wenn sie haben sehen einen feindlichen Trupp ankommen, haben sie einen Pechkranz angezündet, wodurch sie angezeiget, ein Jeder solle das Seinige verstecken vor dem Feinde. Wenn die nun gekommen sind, die gerne ohne Geld kaufen und ohne Dank nehmen möchten, haben sie nichts gefunden und solches hat gewähret 30 Jahre lang."

172. Die Wolfsgrube bei Königshain.

Beschreibung von Königshain Mss. S. 52.

„In dem großen Walde bei Königshain sind vor alten Zeiten viele Wölfe gewesen, darum man drei Wolfsgruben gelegt. Sie haben Ziegen und Hunde den Leuten weggenommen, Winterszeit ein groß Geheul getrieben und sind haufenweise beisammen gewesen. Sie sind aber einmal verbannt worden und seither sind sie verschwunden. In der kleinen Grube hat sich einmal ein Wolf gefangen und gehet ein Musikant von Königshain nach Hillesdorf aufzuwarten. Wie er nach Hause geht verirrt er sich und fällt in die Grube, wo sich der Wolf gefangen hat. So will der Wolf den Musikanten anpacken und stößt an die Geige. Wie es klingt, springt er zurück. So denket der Spielmann: ist's um die Zeit? und fängt an zu geigen. So hat sich der Wolf gefürchtet und hat er also müssen die ganze Nacht geigen bis an lichten Morgen und in allem Geigen hat er müssen aus der Grube steigen, ist nach Hause gegangen und hat solches gemeldet. Da gehen die Leute heraus mit Spießen und Stangen, den Wolf zu tödten. Auch gehet eines Bauern Tochter, Simon Jungens, mit, solches anzusehen, gehet ein wenig nahe an die Grube und fällt hinein. Da greift der Wolf gleich zu und beißt ihr ein Ohr ab. Da haben die Leute müssen gewaltig zuschlagen, haben also das Mädchen errettet."

173. Der Kämpferberg bei Königshain.

Frenzel, hist. nat. II. 766. msc.

Dieser Berg hat unbezweifelt seinen Namen von den Kämpfen oder Schlachten, welche hier stattgefunden haben, theils in den Kriegen der Deutschen mit den Wenden, theils während der hussitischen Unruhen. An den ersteren, wie an die letzteren, lebt im Volke noch die Erinnerung. Auch findet man auf dem Berge viele Grabhügel.

Die handschriftliche Chronik von 1754 erzählt von zwei feindlichen Brüdern „aus dem Churhause Sachsen," die sich auf der Kämpferwiese (oder dem „Blutfelde") eine Schlacht geliefert hätten.

Anmerk. Königshainer Sagen des 1. Bandes: No. 19, 84, 90, 115, 193.

174. Königswarthe.

Frenzel, nomencl. in script. II. 44. Ejd. lex. slav. III. 2933. mscr. Schneider, scrutin. P. IV.

Als König Karl, des großen Kaisers Sohn, in diese Gegend kam, um die Wenden zu bekriegen, schlug er hier an dem „schwarzen Wasser" sein Lager auf und der Ort hieß fortan Königswarthe. So sagen Einige. Andere behaupten, Kaiser Heinrich I. habe ums Jahr 929 hier einen festen Thurm (eine Warthe) wider die Feinde des Christenthums und der Deutschen errichtet, um welchen sich nachher einige Häuserlein erhoben, welche zu einem großen Dorfe nach und nach angewachsen wären. Die Warthe aber sei in den nachfolgenden Zeiten von den Herzögen zu Böhmen in eine feste Burg verwandelt worden. Noch andere meinen, die Warthe sei erst um's Jahr 1007 oder 1013 wider die Polen von den Markgrafen der Lausitz, oder umgekehrt von den Polen wider die Deutschen aufgebaut worden.

Anmerk. Bei Anlegung eines Parks stieß man hier auf einen Heidenkirchhof von großer Ausdehnung. Die ausgegrabenen Urnen und darin befindlichen Alterthümer werden in den Sammlungen der oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften aufbewahrt. Sie beweisen, daß die Gegend schon vor der Zeit, in welche jene Sagen die Erbauung von Königswarthe setzen, stark bevölkert gewesen ist.

2. An der Straße von Königswarthe nach Luge stehen drei Kreuze. Dort ward einmal ein Brautpaar sammt dem Hochzeitsbitter von Mördern erschlagen. (Lauf. Mon. Schr. 1796. II. S. 328.) Vergl. Th. I. No. 281.

175. Das Loch in der Kirchthüre zu Kohlfurth.

Sammlung von Schön No. 76. Mss.

Vor hundert Jahren lebte in Kohlfurth ein Förster, welcher bis in sein hohes Alter ein leidenschaftlicher Jäger war. Damals gab es noch viel Wild in der Görlitzer Haide und er hatte hinreichende Gelegenheit, seine Jagdlust zu büßen. Als er aber alt geworden war, versagten ihm seine Beine den Dienst und er mußte es seinen Burschen überlassen, dem edlen Waidwerk in dem grünen Walde obzuliegen. Einstmals geschah es, daß er vom Zipperlein arg geplagt in seiner einsamen Stube mit großem Widerwillen saß und hörte, wie die Meute der Jagdhunde sich mit lautem Gebell dem Dorfe näherte. Da raffte er sich auf, langte die alte Büchse von der Wand und trat schußfertig vor sein Haus. Ein Edelhirsch, ein Sechszehnender, war es, der gefolgt von den Hunden sich in das Dorf flüchtete und um sich zu retten in der Todesangst mit hohem Sprunge über die Kirchhofsmauer setzte. Der alte Schütze rufte die Hunde ab und näherte sich vorsichtig der Mauer. Da stand der Hirsch gerade vor der Kirchthüre. Der Förster bedachte in seiner Jagdleidenschaft nicht die Heiligkeit des Ortes, legte an und schoß den Hirsch nieder, in solcher Nähe, daß die Kugel noch durch die starke, von eichenen Bretern zusammengefügte Kirchthüre fuhr.

Dort ist das Loch noch heute zu sehen. Der Förster aber, sowie er den Schuß gethan, brach wie der Hirsch zusammen und ward ohnmächtig in seine Wohnung zurückgetragen, wo er nach einigen Stunden den Geist aufgab.

Anmerk. Eine Jägerlegende. Hirsche sind in der christlichen Symbolik heilige Thiere, Sinnbilder der Eva vor dem Sündenfalle. Sie tragen zuweilen Kruzifixe zwischen den Geweihen, wodurch Irrgläubige bekehrt und zum Kirchenbau veranlaßt werden. Sie lieben die Nähe der Kirchen und geweihten Orte. Ein Hirsch mit einem Licht im Geweih zeigte der Ida von Toggenburg den Weg zur Kirche. (Menzel, christliche Symbolik I. S. 405. Friedreich, Symbolik der Natur S. 477.)

176. Kotitz.

Oberlauf. Kirchengallerie S. 290.

Kotitz am Stromberge war früher ein gar verwahrlostes Dorf und hatte ein armseliges Häuslervolk. Die armen Leute mußten selbst Sonntags arbeiten und man ging daher in Kotitz wenig zur Kirche. Daher rührt das Sprüchwort, daß wenn einmal bei einem Feste recht wenig Gäste kommen, der gemeine Mann dasiger Gegend zu sagen pflegt: „Sie kommen wie in Kotitz aus der Kirche."

177. Kirschau.

N. Lauf. Magazin 1838 S. 385.

Vom Schlosse Kirschau soll ein unterirdischer Gang, unter dem Bette der Spree hinweg, bis auf die Budissiner Straße hinter Postewitz führen.

Bei Erbauung des Kirschauer Schlosses, welche einem Fräulein von Steinkirch zugeschrieben wird, soll eine Freundin der letzteren, ein Fräulein von Nostitz, die Erbauerin der Kirche zu Schirgiswalde, zu der Ersteren gesagt haben, sie vertraue fest, daß ihr Schafstall (die Kirche) eine längere Dauer haben würde als das Felsennest ihrer Freundin. Die Prophezeiung ist in Erfüllung gegangen, denn nicht gar zu lange hat's gedauert, da ist die Burg als ein Raubschloß eingeäschert worden. Aber die Kirche von Schirgiswalde steht heute noch.

Anmerk. Vergl. die Kirschauer Sagen des 1. Bandes No. 264. und 265.

178. Der Ursprung der Stadt Lauban.

Gregorius, die älteste Gesch. der Oberl. S. 97. Mac. Oberl. Arbeiten II. 480. Beschreck, Wochenblatt 1790, 145. Lauf. Mag. 1818, 487., 1831, 300.

I.

So oft auch die Stadt Lauban abgebrannt ist, so blieb doch immer ein altes großes steinernes Haus verschont, dessen jedesmaliger Besitzer den seltsamen Namen Ziehpantz führte. Die Leute erzählten, dies sei überhaupt das älteste Haus und in ihm der Ursprung der Stadt zu suchen, der

Name aber rühre her von dem Erbauer desſelben, der zugleich der Gründer der Stadt geweſen ſei. Dieſer habe Ziehpantz geheißen und ſei ein böhmiſcher Graf geweſen. — Das Haus ſtand „in dem ſogenannten Grunde, hinter der Stadtſchule und dem dazu gehörigen Garten unweit des hintern Eingangs in das Jungfrauenkloſter.“ In einer alten Reimchronik von Lauban finden ſich folgende Zeilen:

Zahl ſiebenhundert und eilff Jahr,
Als Luben eine Wildniß war,
Ein Graf macht daraus eine Stadt,
Die man Luban geneunet hat.
Ein Jägerhaus am Berge ſtund,
Darin der Graf ziehen kunnt,
Hatt da ſein Luſt und wilde Bahn,
Drum fing er flugs zu bauen an.

Anmerk. Das Haus war ohne Zweifel die Reſidenz der Sudpan oder Gerichtsherren (sud = Gericht, pan = Herr.) Die ſlaviſchen Provinzen waren in Supanien (Zupanien, Schupanien) eingetheilt. Der Name findet ſich in Böhmen, wie auch im Meißener Lande und der Lauſitz.

II.

(Sing. Lus. XIX. 490. N. L. Mag. 1828 S. 317.)

Das erſte Rathhaus, 941 erbaut, ſoll an der Ecke der Kirchgaſſe am Ringe geſtanden haben, und ſoll drinnen Wein und Bier ſein geſchenkt worden.

III.

(Sammlung von Schön No. 61. Mscr.)

Von der Tertia des Lauban'ſchen Gymnaſiums ſoll ein unterirdiſcher Gang bis nach dem eine Stunde entfernten Hochwalde führen. Die Prieſter an der ehemaligen St. Georgenkapelle, welche an dieſem Orte ſtand, haben ihn, wie man ſagt, zu irgend einem geheimen Zwecke angelegt. Er führt am Steinberge vorüber, wo man noch heute von einer hohlklingenden Stelle weiß. Auch ſoll an dieſer Stelle ein Schatz vergraben liegen.

179. Das Laubaner Stadtwappen.

Bohemus, Chron. a. a. 1344. msc. Sing. Lus. XIX. 485.

Als Herzog Woldemar geſtorben war, trat ein Betrüger auf, der gab ſich für den verſtorbenen Markgrafen aus, war aber nur ein Mühlknecht, „der einen geriebenen Kopf hatte, der mit einem Schalk gefüttert war.“ Dieſer „Mühleſel und Stäubeſack“ kam anno 1344 mit ſeinem Herrn vor die Stadt Lauban, um ſie zu unterwerfen und lagerte ſich am Jachandelberge bei Bettelsdorf. Die Bürger aber hielten die Thore zu und vertheidigten die Stadt bis Herzog Heinrich (von Jauer) aukam. Da iſt der falſche

Woldemar mit ſeinen armen Leuten nebſt Sack und Pack abgezogen. Als nun Herzog Heinrich, ihr rechter Herr, vor die Stadt kam, ſind ihm Rath und Bürgerſchaft entgegengezogen und haben ihm die Schlüſſel der Stadt überliefert. Das hat dem Herzog wohlgefallen und als er die Schlüſſel empfangen, hat er ſie in der Hand hin und her geworfen und zu dem Bürgemeiſter geſagt: „Nun wohlan, weil ich ſehe, daß ihr euch männlich und treu verhalten, ſo will ich euch zum Zeugniß eurer Treue und eures Gehorſams zwei Schlüſſel kreuzweis übereinander geſchränkt in euer Wappen ſetzen.“ Darum ſind bis auf heutigen Tag im Laubaner Stadtwappen die beiden Schlüſſel der Stadt zu erſchauen, im ſchwarzen und rothen Felde.

180. Der erſte Pfarrer in Lauban.

Bohemus, chron. mss. a. a. 941. Sing. Lus. XIX. 1 S. 483.

Der erſte Pfarrer zur St. Georgen-Kapelle in Lauban hieß Michael Wanger. Sein Kaplan war ein unzüchtiger Mann, buhlte gern mit der Bürger Frauen und Mägden, naſchte wo er konnte. Auf eine Zeit vergaß er der Regel: si non caste, tamen caute.

„Wenn nicht züchtig, doch fürſichtig, ward mit einer Magd in des Pfarrers Garten erwiſcht. Darüber ihn der Pfarrer übel empfing und ſchalt. Das that dem Buben weh und ſchenkte in dieſem Jahre dafür dem Pfarrer einen welſchen Trunk, daß er darüber Erde kauen mußte.“

Eine alte Reimchronik aus dem 16. Jahrhundert ſagt:

„Der erſte Pfarr hieß Michel Wanger,
Sein Kaplan ging mit Unglück ſchwanger,
Vergab den Pfarr, daß er ſtarb bald.
Solchs trug ſich zu ſolcher Geſtalt.
Der Kaplan buhlt mit vielen Frau,
Ließ ſich auch gern von ihnen ſchaun.
Mit einer Magd er begriffen ward,
Bei der er lag im Pfarren-Gart.
Der Pfarr ihn heftig darum ſtraft,
Dagegen er ihn um's Leben bracht.“

181. Die weiße Jungfrau in Lauban.

Sammlung von Schön No. 22. Mss.

Ueber der Thür eines Hauſes am Markte zu Lauban befindet ſich das Standbild einer Jungfrau. Sie ſtellt die Tochter eines ehemaligen Beſitzers deſſelben vor, welche, man weiß nicht mehr warum, von einem Kriegsmann erſtochen wurde. Ihr Vater, welcher ſie ſehr lieb hatte, ließ dies Bild zu ihrem Andenken verfertigen. Als ein ſpäterer Eigenthümer es hatte weg-

nehmen lassen, erschien die Jungfrau, in lange, weiße Gewänder gehüllt, zur Nachtzeit den Bewohnern so lange, bis man ihr Bild wieder an seinen Ort brachte.

182. Das angenagelte Hufeisen in Lauban.

Sammlung von Schön No. 52. Msc.

An dem hölzernen Giebel eines Hauses vor dem Nikolaithore in Lauban sieht man ein halbes Hufeisen angenagelt. Im dreißigjährigen Kriege verlor es das Pferd eines schwedischen Reitersmanns, der von den Feinden verfolgt, so schnell vorübersprengte, daß es bis dorthinauf geschleudert ward.

Anmerk. Solche Hufeisen an Kirchen, Thoren, Häusern sind bekanntlich gleich den Pferdeköpfen an den Giebeln Heilszeichen, Talismane, herrührend von dem heidnischen Odinskultur. Bei dem Laubaner Hufeisen ist aber besonders merkwürdig und mindestens ein interessanter Zufall, daß es am Nikolaithore sich findet, denn St. Niclas ist ein dieker Erbe des Odin-Riens und ein Reitersmann unter den Heiligen. Vergl. Th. I. No. 47. Anmerk. 2.

183. Das Kreuz an der Laubaner Kirchhofsmauer.

Sammlung von Schön No. 46. Msc.

An der Mauer des Frauenkirchhofes saßen einmal zwei Laubaner Brodschüler, um die Gabe zu theilen, welche für ihr Singen die Leute auf den umliegenden Dörfern ihnen gespendet hatten, und geriethen miteinander darüber in einen so heftigen Streit, daß der eine den andern mit dem Brodmesser erstach. Zum Andenken an diese Unthat hat man an dieser Stelle ein Kreuz eingemauert, welches noch zu sehen ist.

184. Das Männchen ohne Arme und Beine in Lauban.

Bohem., Chron. a. a. 1427. Msc. Sing. Lus. II. S 495. Provinzialbl. St. 4. S. 44.

An dem Eckhause rechts beim Eingange in die Kirchgasse sieht man in Stein gehauen die Figur eines Mannes, welchem Arme und Beine fehlen. Dies soll das Bildniß des Pfarrers Jeremias Gall sein, welcher am 16. Mai 1427, als die Hussiten Lauban erstürmten, auf den Kirchthurm gestiegen war und von da aus die Bürger zum Widerstande ermahnt hatte. Er ward dafür von den siegreichen Hussiten an vier Pferde gebunden und zerrissen. Dies geschah allerdings an dieser Stelle, wie glaubwürdige Chroniken berichten. Demohngeachtet sagen Andere, das Bild stelle den damaligen Besitzer des Hauses, Conrad von Zeidler, vor, welcher an diesem unglücklichen Tage die Laubaner anführte und im Schleifgrunde in Stücken gehauen ward.

185. Die Bluttöpfe hinter dem Altar in Lauban.

Zeidlerus, Chron. a. a. 1427. Msc. Sing. Lus. XIX. 496.

Als die Huſſiten in die Stadt einbrachen, haben ſich die frommen Bürger in die Kirche begeben und ein Salve Regina angeſtimmt. Da ſind die Huſſiten hineingedrungen und haben ihnen allen, Prieſtern und Laien, die Köpfe abgeſchlagen. Und es floß ſo viel Blut, daß man es nach ihrem Abzuge in Töpfen aufgeſchöpft und dieſelben als theure Reliquien aufbewahrt hat. Dieſe Töpfe wurden ſo heilig gehalten, daß, als ſie einmal von etlichen leichtfertigen Geſellen geſtohlen worden waren, dieſe ihre Unthat mit dem Leben büßen mußten.

Der Kantor ſteckte, als ihm der Kopf abgeſchlagen wurde, einen Schulknaben, Namens Johann Kracker, unter ſeinen weiten Mantel und rettete ihm dadurch das Leben. Drei Tage hat der Knabe unter den Leichen zugebracht und ſich von den Brodkrüſtlein aus den Schübſäcken ſeiner erſchlagenen Kameraden das Leben gefriſtet.

Anmerk. 1. Die Nonnen aus dem Maria-Magdalenen-Kloſter in Lauban flüchteten damals nach Görlitz, wo ſie zehn Jahre blieben und in der Nähe des Franziskanerkloſters wohnten. Die dort gelegene Straße führt noch heute den Namen „Nonnengaſſe."

2. Laubaner Sagen des 1. Theiles: No. 164, 238, 317, 326, 332, 277, 289.

186. Der Jungfernſtein auf dem Leiper Berge in der Herrſchaft Hoyerswerda.

Frenzel, hist. nat. II. 693. msc.

Der Jungfernſtein, von welchem auch der ganze Berg der Jungfernberg genannt wird, iſt drei Ellen lang, anderthalb Ellen breit und kaum eine halbe Elle dick, unten und oben flach. Um ihn herum liegen kleinere Steine und es ſoll da vor Alters ein Steinbruch geweſen ſein. Von der Urſache ſeines Namens erzählen die Leiper Bauern Folgendes:

Es war einſt eine vornehme hochadlige Jungfer von einem geringen Manne ſchwanger und flüchtete ſich kurz vor der Entbindung aus Furcht vor den Mißhandlungen des erzürnten Vaters aus dem Schloſſe. Auf ihrer Flucht kam ſie bis hierher und legte ſich, da ſie kein anderes Lager fand, auf dieſen Stein. In der Angſt der Geburt gelobte ſie, wenn ſie einen Sohn gebären würde, eine Kapelle, Andere ſagen ein Schloß an der Stelle zu erbauen. Da ſie jedoch einer Tochter genas, ſo unterblieb der Bau und nur der Stein behielt den Namen. Man zeigt daſelbſt auch drei abgeſonderte Steine, deren einer das Bett, der andere der Tiſch und der dritte die Wiege heißt.

Anmerk. Vergl. Th. I. No. 21. Anm. 13.

187. Der Mordgrund bei Lissa.

Sammlung von Schön No. 37. Msc. Görl. Wegweiser 1833 S. 401.

Zwischen den Dörfern Lissa und Penzig, an der alten Straße von Görlitz nach Sagan, ist eine tiefe Schlucht gelegen, über die heutzutage ein hölzerner Steg hinweg führt. Sie hat seit vielen Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag den schrecklichen Namen der Mordgrund. Die ganze Gegend macht mit ihren kahlen Hügeln einen unheimlichen Eindruck und bis auf diese Stunde fürchtet sich Mancher, diesen Weg zu gehen. Dort stand nämlich vor langer, langer Zeit eine einsame Schenke, dessen Wirth der sogenannte Langenhans, ein finsterer, allgemein gefürchteter Gesell, manchen harmlosen Wanderer, der etwa bei ihm Nachtherberge nahm, im Schlafe ermordete und beraubte und die Leichname im Grunde verscharrte. Jahrelang hatte er sein schändliches Gewerbe ungestört fortgesetzt, als einst ein beherztes Bauermädchen aus Penzig bei Nacht vorüber kam und durch ein klägliches Gewinsel aufmerksam gemacht, sich leise dem Hause näherte. Da sah sie denn mit Entsetzen, wie Langenhans mit Hülfe seines Knechts einen blutigen Leichnam zur Thür hinaus schleifte und in den Keller versenkte.

Als der Herr von Lissa, Georg Emmerich, Kunde von dieser Entdeckung bekam, wurde der Mörder gefangen genommen, gestand viele Mordthaten, kam aber dem Arme der Gerechtigkeit zuvor, indem er sich im Gefängniß selbst entleibte. Sein Knecht Nicol Rübiger hatte sich durch die Flucht gerettet, das Haus aber wurde, nachdem man einige noch vorgefundene Leichname in geweihter Erde begraben, der Erde gleich gemacht.

Diese Geschichte soll sich um Martini des Jahres 1494 ereignet haben.

Eine andere Sage berichtet, der Mordgrund habe seinen Namen durch die Wegelagereien der Herren zu Penzig und Sohra bekommen, welche in der That zu den wildesten Raubrittern der Görlitzer Gegend gehört haben.

188. Gründung Löbau's.

Sintenis I. S. 94. Oberl. Kirchengallerie S. 136 ff.

I.

Viele sagen, daß die Stadt von dem alten böhmischen Herzog Kroko gebaut worden sei und von dessen Tochter, der nachmaligen Böhmenkönigin Libussa den Namen erhalten habe. Nach Libussa's Tode habe sich deren Dienerin Wlasta, eine mährische Jungfrau, gegen den Böhmenherzog aufgelehnt und in dem dadurch entstandenen sogenannten Mägdekriege von einem Schlosse Devin aus, das sie nicht weit von Löbau erbaut, diese noch kleine Stadt und die ganze Löbauer Gegend mit Mord und Brand verwüstet.

II.

Zwischen Löbau und Großschweidnitz befindet sich ein Quell, der mit der Entstehung Löbau's zusammenhängt. Vor mehr als tausend Jahren

lebte ein tapferer Slavenjüngling, Namens Mlink oder Monk. Der war zum Sterben verliebt in Marja, die Tochter eines Slavenhäuptlings. Aber er konnte nur heimlich mit ihr zusammenkommen, da der Vater der Geliebten dem Bunde grollte. Einst wandelte er in stiller Mitternacht mit Marja am Ufer eines Stroms. Da erschien den Liebenden plötzlich die Fee Pschipowniczа und verkündigte Mlink, daß er nur immer gegen Sonnenaufgang ziehen sollte. Dort würde er ein schönes Land finden, das solle er sich erkämpfen. Dann würde Marja sein werden. Da trennten sich die Liebenden. Der tapfere Jüngling bestieg sein Roß und ritt immer gen Sonnenaufgang, Durch Wälder und Sümpfe, Einöden und Schluchten brach er sich Bahn. Mit Riesen und Zwergen, Drachen und bösen Geistern kämpfte er und überwand sie alle. Da kam er in ein reizendes Thal, wo ein herrlicher Bergstrom dahinrauschte. Da rief der Jüngling aus: Jow sso mi lubi, hier gefällt es mir! und er durchstreifte den Wald und kam an einen herrlichen Quell. Da erschien ihm wieder die Fee und befahl ihm, hier eine Stadt zu gründen. Darauf kehrte er zurück an den Hof seines Fürsten und verkündigte ihm, welch schönes Land er gefunden. Da machte sich der alte Häuptling auf und der ganze Stamm schaarte sich um ihn und sie zogen gen Sonnenaufgang, bis sie in das Thal gelangten, und wo der köstliche Quell entspringt, gründeten sie eine Stadt und verehrten die gütige Fee Pschipowniczа. Mlink und Marja aber wurden ein glückliches Paar.

Anmerk. 1. Diese Sage trägt stellenweise die Zeichen der Erfindung. Die Namen sind sicher unächt. Es ist auch nicht die Spur von Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß Pripolniza (s. Th. I. No. 74—76.) zugleich Brunnennymphe sein könne.

2. Der Name Löbau läßt sehr viele Deutungen zu. Er wird in alten Urkunden geschrieben: (1239) Lubavia, (1267) Lubove, später bis 1400 Lobaw, Lubawe, Lubowe, selten Leubaw, Lebaw, Libaw, das Löbauer Wasser: Lubata. Die Stadt heißt heutzutage noch im Volksmunde „die Liebe“ (wie Zittau „die Sitte“). Ableitungen: 1) von lobio, Tiefe, Thal, weil es im Thale liegt, das dazugehörige Dorf heißt Tiefendorf, urkundlich 1306 Diebesdorpp); 2) von luby, liebtich, weil es schön liegt; 3) von lipa, Linde, weil es vielleicht unter Linden lag; 4) von Lubbe, von „dem guten Ludden“, einem (germanischen oder slavischen) Götzen, (Förstemann's Mittheil. V. 116.); 5) von einer slavischen Liebesgöttin Louba (vergl. No. 192. Anm.), die schließlich eins sein soll mit der sagenhaften Gründerin der Stadt, der Königin Libussa oder Lubuscha. Diese große Unsicherheit bei der Ableitung wiederholt sich bei Laudan, Lübben, Leuba u. s. w.

189. Das weiße Pferd zu Löbau.

Frenzel, lex. slav. II. 1732 Msc. Sintenis, Oberlausitz I. 94. O. u. N. Lauf. Chronik S. 82. Berett, der Löb. Berg 1854. S. 6.

Die Stadt Löbau sollte ursprünglich auf dem Schafberge bei Löbau angelegt werden, man sagt auch der noch dort befindliche Steinwall sei die alte Stadtmauer. Weil aber ein weißes Pferd des Nachts allemal die Bau-

ſtämme und Hölzer wieder herabtrug, ſo gab man den Bau auf dem Berge auf. Noch heute ſoll ſich aber das Roß in der Nähe des Goldkellers zeigen und wehmüthigen Blicks nach ſeinen heidniſchen Prieſtern ſuchen.

Anmerk. ſ. Th. I. No. 21.

190a. Der Judenkopf an der Rathhausuhr zu Löbau.

Gräſſe S. 503.

An der Rathhausuhr zu Löbau iſt ein Judenkopf befeſtigt, der den Mund öffnet, wenn die Stunde ausſchlägt. Einſt flog ein Sperling in den geöffneten Mund dieſes Kopfes und mußte darin verbleiben, bis ſich nach einer Stunde ſein Gefängniß wieder aufthat.

190b. Unterirdiſcher Gang in Löbau.

Gräſſe S. 503.

Von dem früheren Mönchskloſter zu Löbau hat ein unterirdiſcher Gang, welcher jetzt verſchüttet iſt, nach dem Löbauer Berge geführt. Einſt ſoll ein Ochſe hineingelaufen ſein und als man ihn endlich, durch ſein Brüllen an den rechten Ort geleitet, gefunden hat, wurde er am Schwanze herausgezogen, weil die geringe Breite des Ganges das Umdrehen unmöglich machte.

191. Vergrabene Kriegskaſſe bei Löbau.

Gräſſe S. 502.

Unweit des ehemaligen Galgens auf dem Löbauer Berge ſollen die Franzoſen nach der Schlacht bei Bautzen eine Kriegskaſſe voll Napoleonsd'or vergraben haben. Im Volke iſt ſogar die Entfernung vom Galgen bekannt, aber leider nicht die Himmelsgegend. In den zwanziger Jahren ſind Holzhacker von einem Franzoſen nach der Lage des Galgens ausgefragt worden, woraus man ſogleich ſchloß, daß er ein mit Hebung des Schatzes betrauter Franzoſe geweſen ſei.

Anmerk. Um dieſelbe Zeit haben der Sage nach die Franzoſen in Zodel bei Görlitz hinter der Pfarrwieſe eine Kriegskaſſe vergraben. Ein einſamer Baum bezeichnet die Stelle, und es iſt dortherum nicht geheuer.

192. Lübben.

Gallus und Neumann, Beiträge zur Geſch. und Alterthumsk. d. N. L., Lübben 1838 S. 161. Kuhland I. S. 109.

Lübben iſt vielleicht die älteſte Stadt der Niederlauſitz. Die Sage berichtet, daß dort in Heidenzeiten die alten Sorben eine Göttin der Liebe, Luba, angebetet hätten. Der große Hain bei der heutigen Stadt war ihr geheiligt und noch jetzt zeigt man in dieſem Walde einen großen Stein, auf dem das Standbild der Göttin geſtanden haben ſoll. Dieſes Bild wurde

bis vor wenigen Jahrhunderten auf dem Hospitalthurme aufbewahrt. Ihr Geſinde waren die Zwerge, die in den Lutgenbergen wohnten.

Anmerk. 1. Lübbe oder Luba hieß eine attwendiſche Gottheit von zweifelhaftem Geſchlecht, deren Name von Lipa, die Linde, abgeleitet wird, daher Leipzig, Lindenſtadt. Lübeck, Laudan (Luban), Leuba, Löbau ſollen davon den Namen tragen. Der Charakter dieſes Gottes iſt ſchwankend. Eine Urkunde des Biſchofs Gerhard von Halberſtadt klagt noch im Jahre 1462 über heidniſche Verehrung eines Weſens, das man „den guten Lubben“ nenne und dem man auf einem Berge bei Schochwitz im Mansfeldiſchen Thierknochen darbringe.

2. Die Göttin Luba oder Louba (als böhmiſche Königin hiſtoriſirt Lubuscha) war Liebesgöttin, Mondperſonifikation, Lindenfrau. Der „gute Lubben“ der Halberſtädter Urkunde iſt nichts als eine männliche Transfiguration der Luba, die nur durch die Thatſache erklärlich wird, daß die Mondgottheit im Norden und bei den Germanen das Geſchlecht wechſelt und männlich wird. (In den langen Winternächten des Nordens iſt allerdings der Mond das herrſchende Geſtirn.) Die Lauſitz bildet den Uebergang vom Süden zum Norden und zugleich von der ſlaviſchen zur germaniſchen Nation. Vgl. Th. I. No. 5. Anm.

193. Das Burgel bei Lübben.

Matthae, Lubena S. 26. Destin. Ut. Lus. T. II. No. 20.

Eine geraume Strecke von der jetzigen Stadt Lübben, auf einem Berge nach dem Dorfe Steinkirchen zu, ſind noch Spuren einer alten Burg befindlich, welche der Sitz der alten Burggrafen zu Lübben geweſen ſein ſoll. Die Leute nennen dieſe Ruinen das Burgel.

194. Der Frauenberg bei Lübben.

Matthae, Lubena S. 28. Rußland I. S. 109.

Auf dem Frauenberge ſtand vor Alters eine Kapelle, unſerer lieben Frauen gewidmet, welche ſpäter in ein Kloſter verwandelt worden iſt, wovon man aber auch nichts mehr ſieht. In der Nähe zeigt man auch das Marienbrünnchen.

195. Paul Gerhard's ſchwerer Todeskampf.

N. L. Mag. 1832 S. 276. Hans Fortepiano, Iſerlohn 1837 I. 22.

Paul Gerhard, einer der edelſten Menſchen und ohne Zweifel der größte deutſche Liederdichter des 17. Jahrhunderts, war bekanntlich zuletzt Paſtor Primarius zu Lübben in der Nieder-Lauſitz. Er ſtarb im Jahre 1676 daſelbſt und man erzählt ſich dort im Volke, daß er gar nicht hätte ſterben können und ſchwere Todeskämpfe durchzukämpfen hatte, in denen ſeine ganze kraftvolle ſinnliche Natur ſich gegen die Vernichtung ſeines Leibes empörte, bis er endlich in einen ruhigen Schlummer verſank und unter freundlichem Lächeln mit den Worten: „Kann mich doch kein Tod nicht tödten“ den Geiſt aufgab.

196. Die große Stadt (magna civitas) Luibni.

Ditmar. VI. 156. Destinata lit. II. 1. S. 18. Frenzel, lex. slav. II. 1832. msc.

Lübben und Lübbenau in der Niederlauſitz machten zu den Zeiten, wo deutſche Völker dort wohnten, die ihre Häuſer weit auseinander bauten, nur eine einzige große Stadt (civitas) aus, die zu beiden Seiten der Spree gelegen, ſich durch den ganzen Spreewald hin erſtreckte. Die Vornehmſten aus dieſem Spreediſtrikte waren es, welche ſich im Jahre 1006 mit dem herzoglich böhmiſchen Geſandten zu einer Botſchaft an den Kaiſer Heinrich II. verbanden. Noch heutigen Tags ſieht man längs der Spree aufgeworfene Ringwälle und Horſte und die Trümmer von Wohnungen und Mühlſtätten, beſonders an den Orten, welche das Volk Wolskina, Wuſſoka, Hulleda und Borgel benannt. Dies geht an den Ufern der drei kleinen Flüßchen Luſitz, Mutnitz und Wudriz bis weit über Lübbenau hinaus. Zu den Zeiten Heinrich des Löwen wurde die ganze Gegend durch den ſlaviſchen Heerführer Svantobor furchtbar verwüſtet und ganz von Einwohnern entblößt. Nicht lange währte es jedoch, ſo kamen unter dem Schutze der deutſchen Fürſten Niederländer, Holländer und Frieſen in's Land, bevölkerten und bebauten die verödeten Gegenden wieder und gründeten auf dem noch ſogenannten Burgwalle bei Lübben eine Veſte. Daneben legten ſie das Dorf Steinkirchen an, ſo genannt von der ſteinernen Kirche, um welche herum die neuen Koloniſten ſich anbauten, und welche allgemein für die älteſte dort herum gehalten wird. Nun erſt ſonderten ſich die Städte Lübben und Lübbenau mit ihren Weichbildern von einander ab.

197. Die Stadt Luſice.

Destin. lit. P. I. S. 28. P. Beckler, hist. Hovorea P. I. fol. 82.

Das Dorf Lieske in der Niederlauſitz war vor alten Zeiten eine bedeutende Stadt, mit einem feſten Schloſſe, Luſice genannt. Davon ſoll die ganze Lauſitz ihren Namen erhalten haben.

198. Die heilige Hufe zu Markersdorf.

Mündlich.

Nicht weit von der Pfarre zu Markersdorf bei Görlitz ſteht eine alte, faſt gänzlich verfallene Kapelle auf einem Hügel im freien Felde. Von da zieht ſich zur Pfarre herab ein Stück Land, das heißt „die heilige Hufe." Seit Menſchengedenken liegt es brach, denn es darf niemals beackert werden. Sollte es einmal frevelhafterweiſe umgepflügt werden, ſo wird nicht nur über den Thäter, ſondern auch über das ganze Dorf ein großes Unglück ausbrechen.

Anmerk. Bei Markersdorf fiel bekanntlich am Tage nach der Schlacht bei Bautzen, am 22. Mai 1813, der franzöſiſche Marſchall Duroc und der General Kirchner, beide von

einer Kanonenkugel getödtet. Es ſcheint ein ſagenhafter Zuſatz zu ſein, wenn ſich das Volk erzählt, dieſe Kugel hätte eigentlich dem in der Nähe haltenden Kaiſer Napoleon gegolten und er ſei nur dadurch dem Tode entronnen, daß er ſeinem durſtigen Schimmel geſtattet habe, ſich nach dem Waſſertroge des nahe gelegenen Bauergutes zu wenden. (Miſchke, das Markgrafthum Oberlauſitz ꝛc. 1861 S. 109).

199. Vom Jungfrauenräuber auf dem Keſſelſchloß bei Meffersdorf.

Nach Frietzſche, die Wigandsthal-Meffersdorf'ſche Kirchfahrt, 3. St. S. 7.

Bei Meffersdorf im tiefen Waldgebirge ſtand vor alten Zeiten das Keſſelſchloß ganz verſteckt und wenigen bekannt. Dort hauſte ein wilder Räuber. Der entführte einſt eine ſchöne und vornehme Jungfrau und hielt ſie lange verborgen auf ſeinem unzugänglichen Felſenſitze als ſein ehelich Gemahl. Aber nach einigen Jahren ſchwand das blühende Weib nur ſo dahin und der Räuber ward traurig, denn er liebte ſie über die Maßen und begehrte den Grund ihres Kummers zu erfahren. Und ſie ſprach: Es iſt die Sehnſucht, die ich in meinem Herzen trage, nach Vater und Mutter und meinen ſieben Brüdern, ſie nur ein einziges Mal wieder zu ſehen. Da ward der Räuber ſehr traurig und ſprach: So ziehe hin, aber ſchwöre zuvor, daß du geheſt und kommeſt und Niemand ſageſt, woher und wohin, damit unſer Aufenthalt unbekannt bleibe. Das gelobte ſie und zog fort zu Vater und Mutter und ihren ſieben Brüdern. Da war große Freude drei Monden lang. Aber die Räubersfrau hielt ihren Schwur getreulich und als ſie unter großem Weinen Abſchied nahmen, da mußten ihre Brüder verſprechen, daß ſie ihr nicht nachſpähen wollten, wo ſie hinzöge. Der jüngſte Bruder aber war ein kluger Knabe und brachte ihr zum Abſchiede einen Sack voll Mehl und ſprach: „Backe dir Kuchen davon, Schweſterlein, daß du wieder fein rothe Bäcklein bekommſt" und legte den Sack hinter ſie auf's Pferd und ſie zog fort. Der Knabe aber hatte in den Sack ein Loch gemacht, alſo daß den ganzen Weg entlang ein Körnlein Mehl nach dem andern herausfiel und des andern Tags zogen die Brüder auf dieſer Spur nach dem Keſſelſchloß, befreiten ihr Schweſterlein, tödteten den Räuber und zerſtörten das Schloß.

Anmerk. Es ſind alte Waffen an der bezeichneten Stelle gefunden worden. (Akten der Naturforſchenden Geſellſchaft.)

200. Die Mordhöhle auf dem Drechslerberg bei Meffersdorf.

Nach Grähe S. 150.

In dem Drechslerberge bei Meffersdorf war eine große unterirdiſche Höhle. In der hauſten drei Räuber, die waren leibliche Brüder. Sie ermordeten die vorüberziehenden Reiſenden, um ſich ihres Guts zu bemächtigen. Beſonders hatten ſie es auf junge Mädchen abgeſehen, denen ſie das Herz aus dem Leibe riſſen, um es zu verzehren. Denn wer von neun verſchiede-

nen Jungfernherzen gegeſſen hat, dem kann Niemand was anhaben. Das Schwerdt, das ihn tödten will, bricht, die Flamme, die ihn verbrennen ſoll, verliſcht, der Strick, der ihn zu henken beſtimmt iſt, zerreißt. Der Name des jüngſten war Schmorpaul, weil er die Herzen in Fett zu ſchmoren pflegte, ehe er ſie aß; es fehlte ihnen aber grade nur noch eins zu verſpeiſen, dann waren ſie hieb- und ſtichfeſt. Eine alte Muhme hatten ſie bei ſich, die mußte ihnen die Wirthſchaft führen.

Als einſt die drei Mordbrüder, es war am Abend vor dem heiligen Oſterfeſt, von einem Raubzuge nach Hauſe zurückkehrten, war der Berg wie von einem unſichtbaren Lichte erleuchtet und als ſie näher kamen, gewahrten ſie drei Männer von rieſigem Wuchs, welche unabläſſig und ohne auf die Ankommenden zu merken, mit großen Sägen Bretter entzweiſchnitten. Was thut ihr hier auf unſerm Gebiete? fuhr ſie der älteſte der Brüder an. Wir drechſeln drei Todtenladen, war die Antwort, und augenblicks verſanken die Geſtalten und der Berg war finſter wie vorher. Da ſchauderten die drei Mörder, aber bald hatten ſie die Warnung vergeſſen.

Nach einiger Zeit kamen ſie einmal an einer grünen Wieſe vorüber, da luſtwandelte eine reichgekleidete wunderſchöne Prinzeſſin und pflückte Blumen. Die drei Mörder ergriffen ſie und ſchleppten ſie in ihre Höhle, da weinte die ſchöne Prinzeſſin gar kläglich. Aber in der Nacht fing die alte Muhme an zu ſingen:

„Weh Dir, Töchterlein der Frommen,
Biſt in's Mörderloch gekommen,
Heute biſt du friſch und roth,
Aber morgen bleich und todt.
Wird das Herz dir ausgeriſſen
Und verſpeiſt als guter Biſſen.
Weh dir, Töchterlein der Frommen,
Biſt in's Mörderloch gekommen.

Da ſagte die Jungfrau der Alten, daß ſie eine Prinzeſſin wäre und der Prinz, ihr Bräutigam, würde ſie reich belohnen, wenn ſie ſeine Braut rettete. Die Alte aber wurde gerührt von der Schönheit der Prinzeſſin und entfloh in der Nacht mit ihr aus der Höhle ihrer Vettern. Bald kamen ſie über die Berge zu dem Prinzen, da war große Freude bei Hofe.

Die Mordhöhle aber wurde von den Knechten des Prinzen zerſtört und die Mörder getödtet; denn es fehlte einem jeden noch gerade ein Jungfernherz zu verſpeiſen.

Anmerk. Meffersdorf iſt ſehr ſagenreich. Vgl. Th. I. No. 58, 153, 161, 162, 170.

201. Das Schloß Meer, Merav oder Merau.

Balbini epitome hist. bohem. III. 12. 242. Dubravii hist. bohem. XIII. 80. N. L. Mag. 1833, 36. O. u. N. Lauf. Chronik S. 362. O. L. Beiträge I. 561. Pietſchmann's Programm darüber Zittau 1722. 4.

Nachdem König Wladislaus von Böhmen 1174 die Regierung ſeinem Sohne Friedrich hatte übergeben müſſen, flüchtete er ſich mit ſeiner Gemahlin Jutta, ſeinen Söhnen Premislav und Wladislav und der Gemahlin Friedrichs, Eliſabeth, in das Schloß „Meer in Syrbien.“ Niemand weiß eigentlich, wo dieſes Schloß gelegen hat. Einige ſuchen es in Böhmen, andere in der Oberlauſitz. Viele glauben, es habe auf dem Burgberge zwiſchen Melaune und Döbſchütz geſtanden. In dem Schloſſe zu Döbſchütz giebt es bis auf den heutigen Tag ein Zimmer, das den Namen die Königsſtube führt.

Anmerk. Vgl. Th. I. 183.

202. Die Denkſäule zu Milſtrich.

Mündlich. Oberlauſ. Kirchengallerie S. 107.

Bei Kamenz liegt ein Dorf, das heißt zu deutſch Milſtrich, wendiſch aber Jtrow. Dieſes Dorf hatte früher ein in der dortigen Gegend wohlberühmtes Heiligthum, das in einem uralten Denkſteine beſtand, auf welchem die Auferſtehung Chriſti abgebildet war.

Anmerk. Jitrow iſt eine andere Form für jutrow; Jutro heißt Morgen, Jutrobog iſt der bekannte wendiſche Morgen- und Frühlings-Gott, nach dem auch das Städtchen Jäterbogk heißt. Jutry, pluralis (majestaticus) von jutro, heißt aber bei unſern Wenden das Oſterfeſt, „der große Morgen.“ — Wahrſcheinlich blühte in Jitrow der Kultur des ſlaviſchen Oſtergottes Jutrobog und die chriſtlichen Prieſter knüpften wie ſo oft an den heidniſchen Götzendienſt an, um die Lehre von der Auferſtehung zu popularisiren. — In der Gegend von Muskau heißt übrigens Oſtern nicht jutry wie weiter weſtlich, ſondern jastry. Dies ſtellt augenſcheinlich die Verbindung her mit dem germaniſchen easter, eoster, oster. Die Lüneburger Wenden haben gleich den Muskauern das st, aber dunkle Vokale: justroi, gastroi. Das g der letzteren Form findet ſich wieder im böhmiſchen gitro. (Morgenſtern heißt wendiſch juterniza).

203. Die Mortkäer tranken aus dem Leeren.

Haupt und Schmaler, Wend. Lieder.

Dies iſt ein um Lohſa und Königswarthe gebräuchliches Sprichwort und kommt daher: Die Herrſchaft Mortka hat eine Wieſe mitten unter den Fluren von Lohſa und ſchickte ſonſt immer ihre Hofeleute dahin, um durch ſie das Heu einernten zu laſſen. Sie gehen wegen der Weite des Wegs nicht erſt zum Mittagseſſen nach Hauſe, ſondern machen gleich auf der Wieſe Mittag. Einſt hatten ſich die Mortkäer Hofeleute ein Fäßchen Bier mitgebracht, um es beim Mittagseſſen zu trinken, und daſſelbe, um es kühl zu erhalten, in den von Geſträuch umgebenen Graben geſetzt, welcher ſie von

einer Wiese trennte, wo die Lohsaer Hofeleute arbeiteten. Die Lohsaer hatten dies entdeckt, nahmen das Bier heimlich weg und tranken es aus, so daß die Mortkäer, als sie trinken wollten, nur das leere Faß fanden. Seit der Zeit gebraucht man das Sprichwort von denen, die bei irgend einer Gelegenheit zu spät kommen und leer ausgehen.

204. Der Läusebrunnen bei Moys.

Görlitzer Wegweiser 1832 S. 786.

Am Fußsteige von Görlitz nach dem Dorfe Moys liegt der Läusebrunnen. Früher standen dort einige sehr alte und große Eichen. In ihrem Schatten ließ der ermüdete Wanderbursch sich gern nieder, ehe er in die Stadt einzog, um vorher sich zu reinigen und zu säubern. Davon blieben denn nicht selten lebendige Spuren im Grase zurück, wie die, welche sich später darin niederließen, durch merkbare Angriffe auf ihr Fleisch und Blut in Erfahrung brachten. Daher der Verruf des Brunnens. Andere erklären jedoch diese Nachsage für Verläumdung und behaupten, er sei von einem Vorwerksbesitzer mit Namen Lausnitzer angelegt worden, habe demnach ursprünglich Lausnitzers Brunnen geheißen, was später von den alle Namen verunstaltenden Görlitzern in Läusebrunnen verwandelt worden sei. Wie dem auch sei, genug, er heißt noch heut zu Tage der Läusebrunnen, obwohl man weder in, noch um ihn herum eine Laus auffinden kann, vielmehr sein Wasser ganz klar und seine Umgebung ganz rein ist.

Früher stand am Läusebrunnen ein steinernes Kreuz zur Erinnerung daran, daß dort ein Bader aus Görlitz einen Schönfärber, seinen Mitbürger, auf dem Rückwege von der Moyser Schänke im Streite um ein Glas Bier mit einem Reithammer erschlagen. Haßner's Chronik nennt den Mörder Christ. Bayer und den Ermordeten Hieron. Taser und giebt das Jahr der That 1682 an. Nach Scultetus war es 1583, der Mörder hieß Beer und der Gemordete Taßdorf. Beide wohnten in der Neißgasse. Der Mörder floh nach Rothenburg und fand dort Schutz.

Anmerk. Es giebt noch mehrere „Läusebrunnen" und „Läuschübel" hier und da in der Lausitz. Der Name ist offenbar slavisch und kommt von Luza, Lusche, Teich, Lache, her. Lu wird germanisirt in Lau. So im Namen Lausitz und im Namen des Dorfes Laute, welches wendisch Luty heißt, im Namen der Stadt Budissin, deutsch Bautzen u. s. w

205. Muskau's Ursprung.

Das Herrmannsbad bei Muskau. Sorau 1825 S. 1. ff.

Muskau, sonst Muzakow, heißt Männerstadt, und war in Heidenzeiten ein berühmter Wallfahrtsort der lausitzischen Sorben. Hier wurde, wie eine alte Chronik meldet, das Gnadenbild der alten Zeit, der Gott der Götter, Swantewit, das heilige Licht verehrt, und noch sind seine Opfer-

plätze deutlich zu erkennen (der eine in der Nähe des Bades). Auf der andern Seite aber liegt ein großer Todtenacker voll Urnen. Auch eine Bildsäule des wendischen Waldgottes Zeutiber soll, zwar beschädigt, hier noch in später Zeit vorhanden gewesen sein. Denn hieher retteten sich die aus der westlichen Lausitz vertriebenen Sorben, um in undurchdringlichen Wäldern des alten Götzendienstes zu pflegen. Im Neißthale aber, besonders bei Buchwalde und Werdeck unter uralten Eichen sind ihre Könige begraben. Die Hügel sieht man deutlich und sie heißen bis auf den heutigen Tag Kraalsroo oder Königsgräber.

Der erste Graf zu Muskau war Theorikus, seine Tochter Juliane heirathete Wittekind, den Sohn des berühmten Sachsenherzogs gleiches Namens.

Das Schloß zu Muskau erbaute Markgraf Johann von der Beute, die sein Vater, Siegfried von Ringelheim, den Ungarn abgenommen hatte, als sie vom deutschen Kaiser geschlagen, sich in die Muskauer Wälder verirrt hatten.

206. Die weiße Taube auf dem Schlosse zu Muskau.

G. Liebusch, Sagen und Bilder 1860 S. 30.

Wenn auf dem Schlosse zu Muskau ein Sprößling der herrschaftlichen Familie sterben soll, so zeigt sich, wenn der Todeskampf zu Ende geht, im Sterbezimmer eine schöne weiße Taube.

Im Jahre 1662 war Kurt Reinicke von Callenberg Besitzer des Schlosses. Er hatte ein liebliches und gottesfürchtiges Töchterlein, Namens Catharina Eleonore. Aber an der Grenze des jungfräulichen Alters starb das hoffnungsvolle Fräulein. Kurz ehe sie starb, richtete sie sich noch einmal im Bette auf und fragte: Wo blieb denn die weiße Taube, welche um mein Bett flog? Als Niemand Antwort zu geben wußte, denn Keines hatte die Taube gesehen. da legte sie sich hin und entschlief sanft und selig.

Anmerk. M. Jak. Stoeckerus erwähnt dieser Begebenheit in seiner am Grabe des Kindes gehaltenen Leichenrede.

207. Die heiligen Eichen bei Muskau.

G. Liebusch, Sagen und Bilder S. 9.

Bei Muskau ist ein Eichenbusch, da stehen die schönen alten Bäume auf der einen Seite paarweise, auf der andern in größeren Gruppen zusammen. Das kommt daher: Es war eine alte schöne Sitte der Bewohner von Muskau, daß ein jedes Brautpaar am Morgen des Hochzeitstages ohne alle Begleitung hinausging und in andächtigem Ernste zwei Eichen nebeneinander pflanzte. Es waren die Sinnbilder ihres Lebens und ihrer Liebesvereinigung und wie der Baum wuchs und gedieh oder einging und erkrankte, so glaubte man, wachse oder schwinde das Glück dessen, der ihn gepflanzt hatte.

Das sind die Döppeleichen auf der Flur von Muskau. Jene in größeren Gruppen angepflanzten aber stellen auf dieselbe Weise die Geschwister eines und desselben Hauses vor.

208. Das böse Ufer bei Muskau.

G. Liebusch, Sagen und Bilder S. 15.

Im Neißthale bei Muskau ist eine tiefe unterwühlte Uferstelle, die heißt das böse Ufer. Dort hat sich einst Folgendes zugetragen. Ein Mann aus einem benachbarten Dorfe hatte den ganzen Tag im Walde Holz gefällt, und als der Abend nahte, ging er seiner Hütte zu. Da sah er plötzlich, wie über die Haide hin ein langer weißer Nebelstreif grade auf ihn loszog. Dem Landmann graute. Er beflügelte seine Schritte. Aber der Nebelstreif war schneller als der Mann und als er ganz nahe kam, so legte er sich gleich einer langen weißgekleideten Menschengestalt ihm auf die Schultern. Da erkannte der Mann, daß es die Pest sei. Centnerschwer lag es auf seinem Haupte, seinen Schultern, drückte ihm die Brust, daß er vor Angst nicht wußte, wohin er sich wenden sollte. Er eilte vom Thale zum Hügel, vom Hügel auf das Feld, aber der entsetzliche Druck ließ nicht nach und die weiße Nebelgestalt wich nicht von ihrem Opfer. Verzweiflung erfaßte den Mann. Im Dorfe schlug es Mitternacht. Da stand er auf einem Hügel, seiner Hütte gegenüber. Dort schlummerte sein blühendes Weib und seine lieben Kinder in der Fülle der Gesundheit. Er durfte ihnen nicht nahen, er wußte, daß er den Seinen, daß er dem ganzen Dorfe die entsetzliche Pest brächte. Händeringend stürzte er zurück in's weite Feld. Es wuchs die Angst und der Schmerz, aber auch die Sehnsucht nach den Seinigen nahm zu. Da kam er an die Neiße vor das böse Ufer. Voller Verzweiflung wollte er sich in die Tiefe des Flusses stürzen, um sich und seine fürchterliche Last in den Wellen zu begraben. Da endlich ließ das Gespenst von ihm ab, die Brust wurde freier, er athmete auf, und wieder zog ein Nebelstreif über die Haide, aber er zog von ihm weg, zog bis an einen nahen Hügel. Der Berg that sich auf und die Pest zog hinein. Der Landmann aber eilte in den Strahlen der aufgehenden Sonne in seine Hütte und in die Arme der Seinigen.

Anmerk. Vgl. Th. I. S. 216. u. II. 253.

209. Die Zugaben (Pschidanki) von Nebendorf.

N. L. Mag. 1839 S. 361.

Auf dem Feldgebiete von Nebendorf geht ein Ackerplan ein gutes Stück über die Grenzlinie hinaus, welche zu beiden Seiten desselben in gleichmäßiger Ferne das Weichbild des benachbarten Dorfes Reddern von dem Nebendorf'schen trennt.

Dieser Strich Landes führt den Namen Pschidanki, d. i. deutsch: die Zugaben. Wie er aber in den Besitz von Nebendorf gekommen ist, darüber geht folgende Sage.

In alter grauer Vorzeit waren durch Kriegeszerstörung und Seuchen viele Wirthschaften eingegangen und die Felder lagen zum großen Theil wüste, wurden jedoch von den übrigen Einwohnern beider Dörfer als Weideland für ihr Vieh benutzt. Nach und nach waren die früheren Grenzzeichen verschwunden. Die Grenzländereien wurden von beiden Dörfen gemeinschaftlich als Weide benutzt und als endlich eine Grenzberichtigung ausgeführt werden sollte, da gab es keinen Zeugen mehr aus der alten Zeit, als einen Greis unter den Nebendorfern, der als Knabe noch der letzten Grenzbezeichnung beigewohnt hatte. Beide Dörfer kamen überein, die Grenzlinie anzunehmen, die der Alte nach seinen Erinnerungen und seinem durch einen abgenommenen Eid gebundenen Gewissen ziehen würde. Die Nebendorf'schen hatten schon seit mehreren Jahren auf dem streitigen Flecke gesäet und geerntet, zweifelten aber selber an ihrem Rechte dazu, weil der Alte oft scherzweise geäußert, daß sie ja Kolonien auf dem Redder'schen anlegten. Desto größer und freudiger war ihr Erstaunen, als an dem bestimmten Tage in Gegenwart der beiderseitigen Dorfbewohner der Alte zu Gunsten seiner Landsleute entschied. Den Grenzziehern vorausschreitend sagte er: „Wohin ich trete, da ist noch Nebendorf'scher Grund und Boden; darnach richtet Euch." Niemand wagte es, den Alten des Meineides zu verdächtigen und der Eid machte ein Ende alles Haders. Auf seinem Sterbebette aber vertraute der Greis seinen Freunden heimlich an, wie er seinem Dorfe ein gut Stück Feld zugewendet, das ihnen von Rechtswegen nicht gehörte, doch ohne zu sündigen. Er habe nämlich seine Schuhe damals mit Nebendorf'scher Erde gefüllt gehabt und daher richtig überall, wo er hingetreten, auf Nebendorf'schem Grund und Boden gestanden.

Anmerk. In einer andern Sage hat der Teufel bei dieser Grenzberichtigung sein Spiel getrieben, s. Th. I. No. 104.

210. Reschwitz.

I. Frenzel, hist. nat. I. 31. mss. — II. Oberlaus. Kirchengallerie S. 340.

I.

Bei Reschwitz unweit der Mühle ist ein großer Steinhaufen, der von einem Baue herrührt, auf dem einst ein Götzenbild gestanden hat. Dies zeigt auch der Name des Ortes an, denn Neczwieczo, wie ihn die Wenden nennen, bedeutet ein Götzenbild, Ungeheuer oder Gespenst.

II.

Nach anderer neuerer Nachricht soll das Dorf wendisch Nesstazidlo heißen und einen Ort bedeuten, wo nicht gevespert wird. Denn das ist ein

uralter Brauch daselbst, daß die Abendglocke nicht wie anderwärts bei Sonnenuntergang, sondern eine Stunde früher geläutet wird und die Hofegärtner so eine Stunde weniger arbeiten dürfen als anderswo. Dafür aber bekommen sie von der Herrschaft auch das sonst gewöhnliche Vesperbrod nicht.

Anmerk. 1. Aus alten Lehnbriefen sieht man, daß die Herrschaft zu Reschwitz das Recht hat, bei entstehender Kriegsgefahr etliche seiner Hausgesessenen von Adel zu sich zu entbieten, die sich alsdann sofort, mit einer Keulen- oder Streitkolben versehen, dahin einfinden müssen. (A. Frenzel, von den Völkern in d. Lauf. Mscr. S. 168.)

2. Reschwitzer Sagen des 1. Bandes: No. 187. 210. 293.

211. Das Kloster Neuzelle.

Destin. lit. Lus. T. III P. V. p. 376.

Das Cisterzienserkloster Neuzelle (Neuzell, Neuenzelle, monasterium novae cellae) bei Guben an der Oder, jetzt ein evangisches Schullehrer-Seminar, nahm seinen Anfang im Jahre 1230 unter Heinrich, dem berühmten und freigebigen Markgrafen von Meißen, Lausitz und Libonotrien, Palatin von Sachsen und erstem Landgrafen von Thüringen. Dieser Fürst kam nach einer alten Sage (secundum antiquam traditionem) im Jahr 1227 mit fünfhundert edlen und in Waffen geübten Rittern und großer Kriegsrüstung nach Preußen zur Bekämpfung und Vernichtung der Ungläubigen und zur Ausbreitung des christlichen Namens und Reiches, war auch in seinem Unternehmen gar glücklich. Als er im Jahre 1228 als Sieger zurückkehrte und mit seinen tausend Kriegern zu dem Dorfe Starzeddel kam, um dort zu rasten, sah er auf den Bäumen in der Ebene viele Tauben sitzen und sagte: Hier könnten wohl besser vernünftige Tauben wohnen. Und wie denn in jenen thatenreichen Zeiten die Männer nicht säumten, ihre guten Gedanken zur Ausführung zu bringen, so beschloß der tapfere Kriegsheld auch sofort die Errichtung eines Klosters der Cisterzienser, die wegen ihrer weißen Tracht füglich für die Tauben unter den Mönchen gelten können. Diese kamen aus dem Kloster Alten-Celle, andere Nachrichten sagen aus dem Kloster Lehnin und hauseten zuerst in Starzeddel. Man kennt aber aus dieser Zeit keinen Abt, Prior oder Subprior. Später, im Jahre 1268, zogen sie in die Gegend des Dorfes Schlaben, dorthin, wo noch jetzt die Klostergebäude der neuen Celle stehen. An dem Orte, wo man die Kirche erbaute, war ein hoher Sandberg, den trug man ab, schaffte ihn weiter fort und machte ihn zu einem Weinberge, der wegen seiner runden Gestalt die Scheibe heißt. Diesen Umstand verewigt eine Inschrift inmitten des Kirchthums.

Ecclesiae loco, quo sto cum ambitu toto,
Mons fuit hic magnus scripti cacuminis hujus.

d. h.: An dem Orte, wo ich jetzt mit meiner ganzen Umgebung stehe, war ein großer Berg von der Höhe dieser Inschrift.

Anmerk. Die Kirche steht auf einem altheiligen Orte. Der Berg heißt nicht Scheide von seiner runden Gestalt. Ebenso wenig trifft es zu, wenn man von andern Scheidebergen (es giebt deren wohl über 30 in der Lausitz) fabelt, sie haben den Namen von Schießübungen und einer zu diesem Behufe aufgestellten Scheide. Das häufige Vorkommen dieses Namens an mythologisch auch sonst markirten Orten, z. B. bei Hainewalde, im Laubaner Nonnenwalde, bei Weißeollm a. d. Spree, bei Walkersdorf rechtfertigt die Ableitung von der Siba oder Schiba, einer wendischen Göttin des Lebens, der Liebe und der Fruchtbarkeit. Eine andere Spur dieses Namens finde ich in dem Provincialismus „Schiede" für ein Mutterschaf, so lange es ein Junges säugt. (Anton's Idioticon.)

212. Erbauung der Kirche in Nieda.

Handschrift der Breslauer Lusatia No. 1.

Auf dem Wolfsberge bei Nieda stand vor Alters eine Kapelle, dem heiligen Wolfgang geweiht. Sie ist eine der ältesten in der Oberlausitz und war der gottesdienstliche Mittelpunkt der ganzen Gegend (wie denn die Niedaer Kirche noch heute ein großes Kirchspiel hat). Als sie baufällig geworden und auch die Gläubigen, welche sie fleißig besuchten, nicht mehr fassen konnte, riß man sie ein und wollte eine neue, größere Kirche auf derselben Stelle bauen. Der begonnene Bau konnte jedoch nicht fortgeführt und zu Ende gebracht werden, denn stets war das, was man den Tag über aufgemauert hatte, in der Nacht an die Stelle heruntergetragen, wo jetzt die Niedaer Kirche steht. Hieraus erkannte man denn den Willen Gottes und errichtete nun das Gotteshaus am Fuße des Berges an der Stelle, welche dazu von höherer Hand bezeichnet worden war.

Anmerk. In christlichem Sinne geschieht hier dasselbe, was beim Löbauer Berge einen ganz heidnischen Anstrich hat. (Vgl. No. 189.)

213. Die Küchenmühle in Nieda.

Mündlich.

Zu der Kapelle, die auf dem Wolfsberge stand, wallfahrteten weit und breit die Leute. In dem schönen grünen Thale, an dem klaren Wasser der Wittiche, lagerten sie sich, aßen und tranken und labten sich nach ihrem Pilgergange. Ihre Küche schlugen sie an dem Orte auf, wo jetzt die Mühle steht. „Wir gehen wieder in unsere alte Küche" pflegten die Wallfahrer zu sagen. Davon erhielt jene den Namen Küchenmühle.

214. Der Klapperberg und die Tetzelseiche bei Nieda.

Mündlich. Preusker II. 130.

Der Klapperberg hängt mit dem Wolfsberge und der Heunenmauer oder Hainmauer und dem Boraerberge zusammen und hat seinen Namen daher, daß in der Zeit, als das Christenthum in hiesigen Landen eingeführt wurde, die Kirchen noch keine Glocken hatten, sondern mit anein-

ander geschlagenen Brettern das Zeichen zum Anfange des Gottesdienstes in der Kapelle auf dem Wolfsberge gegeben wurde. Von diesem Gebrauch hat der Berg den Namen Klapperberg erhalten. Auch zeigt man in Nieda eine Tetzelseiche, wo der berüchtigte Ablaßkrämer seinen Markt und Predigt gehalten haben soll.

Anmerk. 1. Dieses Klappern war sonst zu katholischen Zeiten allgemeiner Gebrauch, aber nur in der Charwoche. Vom grünen Donnerstage bis zum Ostermorgen wurde nicht mit den Glocken zur Kirche gerufen, sondern mit hölzernen Kloppern. Der Küster ging voran und die Schulbuben mit kleinen Kloppern folgten ihm noch durch alle Straßen der Stadt oder des Dorfes. Durandus (rationale div. off. lib. VII. c. 7.), der alte Erklärer der katholischen Kirchensymbolik, führt eine Menge Gründe an. Die Glocken sollten schweigen, weil in diesen Tagen die Apostel geschwiegen und die Glocken bekanntlich oft mit den Aposteln verglichen werden; oder weil Christus sich in diesen Tagen erniedrigt, solle man nicht die Glocken in der Höhe rühren; oder die Klappern seien bestimmt, Schrecken hervorzurufen, wie ihn die Apostel beim Lärme der Juden empfunden hätten, oder das Holz sei eine Andeutung auf den Tod am Kreuz u. s. f.

2. Daß Tetzel in Nieda gewesen, ist nicht zu erweisen, doch nicht unmöglich, denn Nieda ist ein großes und sehr altes Kirchspiel.

3. Niedaer Sagen des 1. Theiles No. 42. 205.

215. Niemitsch und das alte Land.

N. L. Mag. 1823 S. 56. N. L. Mon. Schr. 1797 I. 24. Dest. lit. I. III. P. VI. p. 590. Frenzel, lex. slav. II. 2237. msc.

Niemitsch (Niempsi) bei Guben war eine Burgwarte und ward schon zu den Zeiten des von Ludwig dem Deutschen an der Serbengrenze angesetzten Grafen Thakulf erbaut. Nachher gehörte es den Markgrafen Gero, welche daselbst ihren Sitz hatten und es mit allen Zubehörungen über hundert Jahre besaßen. Diese Zubehörungen bestanden aus den Dörfern: Pozdicun (Böschen), Gotheruna (Göttern), Bezdiz (Bösitz), Gozewe (Jetschko), Lepi (Leupe) und Temerini (Döbern), welche zusammen einen Flächenraum von 7000 Hufen Landes enthalten. Als Gero die Niederlausitz besiegt und mit der Ostmark vereinigt hatte, wurde dieser Gau zum Unterschiede von dem eroberten Lande das alte Land genannt, welcher Namen sich noch bis auf den heutigen Tag im Munde des Volks erhalten hat. Vor diesen Zeiten wurde das alte Land von dem Zwergenvolke der Hainchen bewohnt.

Anmerk. Niemitsch heißt „deutsch", als die erste Ansiedelung der Deutschen. So heißt auch Türkenhausen ursprünglich Düringshausen, weil sich dort Thüringer angesiedelt haben.

216. Das heilige Land bei Niemitsch.

N. L. Mag. 1823 S. 60, 1833 S. 40. N. L. Mon. Schr. 1797 I. 22. Dest. lit. I. III. P. VI. p. 590.

Dicht bei Niemitsch in der Niederlausitz liegt auf einer Anhöhe ein Ackerfeld von zwei Morgen Flächeninhalt, welches das heilige Land genannt wird. Es hat die Eigenthümlichkeit, daß es ohne gedüngt zu werden

die reichlichſten Ernten giebt. Jeder Verſuch, ſeine Fruchtbarkeit auf künſtliche Weiſe zu erhöhen, hat gezeigt, daß die Früchte dann verkommen und unzeitig werden. Früher hat man beim Pflügen ſehr viele Menſchengebeine in der Erde gefunden. Auf dem Hügel ſtand vor Zeiten eine Kapelle, der heiligen Hidda geweiht. Sie iſt von den Söhnen der Heiligen, die auf einer Wallfahrt im gelobten Lande ſtarb, von Diethmar I. und Gero, nachmaligem Erzbiſchofe zu Köln, erbaut worden und war lange ein beſuchter Wallfahrtsort. Vor wenigen Jahren ſtand noch ein Stück Mauer derſelben, jetzt ſieht man nur noch einige Vertiefungen und Spuren von Steingründen. Dicht neben dieſer Kapelle wurden die Pilgrime begraben, die auf ihrer Wallfahrt zur heiligen Hidda daſelbſt ſtarben.

217. Die Kapelle der heiligen Hidda bei Niemitſch.

Chron. mont. Ser. in Hoffmann. script. v. L. I. IV. p. 44. Dest. lit. I. III. P. VI. p. 695. Ditmar Chron. II. p. 33 N. L. Mag. 1834 S. 351.

Zu den Zeiten des Kaiſers Otto I. waren zwei Brüder, Gero, ein Herzog und Markgraf, und Sifrid, ein Graf. Ihre Schweſter hieß Hidda. Dieſe heirathete den Markgraf Chriſtian, welcher mit ihr den Erzbiſchof Gero von Köln und den Markgraf Dithmar zeugte. Nach dem Tode ihres Ehegemahls beſchloß ſie Wittwe zu bleiben, weihete ſich Gott und pilgerte in ihrem frommen Eifer hin zu den Stätten, wo der Herr gelitten hatte, nach Jeruſalem. Und da ſie ſehr ſchön war, liebte ſie der König von Jeruſalem und begehrte ſie zur Ehe. Sie aber weigerte ſich deſſen ſtandhaft, und da der König nicht abließ, in ſie zu dringen, ſo ſcheute ſie ſich nicht, ihr ſchönes Antlitz, weswegen ſie ſo bedrängt wurde, ſelbſt zu entſtellen. Sie ſchnitt ſich nämlich ſonderbarer Weiſe, um ihren irdiſchen Verehrer durch Häßlichkeit abzuſchrecken, die Naſe ab, wohl wiſſend, daß bei ihrem himmliſchen Geliebten ſie dadurch an innerer Schöne nichts verlieren würde. In Jeruſalem ſtarb ſie auch und wurde begraben. Zu ihrem Gedächtniſſe erbauten ihre Söhne eine Kapelle auf dem Hügel bei Niemitſch, der wegen der dort ihr als einer Heiligen geweihten Verehrung noch heute der heilige Hügel heißt. Sie ſelbſt hatte kurz vor ihrem Tode zu ihren Dienern geſagt: „Wenn ich geſtorben bin, ſo übergebt meinen Leib ſchnell der Mutter Erde und geht dann bald und verkündigt ſolches meinem Sohne Gero, daß ſeiner in der Fremde vollendeten Mutter die Ehre, welche vorher im Himmel zu verleihen Gott ſie gewürdiget hat, er auf Erden nicht verſage, und mir in der Kirche der heiligen Cäcilia einen Altar errichte.“

Der Hügel, worauf die Kapelle geſtanden hat, war vordem ein heidniſcher Opferplatz. Man fand daſelbſt zwei platte Steine von runder Form, welche in der Mitte eine Oeffnung hatten, ſo daß man annahm, ſie hätten als Opfertiſche gedient.

Anmerk. Ueber Niemitſch vgl. Th. I. No. 42., Th. II. No. 15.

218. Oehna.

Dest. lit. I. 35. Ditmar IV. 72. Frenzel, de Dis Sorab. in Script. II. 226.

Das Dorf Oehna bei Budiſſin iſt merkwürdig, weil in deſſen Nähe auf einem Felſen an der Spree das Götzenbild des Flins geſtanden haben ſoll. Die Stelle wird noch heute von den Wenden „der Abgott" genannt. Auch ſoll ſchon Ditmar den Ort unter dem Namen Una erwähnen, indem er erzählt, daß Boleslaus eine Stadt — urbem unam nomine — eingenommen. Es iſt aber hinter unam eine Lücke in den Handſchriften, die man aus dem Cosmas ergänzen kann, welcher ſagt, daß es Nimci (Niemitſch) geweſen ſei. In einer Budiſſiner Chronik ſteht von Oehna folgende Sage:

Die Stätte, wo der Götze Flins geſtanden, war ſo ſehr im Lande berühmt, daß eine böhmiſche Gräfin dort eine Stadt erbauen wollte. Da ſie aber die Gelegenheit des Ortes betrachtet und für nicht tauglich befunden, ſo ſagte ſie: howno (ein Dreck), daher heißt man noch heutigen Tages das Dorf howno, zu deutſch Oehna. Die Gräfin aber baute gegenüber, am andern Ufer der Spree, die Stadt, welche ſie nachher Budiſſin nannte.

Anmerk. Vgl. Th. I. No. 5. Die Sage von der Gräfin beſtätigt die No. 82., Anm. 3. mitgetheilte Hypotheſe von Hulakovsky.

219. Das Kreuz mit dem Mühlrade bei Oehna.

Zimmermann in den Akten der Naturf. Geſellſch., Sektion für Alterthümer II. No. 90. Mss.

Ganz nahe bei dem romantiſchen Felſenthale von Oehna in der Nähe von Bautzen, am Abhange eines Berges, der ſich nach dem Spreethale abſenkt, iſt ein ſteinernes Kreuz mit einem eingegrabenen Mühlrade. Die Sage erzählt: Im nahen Spreethale lebten einſt zwei Müller, von welchen der eine einen Sohn hatte, der außerordentlich ſtark war. Einſt ſaßen beide und zechten. Halb berauſcht gingen ſie eine Wette ein, nach welcher der ſtarke Müllersſohn einen Sack Getreide von der Mühle aus den Berg in die Höhe tragen ſollte, ſoweit bis er die Thurmſpitzen von Budiſſin ſehen könnte. Ob nun gleich der andere Müller trüglicher Weiſe noch einen ſchweren Stein heimlich in den Sack geſteckt hatte, ſo trug der ſtarke Müllersſohn den Sack gar rüſtig den Berg in die Höhe. Noch drei Schritte und er ſah die Thürme von Bautzen. Siehe, da ſchnitt der andere mit ſeinem Meſſer das Band entzwei, das ſeine Hoſen zuſammenhielt. Sie fuhren herab, der Jüngling ſtürzte und brach den Hals.

220. Oſtro beim Kloſter Marienſtern.

Oberl. Kirchengallerie S. 223.

Oſtro hatte früher keine Kirche. Im Jahre 1630 ſtarb es aber bei der großen Peſt faſt gänzlich aus. So war auch ein großer Bauernhof, der hieß der Glauiſche, der war ganz und gar ausgeſtorben. Da kam eines

Tages ein Mann, der hatte nichts auf dem Leibe als einen alten Pelz, der übernahm das Gut und bewirthſchaftete es ſpäter als ſein Eigenthum. Da hieß es das Pelziſche, bis endlich ein Biſchof es ſeinen Nachkommen abkaufte und auf dem Grundſtücke die jetzige Kirche bauete.

Anmerk. Der Name Oſtro iſt wahrſcheinlich deutſch und kommt von Oſtara, der germaniſchen Lenzgöttin her (vergl. die Legende vom nahe gelegenen Kloſter Marienſtern im Anhange). Auch in dem ſlaviſchen Namen wotrow will man den Oſterbegriff finden, denn wot row heißt „aus dem Grabe.“

221. Die Bierpfütze bei Oſtritz.

Annal. Gorl. Hassii et Sculteti. Manl. ap. Hofmann I. 1. 411. 1. 2. 22. Großer I. 156. Käuffer III. 21. Carpzov, annal. Zitt. II. 200. IV. 159.

Zwiſchen Oſtritz und Hirſchfelde am ſogenannten Läuſehübel iſt eine Stelle, die heißt bis auf den heutigen Tag die Bierpfütze. Das kommt daher, daß einſtmals daſelbſt die Görlitzer den Zittauern eine ganze Ladung Bierfäſſer weggenommen und in Stücke geſchmiſſen haben, weil ſie nicht dulden wollten, daß die Zittauer ihr Bier auf Görlitziſches Gebiet brächten und da verkauften, denn es war ein altes Recht der Görlitzer, daß im ganzen Umkreis der Stadt kein fremdes Bier gezapft werden durfte. Aus dieſem Ereigniß hat ſich nachmals eine lange Fehde zwiſchen den beiden Städten, genannt der Bierſtreit, entſponnen. In dieſer Fehde erwarben die Zittauer den Spottnamen Kuhtreiber, weil ſie den Görlitzern das Vieh weggetrieben. Solches geſchah im Jahre 1491.

Die Budiſſiner hießen Träberſäcke, weil ſie viel gutes Bier, die ſogenannte Klotzmilch–brauten und tranken.

Die Görlitzer: Wendehüte, weil ſie wendiſche, d. i. ſtarrköpfige Menſchen waren (oder unzuverläſſige).

Die Laubaner: Zwiebelfreſſer, weil ſie viel Gemüſe, beſonders Zwiebeln bauten.

Die Camenzer: Riecher oder Schnüffler, weil ſie gelegentlich ſehr pfiffig geweſen waren. Von einem ſolchen ſagt man daher, er hat eine Camenzer Naſe. (Vergl. No. 157.)

Die Löbauer: Krautmaler, weil ſie, im dreißigjährigen Kriege ganz heruntergekommen, den Schweden, welche wenigſtens Kraut wollten, die Antwort gaben: malt euch welches!

Anmerk. 1. Der Bierſtreit iſt verewigt in mehreren Volksliedern, die in dem von Haupt und Köhler herausgegebenen Bande der Scriptores rer. Lus. abgedruckt ſind. Funcke's handſchriftl. Chronik von Görlitz theilt ſie mit mancherlei Variationen mit.

In dem Sächſiſchen Hofe am Markte zu Zittau befindet oder befand ſich ein Reliefbild, welches den Kuhraub darſtellt.

2. Der Läuſehübel wird immer von den Chroniſten erwähnt, wenn von der Bierpfütze die Rede iſt, ohne daß dieſelben wiſſen, warum. Läuſehübel heißt aber nichts anderes als Pfützenhübel, von Luza = Pfütze.

3. Ein anderes Spottlied auf die Sechsſtädte aus dem Ende des 15. Jahrhunderts lautet:

Die Görlitzer kennen wir wol mit jren rothen Hütten:
Wenn ſie wider die Feinde ziehn man heißt ſie Wendehülte.
Die Sittiſchen kennen wir wol mit jren grawen Hütten:
Wenn ſie wider die Feinde ziehn, tragen ſie ein friſch Gemütte.
Die Baudiſſer kennen wir wol mit jren böſen Biere:
Wenn ſie wider die Feinde ziehn, ſo haben ſie kein gut Geziere.
Die Laudener kennen wir wol mit jren ſchwarzen Bärthen:
Wenn ſie wider die Feinde ziehn, wie gern ſie wieder kehrten.
Die Camitzer kennen wir wol mit jren rothen Stiefeln:
Wenn ſie wider die Feinde ziehn, ſo wollen ſie ſich mit jn kiffeln.
Die Lodiſchen kennen wir wol, ſie liegen vor der Heiden:
Wenn ſie wider die Feinde ziehn, wollen ſie ſich mit jn ſcheiden.

222. Das Oſtritzer Rathhaus und die tapfern Kloſterjungfrauen.

Funke's Chronik von Görlitz a. a. 1368. Mehrere andere Görlitzer Jahrbücher. Joh. Gubin. chron. Preußker I. 133.

Im Jahre 1368 kamen die Einwohner von Oſtritz, das damals noch ſehr klein war, auf den Gedanken, ſie wollten eine große Stadt werden, wie die benachbarten Sechsſtädte Görlitz und Zittau. Sie fingen damit an, eigenes Bier zu brauen und in der Gegend zu verkaufen, wodurch ſie der Stadt Zittau, zu deren Weichbilde Oſtritz gehörte, großen Schaden thaten. Aber ſie wurden immer übermüthiger und beſchloſſen, ſteinerne Mauern und Thore zu bauen, und thaten es auch. Als ſie aber auch ein ſteinernes Rathhaus auf ihrem Marktplatze errichteten, da riß den Sechsſtädten die Geduld und ſie zogen aus von Zittau und Görlitz, „wohl hundert Wagen voll mit wohlgeharniſchten Leuten und Zimmerleuten und Maurern", drangen in die Stadt, um die Mauern einzureißen, denn ſie ſagten, es möchten ſich etwan Landesbeſchädiger und ritterliches Räubervolk in den ſteinernen Mauern einniſten. Als ſie aber vor das neuererbaute Rathhaus kamen, da ſtand vor der Thüre die Aebtiſſin des Kloſters (Marienthal, dem damals ſchon Oſtritz von dem Grafen v. Dohna verkauft war) und alle Kloſterjungfrauen und hielten das Haus beſetzt, es zu vertheidigen. Doch die Sechsſtädter fürchteten ſich nicht vor den Weiberröcken, und ſo viel ſich die Aebtiſſin ſammt ihren Nonnen ſträubten, ſie drangen ein und machten Rathhaus und Mauern dem Boden gleich. Die tapfern Nonnen wandten ſich an den Kaiſer (Karl IV.), aber es half ihnen nichts. Nur mußten die aus Verſehen ebenfalls mit abgebrochenen Fleiſchbänke von den Sechsſtädten wieder aufgebaut werden.

223. Peitz.

Destin. Nt. I. 33. N. L. Mon. Schr. 1797 I. 81.

Peitz iſt eine ſehr alte, ſchon frühzeitig befeſtigte Stadt. Der Papſt Johann erwähnt ſie bereits in der Beſtätigungsurkunde des Stiftes Meißen unter dem Namen Sulpize, welcher zuſammengeſetzt ſein ſoll aus ſlaviſchen

Wörtern ssol, seleso und pieske, welche Salz, Eisen und Sand bedeuten. Andere denken bei Sulpize am Züllichau.

224. Die Burgschanze bei Penzig.

Görl. Wegweiser 1833 S. 380 Preusker II. S. 169, 177. Anton, Idiotikon (zum Buchst. h).

Auf dem hohen und ziemlich steilen Neißufer bei Penzig findet sich ein Erdwall, genannt die Burgschanze. Von da aus ist der alte Rittersitz der fehde- und raublustigen Herren von Penzig zu mehreren Malen bedrängt und endlich zerstört worden. Als die Görlitzer Herren der Burg waren, hielten sie eine Besatzung daselbst, „daß nit die Störche da nisten möchten." Alle Nächte mußten vier Mann aus den umliegenden Gemeinden Wache halten und auf der Mauer hin- und hergehen. Diese aus wendischen Haidebewohnern zusammengesetzte Mannschaft nannte man Hallunken (holanc ein Haidebewohner, hola die Haide) und da die Deutschen diese Wenden verachteten, so wurde ein Schimpfwort daraus. In Görlitz hießen die Männer so, welche die Braupfanne von Haus zu Haus trugen.

Anmerk. In der Görlitzer Haide deuten eine Menge Namen auf heidnische Heiligthümer, z. B. Heiligensee, das Lipsche Wasser, der Tschirndach und Bieldach, das Dorf Biela, der Hainteich, der Zeisigberg (vgl. Th. I. No. 2. Anm.), das Dorf Mühlbock (bog = Gott), der Rädelteich (Rado), der Ziebebrunnen, der Scheldeteich (Ziba oder Siba) lassen mythologische Deutung zu (vgl. Karl Starke, die Görl. Haide, Görlitz 1823). Merkwürdige Namen sind auch noch: der Schwarzfleischbrunnen (in der Muskauer Haide heißt ein Berg: der Todtenfleischer), der Salzbrunnen, der Zarthen oder Nicolinfluß, der Wohlenteich und die Wohlenberge, ein verlorenes Dorf Molkeniatsche.

225. Die drei Kreuzer bei Penzig.

Samml. v. Schön No. 21. msc.

An der Straße von Penzig nach Kaupe ist eine durch einen kleinen grauen Feldstein ohne irgend ein anderes Merkmal bezeichnete Stelle, welche man „die drei Kreuzer" nennt. Es geschieht dies zur Erinnerung an eine Mordthat, welche hier vor undenklicher Zeit schon verübt worden ist und in ihrem Erfolge die Räuber, welche den nächtlichen Wanderer todt geschlagen hatten, arg täuschte. Sie fanden nämlich in seinen Taschen nichts als drei Kreuzer.

Anmerk. Vgl. Th. I. No. 328.

226. Der Pest-Altar zu Petershain.

Akten der Naturf. Gesellsch. No. 86. msc. Knauth, Kirchengesch. S. 267. Nörbe, Chronik von Petershain.

In der Nähe von Petershain befindet sich ein Denkmal unter der Benennung Pest-Altar mit der Jahreszahl 1632. Es wird erzählt, daß zur Zeit der Pest im gedachten Jahre die Gemeinde dort im freien Felde zusam-

men gekommen und das heilige Sakrament empfangen habe. Dies hat dreiviertel Jahr gedauert, und der Pfarrer Matth. Lehmann ist Anfangs von Hammer, später von Hoyerswerda, wohin er sich geflüchtet, dahin gekommen.

227. Postwitzer Schwank.

Annal. Budiss. a. a. 1611. N. Lauf. Mag. 1837 S. 315.

Als König Matthias 1611 zur Huldigung nach Bautzen kam, reiste ihm der Landeshauptmann mit den Ritterpferden, an 500 Mann stark, bis Postwitz entgegen, wohin auch der Rath schon Lebensmittel gesandt hatte. Der König hielt sein Mittagsmahl am 3. September im Garten der Schänke. Der Pfarrer des Orts sprach dabei das Tischgebet, und als ihn der König aufforderte, sich eine Gnade auszubitten, bat er um die Verstattung des Kelches im heiligen Abendmahl, was auch für ewige Zeiten gewährt wurde. Nun sollte sich auch der Schänkwirth eine Gnade ausbitten, aber er konnte sich im Augenblick auf nichts Rechtes besinnen. Da dachte der König: das muß ein zufriedener Mann sein und ritt von dannen. Als der Zug weg war, fiel dem Schänkwirth ein, was er brauchte und lief den Reitern nach bis auf die Anhöhe von Raschau. Der König hielt eine Weile sein Pferd an und sagte: „Nun, Schänke, was willst Du?" Da sagte der Schänke: er müsse das Stadtbier schänken und das sei so theuer und er habe nichts davon, und er bitte Se. Majestät, daß ihm das Recht verliehen werde, daß er aus jeder Kanne, die er den Gästen auftrage, den ersten Trunk thun dürfe. Da lächelte der König und sagte: Ja, das Recht solle er haben. Zufrieden und dankbar kehrte der Schänkwirth um und alle seine Nachkommen bedienen sich bis auf diese Stunde dieses königlichen Privilegiums.

Anmerk. 1. Frenzel erzählt in seinem Msc. „Von den Völkern der Lausitz", daß es in dem gebirgigen Theile der Oberlausitz eine allgemein verbreitete Sitte sei, dem Schänkwirth den ersten Trunk von jedem Glase zu gestatten, er nennt es „das gebirgische Recht" (vgl. die Legende v. h. Johannes No. 303).

2. Andere Postwitzer Sagen stehen im 1. Th. No. 191. u. 364.

228. Die Königsgräber bei Klein-Priebus.

Preusker I. S. 132.

An der Neiße bei Klein-Priebus war der Sitz eines wendischen Königs, der daselbst auch mit seiner Familie begraben liegt. Die Grabstätten heißen bis heutigen Tages Königsgräber (kralske rowy).

Anmerk. Vgl. Th. I. No. 90.

229. Purschwitz (porschizy).

Oberl. Kirchengallerie S. 441.

Nahe am Dorfe Purschwitz ist ein Berg, der heißt die Mittelmagd (ssrynza), denn hier ist einmal eine Magd, die ihr eigen Kind ermordet hatte, hingerichtet worden.

Anmerk. Knauth (wendische Kirchengeschichte pag. 34) leitet den Namen des Dorfes ab von Porewit oder Porewitz, einem slavischen Raubgötzen.

230. Das Raubhaus in Quitzdorf.

N. L. Mag. 1836, 312. 1840, 403. Handschrift von Frenkel, Handschrift von v. Oertzen, beide im Archiv der Oberl. Gesellschaft. Schön No. 26. mec. Preuker II. 170.

Erste Sage.

Zu der Zeit, da Quitzdorf nur aus einer Mühle und einer Schänke nebst einigen wenigen Häusern bestand, hauseten eine Viertelstunde davon am Schöpsfluß, da wo man noch die Ueberbleibsel alter Wälle und Gräben gewahr wird, in einem vesten Hause wilde Räuber. Von dem Hause führte ein noch erkennbarer Weg und unter dem Schöpsflusse ein unterirdischer Gang in's Freie. Außerdem pflegten die bösen Gesellen, um nicht verrathen zu werden, bei ihren Ausritten den Pferden die Hufeisen verkehrt aufzunageln. Das Volk, unter dem diese Sage lebt, nennt den bezeichneten Ort noch jetzt das Raubhaus. Unter den Trümmern liegen große Schätze, Flammen zeigen sie an.

Anmerk. Auch spukt daselbst ein goldenes Kalb und ein gespenstiger Krebs, s. Th. I. No. 87, 88,

231. Zweite Sage.

Handschrift von v. Oertzen im Archiv der Oberl. Ges. d. W.

Einstmals kamen zween als Herren verkleidete Burschen in die Schänke zu Quitzdorf, koseten daselbst mit der Schänkerin und einem anderen artigen Mädchen und verabredeten mit ihnen, sie wollten Sonntags wieder kommen und mit ihnen tanzen. Die Mädchen sollten ihnen nur entgegenkommen bis an die Brücke an der Rothenburger Straße, dort möchten sie sie nur erwarten. Die Mädchen kamen auch zur verabredeten Stunde, weil aber ihre Ritter auf sich warten ließen, versteckten sie sich, von weiblicher Neugier getrieben, einstweilen unter die Brücke, um zu hören, was letztere von ihnen sprechen würden. Nicht lange, da kamen die Kerle, und da sie die Mädchen nicht vorfanden, unterhielten sie sich ohne Argwohn mit einander. Da kam es denn heraus, daß sie Räuber waren, die in einem nahe gelegenen Schlosse hausten, und daß sie ihre Pferde verkehrt beschlügen, um nicht entdeckt zu werden. Dann kam das Gespräch auf die Mädchen und sie sagten ganz unverhohlen, daß, wenn sie nur erst kämen, so wollten sie sie gleich festhalten und auf ihr Schloß mitnehmen, ihre Lust an ihnen büßen, und damit nichts verrathen würde, schließlich in heißem Oele sieden. Die Mädchen unter der Brücke hörten Alles und erschraken zu Tode und zitterten an allen Gliedern. Als die Räuber noch lange vergeblich gewartet hatten, gingen sie fluchend von dannen. Zitternd krochen die Mädchen hervor und liefen so schnell sie konnten, ohne sich umzusehen, nach Hause. So hatten sich die Räuber selber

verrathen. Die Geſchichte ward nach Görlitz berichtet und die Görlitzer ſchickten Kriegsvolk aus, um die Vögel einzufangen. Als dieſe an der Schmiede zu Torge vorüberritten, ſahen ſie dort etliche Pferde ſtehen, gingen nahe hinzu und ſahen, daß dieſelben verkehrt beſchlagen waren. Daran erkannten ſie die Räuber, die auch richtig in der Schmiede ſaßen und ſorglos zechten. Es ſetzte einen heißen Kampf, aber endlich wurde das Geſindel gefangen genommen. Einige der Görlitzer, die beherzte Burſche waren, zogen den Räubern die Kleider aus und ſich dieſelben an, ſetzten ſich auf die erbeuteten Pferde und ritten, geführt von einem weißen Hunde, den die Räuber bei ſich hatten, auf den Schöps los, wo ſie auch bald zur Burg kamen und von einer Frau eingelaſſen wurden. So hatten ſie das Räubernest mit Liſt entdeckt.

232. Das alte Wenden-Rathhaus zu Radibor.

Preußker II. S. 204.

In Radibor, nördlich bei der Branaer Schanze, war auch früher ein Rundwall. Dort hatten die alten Wenden ein großes und feſtes Rathhaus. Das iſt bei der Bekehrung durch die Deutſchen zerſtört worden. Die Grundmauern deſſelben in bedeutender Größe fand man bei der Erbauung der daſigen Schänke.

Anmerk. Rado heißt Rath, dwor Hof, bor aber Hain. Vielleicht ein heiliger Orakel-Hain, dem Radegast als Orakelgott gewidmet.

233. Rammenau.

Mündlich. Oberl. Kirchengallerie S. 290.

Im Pfarrgarten zu Rammenau ſteht eine große alte Linde. Die iſt dem Volke unheimlich und wagt Niemand im Finſtern vorüberzugehen, denn es iſt dieſelbe Linde, die im Rammenauer Kirchenſiegel verewigt iſt.

Anmerk. Rammenau ſoll verſtümmelt ſein aus Rabenau. Wahrſcheinlich! Denn Rabe iſt wie Linde ein Todesſymbol. Es war vermuthlich hierſelbſt das Heiligthum einer Todesgottheit und auf dem allgewohnten Orte wurde Kirche und Pfarre gegründet. Die ganze Gegend (Eiſtra — Prietitz — Sybillenſtein) iſt allheilige Erde.

234a. Unterirdiſcher Gang bei Rehnsdorf.

Preußker II. S. 206.

Vom Rehnsdorfer Burgſtalle (Burgſtelle, Stätte), einer alten heidniſchen Opferſtätte aus, führt ein unterirdiſcher Gang nach dem Sybillen-Steine, ein anderer nach dem heiligen Berge bei Gersdorf, wo einſt eine Kapelle der heiligen Walpurgis ſtand; ein noch ſichtbarer Steinpfad heißt bis heutigen Tags die Mönchsmauer.

234 b. Reichenbach.

Frenzel, lex. slav. III. 2981. msc.

Dieſes Städtlein hat ſeinen Namen daher, daß vor Alters allhier ein großes Gold- und Silberbergwerk geweſen, deſſen reiche Schätze man in dem Bächlein zu waſchen gepflegt; auch heißt es, der Bach führe noch heutigen Tages pures Gold — wer es nur zu finden verſtehe.

235 a. Rohnau.

Preusker I. S. 132. Mündlich.

Als die Sechsſtädte die Räuberburg Rohna bei Hirſchfelde belagerten (1392), ſo konnten die Städte trotz ihrer großen Ueberzahl lange nichts ausrichten, beſonders wegen der wunderbaren Tapferkeit eines der Vertheidiger, welcher eine gefeite Rüſtung und Waffenhemd anhatte, bis endlich ein guter Schütze unter den Belagerern den Augenblick wahrnahm, wo er ſeinen verzauberten Halskoller ablegte. Er traf ihn ſo gut, daß er fiel, und mit ihm die Burg.

235 b. Der alte Wegweiſer bei Rothwaſſer.

Nach Schön's Mittheilung.

In der Görlitzer Haide zwiſchen Rothwaſſer und Kohlfurth ſteht ein alter Wegweiſer von Sandſtein, der die Jahreszahl 1760 und darunter die eingemeißelte und roth übertünchte Geſtalt eines Hirſches zeigt. — An dieſer Stelle ereignete es ſich nämlich, daß ein Jäger aus Rothwaſſer von einem Hirſch, den er angeſchoſſen hatte, mit dem Geweihe aufgeſpießt und auf dieſe Weiſe getödtet wurde. Dies iſt zwar ſchon vor mehreren hundert Jahren geſchehen, aber durch jenes Denkmal im vorigen Jahrhunderte verewigt worden.

236. Ruland.

Frenzel, nomencl. in script. II. 55. Lex. slav. III. 3092. msc.

I.

Ruland hat früher Rugeland geheißen und iſt daſelbſt das Ruge- oder Rügefeld geweſen, allwo man zuſammenkommen, Rüge, d. i. Gericht zu halten.

II.

Viele meinen, das Städtlein führe ſeinen Namen von Roland, dem tapferen Paladine Karls des Großen, der in dieſen Gegenden die Heiden bekämpft und das Chriſtenthum mit Feuer und Schwert eingeführt habe.

Anmerk. Ueber Roland und die Rolandsbilder ſind neuerdings eingehende Forſchungen angeſtellt worden. Dr. Zöpfl in Karlsruhe widmet dieſem Gegenſtande den ganzen dritten Band ſeiner „Alterthümer des deutſchen Reichs und Rechts.“ Er behauptet, dieſe Rechtsſymbole kämen nur im Verbreitungsgebiet des niederſächſiſchen Stammes vor, ihre ſüdliche Grenze ſei Halle. Dies iſt nach No. 11, 12, 90 zu berichtigen. Der Bndiſſiner Dutſchmann (No. 90) iſt nichts Anderes als ein Rolandsbild. Zöpfl ſchreibt übrigens Ru-

land, nicht Roland und leitet das Wort ab vom „rothen Lande", der Blutgerichtsstätte. Dieser Erklärung gegenüber dürfte die obige deshalb vorzuziehen sein, weil die Rolande keine criminal-, sondern civilgerichtliche Wahrzeichen gewesen zu sein scheinen. Etwas abenteuerlich klingt die im „Magazin f. d. Literatur des Auslandes" 1852, No. 12 aufgestellte Ableitung von Hródland = Ruhm des Landes, welches der Beiname irgend eines Sachsengottes, des Tyr oder Saxenot gewesen sein könnte. Daß die Bilder Götterbilder seien, ist mir allerdings auch wahrscheinlich und der Held Roland sicherlich eine mindestens zur Hälfte mythische Figur.

237. Schadewalde.

Samml. v. Schön No. 74.

An der Stelle, wo jetzt das Dorf Schadewalde steht, war sonst ein undurchdringlicher Urwald der schönsten Eichen und Buchen. Als die Herren von Markliſſa ihn ausrotteten, um die Gegend urbar zu machen, sagte einer: „Schade um den Wald", davon erhielt das auf dem Rodelande erbaute Dorf den Namen.

Anmerk. Andere Sagen von Schadewalde s. Thl. I. No. 52, 59.

238. Schlauroth.

Mündlich. Sammlung von Schön No. 32. mss. Akten der naturforschenden Gesellschaft No 15. mss.

Die Römer waren bei ihren Eroberungszügen in Deutschland bis an die Landskrone vorgedrungen und lieferten hier dem Heere der Germanen eine blutige Schlacht, in welcher sie besiegt und in die Flucht geschlagen wurden. Um die tapferen Vertheidiger des Vaterlandes von ihrer Spur abzuleiten, bedienten sie sich der List, ihren Pferden die Hufeisen verkehrt aufzunageln und entkamen so ihren Feinden. Hiervon erhielt dieses Thal, nahe bei der Landskrone, durch welches sie ritten, den Namen des Thals der ſchlauen Rotte, und das Dorf, welches späterhin dort entstand, nannte man Schlauroth.

Anmerk. Wahrscheinlich heißt das Dorf ursprünglich Slavjehrad = Slavenburg.

239. Der Schwieloch-See.

L. Mon. Schr. 1798 II. 38.

In der Herrschaft Lieberoſe liegt ein großer Landsee, der eine Meile lang und eine halbe Meile breit ist. Das Volk aber erzählt, daß vor etwa zweihundert Jahren hier nichts als Tümpel und Sümpfe, Buschwerk und Eichen gewesen seien, dahinein man das Vieh aus der Umgegend, besonders aber die Schweine getrieben habe. Daher hieße der See Schweineloch, woraus mit der Zeit Schwieloch geworden sei.

240. Das Kreuz bei Schwosdorf.

Grève S. 192.

Als im zweiten schlesischen Kriege im Jahre 1745 ein Regiment preußische Husaren durch die Gegend von Kamenz und Königsbrück zog, desertir-

ten drei Husaren dieses Regiments mit Sattel und Zeug. Einer derselben wurde wieder zurückgebracht, die andern beiden, deren Sättel und Taschen man im Busche fand, kamen mit Hülfe der Bauern glücklich davon. Der Unglückliche, ein blutjunger schmucker Bursch, wurde nach kurzem Standrecht bei Schwosdorf an einem schnell errichteten Galgen gehenkt. Mitleidige Bauern haben ihm an der Stelle seines Todes auf einer kleinen Erhöhung ein steinernes Kreuz errichtet, auf dem in rohen Umrissen ein Husarensäbel und die Jahreszahl 1745 eingehauen ist.

Anmerk. Vgl. Th. I. No. 272.

241. Christoph von Gersdorf zu See.

Mündlich. Schön's Handschrift. Knauth's Kirchengeschichte S. 210.

Außerhalb an der Morgenseite der Kirchmauer zu See bei Niesky ist das in Stein erhaben eingehauene Bild des Christoph von Gersdorf auf See und Baruth (gestorben am 29. März 1589), auf seinem Leichensteine zu sehen. Der edle Herr ist dargestellt, wie er im Harnisch, den Helm neben sich, die Hände auf der Brust zusammengefaltet auf den Knieen liegt. Beim Beginn der Kirchen-Reformation ist dieser Gersdorf anfangs ein großer Eiferer dagegen gewesen, hat Luther's Namen gar sehr beschimpft und geschändet und immerfort behauptet, „der Erzketzer müsse durchaus verbrannt werden und er selbst wolle das Holz dazu nach Wittenberg liefern." Da ist er denn eines Tages mit seinem Förster in den Wald gegangen und hat das Holz zu Dr. Luther's Scheiterhaufen anzeichnen lassen. Aber was geschieht? Wie der erste Baum angeschlagen wird, zieht plötzlich ein grausames Wetter herauf mit Donnern und Blitzen, und schlägt immer rechts und links über ihnen ein, so daß sie ganz und gar im Feuer stehen. Darüber erschrickt der Förster gar sehr und spricht zu dem Herrn: „Gestrenger Herr Ritter, haltet zu Gnaden, ich meine, der Weg ist wohl nicht gut, den wir heute gehen." Da ist es dem Christophen von Gersdorf durch's Herz gegangen und ist niedergefallen auf seine Kniee, hat den Helm neben sich gelegt und den lieben Gott wegen seines Gebarens demüthig um Vergebung und Gnade gebeten. Ward nachfolgends aus dem Saulus ein Paulus, verehrte den Luther sehr hoch und beförderte das heilsame Werk der Reformation so eifrig bei seinen Unterthanen, wie er ihm vorher entgegen war. Als aber sein seliges Ende herannahte, verordnete er, daß man ihn in der Stellung abkonterfeien sollte, in der ihm dazumal sein ganzer Sinn umgewendet und seine Seele erleuchtet worden war.

Anmerk. Ein Seitenstück zu dieser Bekehrung: Die Oberlausitz und besonders Görlitz ergriff das Evangelium mit fast beispiellosem Eifer. Macht und Freiheit, Bildung und Reichthum der Stadt, Studien der Görlitzer in Wittenberg, lästerliches Leben der Görlitzer Pfaffen, Tetzel's ärgerlicher Ablaßkram daselbst und manches Andere sind die Ur-

sachen. Indessen blieb der Rath der Stadt lange Zeit der katholischen Kirche getreu und versuchte 1523 eine Art Gegenreformation, indem er den Magister Zeidler aus Breslau, der sich daselbst als großer Eiferer wider Luther verhaßt gemacht hatte, nach Görlitz berief. M. Zeidler unternahm vor seinem Amtsantritt eine Reise nach Franken. Unterwegs kam er an einer Wiese vorüber, wo eine arme Bauernmagd Gras mähte und dazu deutsche evangelische Lieder sang. Dies ergriff ihn so gewaltig, daß er von Stund an ein eifriger Freund der evangelischen Lehre wurde und völlig bekehrt nach Görlitz zurückkam. „Ich erkannte daraus," sagte er selbst zum Rathe, „daß auch die armen Dienstmägde das Evangelium des Herrn empfangen, wüßte auch jetzt nicht mehr davon abzustehen. Ich kann jetzt Niemand mehr zu St. Nikolaus oder St. Katharina, sondern allein zu Christo weisen." — (Theod. Neumann, Gesch. der geistlichen Administratur des Bisthums Meißen in der O. L. N. L. Mag. Bd. 36. S. 268.)

242. Der Kirchberg bei See.

Sammlung von Schön No. 55. Msc.

Eine Viertelstunde westlich von See liegt ein kleiner Berg. Als im siebzehnten Jahrhunderte hier überall die Pest furchtbar wüthete, hielt dort im Freien der Pfarrer von See für die Sproitzer Gemeinde Gottesdienst und Abendmahl. Davon bekam er den Namen der Kirchberg. Die Sage, daß er früher ein feuerspeiender Berg gewesen, ist wohl eher von den Gelehrten und nicht vom Volke aufgebracht worden.

243a. Von Schweinen entdeckte Glocken zu See und Spree.

Sammlung von Schön No. 38. Msc.

Die große Glocke, die auf dem Kirchthurme zu See hängt, haben Schweine, welche in den großen Teich, den man den See nennt, zur Tränke getrieben wurden, darin ausgewühlt. Auch eine kleine Glocke, welche sonst im Schänkhause zu Spree aufgehängt war, haben Schweine auf dem dasigen Viehbige unter der Erde entdeckt und mit ihren Rüsseln an das Licht gebracht.

Anmerk. Von Seen, in denen Glocken versenkt sind, wissen unzählige Sagen zu berichten. Auch dergleichen Sauglocken giebt es viele. Z. B. in Blankensee (Kuhn, Märk. S. p. 105), bei Uckermünde (Temme, Pommersche S. p. 268), Görtzdorf (l. c. p. 240), in Altendurg ꝛc. (Nork, Sitten und Gebräuche p. 380) versucht einen Zusammenhang zu finden, indem er die Glocken gleich Odin's Hut von dem Nebel auf dem Wasser, ihre Töne von dem Sturmgeräusch gepeitschter Wellen versteht und damit die Benennung Sauzagel für Wirbelwind in Verbindung bringt. Die Sau aber ist überhaupt Finderin der im Dunkeln verborgenen Gegenstände; sonst ein der Finsterniß geweihtes und darum als Julschwein dem Lichtgott geopfertes Thier (vergl. auch 102 und 135).

244b. Die Marienfichte bei Spree.

Sammlung von Schön No. 38. Msc.

An der Grenze von Spree auf einem durch Gehege führenden Fußpfade steht eine alte heilige Fichte, genannt der Marienbaum. Daselbst

hat früher ein Marienbild geſtanden und haben die Rothenburger, die auf dieſem Wege zu den Gebeinen des heiligen Laurentius nach Ebersbach gewallfahrtet ſind, allemal bei dieſem Baume eine Raſt gehalten und ihre Andacht verrichtet.

Anmerk. Vergl. Th. II. No. 103.

244. Seidenberg.

N. L. Mag. 1833 S. 35. Kloß, Nachrichten von Seidenberg S. 115. Leske S. 410. Preußler II. S. 175.

Auf dem Burgberge bei Seidenberg hat vor Alters eine Burg geſtanden, die nach der böhmiſchen Seite zu von der Natur ſtark befeſtigt geweſen; denn noch jetzt ſind die Ausgänge ſehr ſteil und ſo eng, daß nur eine Perſon einzeln hinauf gehen kann. Oben ſind zwei Hügel mit den übermooſten Reſten der Burg und einer hohlklingenden Stelle, wo der Sage nach ein Schatz liegen ſoll. Derſelbe wird von einem ſchwarzen Pudel mit feurigen Augen bewacht und Jakob Böhme, der dort geboren iſt, ſoll ihn geſehen haben.

Anmerk. 1. In ganz frühen Zeiten mag es ein heidniſcher Opferplatz geweſen ſein, weshalb die Bewohner nach altem Herkommen ihn an Oſtern und Pfingſten maſſenweiſe beſuchen. Der alte Name Syden wird von ssud, Gericht, oder von siten, serb. klein, abgeleitet.

2. Vergl. über Seidenberg auch Th. I. No. 341.

245. Das Burgward Sizen.

Wordß, N. Archiv S. 347. N. L. Mag. 1824 S. 342.

In dem Dorfe Seitſchen, ohnweit Göda, hat ſich der Name des Burgward Sizen erhalten, welches in der Grenzurkunde von 1213 erwähnt wird. Nahe dabei liegt ein Ringwall, wo die Burg geſtanden haben ſoll.

Anmerk. Der Name hängt vielleicht ebenſo wie der Name Zittau (im Volksmunde „die Sitte“) zuſammen mit dem Namen der ſlav. Fruchtbarkeitsgöttin Ziza, ein Wort, welches von demſelben Stamme zu ſein ſcheint, wie das Wort zito, Getreide, wozu vielleicht auch zu vergleichen iſt das deutſche: „Zitze“.

246. Der Spitzberg bei Sohland.

Frenzel, hist. nat. II. 703. msc.

Einſt kam die Landskrone zum Rothſteine auf die Freit und buhlte mit ihm und ward ſchwanger. Und es gefiel ihr allzuwohl bei ihrem Liebſten und ſie blieb faſt über die Zeit. Als ſie nun endlich nach Hauſe gehen will, kommt ſie nur bis Pohlsdorf und kann nicht weiter, muß liegen bleiben und daſelbſt Wochen halten. Da hat ſie unter vielen Schmerzen den Spitzberg geboren.

247. Das Kreuz bei Sproitz.

Akten der Naturf. Gesellschaft No 86. Msc.

In der Nähe des Dorfes Sproitz ist ein Kreuz mit einem Zaune, der von den Bauern immer im Stande gehalten wird, obgleich Niemand die Verpflichtung dazu hat. Alte Leute erzählen, zur Zeit der böhmischen Herrschaft haben die Oberlausitzer in dieser Gegend einmal die Abgaben verweigert, da hat der König ein Heer gegen sie gesendet. Das hat die Rädelsführer gefangen genommen und ihnen bei Sproitz die Köpfe abgeschlagen. Zur Warnung für alle Meuterer wurde dann dieses Kreuz errichtet.

248. Sommerfeld.

Frenzel, nomenclator in script. II. 24. Lex. slav. III. 3265. msc. Mündlich.

Am Sorauer Thore zu Sommerfeld steht ein runder, von Backsteinen aufgeführter Thurm von alterthümlicher Bauart. Die Leute sagen, daß er vor undenklichen Zeiten von den Böhmen zum Schutze der von Görlitz über Sorau nach Guben führenden Handelsstraße erbaut worden sei. Bei den Wenden heißt die Stadt Semrin, was so viel als Todtenfeld bedeutet und auf eine Schlacht hinweisen soll, die hier einst geschlagen wurde, wovon aber weder die Geschichte, noch die Sage etwas weiß.

Eine Viertelstunde von der Stadt entfernt, zwischen den Dörfern Dolzig und Baudach, liegt eine Höhenfläche, die Klinge genannt, sonst nur zur Hutung benutzt, jetzt in Acker verwandelt. Dort stand einst ein Dorf, das diesen Namen führte. Man sagt, daß es im dreißigjährigen Kriege zerstört worden sei.

249. Sonnenwalde.

Crüger, orig. Lus. p. 84. Wittechind, ann. l. l. fol. 655. Fabricius, orig. Sax. l. II. p. 151.

Der deutsche Kaiser Otto der Erste führte Krieg mit seinem Sohne Ludolph, und es konnte lange kein Friede und keine Versöhnung zu Stande kommen, weil der böse Herzog Heinrich von Sachsen sie immer zu hintertreiben wußte; da jagte einst Otto in einem dichten Walde mit dem Markgrafen Gero. Das hörte Ludolph, der sich nach der kindlichen Wiedervereinigung mit dem Vater sehnte und suchte ihn in der Wildniß, um allein mit ihm zu reden, auf, damit nicht der den Zwist nährende Oheim sich zwischen ihre Herzen stellen möchte. Er kam allein mit zerrissenen Kleidern, traurigem Antlitz, thränenden Augen, nackten Füßen, warf sich vor dem Vater nieder und bat flehentlich um Gnade. Da ward das Herz des Vaters weich und sie versöhnten sich mit einander. Dies geschah im Jahre 954 in unserer Lausitz, und der Ort ward zum ewigen Gedächtniß der Sühne Sunewald genannt, woraus späterhin, als man eine Stadt da erbaut hatte, Sonnenwalde geworden ist.

Anmerk. Der Ort heißt bei Wittekind: Sweldon.

250. Von dem Grafen zu Solms auf Sonnenwalde.

Geogr. Beschreibung der Niederlausitz 1748 S. 14 und 15.

Vom Grafen Philipp zu Solms auf Sonnenwalde bei Luckau geht die Sage, er habe einmal 40 Bären zu gleicher Zeit gefangen, die vielen Schaden angerichtet. — Als er 1548 zu Frankfurt a. M. zum Sterben kam und das heilige Mahl begehrte, da ist er trotz seiner Krankheit vom Bett aufgestanden, hat gesagt: „Ich hab' all' mein Lebtag mich nicht geweigert, zu reiten und zu fahren; nun, so will ich auch rüstig und tapfer aufstehen zu dieser meiner letzten Reise", hat das heilige Sacrament stehend als ein treuer Himmelsritter empfangen und ist bald darauf selig entschlafen.

Zu Anfange des 17. Jahrhunderts residirte zu Sonnenwalde Graf Otto zu Solms, das war ein gelehrter Herr, hatte viele seltsame Thiere und auch ein Mägdlein, das 3 Jahre lang nichts gegessen, sondern nur bisweilen von des Herrn Grafen Mutter mit Balsam und lieblichem Geruche erquickt worden.

251. Sorau.

Albinus p. 76. Magnus p. 1. Mich. Neander, orbis terrae I. 69. Ditmar VI. 157. Frenzel, nomencl. in script. II. 58 Lex. slav. IV. 4489. N. L. Mag. 1835 S. 178.

Die Stadt Sorau, welche Einige auf Lateinisch Sorabia nennen, soll von den Sorben ihren Namen herleiten und demnach Sorbenstadt heißen. Andere meinen, Sora heiße Zor, Zaro, Zara, soviel wie Morgenröthe, und der Name zeige ihre östliche Lage oder auch den Götzendienst an, den man hier vor Zeiten der Sonne erwiesen. Manche behaupten auch die Stadt führe den Namen von der „sauern Aue", darin sie liegt. Frenzel nennt sie Kranichstadt, von dem polnischen Wort Zoraw, der Kranich. Busch findet in ihr eine Zaren- oder Königsstadt, und glaubt, daß dort ein Wendenfürst seinen Sitz gehabt habe.

Die Chroniken erzählen, daß im Jahre 1207 Herr Ulrich von Dewin unter der Regierung Kaiser Otto des vierten die Kirche, das Schloß und die Stadtmauer zu bauen angefangen habe. Dieser erste Herr von Sorau ist ein Böhme gewesen und hat sich geschrieben von dem Schlosse Debin, welches im Jahre 738 von Wlasta, und zwar durch ihrer Mägde Hände erbaut worden. Der Vater von Magnus will die Jahrzahl der Erbauung von Sorau in einem Steine oben an dem Gewölbe der Marienkirche eingehauen gesehen haben. Nach eines Saganischen Augustinermönchs hinterlassener alter Schrift und der Volkssage soll die Stadt viel älter sein und anfänglich dort gestanden haben, wo jetzt das nahe Dorf Grabig liegt. Im Jahre 840 sei sie von Pokosai, einem frommen Christen aus einem polnischen Geschlechte, des Primislai Vetter, zugleich mit Sommerfeld erbauet worden. Gewiß ist, daß schon der über die Sorben gesetzte fränkische Herzog Thakulf

einen Ort Namens Zarowe besaß (856) und daß unter dem Jahre 1006 von Ditmar der „Gau Zara“ erwähnt und berichtet wird, daß der Polenherzog Boleslav ihn eingenommen habe.

In des Bürgermeisters Büsser handschriftlicher Chronik von Sorau steht über die Entstehung der Stadt Folgendes: „Wenn, wie und von wem Sorau erbauet und einen andern Namen bekommen hat, habe ich nicht aus Schriften oder sonst gründlicher erfahren können, als wie mich etliche Leute berichtet haben, die es ohne Zweifel von ihren Eltern oder Großeltern gehört haben, so sei deroselben Fleck, darauf es gebauet und noch heutigen Tages stehet, eine lange, sauere, alte Aue gewesen, welche sich bis an das Vorwerk Alt-Sorau genennet, erstrecket, bei welchem Vorwerk und Wiese hieraus erstlich ein Flecken oder Markt erbauet und Sorau, nach Gelegenheit der sauren Auen, genennet wurden, und ist allda verfallen Eisen und gemachter Arbeit viel gefunden worden; hernachmals aber ist die Stadt besser hierein gebauet worden.“

Anmerk. 1. Zara ist wahrscheinlich der ursprüngliche Name und Morgenröthe oder Gott der Morgenröthe die ursprüngliche Bedeutung. Dasselbe gilt von Zarow in Schlesien, Zarowe in Altenburg, Zara in Dalmatien und dem Fluß Zarówa in der Uckermark. Zora ist wie Juterbog ein spezieller Namen für Swantewit, den Lichtgott.

2. Als man anno 1564 in Sorau einen Wassergraben anlegte, fand man unter der Erde drei Steinwege, einen immer eine Elle tiefer als den andern, unter dem letzten aber eine eichene Brücke, die man nur mit sehr großer Mühe entzwei hauen konnte (Magnus S. 65).

252. Sorau und die alte Salzstraße.

Magnus S. 6.

Die alte Salzstraße von Sorau hat ihren Namen aus folgender Ursache. Als Anno 1379 Herr Johannes II. von Biberstein auf Sorau für den Kaiser gegen die widerspenstige Stadt Magdeburg zu Felde gezogen war, durch seine friedlichen Bemühungen aber die Fehde gütlich beigelegt hatte, mußte ihm die Stadt Magdeburg zum Danke dreierlei versprechen: 1) eine stattliche Summe Geldes zu geben; 2) ihm zu Ehren und ewigem Gedächtniß auf öffentlichem Markte einen rothen Hirsch aufzurichten; 3) alle Jahre ein Fuder Salz ihm und seinen Nachkommen mit sechs weißen Pferden, so noch jung wären, alljährlich nach Sorau aufs Schloß zu liefern; welches Alles sie auch richtig ihrem Versprechen nach gehalten, und mußte der Fuhrmann, der das Salz brachte, auf dem Schloßplatze die Peitsche bei dem Wagen niederlegen, den Kittel ausziehen und also Wagen und Pferde, Kittel und Peitsche da lassen und wiederum zu Fuße nach Hause laufen. Zum Trinkgelde erhielt er nichts als ein alt Dütchen. Dieses ist von 1379 bis 1512 alle Jahre richtig abgeführt, in dem benannten Jahre aber mit Gelde abgelöst worden, und ist nichts davon übrig, als daß die Straße nach Magdeburg bis auf den heutigen Tag die Salzstraße heißt.

Anmerk. Das Fuder Salz war kein gewöhnlicher Tribut, sondern eine symbolische Bürgschaft des fortwährenden Friedensvertrags. Das vor Verwesung schützende Salz

ſollte die Feſtigkeit, Reinheit und Dauer eines Bündniſſes anzeigen. Beim Hochzeitsmahle der Wenden (und zum Theil auch der Deutſchen in der Oberlauſitz) nehmen Braut und Bräutigam zuerſt einen Biſſen Brod mit Salz. Dann erſt beginnt der Schmaus. Die Begleiterin der Braut, gewöhnlich eine alte Pathe, heißt „Salzmeſte.“ So lange die Hochzeit dauert, müſſen Brod und Salz auf dem Tiſche bleiben und wäre es eine ganze Woche lang. — Daß der Knecht auch nicht das Geringſte wieder mit zurücknimmt, iſt ein ächt mittelalterliches Symbol vollſtändiger ungetheilter und wahrhafter Hingabe. — Die weißen Pferde erinnern an die heidniſchen Opfer. Der Hirſch iſt wohl einfach das Biberſteiniſche Wappenzeichen. Vielleicht aber auch ein Symbol der Dauer des Vertrags. Der Hirſch iſt ein Sinnbild der Fruchtbarkeit und des ewigen Lebens (Creuzer II. S. 189 — Roths Wörterbuch I. 118). — Doch iſt mir kein Beiſpiel einer Verwendung des Hirſches als Rechtsſymbol bekannt.

253. In Sorau iſt der Tod verbrannt.

Magnus S. 68.

Im Jahre 1566 hatte ein Sorauer Bürger die Peſt mit in die Stadt gebracht. Er zog in ein einſames Häuslein am Graben und ſtarb daſelbſt, und Alle, die ihn pflegten, ſtarben einer nach dem andern in demſelben Häuſel. Als ſie Alle todt waren, ſteckte man Feuer an das Haus und verbrannte Alles zu Aſche. Da ſagten die Leute in der ganzen Gegend: „O wer wird nun ſterben können, iſt doch zu Sorau der Tod verbrannt.“

Anmerk. 1. Ein neuer Beleg dafür, daß man, auch ohne gerade an die Peſtgöttin Mara zu glauben, die Peſt wie eine Perſon betrachtete.

2. Ein anderer, ſehr merkwürdiger Aberglaube findet ſich in derſelben Sorauer Chronik von Magnus, S. 183: Ein Herr von Gabienz tödtete zu Sorau anno 1631 einen Herrn von Dyher, einen böſen Raufbold, der ſchon 14 Moedthaten auf ſeinem Gewiſſen gehabt hatte. Der von Gabienz aber nahm es ſich ſehr zu Herzen, daß er durch dieſen einen Todſchlag alle 14 Mordthaten des von Dyher auf ſich geladen, ward darüber ſchwermüthig, riti nach Sorau vor's Gericht und erſchoß ſich daſelbſt auf dem Pferde ſitzend mit einem Piſtol.

3. Da einmal vom Sorauer Aberglauben die Rede iſt, ſo möge noch folgende Erzählung hier Platz finden, die theils eine Ergänzung zu der Sage vom verliebten Hengſt in Sorau (ſ. I. 237), theils einen kulturgeſchichtlich werthvollen Beitrag zur Kenntniß der theologiſchen Streitigkeiten zu Ende des 16. Jahrhunderts enthält: Eine vornehme Jungfrau zu Sorau war krank und mußte geſchröpft werden. Man rief einen Badergeſellen. Dieſer ſetzte ihr die Schröpfköpfe. Aber kaum hatte ſich der Badergeſelle entfernt, ſo merkte die Jungfrau, daß er es ihr angethan hatte und daß ſie nicht mehr von dieſem Menſchen laſſen könne. Sie ſchnitt ſich ſelbſt in den Finger, um Gelegenheit zu haben, ihn wiederzuſehen und ward vollſtändig liebeskrank. Groß war das Herzeleid der Aeltern. In dieſer Noth wandten ſie ſich an den hochwürdigen Magiſter Streuber, welcher ſich auch bereit finden ließ und der Jungfrau einen Trank braute, der wider ſolche heftige Liebesbrunſt wirken ſollte. Aber die Arzenei wirkte nur zu gut, denn die Jungfrau ward todtkrank davon und ſtarb in wenig Tagen, ſo daß ſie von aller Liebestollheit erlöſt war.

Magnus (S. 73 ff.) berichtet über dieſen M. Streuber ſo ſeltſame und gewiß zum Theil ſagenhafte Dinge, daß ich nicht umhin kann, ſeine Erzählung hier wiederzugeben: M. Streuber hatte ſich mit Dr. Rivander, Superintendenten zu Forſta und zuletzt in

Bischofswerda, über synkretistische Fragen also heftig verunreinigt, daß es zwischen ihnen zu groben Schimpfreden kam. Rivander sagte einmal zu ihm: Lieber Herr Doctor Peter, lasset es doch bleiben, mich werdet ihr nicht verführen, Christus und Belial haben nichts gemein. Da schwur Strauder Rache und trachtete seinem Widersacher nach dem Leben. Er miethete einen Studiosus und gab ihm Mordgeld, daß derselbige 1594 nach Bischofswerda ging, sich bei Rivander als Informator einschlich und denselben sammt seiner Gemahlin und dem jüngsten Söhnlein mit einer Korpfe vergab, daß alle drei sterben mußten. Der Mörder floh nach Prag, gerieth in Schwermuth, schrie einmal nach dem andern über Strauderum, daß er ihn zum Morde erkauft und beredet, ward endlich rasend und nahm ein Ende mit Schrecken.

Den weiteren Nachrichten des Chronisten zufolge ward M. Strauder anno 1573 zu Sorau Superintendent. Er war ein unruhiger Kopf und synkretistischer Theologe, verdrängte seinen Vorgänger M. Gerlach durch List und Lügen, machte sich durch die „Hof-Frauenzimmer" auf dem Schlosse beliebt, verführte seine Magd und verhetrathete sie mit dem Glöckner („der merkte aber bald den Handel und jagte die H— zum Teufel"), stellte den Eheweibern und Jungfrauen nach, ward endlich seiner Stelle entsetzt und floh nach Böhmen, allwo er zu Brig katholischer Priester wurde, aber da er auch kein rechter Päpstler war und heimlich wieder evangelisch werden wollte, vergaben ihm die Pfaffen bei einem Bankett mit einem Trunk, davon er rasend wurde, an den Wänden kratzte und auf dem Misthaufen elendiglich umkam.

254. Wie Herr Ulrich von Biberstein auf Sorau die böhmischen Junker beschämt.

Magnus S. 15.

Ulrich V. von Biberstein auf Sorau und Friedland war ein reicher Herr, aber allezeit ohne allen Stolz und ging mehrentheils in einem schlechten grauen Wamms einher. Einstmals saß er auch so mit zu Prag an der Landtafel. Die böhmischen Herren aber waren alle sehr reich gekleidet, und sprach einer dieser Prahlhänse und Kleiderphantasten ganz laut, daß es der Biberstein hören sollte: „Es möchte doch keiner zur Tafel gelassen werden, er hätte denn eine marderne oder füchsene Schauben an; einem Herrn in schlechtem grauen Habit gezieme nicht, unter so vielen großen und vornehmen Herren zu sitzen!" Da gab Herr Ulrich zur Antwort: „Es wäre besser, daß Niemand zur Tafel gelassen würde, so nicht zum wenigsten 100 ungarische Dukaten im Beutel hätte, die er jetzt Gott Lob und zu Hause noch viel mehr im Vermögen hätte." Da konnten die vornehmen Hungerleider daran riechen.

255. Der wunderbar erhaltene Schüler.

Mündlich. Sammlung von Schön No. 10. Mss.

Zwei Brodschüler zu Sorau kamen eines Tages in ihren schwarzen, weiten Chorröcken vom Singen zurück und stiegen auf den hohen Thurm der Stadtkirche, um Dohlen auszunehmen, die da oben unter dem Dache häufig nisten. Um dahin zu gelangen, geht der eine auf einem Brette, welches der andere hält, zu einem Schallloche hinaus und findet in einem Neste fünf

junge Dohlen. „Hier ſind fünf," ruft er ſeinem Genoſſen zu, „drei für mich und zwei für Dich; denn ich muß die meiſten haben, weil ich ſie ausnehme." „Nein," ſagt der andere, „ich muß die meiſten haben, weil ich das Brett halte; das iſt ſchwerer wie das Ausnehmen." So ſtreiten ſich die Beiden immer fort, während der erſtere eine Dohle nach der andern aus dem Neſte nimmt und in die Taſche ſteckt. Als er im Begriffe iſt, auch die letzte zu bergen, ſpricht der andere ganz erboſt: „Nun wie iſt's? giebſt Du mir drei? ſonſt laß ich das Brett los und Du fällſt herunter;" und indem wie der Draußenſtehende mit Heftigkeit „Nein" ſagt, läßt der da drinnen los und jener ſtürzt von dem hohen Thurme herab. Jetzt faßt Todesſchrecken den unbeſonnenen Knaben, er läuft athemlos die Treppe herab und erwartet nichts Geringeres, als ſeinen Freund zerſchmettert auf dem Steinpflaſter liegend zu finden. Der aber kommt ihm an der Kirchthüre lachenden Muths entgegen, reicht ihm zwei Dohlen hin und ſagt: „Es bleibt dabei, Du kriegſt nur zwei Dohlen." Der Wind hatte den weiten, ſteifen Chorrock aufgeblaſen und ihn zu einem Fallſchirme gemacht, mit deſſen Hülfe er unbeſchädigt unten angelangt war. Zum Andenken dieſer wunderbaren Begebenheit war in der Kirchmauer ein ſteinernes Bildniß eingefügt, welches einen Knaben im Chorrocke darſtellt.

Anmerk. Die Geſchichte wird von mehreren anderen Kirchthürmen erzählt, z. B. von dem zu Gaithein bei Leipzig, an dem ein ähnliches Steinbild zu ſehen iſt. S. Wlbar Ziehnert S. Volksſagen II. 223. von der Marienkirche in Berlin (Kuhn M. S p. 118.). Ebenſo von Breslau (Gödſche Schleſ. S. S. 27.) und Lübeck (Römus Volksſ. S. 245.).

2. Hierzu kommen aus dem I. Bande No. 119, 123, 127, 172, 225b, 229, 233, 234, 237, 292, 323, 324, 340, 348, 355, 363, 365.

256a. Starzedel.

Wo :t, Geſchichte von Serau und Triebel S. 269.

Zu Starzedel bei Guben war vor Alters eine Kapelle der heiligen Margaretha. Dieſe Heilige war die Zuflucht aller Ehefrauen, Schwangeren, Gebährenden und Kindbetterinnen. Dieſe letzteren ſchickten oder brachten nach den Sechswochen die abgetrockneten Nabel ihrer Kinder dahin und legten ſie ihr nebſt einem Geſchenke auf den Altar, überzeugt, daß ihre Kinder nun gedeihen würden. Darauf entſtanden ganze Wallfahrten zur heiligen Margaretha vor Starzedel und in Folge deſſen ein Jahrmarkt oder Meſſe. Noch zur proteſtantiſchen Zeit, gegen Ende des 17. Jahrhunderts, konnte man ſolcher hinter dem Altare aufgehängten Nabel viele ſehen, aber die Wallfahrten hatte ſchon Hans von Dalwitz auf Starzedel zur Zeit der Reformation abgeſchafft.

256b. Stenker.

Karl Starke, die Görlitzer Haide 1823.

Stenker heißt urſprünglich Steinkirch von ſeiner ſteinernen Kirche. In der Nähe heißt ein unbebauter Ort Kirchſtadt. Dort war früher ein Dorf mit einer Kirche. Dieſer Ort iſt in einem Kriege gänzlich eingegangen. Doch baute man zum Andenken an dieſen Untergang eine Kapelle mit einem Kruzifix und hölzernen Marien- und Johannisbildern, welche noch vorhanden iſt. Der dorthin führende Weg heißt die Kapellenſtraße. Dort liegt auch ein Berg, der den Namen Einſiedlerberg führt, weil früher daſelbſt ein Eremit gehauſt hat. In einer benachbarten Dorfchronik ſteht folgende Nachricht vom Jahre 1521: „Einſiedel in den Görlitzer Haiden. Gott gebe, daß der neue Einſiedel fromm werde."

257. Strahwalde.

Oberlauſitziſche Kirchengallerie S. 264.

Dieſes Dorf iſt einmal in einer Peſt gänzlich ausgeſtorben, noch zeigt man den aus jener Zeit herrührenden Peſtkirchhof. Im benachbarten Cunnersdorf wüthete die Peſt eben ſo ſchrecklich, aber ein Mann blieb doch übrig. Der hat hernach ſich ein Weib herzugeholt und die Gegend wieder bevölkert. Auch hat an der Ober-Cunnersdorfer Grenze früher ein ganzes Dorf geſtanden, und hat Rothdörfel geheißen. Das iſt einmal mit Mann und Maus verſunken in dem Teiche, der jetzt ausgetrocknet iſt. Nur die Mühle iſt übrig geblieben und hat noch lange geſtanden und den Namen die Dörfelmühle geführt.

Anmerk. Strahwalde iſt möglicher Weiſe korrumpirt aus Oſtrawalde; ſo ſoll (nach Liebuſch) der Strahhof in Kamenz urſprünglich Oſterhof geheißen haben, wie es denn in Dresden ein Vorwerk Namens Oſtra und in vielen Städten Strohhöfe giebt, bei denen die Ableitung des Namens von Stroh auf Schwierigkeiten ſtößt.

258. Tauchritz.

Frenzel, nomenclator in script. II. 60.

Das Dorf Tauchritz bei Görlitz (wend. Tuchorz) hieß vordem Tauber. Johann von Gersdorf der es 1097 beſaß, änderte ſeinen Namen. Wider ſeinen Willen und Geheiß hatte ſich nämlich ſein junger Sohn Nikolaus in der vorbeifließenden Pulsnitz gebadet, war darin untergetaucht und ertrunken. Zur Erinnerung an dies traurige Ereigniß nannte er es ſo, wie es noch heißt.

259. Der Wunzen-Teich bei Groß-Teuplitz.

Schneider, Zilmsdorfer Begräbnißplätze, Anhang, Heft 1.

In der Grafſchaft Pförten um Groß-Teuplitz herum war ſonſt nur undurchdringliche Wildniß und mitten in derſelben ein tiefer Teich. Der

Wald ist verschwunden, aber der Teich ist noch vorhanden; denn die Menschen können wohl die Bäume fällen, aber das Wasser können sie nicht so leicht ausschöpfen. Dorthin flüchtete sich um das Jahr 524 nach Auflösung des thüringischen Reichs unter Hermannfried ein edler Thüringer, Bodo von Wunzen, mit mehreren Heidenpriestern und treuen Dienern und erbauete am westlichen Ende des Teiches eine feste Burg. Noch schaut man die Wälle derselben, bewachsen mit hundertjährigen Eichen. Dort hauste der alte Ritter in trauriger Oede und Einsamkeit. Adalbert, sein einziger Sohn, war im harten Kampfe von einem mit den feindlichen Franken verbundenen Sachsen überwunden, gefangen genommen und weggeführt, und so aus einem thüringischen Edlen ein sächsischer Dienstmann geworden.

Doch gereichte dieses Dienstverhältniß ihm zu einer andern Freiheit, denn er lernte die heilsame Lehre des Evangeliums kennen, die damals unter dem heidnischen Volke noch ein Geheimniß einzelner Familien war. Die holde Emma von Särichen lehrte sie ihn, und es war zweifelhaft, ob die Liebe der Religion, oder die Religion der Liebe mehr Vorschub leistete. Von einer Ehe zwischen einem Dienstmanne und einem Edelfräulein konnte aber in jenen Zeiten nicht die Rede sein. Daher entflohen die Liebenden und richteten ihren Weg auf Vater Bodo's Burg zu, dessen Aufenthalt sie erforscht hatten. Bodo hatte aber seinerseits den Abfall seines Sohnes von der alten heidnischen Religion erkundet. Und als er Adalbert und Emma auf einem Nachen über den See auf seine Burg zufahren sah, so verfluchte er den Abtrünnigen, und die Priester, die bei ihm waren, eilten an den See und bewirkten durch ihre Zauberbeschwörungen, daß ein schreckliches Unwetter losbrach. Der Himmel verfinsterte sich, der Sturm heulte und die Wellen gingen so hoch, daß der kleine Kahn umschlug und die Liebenden in den Wellen versanken. Beide hielten sich zärtlich umfaßt, als sie der Sturm in das Wasser stürzte. So sieht man sie noch jetzt oft mitten im Teiche erscheinen zur Mittagszeit zwischen Ostern und Pfingsten. Doch bleiben sie nicht lange über dem Wasser, sondern versinken bald wieder in die Tiefe. Dann erscheinen an derselben Stelle zwei weiße Lilien, die bis zum nächsten Mittage blühen. Manche wollen vor dem Aufblühen der Lilien auch nur die Erscheinung eines weißgekleideten Kindes gesehen haben. Jede dieser Erscheinungen ist aber ein Anzeichen, daß Jemand in dem Teiche bald ertrinken wird.

Emma's Mutter, Barbara, soll Särichen bei Spremberg, und Zielmann, der Diener Bodo's, welcher ihm Adalbert's Abfall verrieth, Zilmsdorf bei Muskau erbaut haben. Bodo aber starb zugleich mit seinen Kindern, denn bei dem durch die Priester des Zorngottes Pustrich erregten Unwetter zündete ein Blitz seine Burg an und erschlug ihn. Der Teich aber, an welchem die Burg stand, heißt noch heute von ihm der Wunzenteich.

260. Das ſchwarze Kind auf dem Wunzenteiche bei Groß-Teuplitz.

Akten der Naturf. Geſellſchaft II. No. 4. Mſc.

Es kamen einmal zwei Wagen voll Taufgäſte, die ein Kind nach Groß-Teuplitz zur Taufe führten, am Teiche vorbei. Da ſahen die Leute plötzlich ein Kind von ſchwarzer Geſichtsfarbe auf dem Teiche ſitzen, welches eine Jupe nach Sorauer Tracht, eine dergl. Haube, Strümpfe und Schuhe anhatte. Um den Leib herum hatte es ein Grastuch, und darin vorn ein Säckchen gebunden, wie es in daſiger Gegend die Leute machen, wenn ſie verreiſen, um ſich das Brod ſo einzubinden. Die Leute ſahen ſich die Erſcheinung lange an. Als ſie dieſelbe aber anrufen, verſchwindet Alles unter dem Waſſer. Viele Leute haben menſchliche Geſtalten auf dem Waſſer ſitzen geſehen. Wenn einmal ein Menſch im Teiche ertrank, ſo blieb die Erſcheinung lange Zeit aus. Dann zeigte ſie ſich aber wieder deſto öfter, bis der Teich ein neues Opfer erfordert hatte.

261. Das ſteinerne Kreuz und das Lauerbüſchel bei Troitſchendorf.

Mündlich.

Ein Bauer in Troitſchendorf hatte ein hübſches Weib und ein Bauer in Stangenhain einen verwegenen Sohn. Der ſah die Troitſchendorfer Bauersfrau und verführte ſie zum Ehebruche. In einem nahe gelegenen Buſche gaben ſie ſich ein Stelldichein; aber der eiferſüchtige Ehemann hatte Lunte gerochen, ging ſeiner treuloſen Ehehälfte nach und lauerte hinter den Bäumen, als der Stangenhainer luſtig des Wegs kam. Da ſprang er vor und verſetzte ihm einen ſchweren Schlag, daß der Burſche gleich zur Erde fiel und todt war. An der Stelle dieſer Mordthat errichtete man ſpäter ein ſteinernes Kreuz und der Buſch heißt ſeitdem das Lauerbüſchel.

262. Tſchocha.

Sing. Lus. XIX. 518.

Das Schloß Tſchocha oder Tzſchocha iſt um das Jahr Chriſti 955 von einem Herrn von Noſtiz erbaut, der aus dem Schweizerlande hierher gekommen.

Anmerk. Der Name Tſchocha ſtammt entweder von Czech, Czoch der Böhme, her, denn es liegt an der böhm. Grenze, oder von dem böhm. Worte Zakow, Verſteck, was der örtlichen Lage allerdings entſpricht. Dieſes höchſt romantiſch am ſteilen Ufer des Queiß gelegene alte und feſte Schloß ſpielt eine große Rolle in den Fehden der Oberlauſitz und widerſtand mehrmals den Huſſiten.

263. Die Todtenlinde bei Uhyſt am Taucher.

Sammlung von Schön No. 50. Mſc.

Vor dem Schloſſe zu Uhyſt ſtand ſonſt eine ſehr große alte Linde, welche man die Mord- oder Todtenlinde hieß und die noch in dem Andenken

des Volkes weiter lebt. Unter derſelben hatten ſich einſt zwei Bewerber um die Liebe der ſchönen Tochter des Gutsherrn im gegenſeitigen Zweikampfe tödtlich verwundet. Die traurige Geſchichte iſt in einem Volksliede beſungen, welches in den wendiſchen Liedern von Haupt und Schmaler Th. 1. No. 8. S. 37 mitgetheilt iſt:

Dort oberhalb Uhyſt am Taucher dort
Steht eine Linde grün,
Und unter der Linde da ſitzt die Maid,
So lieblich weiß und roth.

Es kamen die Ritter geritten zu ihr,
Reiter und Edelleut',
Sie kamen geritten, geritten zu ihr,
Bis ſich entſpann der Streit.

Gerathen ſind dort in harten Streit
Zwei junge Edlinge,
Gehauen, geſtochen haben ſich dort
Zwei junge Edlinge.

Den einen den hieben ſie über die Wang',
Wohl über die Wange roth;
Den andern den hieben ſie über das Haar,
Wohl über das lockige Haar.

Und alles das iſt um Dich geſcheh'n,
Du liebliches Mägdelein.
Wie konnte das Alles um mich geſcheh'n,
Da ich dabei nicht war?

Und warſt du dabei oder nicht dabei,
Den Rath den gabſt du doch,
Am Tiſch dort ſitzend im Schänkenhaus,
Am hellen Fenſterlein.

Das Mägdlein hatte der Schürzen zwei,
Von Serge beide weiß,
Zu Pflaſtern zerſchnitt ſie die eine dort,
Die andere zu Binden lang.

Den Liebſten, den wollte ſie ſalben gut,
Den allerſchönſten Schatz.
Mein Mägdlein, ſalb' oder ſalb' mich nicht,
Wir werden unſer nicht.

Gedenken, gedenken wirſt Du an mich,
Wenn ſie mich ſchmücken bald,
Mich ſchmücken, ja ſchmücken mit weißem Kleid
Und mit dem Rauten-Kranz.

Anmerk. Vgl. über Uhyſt Th. I. No. 312.

264. Unwürde, Wuhor.

Wendiſche Lieder I. 40.

Die Herren von Unwürde waren ein altes adeliges Geſchlecht, aber in der Vorzeit übel berüchtigt. Davon ſingen noch heutigen Tages die Wenden in der Oberlauſitz ein beliebtes Lied.

In dem Land' Unwürde
Iſt gar große Fehde,
Konnte dort nicht bleiben
Keine reine Fräule,

Keine reine Fräule,
Keines Bauern Tochter
Konnte dort nicht wohnen,
Keine blühende Jungfrau,

Als die einzige eine,
Als des Schänken Tochter,
Dort in Niedergurig,
Namens Katharinchen.

Als dies hat erfahren
Der Herr von Unwürde,
Ließ er gleich ſich fahren
Auf den Markt zu Görlitz;

Hat ſich laſſen kaufen
Eine Rolle Leinwand,
Hundert Ellen Sammet
Und auch weiße Seide;

Hat ſich laſſen nähen
Eine Frauenkleidung,
Hat ſich laſſen kleiden
In die Frauenkleidung;

Hat ſich laſſen fahren
Als ein ehrbar Fräulein

Hin nach Niedergurig,
Auf den Hof des Schänken.

„Grüß dich Gott, mein Schänke!
„Wollteſt du herbergen
„Nur ein einz'ges Nächtchen
„Mich und meine Pferde?"

„„Will dich wohl herbergen,
„„Doch ich hab' kein Bette,
„„Hab' für dich kein Bette,
„„Stall nicht für die Pferde.""

„Laß doch, laß das Bette!
„Laß doch, laß die Pferde!
„Mögen ſteh'n die Pferde
„Mitten auf dem Hofe."

„Aber ich will liegen
„In der dunkeln Kammer,
„In der dunkeln Kammer,
„Auf dem harten Bänkchen."

„Nur verbirg mich ſicher,
„Dem Herrn von Unwürde,
„Dem Herrn von Unwürde,
„Dieſem böſen Teufel."

„„Sollt' ich dich herbergen
„„Heute Nacht im Hauſe,
„„Sollt' ich dich verbergen,
„„Müßt ich dich verſchließen.

„„Hinter die neun Schlöſſer,
„„In das zehnte Stübchen,
„„Dort zu Katharinchen,
„„Meiner ſchönen Tochter.""

Als dort war gekommen
Mitternachts um zwölfe,
Mitternachts um zwölfe,
Fing ſie an zu ſchreien:

„Sei es Gott geklaget
„Ueber meinen Vater,
„Ueber meinen Vater
„Und den von Unwürde.

„Und den von Unwürde,
„Diesen bösen Teufel,
„Der mir stahl die Unschuld
„Und mein grünes Kränzchen."

„„Warum weinst du, Mädchen?
„„Hast ja hier drei Schlösser,
„„Schlösser wohlgemauert,
„„Und gar große Güter.""

„Laß doch, laß die Schlösser,
„Schlösser wohlgemauert,
„Laß doch, laß die Güter,
„Deine großen Güter.

„Kauf um Gold mir Schlösser,
„Kauf um Silber Güter,
„Aber Unschuld kauf ich
„Nicht um Gold und Silber.

„Kam ich sonst gefahren,
„Riefen alle Leute:
„Seht, hier kommt die Jungfrau,
„Des Schänkwirthes Tochter.

„Komm ich jetzt gefahren,
„Werden alle rufen:
„Seht! hier kommt die Buhle
„Des Herrn von Unwürde."

265. Der Mägdemarkt zu Vetschau.

Sielitz, Wochenblatt für die Lausitz 1811 S. 433.

Zu Vetschau, einem kleinen Städtchen bei Calau, ist in alten Zeiten ein berühmter Jahrmarkt gewesen. Da sind alljährlich zur Zeit der Ernte die jungen Burschen und Mägde zusammengekommen und haben unter dem Vortritt des jedesmaligen Försters einen feierlichen Tanz abgehalten. Einstmals sollen 1500 Mägde zugegen gewesen sein. Absonderlich sind diejenigen dahin gegangen, die sich haben vermiethen wollen und deshalb sind die Bauern aus der ganzen Umgegend hingekommen und haben sich Knechte und Mägde gemiethet.

266. Der letzte Heller zu Volkersdorf.

Sammlung von Schön Msc. Mündlich.

Bei Volkersdorf ist ein Wirthshaus, das heißt „der letzte Heller". Weshalb es so heißt, das wissen die Leute wohl, aber sie sind darüber nicht

ganz einig. Die Einen sagen: Als das Haus fertig und schon die Schänkstube eingerichtet war, spintisirte der Wirth mit einigen Freunden hin und her und sie konnten nicht einig werden, wie sie es nennen wollten. Da trat ein Wanderbursch herein, warf sein Ränzel ermüdet unter den Tisch und sagte: „Herr Wirth, ein Glas Bier! Hier muß ich trinken und sollt' es mich meinen letzten Heller kosten". „Nun, da haben wir's ja", riefen die Namenwähler, „keinen bessern Namen für ein Wirthshaus, als diesen. Es soll der letzte Heller heißen. Und der Wirth schenkte dem durstigen Wanderburschen, der ihnen aus der Noth geholfen, das Glas Bier vor Freuden umsonst und noch eins dazu.

Nicht gerade so lustig ist die andere Sage, aber auch nicht gerade traurig. Der Herr von Volkersdorf, der sich vorgesetzt hatte, dahin ein Wirthshaus zu bauen, hatte Streit mit seinem Gutsnachbar von Schwerta wegen der Schankgerechtigkeit; denn der wollt' es nicht leiden, daß eine Schänkstätte ihm so vor die Nase hingesetzt wurde. „Aber ich muß doch meinen Willen haben", sagte der Volkersdorfer, „und sollt' es mich meinen letzten Heller kosten". So prozessirten sie denn und er gewann glücklich den Prozeß und ließ zu Spott und Hohn des Schwertaer Herrn mit großen Buchstaben über des Hauses Thüre auf ein Schild schreiben: „Zum letzten Heller."

267. Das steinerne Kreuz in Waldau.

Mündlich.

Im Waldauer Schloßgarten steht ein plump gemeißeltes steinernes Kreuz zum Andenken daran, daß auf dieser Stelle einst der Junker von Gersdorf seinen Freund und Nachbar, den Junker von Waldau, mit dem er, wegen der Gersdorf-Waldauer Grenze in Streit gerathen war, im Jähzorn erstochen hat. Der Mörder floh und ist in einer Türkenschlacht geblieben.

268. Schiheer und der Hirsch bei Waldau.

Nach Schön's handschriftlicher Mittheilung.

An der Straße zwischen Görlitz und Waldau sind zwei sehr alte Wirthshäuser. Das erstere, eine halbe Stunde von Schützenhain, heißt „Schiheer", das andere, eine halbe Stunde weiter, heißt „der Hirsch". Schiheer hat früher zu Günthersdorf (einer böhmischen Enclave mitten im sächsischen Gebiete) gehört. Dort residirte ein Graf Schlick, der hatte einen treuen Knecht, der ihm einmal das Leben gerettet hatte, als er auf der Jagd einen Hirsch verfolgte und dabei mit seinem Pferde in einen Sumpf gerieth. Der dankbare Graf schenkte dem Knechte den todten Hirsch und sagte: „Schneide dir Riemen aus der Hirschhaut. So viel Land du damit abmessen kannst, soll dein sein." Das that der Knecht, bauete mitten in das gewonnene Land

ein großes Haus und wurde ein reicher Bauer. Als der Graf einmal wieder in die Gegend kam und seinen vormaligen Diener besuchte, da sprach derselbe dankbar und ehrerbietig: „Sieh Herr, das ist dein Werk. Aus diesem „sieh Herr" soll Schiheer entstanden sein. Später bauete er noch ein Haus und nannte es nach dem Hirsch, der sein Glück gegründet hatte.

Andere erzählen von einem treuen Diener, Namens Hirsch, dem ein Herr von Warnsdorf auf Waldau, um ihn von sich zu entfernen (?), diese äußerste Grenze seines Gutes angewiesen habe, daß er sich dort anbauen könne.

Anmerk. Vgl. auch die Teufelssage von Waldau Th. I. 110.

269. Warnsdorf.

Palme, Chronik von Warnsdorf 1851.

Dieses an der böhmischen Grenze gelegene Dorf hat seinen Namen von einem alten Einsiedler, Namens Werner, der dort herum in den Bergen hauste und nur manchmal hinabstieg und unter die Menschen sich mischte, um sie zu warnen, wenn ein großes Unglück herannahete, das er allemal voraus wußte. Später siedelten sich aber auch andere Leute dort an und nannten das Dorf Warnsdorf.

270. Weissag bei Forste.

Schmidt, Chronik von Calau S. 50. Dest. lit. I. IV. P. IX. S. 1129.

Zur Heidenzeit war in der Gegend von Forste ein heiliger Hain, und, wo jetzt Weissag liegt, ein Götzentempel, in welchem die heidnischen Priester zu weissagen pflegten. Dies geschah mit Hülfe eines weißen Pferdes, welches man über Stangen schreiten ließ und wenn es keine derselben mit den Füßen berührte, so bedeutete dies Glück. Andere sagen, der daselbst befindliche Brunnen habe weissagende Kraft, die man noch heute erproben könne.

Anmerk. Diese Sage hat sich von selbst gemacht zur Erklärung des Namens, der ursprünglich Hussoke, Hohendorf, heißt. Daraus ist Weissok und Weissagk geworden. Mit dem heiligen Haine aber hat es wohl seine Richtigkeit, ob mit dem heiligen Pferde, muß dahin gestellt bleiben. Die Sage stimmt überein mit dem Bericht des Saxo Grammaticus p. 321. über die Rügischen Slaven und des Ditmar von Merseburg (Wagner 151.) über die Luitizer. Jener nennt ein weißes, dieser ein schwarzes, dem Swantewit geweihtes Orakel-Pferd. Tacitus (Germ. 9. 10.) spricht auch von einem weißen Pferde. Aber das Orakel der Deutschen wurde nicht aus den Stäben, sondern nur aus dem Gewieher entnommen.

271. Der große Wind in Weißenberg.

D. u. N. Lauf. Chronik S. 63.

Da hat sich einmal in Weißenberg ein großer Wind erhoben, der ist so heftig gewesen und hat so sehr geblasen, daß die Weißenberger denken,

das ganze Neſt wird vom Berge runter geblaſen werden in die Lubata. Und da laufen ſie alle zum Bürgermeiſter und der ſoll Rath ſchaffen. Was ſagte aber der Bürgermeiſter? Der Bürgermeiſter ſagte, ſie ſollten ſich alle vor die Stadt ſtellen auf die Seite, wo der Wind herkommt, und blaſen. Und bliese der Wind von dorther, ſo müßten ſie von hier dagegen blaſen und tapfer blaſen, ſo würde der Wind ihnen nichts thun können; alſo ziehen ſie alle raus, Männer, Weiber und Kinder und blaſen gegen den Wind aus Leibeskräften, und wenn der Wind daher bläſt, blaſen ſie von dort her, und je mehr der bläſt, deſto mehr blaſen ſie wieder. Der Herr Paſtor aber war alt und krank, der wollte nicht mitblaſen. Alſo endlich hörte der Wind auf und die Noth war alle. Es war aber doch ſehr hart hergegangen und ſie ſahen alle kirſchbraun im Geſichte aus. Und der Wind hatte Niemandem Schaden gethan, als nur dem Herrn Paſtor, dem waren ein paar Schoben vom Dache abgeriſſen. Da wurden alle Geſichter klüger und Alle wieſen mit Fingern auf die Pfarre und ſprachen Alle: Seht ihr's? wer nicht hören will, muß fühlen. Aber die Noth war damit doch noch nicht alle, denn die Ehemänner hatten des guten Beiſpiels wegen alle ſo geblaſen, und ſich angeſtrengt, daß ſie ihren Pflichten nicht Genüge leiſten konnten. Und ſo liefen alle Weiber zum Bürgermeiſter und klagten es ihm und ſchalten ihn, und war ein großer Jammer in der ganzen Stadt. Der Bürgermeiſter aber war ein kluger Mann und ſagte, jetzt könne es nichts mehr helfen; aber weil ſie doch oben auf dem Berge lägen und ſo ein Wind leicht wieder kommen könnte, ſo ſollte in jedem Hauſe ein Blaſebalg gehalten werden, daß ſich ein andermal die Männer nicht mehr ſo anſtrengen dürften. Und alſo geſchah es und ſo iſt es noch bis auf den heutigen Tag in Weißenberg: wie anderwärts ein Feuereimer, iſt dort in jedem Hauſe ein Blaſebalg.

272. Die Weißenberger Butterſchnitte.

D. u. N. Lauſ. Chronik S. 46.

Es wollte aber der Churfürſt nach Polen fahren und die Straße ging unten bei Weißenberg vorbei. Und ſie ſtanden alle unten und warteten und der Bürgermeiſter hatte eine große Bittſchrift in der Taſche, die er dem Churfürſten überreichen wollte. Und ſie mußten ſehr lange warten und ſetzten ſich hin am Wege und zogen große Butterſchnitten aus der Taſche und aßen; aber der Bürgermeiſter aß nicht. Auf einmal kam ein Wagen gefahren und er war ſchon vorbei; da merkten ſie erſt, daß es der Churfürſt war. Und ſie liefen alle hinterdrein und der Bürgermeiſter war voran. Und er zerrte an ſeiner Taſche und riß, um die Bittſchrift herauszuziehen; aber er erwiſchte nur die Butterſchnitte, die war in Papier eingewickelt, und warf ſie in den Wagen. Und der Wagen fuhr weiter. Aber nach vier Wochen kriegten ſie einen großen Brief aus Warſchau und mußten ſchweres Poſtgeld

dafür bezahlen. Und in dem Briefe war die Butterschnitte; die kriegten sie wieder und eine dicke Nase. Und davon schreibt sich's, daß man sagt: „Er hat eine Butterschnitte bekommen".

Anmerk. Weißenberg ist das Schilda, die Weißenberger sind die Schilddürger der Lausitz. So heißt es, die Weißenberger hätten immer nicht gewußt, wen sie zu ihrem Bürgermeister machen sollen. Da hätte ein kluger Kopf den Vorschlag gemacht, man solle ein großes ungehobeltes Brett auf die Rathshaustreppe legen, auf diesem sollten sie alle herunterrutschen, aber keine Lederhosen dabei anhaben, und wer bei dieser Rutschpartie den größten Schiefer in den Hintern bekäme, der solle Bürgermeister sein. So sei es beschlossen einmal und so werde es noch heute treulich gehalten. (Mündlich aus W.)

2. Sagen von Weißenberg und dem benachbarten Stromberge, siehe Th. I. No. 33, 34, 252, 253, 254, 255.

273. Wittchendorf.

Oberlausitzische Kirchengallerie S. 347.

In Wittchendorf bei Zittau war in alten Zeiten ein Mönchskloster mit einem wunderthätigen Marienbilde. Dahin sind die Leute in großen Schaaren gewallfahrtet. Manche von diesen haben sich hier angesiedelt und das Dorf gegründet. Beim sogenannten Vorwerke fand man vor einigen Jahren die Grundmauern der alten Kapelle.

274. Wittichenau (Kulow).

Frenzel, nomenclator in script. II 62. Lex. slav. II. 1558. msc. Schneider, scrutinium P. IV. Ticinus, hist. Rosenth. c. 7. p. 267.

Die Stadt Wittichenau ist sehr alt; ihr Ursprung reicht bis zu Karl dem Großen hinauf. Denn sie ward erbaut und umwallet durch den Sachsenherzog Wittechind schon vor dem Jahre 785. Uralte Eichen in der Umgegend scheinen dieses hohe Alter zu bestätigen.

Andere geben ihr einen spätern Ursprung und schreiben ihre Erbauung dem Bischof Vitigo von Meißen zu.

Anmerk. 1. Von Wittechind wurden angeblich noch mehrere Städte erbaut; denn er kam im Jahre 806 mit Karl, des großen Karl ältestem Sohne, in die Elbgegenden zur Bekämpfung der Sorbenwenden, überwand ihren Herzog Milobuch und zwang sie zum christlichen Glauben. Zur Bewahrung dieser Eroberungen sind die Schlösser Weltin und Wittenberg gegründet und nach seinem Namen genannt worden.

2. Andere Wittichenauer Sagen s. Th. I. No. 201, 235, 311.

275. Zittau's Ursprung.

Carpzov's Ehrentempel I. 77, 205. Desselben Analecta Fastorum Zittav. I. c. 2. 1716. fol. Laurent. Peccenstein Poligraphia p. 136. Hergang's Zittavia 18 No. 4. Liebusch, Skythika S. 96. Lauf. Mag. 1824, 583; 1825, 37.

Viele halten das heutige Zittau für das alte Susudata des Ptolomäus, dessen Name noch in dem benachbarten Sudetengebirge erhalten ist. Dann wäre Zittau eine der ältesten Städte Ostdeutschlands. Andere meinen,

daß es seinen Namen von den später eingewanderten Slaven erhalten habe, und zwar von dem Worte zito, Getreide, weil die von der Lausitz nach Böhmen führende Straße dem Getreidehandel gedient habe. Drei Herbergen in der Nähe der Burgmühle waren der Anfang der Stadt und bildeten den Sitz dieses Getreidehandels. Noch heute heißt dieser Theil der Stadt „die alte Sitte" (Zitavia, Syttavia, Sittawia). Frühere Schriftsteller berichten endlich, daß Zittau seinen Namen von einer Fürstin habe. Einige nennen Zedena oder Sidonia, die Gemahlin Markgraf Manfred's von Ningelheim, welche im Jahre 1002 dort ein Benediktinerkloster gestiftet habe und in Zittau in der Pfarrkirche begraben sei. Andere berichten von einer zweiten Gemahlin des Herzogs Sobieslaus von Böhmen, Namens Zittavia oder Cittavia. Diese habe im Jahre 1130 die Stadt gegründet, um ein darauf bezügliches Gelübde zu erfüllen, welches sie für den Fall geleistet hatte, daß ihr Gemahl den Herzog Otto von Mähren und Sachsen besiegte. Boleslav gewann den Sieg, und seine Gemahlin erbaute die Stadt und nannte sie nach ihrem Namen. Erst im dreizehnten Jahrhunderte wurde Zittau zur Stadt erhoben. Der König Ottokar II. von Böhmen erkannte die gute Lage des Ortes, und indem er mit seinem ganzen Gefolge zu Pferde um den Markt und die Umgebungen desselben ritt, bestimmte er feierlichst die Grenze. Dann ließ er das abgesteckte Gebiet mit einer Pflugschaar umziehen und verordnete den Bau der ersten Stadtmauern.

Anmerk 1. Die Geschichte von einer Fürstin Zittavia gehört ohne Zweifel in's Bereich der Fabel. Aber wie immer eine wenn auch geringe Spur der Wahrheit, so mag diesem Gerüchte wohl eine Reminiscenz an den Kultus einer weiblichen Gottheit zu Grunde liegen. Auch ist es mindestens interessant, daß Zittau von jeher wegen seiner Frauen und Mädchen berühmt war, weshalb Pescheck eine vorzügliche Veranlassung hatte, seine Geschichte des Frauenlebens in Zittau zu schreiben. — Auch unsere Sagen von Zittau sind ein Beleg zu dieser Wahrnehmung.

2. Wahrscheinlich ist Zittau von zito, Getreide oder von Zita, Ziza, einer slavischen Göttin der Fruchtbarkeit abzuleiten. Vergl. auch Th. I. No. 2.

276. Von den Steinringen zu Zittau.

Moraweck, Nachrichten über Denksteine. Sachsenzeitung 1831 No. 109. N. Lauf. Mag. 1832 No. 28. Pescheck, Gesch. von Zittau I. S. 706.

Die alte Sechsstadt Zittau war ehedem wegen der Schönheit ihrer Jungfrauen hochberühmt, wie schon ein alter Vers besagt, der also lautet:

Kommst Du von Bautzen ungefangen
Und dann von Görlitz ungehangen,
Auch von der Zittau ungefreit
So magst du wohl sagen von guter Zeit.

Allein mehrere dieser Zittauer Schönheiten nahmen ein trauriges Ende.

Zwei Brüder freiten einſt um eine Zittauer Jungfrau und kämpften um ſie mit dem Schwerte auf offener Straße in der Nähe der Frauenkirche. Da hat ein Bruder den andern erſchlagen. Zwei Ringe im Steinpflaſter, etwa 150 Schritt vom Frauenkirchhofe entfernt, bezeichnen den Kampfplatz. Das Kreuz, das am Kirchhofthore liegt, iſt das Denkmal des Gefallenen, das Frauenbild von Stein aber auswendig an der Kirchhofsmauer ſtellt die Jungfrau vor, die Veranlaſſung zu dieſem Streite gegeben. Die Einen ſagen, ſie wäre ſo dargeſtellt, wie ſie ſelber dem Kampfe zugeſehen. Andere behaupten, ſie ſei dort lebendig eingemauert worden; aus welcher Urſache, iſt ungewiß.

277. Meſſer, Schwert und Kreuz an der Dreifaltigkeitskirche in Zittau.

Büſching IV. 167. Segnitz I 216. Meraweck, Nachrichten S. 8. Gräſſe, S. 516.

Beim Baue der heiligen Dreifaltigkeitskirche zu Zittau hat unter den Maurern ein Lehrling mit ſeinem Meiſter um die Wette gearbeitet, um zu ſehen, wer einen Pfeiler der Kirche eher als der andere vollendet haben werde. Beide haben alſo zu gleicher Zeit angefangen und ſich tapfer dazu gehalten. Darnach aber iſt der Lehrling mit ſeinem Pfeiler eine ziemliche Zeit eher als der Meiſter fertig geworden, hat alſo die Wette vor dem letzteren gewonnen, was dieſen dermaßen geärgert hat, daß er den Lehrling, ehe dieſer es ſich verſehen, meuchlings ermordet hat. Zum Lohne dafür iſt dem Maurermeiſter der Kopf mit dem Schwerte vor die Füße gelegt worden. Seit dieſer Zeit nun ſind an jener Stelle, wo die That geſchehen, ſowohl Meſſer und Schwert als ein Todtenkreuz zu ſehen bis auf den heutigen Tag. Auch zeigt man noch die beiden „Wettepfeiler".

Anmerk. Die Lauſitz iſt überaus reich an ſolchen ſteinernen Mord- oder Todtenkreuzen. An viele knüpfen ſich Sagen. Dr. Böſigk (Mittheilungen des kgl. ſächſ. Vereins für Erforſchung und Erhaltung vaterländiſcher Alterthümer. Heft 10. S. 31 flg.) bemerkt mit Recht, daß die Lauſitz ſich dadurch vor den Nachbarländern auszeichne, was nicht von größerer Immoralität, ſondern von nachhaltigerer Pietät Zeugniß ablege. Die Zahl dieſer Kreuze war aber früher viel größer. So ſind z. B. vor dem Frauenthore in Görlitz vier ſolche Denkmale, von denen die Chroniken erzählen, nicht mehr aufzufinden.

278. Der Malzmönch zu Zittau.

Als Novelle behandelt von Willkomm, S. 195 sq. Gräſſe, S. 521.

Die alte Stadt Zittau iſt von jeher durch ihr Bier weit und breit berühmt geweſen und war deshalb ſonſt ziemlich reich an Brauereien. Gleichwohl iſt das von denſelben gelieferte und ſonſt allenthalben ſo hoch geſchätzte Bier einmal den dortigen Franziskanermönchen nicht gut genug geweſen,

ſondern haben dieſelben durch ihren Abt es dahin zu bringen gewußt, daß ihnen der Stadtrath ein beſonderes Brauhaus einräumte, eigens vereidete Brauer darin anſtellte und ſelbſt die Brauknechte mit beſonderen Inſtruktionen und von Anderen ſich abzeichnender Kleidung verſehen wurden. Der Abt ließ nun das dem Kloſter eingeräumte Brauhaus auch äußerlich als dem Orden angehörig bezeichnen und ſetzte als Inſpektor deſſelben einen dicken Mönch Namens Laurentius ein, der zwar in allen Dingen einfältig bis zur Dummheit war, allein einen ſo feinen Geſchmack beſaß, daß Niemand zu dieſem Amte geſchickter war als er. Derſelbe beſuchte nun die Malzböden der Kloſterbrauerei jeden Tag dreimal und jedesmal ſchöpfte er mit einem mäßig großen Becher von ſchön polirtem Roſenholz, deſſen Entſtehung Niemand kannte, eine Hand voll Malzkörner von jedem Haufen, die er, langſam über die Gänge wandelnd, bedächtig verzehrte. Schmeckte ihm das Malz nicht, ſo mußte es noch länger liegen oder mit ſolchem, das er vortrefflich fand, ſo lange gemiſcht werden, bis es ihm mundete, und erſt wenn alles Malz ſeinem Geſchmacke genügte, durfte es in die Pfanne geſchüttet und zum Brauen verwendet werden. Wie mit dem Malze verfuhr er auch mit dem gebrauten Biere ſelbſt; erſt wenn es ihm zuſagte, geſtattete er die Auffüllung deſſelben. So geſchah es, daß das Kloſterbier bald das beſte in der Stadt war und Jedermann daſſelbe haben wollte, die Stadtbrauereien aber bald keine Abnehmer mehr fanden. Zwar ſuchten die Beſitzer deſſelben durch beſſeres Malz und ſtärkeren Hopfen ihr Bier wieder in Aufnahme zu bringen, allein es gelang ihnen nicht, und ſo meinten ſie denn, die Mönche müßten durch geheime Künſte ihrem Biere den guten Geſchmack zu geben verſtehen. Nun hatte aber die Tochter des Kloſterbrauers einmal ihrem Geliebten, einem Brauersſohne der Stadt, vertraut, daß der Pater Laurentius oft in ſtiller Mitternacht die Malzböden durchwandele und dann zum Kühlſtocke hinabſteige, den Segen über das brodelnde Getränk ſpreche und dann verſchiedene Male von ſeinem Inhalte koſte. Der Brauer brachte ſie alſo dahin, daß ſie ihn und einige ſeiner Kameraden im Kloſterbrauhauſe verſteckte, und als der Mönch richtig wieder ſeine Runde machte, fielen ſie über ihn her, banden ihn und ſchleppten ihn von dannen. Von dieſer Gewaltthat ward der Abt durch ein eigenhändiges Schreiben des Bürgermeiſters in Kenntniß geſetzt und von demſelben verlangt, er möchte dem Bruder Laurentius den Befehl ertheilen, ſeinen ſo wirkſamen Zauberſegen auch dem Kühlbiere der übrigen Brauer zu ertheilen. Demſelben blieb nichts Anderes übrig, als zu dem böſen Spiele gute Miene zu machen, und der arme Laurentius wurde nun von Brauhaus zu Brauhaus geſchleppt, bis er aller Orten einem oder dem andern Malzſtocke ſeine Zuſtimmung gegeben und nach und nach alle Kühlſtöcke in der Stadt geſegnet hatte. Allein ein unglücklicher Zufall wollte es, daß, als nun die Gebräue aufgeſchlagen wurden, und Hunderte von durſtigen Kehlen nach dieſem

geſegneten Biere verlangten, es ſich fand, daß das Bier eſſigſauer war. Ueber dieſe ganz entgegengeſetzte Wirkung geriethen nun die Stadtbrauherren ſehr in Schrecken und hielten ſie für eine gerechte Strafe wegen ihres Frevels an der Heiligkeit des Kloſters. Ein Theil eilte dorthin, um für ſeine Sünden Vergebung zu erlangen, ein anderer aber ſann auf Rache. Zu letzterem gehörte auch jener Bauersſohn, der Bräutigam der Tochter des Kloſterbrauers. Dieſelbe hatte ihm nämlich gerathen, er möge ſehen, wie er ſich den Roſenholzbecher des Paters verſchaffen und ihm ſeine Beſchwörungsformel ablauſchen könne, und Beide beſchloſſen, dem herumwandelnden Mönche aufzulauern und ihm ſein Geheimniß mit Gewalt zu entreißen. Wie gedacht, ſo geſchehen; der Brauer verſteckte ſich mit ſeinem Mädchen in der Nähe des Kühlſtockes im Kloſterbrauhauſe, und als Pater Laurentius wiederum in der Mitternachtsſtunde angewackelt kam, aus dem Kühlſtocke koſtete und ſeinen geheimen Spruch that, da entriß ihm das Mädchen mit gewandter Hand den Becher, und ihr Bräutigam, ein ſtarker Burſche, hob ihn hoch empor, hielt ihn über die brodelnde Flüſſigkeit und vermaß ſich hoch und theuer, ihn hineinfallen zu laſſen, wenn er ihm nicht den Segen mittheile. Der von Todesangſt ergriffene Pater aber vermochte nur unverſtändliche Töne zu lallen; und als der junge Mann, dem ſeine Laſt zu ſchwer ward, ſeine Braut aufforderte, zuzugreifen und ihm zu helfen, den Mönch wieder heraufzuheben, da packte dieſer krampfhaft das Mädchen; dieſes bekam das Uebergewicht und ſtürzte kopfüber in den Kühlſtock. Vor Schrecken ließ nun der Bräutigam auch den Mönch unterſinken, und als er nach einigen Augenblicken geſehen, was er angerichtet, folgte er freiwillig den beiden Opfern in die Tiefe. Weder er noch eines derſelben kam wieder in die Höhe, nur das Gebräu wallte etwas auf. Als am nächſten Morgen die Brauknechte kamen, um das Gebräu zu probiren, wunderten ſie ſich nicht wenig, daß der Roſenbecher des Mönchs obenauf ſchwamm; allein ſie dachten ſich nichts dabei, ſondern koſteten das Bier, und es ſchmeckte ihnen herrlicher denn je. Bald verbreitete ſich der Ruf von dieſem prächtigen Gebräue in der ganzen Stadt, Jedermann wollte davon haben und man konnte nicht genug ausſchänken. Allein wie ward ihnen, als ſie plötzlich in der Oeffnung die drei Leichname ſchwimmend erblickten. Freilich ſchüttete nun Jeder weg, was er noch im Kruge hatte und Alles eilte beſtürzt von dannen; allein faſt Alle, die von dieſem Jungfernbiere getrunken, verfielen in ſchwere Krankheit, und das nannte man des Malzmönchs Bierſegen, und wer daran ſtarb, von dem ſagte man, er ſei an des Malzmönchs Nachttrunk geſtorben. Von dieſem Tage an holte kein Menſch mehr Bier aus dem Kloſter-Brauhauſe, die ſtädtiſchen Brauereien kamen wieder in Aufnahme und das Volk erzählte ſich, der Malzmönch in ſeiner Kutte ziehe, begleitet von einer Schaar Zwerglein und dem ertrunkenen Brautpaare, jeglichen Monat einmal zur Zeit des erſten Mondviertels um Mitternacht über die Malzböden aller

Brauereien, koſte von dem Malze mit ſeinem Becher und begebe ſich dann zum Kühlſtocke hinab, wo er ſeinen Segen ſpreche, und wo er dies thue, da gerathe der Bräu, und wer ihn koſte, könne nicht genug davon bekommen, bleibe er aber aus, was er zuweilen aus Bosheit thue, da verderbe das Bier und wer es dennoch trinke, der ſpüre es viele Tage in ſeinem Körper.

279. Schön Gretchen hinter dem Berge.

Vogt, Chronik von Hörnitz S. 48. Novelle in der O. u. N. L. Chronik. Sachſenzeitung 1830 No. 336 ff. Gräffe S. 514.

In der ſüdlichen Oberlauſitz liegt mit den letzten Landhäuſern der öſtlichen Vorſtadt Zittau's zuſammenhängend das herrliche Dorf Eckardtsberg hoch auf einem Berge, der ihm den Namen giebt, an deſſen Fuße ſich ein kleiner Bach hinſchlängelt und der auf ſeiner ſteil anſteigenden Spitze eine weite belohnende Ausſicht in die noch ſo wenig gekannte, an Schönheiten ſo reiche Gegend darbietet.

Hier lebte im letzten Drittheil des ſechszehnten Jahrhunderts die blühende Margarethe, Tochter eines dortigen Gutsbeſitzers Namens Otte. Unter der liebenden Obhut treuer Eltern, deren Hoffnung und deren Troſt im Alter ſie war, hatte ſie ſechszehn Lenze kommen und gehen ſehen. Rein war ihr Herz und lauter ihr Sinn, und noch kein Sturm von Außen hatte vermocht, ihr die friedliche Stille des Herzens zu rauben. Mit jedem Tage entfaltete die werdende Jungfrau neue Reize und der Ruhm ihrer Schönheit verbreitete ſich bald in der ganzen Umgegend und machte auf die Herzen der Jünglinge den tiefſten Eindruck. Es ſammelten ſich um unſer ſchön Gretchen hinter dem Berge, wie ſie die Zittauer ſcherzweiſe nannten, ein Heer von Anbetern, die Anſehen, Reichthum, Bildung und Jugendfriſche in ſich vereinigten. Unter dieſen befand ſich auch ein ſchöner zwanzigjähriger Jüngling, Georg von Kohlo, der Sohn des einen Bürgermeiſters von Zittau, und ihm gelang es, ſich durch tauſend Schmeicheleien und Verſprechungen in ihr bis jetzt unbeſiegtes Herz einzuſchleichen. Nachdem er der unbefangenen Margarethe zu wiederholten Malen das heiligſte Verſprechen der Ehe gegeben hatte, wurde die weibliche Eitelkeit in ihr rege und ſie ſah ſich ſchon im Geiſte als die Schwiegertochter des Stadtregenten, der zugleich drei Rittergüter beſaß, aufgenommen in die höheren Zirkel der Stadt und an ihren Genüſſen Theil nehmend. Immer enger und feuriger wurde das Verhältniß der beiden Liebenden und ein unbewachter Augenblick ward zum verhängnißvollen Wendepunkte ihres Schickſals. Dieſes ſollte ſich ſchnell erfüllen. Indem ſie fühlte, daß ſich's zu regen begann unter ihrem Herzen, empfing ſie, was ſie faſt wahnſinnig machte, die ſchreckliche Nachricht, daß der Ungetreue, den ſie für ihren Bräutigam gehalten, ſich mit der Tochter des Rathsherrn Lorenz Heuner

verlobt habe. Ein furchtbarer Kampf entstand in ihrem Innern, Natur und Gewissen geboten ihr Liebe zu dem neuen Leben, doch mächtig kämpfte dagegen der Gedanke an den gänzlichen Verlust ihrer Ehre vor der Welt, an den Spott ihrer neidischen Feindinnen, an den Hohn derer, die sie früher stolz zurückgewiesen hatte, an den Gram ihrer Eltern und — siegte; denn als das Kind sich ihrem Schooße entwunden hatte, da legte sie — freilich mit zitternder Hand und weinenden Augen — die Hand an zum grausamen Kindesmorde. Bald wurde diese Frevelthat entdeckt und die schöne Sünderin in die Stadt gebracht. Zu jener Zeit, im Jahre 1543, regierte der Bürgermeister Nikolaus von Dornspach, ein Mann von ausgezeichneten Talenten und einem Charakter, bei dem die guten, wie die schlechten Seiten gleich stark hervortraten. Wie er sich in vieler Hinsicht um Zittau ein unsterbliches Verdienst erwarb, so hatte er sich auch bei Vielen verhaßt und verächtlich gemacht durch seinen stolzen, unbegrenzten Herrschersinn, und daß dieser sogar bis zur rücksichtslosen Grausamkeit gesteigert werden konnte, dazu wird unsere Erzählung einen Belag liefern. Denn schnell und eigenmächtig verurtheilte er die unglückliche Margarethe zu einem Tode, der mit den gräßlichsten Schrecken umlagert ist und seit einem halben Jahrhunderte im ganzen übrigen Deutschland selbst über die größten Verbrecher nicht mehr verhängt wurde. Ohne den Trost der Religion auf dem schweren Wege aus des Priesters Munde zu empfangen, wurde sie am 1. August 1573 unweit der Begräbnißkirche zu unserer lieben Frauen lebendig begraben und ihr, um eine Grausamkeit mit einer noch größeren zu überbieten, ein Pfahl durchs Herz geschlagen. Ihre Mutter wurde, weil sie ihr Kind nicht verrathen hatte, ein Vierteljahr später vom Zittau'schen Gebiete verwiesen; jener Ungetreue aber, der all' dies bittere Weh herbeigeführt hatte, lebte noch neunzehn Jahre und zwar in einer kinderlosen Ehe, von Gewissensbissen und Reue gepeinigt. Auch zu dem Tode seines ältesten Bruders Augustin von Kohlo, hatte er mittelbare Veranlassung gegeben. Dieser wohnte nämlich 1579 einem fröhlichen Gelage zu Ostrichen bei Seidenberg bei, wurde hier in einen Streit wegen seines Bruders Verrath an der Geliebten verwickelt, begann einen Zweikampf und fiel in diesem. Für die Stadt Zittau hatte jene grausame Todesstrafe viele nachtheilige Folgen; denn der kaiserliche Hof mißbilligte diese eigenmächtige grausame Verfahrungsweise, der ganze Rath wurde zur Verantwortung gezogen und die Stadt verlor die Obergerichte, die sie erst später durch Bezahlung einer großen Geldsumme wieder erhielt.

280. Das Königsholz bei Zittau.

Lyser, Abendl. Tausend und eine Nacht, Bd. IV. S. 61 ff.

Als die Stadt Zittau noch dem Königreiche Böhmen angehörte, regierte ein milder, weiser König daselbst. Dieser hinterließ ein unmündiges Prinz-

lein, dem ein falſcher Oheim die Krone nicht gönnte. Er ſprengte aus, der junge Prinz ſei auf der Jagd im Walde verunglückt, und ſetzte ſich dreiſt die Krone auf's Haupt. Heimlich aber hatte er Mörder gedungen, welche dem Prinzen an das Leben gehen ſollten; ſie aber hatten Mitleid mit ihm und ließen ihn frei. Er entfloh und bettelte ſich nach Zittau, wo ſich ein wohlhabender Schuhmacher des armen Knaben, der zu ihm betteln kam, annahm. Er war zweifelhaft, ob er ihn wirklich für einen Prinzen halten ſollte und ſchwieg deshalb weislich; aber er liebte den Knaben väterlich, lehrte ihn ſein Handwerk und ließ ihn auch ſonſt in mehr Wiſſenſchaften unterrichten, als ein Schuhmacher braucht. So vergingen einige Jahre, die Böhmen wurden von ihrem unrechtmäßigen Könige gedrückt und waren ſeiner Herrſchaft müde. Jetzt fand es der verbannte Prinz an der Zeit, ſich dem Volke zu zeigen. Es verbreitete ſich die Kunde, Prinz Wenzeslaus, wie der verbannte Prinz von Rechtswegen hieß, lebe noch und ſei ein muthiger, tapferer Prinz geworden. Viel Volks ſtrömte herzu, und als ſie ihn ſahen und an der Aehnlichkeit mit ſeinem verſtorbenen Vater erkannten, riefen ſie ihn zum Könige aus.

Der Platz, wo dies geſchah, zwiſchen Zittau und dem ſpäter angebauten Flecken Herrnhut, heißt noch jetzt das Königsholz und das Haus, wo der Schuhmacher damals gewohnt, hat noch jetzt über der Thüre eine in Stein gehauene vergoldete Krone.

Anmerk. Zittauer Sagen des 1. Theiles: No. 44, 53, 63, 91, 126, 132, 154, 162 b., 165, 230, 322, 367.

281. Der Oybin bei Zittau.

Beſcheck, der Oybin bei Zittau, 2. Aufl. S 61. Frenzel, nomenclator in script. II. 52. Lex. slav. II. 2395 nec Manlius in script. I. 316. N. L. Mag. 1825 S. 35, 181, 221, 461; 1838 S. 385. Lauſ. Monatsſchr. 1806 II 224.

Im dreizehnten Jahrhunderte der chriſtlichen Zeitrechnung beſaß Freiherr von Berka ohnweit Leippa in Böhmen eine große Herrſchaft, die ſich von jener Stadt bis gen Zittau erſtreckte. Das Land war noch viel bergiger und waldiger als jetzt, und es hauſten darin wilde Thiere, ſonderlich Bären und Wölfe. Daher auch der Ritter gar viel dem edlen Weidwerk oblag. Einer ſeiner Jägermeiſter, Namens Owate, verfolgte einſt einen Bären bis in die Sandſteinfelſen in der Gegend von Zittau. Entzückt von der Herrlichkeit des Anblicks, den der Berg-, Thal- und Waldgrund gewährte, bat der Jäger ſeinen Herrn, auf der Spitze des Felſens ein Jagdhaus zu bauen. Dem Ritter behagte der Vorſchlag und ſo wurde anno 1211 an der Stelle, wo der Bär erlegt worden war, ein hölzernes Haus gegründet, der Berg aber nach dem Entdecker Owate genannt, woraus ſpäter Oybin geworden iſt.

Anmerk. Der Name iſt noch nicht genügend erklärt. Die Deutungen ſind mannigfaltig 1) wohibin, Einkehr, 2) huibin, Taubenort, 3) ywina, Eibenbuſch, 4) Auf'm Oybin verſtümmelt aus: auf Moybin. Moybin = Burg der Moyba. Für das letztere hat ſich Palacky entſchieden.

282. Der Jungfernsprung auf dem Oybin.

N. L. Mag. 1838 S. 384. Eichte, der Oybin und seine Ruine S. 64. Peschek, der Oybin bei Zittau S. 25 sq. Büsching, Volkssagen S. 179 sq., poet. beh. von Ziehnert Bd. II. S. 47 sq. und Segnitz Bd. II. S. 54 sq. Novellen, beh. in Sagen und Abtheuer vom Oybin. Abendl. Einlausend und eine Nacht, Bd. X. S. 115, Bd. XIV. S. 223. Winter in der Lauf. Z. 1854 No. 207.

Dicht neben der herrlichen Klosterruine auf dem Oybin ist auch ein tiefer Felsenspalt, der den merkwürdigen Namen Jungfernsprung führt. Ueber die Entstehung dieses Namens giebt es drei Sagen.

I.

Im Jahre 1601 hatten sich nach einer noch jetzt üblichen Sitte am Johannistage die Bewohner von Zittau und Umgegend in großen Schaaren auf dem Oybin zusammengefunden. Unter ihnen war auch ein junges Mädchen aus Zittau, dieser durch seine schöne Mädchen so berühmten Stadt. Mit ihren Gespielinnen machte sie im Scherz eine Wette, diese Kluft zu überspringen. Die Damen trugen damals Pantoffeln, und so kam es, daß die schöne Zittauerin den Pantoffel verlor, wodurch der Sprung geschwächt wurde und sie hinabstürzte in die Kluft. Laut schreiend und vor Schrecken starr standen die Gefährtinnen am Rande des Abgrundes, aber siehe da, dem waghalsigen Fräulein war gar nichts geschehen, der Reifrock, den sie trug, hatte sie wie ein Fallschirm sanft und sicher heruntergetragen. — Daraus ersieht man, daß diese geschmacklose Mode doch auch ihren Vortheil hat.

II.

Eine andere Sage erzählt von einem verliebten Jäger, welcher mit der Wuth der Leidenschaft ein sittsames Mädchen bis auf den Berg verfolgte. Sie flüchtete sich hinter die Kirche, der Jäger ihr nach. Athemlos lief sie weiter, sie gelangte an die Schlucht, wagte den gefährlichen Sprung und rettete so ihre Tugend.

III.

Nach einer dritten Erzählung war es ein Mönch aus dem Cölestiner-Kloster des Oybins, welcher eine Nonne verfolgte, von der die Sage nicht erzählt, wie sie auf den Oybin gekommen sei; genug, sie wagte ebenfalls den gefährlichen Sprung und rettete ihre Ehre.

283. Das Kaiserbett auf dem Oybin.

Mündlich nach Peschek.

Auf der östlichen Seite des Berges ist ein Steinsitz, der heißt das Kaiserbett. Dort saß einst Kaiser Karl IV. Denn die Herren von Leippa, welche die Burg besaßen, waren arge Raubritter und Landesbeschädiger, und der Kaiser ergrimmte zuletzt über die adeligen Räuber, zog mit Kriegsvolk gegen die Burg, eroberte sie und ließ das Felsennest einreißen. Von jenem erhabenen Platze aus soll er zugesehen haben, wie die Sechsstädter, die in

seinem Heere waren, sich ein besonderes Vergnügen daraus machten, an der Burg ihre Rache zu kühlen.

Anmerk. Solches geschah muthmaßlich im Jahre 1357. Zur Süh e für die Greuelthaten, deren Zeuge der schöne Berg gewesen war, baute der Kaiser an Stelle der Burg ein Coelestinerkloster, das 1546 einging und 1577 vom Blitz getroffen abbrannte. Was, von der Kirche namentlich, stehen geblieben ist, gehö t zu den schönsten gothischen Ruinen Deutschlands. Von den Klosterträmmern aus soll ein unterirdischer Gang nach Zittau führen.

284. Die Blutflecken im Schlosse zu Zwecka.

Mündlich. Sammlung von Schön Nr. 17. Mor.

Ein früherer Besitzer des Ritterguts Zwecka bei Seidenberg hatte eine ungerathene Tochter, sein einziges Kind; die führte einen schlechten Lebenswandel, entehrte ihr adeliges Geschlecht und kränkte den rechtschaffenen Vater auf jede Weise. Der alte, kranke und schwache Ritter beschloß endlich, sie zu enterben und schickte seinen Diener zum Gerichtshalter, damit er das Testament aufsetze. Da das die böse Tochter erfuhr, wollte sie es hintertreiben und vergab dem unglücklichen Greis geschwind in einer Tasse Thee. Als nun der Leichnam des Vergifteten auf dem Paradebette ausgestellt wurde, platzte ihm der Leib auf und das Geblüte spritzte aus dem Sarge bis an die Wand des Zimmers. Also ward die Schandthat verrathen und geoffenbart. Diese Blutflecke sind seitdem nicht wegzubringen und noch jetzt zu sehen.

Anhang.

Vierte Abtheilung:

Legenden.

IV.

Legenden.

285. Die Gründung des Kloſters Marienſtern.

Frenzel, nomenclator in script. II. 49. Lex. slav. II 1009 Großer's Merkw. II. 12, III. 32. Carpzov, Ehrentempel I. 329. Tic. epit. hist. Rosenthal c. I. No. 30. N. L. Mag. 1832, 217. Segnitz, Sagen I. 188. Gräve, Volksſagen, S. 163 Sinteniß, Oberlauſitz I. 57. Dlugoss. Hist. Poloo. l. 193. Köhler, Bilder ꝛc. S. 126. Gräffe S. 566. Preußler's Blicke ꝛc. II 209.

Einſt jagte Graf Bernhard von Kamenz in den dichten Wäldern zwiſchen Oſtro und Siebitz. Da traf er auf einen gewaltigen Hirſch. Er ſetzte ihm nach und verwundete ihn mit ſeinem Jagdſpeere, daß der Hirſch, von Todesangſt gehetzt, tief in's Dickicht flüchtete. Von Jagdluſt ergriffen jagte der Ritter auf ſeinem ſchnellen Roſſe ihm nach, allein er ließ ſich zu weit von ſeinem Eifer fortreißen und ſah ſich plötzlich in einer ihm völlig unbekannten Gegend mit ſumpfigem und moraſtigen Boden. Der Abend brach herein, ein furchtbarer Regenguß ſtürzte vom Himmel und der Graf verſank mit ſeinem Roſſe immer tiefer in dem Moraſte.

Er ließ ſein Jagdhorn erſchallen, aber Niemand hörte ihn in der grauſigen Einöde. Immer tiefer ſank das zitternde Roß und immer höher ſtieg die Angſt des Ritters, und als nun das erſte Morgenroth durch die Gipfel der hohen Bäume ſchimmerte, da gelobte er der heiligen Jungfrau, wenn ſie ihn vom Tode erretten wollte, ihr mitten in dieſer Wildniß ein Kloſter zu errichten. Da funkelte plötzlich der Morgenſtern durch die Wipfel der Bäume und hoch über ihm glänzte im himmliſchen Lichte das gnadenreiche Antlitz der Himmelskönigin. Noch einmal ſpornte er ſein ermattetes Roß, und ſiehe, auf einmal ward der Boden feſt wie Stein und ſicher trug ihn ſein Roß an's Ufer des Sumpfes. Seines Gelübdes eingedenk, ließ der Graf den Moraſt austrocknen, die Bäume ausroden und baute auf der Stelle, wo der Morgenſtern die Hülfe der heiligen Jungfrau ihm verkündet, das Ciſtercienſerkloſter Marienſtern.

Anm. 1. Nach der von den Markgrafen Johann und Otto von Brandenburg zu Guben verbrieften Schenkungsurkunde ward das Kloſter 1264 gegründet und 1284 vollendet. Bernhard ſtarb als der 27ſte Biſchof von Meißen am 12. Oktober 1325.

2. Maria übernahm ohne Zweifel die Verehrung der Lenz- und Morgen-Göttin Oſtara, auf deren Kultus das weſtlich benachbarte Oſtro hinweiſt. Derſelbe Zuſammenhang iſt

zwiſchen der Stadt Oſtritz und dem Kloſter Marienthal, ſowie zwiſchen dem Jungfrauenkloſter zu Guben und dem dabei gelegenen Oſtra- oder Oſterbrunnen.

3. Morgenſtern (stella matutina) und Marienſtern (stella Mariae) iſt in der Kirchenſprache des katholiſchen Mittelalters Ein Begriff. Aehnlich wird die Gründung des ſchleſiſchen Kloſters Trebnitz erzählt. Auch den Namen des Fluſſes Elſter (wend. Halstrow), deſſen eine Quelle, das Kloſterwaſſer, hinter Oſtro entſpringt, hat man mit dem Namen des Orts Oſtro und der Göttin Oſtara identificirt. Darüber vergl. indeſſen I. 181. Anmerk.

4. Das benachbarte Siebitz erinnert an die wendiſche Siba, welche vielleicht die Oſtara ablöſte, ebenſo wie ſie ſpäter von der h. Maria abgelöſt wurde.

286. Die Gebeine des heiligen Bernhard (von Kamenz).

Tic. ep. hist. Rosenth. c. I.

Bernhard ſtarb und ward in dem Kloſter begraben, das er geſtiftet hatte, und ein ſchönes Denkmal ward errichtet über ſeinen Gebeinen; aber wie der Zahn der Zeit Alles zernagt, ſo ward auch das Denkmal morſch und alt, und nach etwa 400 Jahren, anno 1628, mußte man des Todten Ruhe ſtören, um das Denkmal zu erneuern und zu verſchönern. Kaum war der Stein gewichen und die Gebeine des heiligen Bernhard blosgelegt, da drang aus dem Grabe hervor ein wonniglicher Geruch und erfüllte drei Tage lang das ganze Kloſter, und Alle liefen herzu und ſtaunten das Wunder an und ſchwelgten in der Süßigkeit des Duftes. Aber die Schweſter Maria (Mildnerin) war krank und lag im Bette. Doch als der Geruch bis in ihre einſame Zelle drang, da bat ſie die Kloſterſchweſtern, und die hoben die Kranke auf und trugen ſie an das offene Grab. Maria kniete nieder an den duftenden Gebeinen, betete inbrünſtig und ging geheilt von dannen.

Anmerk. 1. Die Eigenſchaft des ſüßen Geruches ſcheint an dem Namen zu haften. Der heilige Bernhard von Clairvaux hatte die Eigenſchaft einer wohlriechenden Hand, mit dieſem Dufte heilte er einmal einen wollüſtigen Jüngling von ſeiner Sünde.

2. Im Kloſter Marienſtern giebt oder gab es viele wunderthätige Reliquien: z. B. 78 Köpfe von den 11000 Jungfrauen, alſo mehr als irgend ein anderes Kloſter aufzuweiſen hat; dieſe haben ſich beſonders heilkräftig bewährt bei Abhaltung der Peſt (vielleicht im Zuſammenhange mit dem Th. I. No. 8 mitgetheilten Aberglauben); desgl. die Hirnſchale Johannis des Täufers, desgl. ein Theil von deſſen vergoſſenem Blute, desgl. ein Stück von ſeinem Rocke; desgl. eine Rippe des Apoſtel Matthäus; desgl. ein Finger des Apoſtel Andreas, welcher beſtändig einen ſo angenehmen Geruch von ſich giebt, daß der herrlichſte Balſam nicht ſüßer duften kann (Tic. l. c. cap. 3. p. 48).

287. Die heilige Maria von Roſenthal.

Tic. epit. hist. Rosenth. p. 69. Knauth, K. G., S. 100 u. 167.

Als Kaiſer Karl der Große mit ſeinen Männen die Lauſitz durchſtreifte, um den Götzendienſt der Wenden zu zerſtören und die Heiden zu Jeſu Chriſto zu führen, da kam er auch in die Gegend an den Quellen der Elſter. Da, wo jetzt Roſenthal liegt, ſchlug er ein großes Lager auf und verweilte allda etliche Monden. Die Mauern, mit denen er daſſelbe befeſtigte, ſind noch heutigen Tages zu ſehen. Er hatte aber ſein Heer unter den beſonderen

Schutz der heiligen Jungfrau Maria gestellt und die heilige Jungfrau war allezeit bei dem Heere und umwandelte täglich das Lager, angethan mit einem langen, weißen Gewande. Und wenn die Krieger sie erblickten, warfen sie sich zur Erde und beteten sie an. Sie hatten aber auch ein heiliges Bild der Mutter Gottes bei sich, und als sie fortzogen aus dieser Gegend, da ließen sie das Bild daselbst und verbargen es in dem Walde, den die heilige Jungfrau durch ihre Gegenwart geheiligt hatte. Aber seitdem sah man oft eine weiße Jungfrau den alten Lagerplatz umwandeln. Viele Jahre vergingen, da kam ein frommer Ritter Namens Lucianus von Sernan in diese Gegend, der sah einst auf der Jagd die weiße Frau von fern und ihre himmlische Schönheit bezauberte sein Herz. Er spornte sein Roß, um sie zu erreichen; aber sobald er sie erreicht zu haben vermeinte, so war die Erscheinung wieder in weite Ferne gerückt, bis sie endlich an einer Linde urplötzlich verschwand. Aber aus einer Höhlung des Baumes, umrahmt von grünen Blättern und duftenden Blüthen, leuchtete dem Ritter das Bild der Gottesmutter entgegen. Als dieses Wunder ruchbar wurde, wallfahrteten die Leute in großer Menge zu dem Bilde und das Bild that unzählige Wunder und ihm zu Ehren ward dicht neben der heiligen Linde die Kirche zu Rosenthal erbaut, die bis auf den heutigen Tag zum Kloster Marienstern gehört. Das Bild selbst aber hat eine dunkelbraune Gesichtsfarbe und ein Gewand mit eingewebten Lilien.

Anmerk. 1. Weder Karl der Große noch einer seiner Feldherren kam wahrscheinlich je in diese Gegend. Auch stimmt die Geschichte wenig damit, daß Karl bekanntlich in seinem Heere keinen Bilderdienst duldete. Hielt er doch selbst 794 zu Frankfurt am Main eine Synode zur Abschaffung des Bilderdienstes, schrieb er doch sogar Bücher gegen diesen Mißbrauch. Ja, eine andere Nachricht bezeugt, daß erst im nachreformatorischen Zeitalter (1557) das Gnadenbild von Göda aus nach Rosenthal gebracht wurde. Wohl aber knüpft die Sage an die uralte Heiligkeit jener Gegend an. Die noch heute sichtbaren Trümmer rühren von einem heidnischen Opferplatze her.

2. Die bei hellem Tage das Lager umwandelnde weißgekleidete Maria hat frappant die Züge der heidnischen Mara (vgl. I. 8). Gewiß ist es, daß die Aehnlichkeit des Namens die Christianisirung des Maradienstes zum Mariendienste erleichterte. In einem Lande, wo das Heidenthum so weit hineinreicht in die neue Zeit, ließe sich diese Deutung sogar vereinigen mit dem jüngeren Alter des Bildes. Gewiß ist, daß Rosenthal seinen Namen hat von der Maria, der die Rose geweiht war, mag diese Namengebung nun mit einem alten Rosenthaler Bilde zusammenhängen oder auch von dem 1264 gegründeten Kloster Marienstern aus geschehen sein.

Maria aber war auch Beschützerin der Linden. Das Bild wurde in einer Linde gefunden, diese wird noch heute heilig gehalten. Ein oft wiederkehrender Zug.

Bei Ostritz ist eine Ludmühle, bei Ostro ein Wiesenthal, genannt die Lippe. Lipa heißt slavisch die Linde, ist aber jedenfalls ethmolog verwandt mit luba, der slavischen Göttin der Liebe, die bei Lübben verehrt worden sein soll. Löbau heißt noch heute im Volk „die Liebe". Die Gründung dieser Stadt wird auch auf die Auffindung einer von einer Fee beschützten Quelle zurückgeführt. Ob dieses Löbau von der Liebesgöttin oder von der Linde so heißt, ist gleichgültig, beide sind in der Idee eins

Die Linde iſt Symbol der Feuchtigkeit, des weiblichen, gebärenden Naturprinzips. Linve heißt pradinziell fencht. Aber die Linde iſt auch Todtenbaum, der auf Kirchhöfen gepflanzt wird, ein Symbol der Finſterniß (daher auch der Name Lindwurm). Dies führt auf die Vermuthung daß ſich in den lauſitziſchen Marienbienſt auch Elemente des Kultus der Todesgöttin Mara, die im Namen ja ſo verwandt mit Marien iſt, eingeſchlichen haben, und wenn Mara Peſtgöttin iſt, ſo denke man nur daran, daß die Peſt in einer Sage in eine Linde verzaubert wurde, um auch hier die Spur einer Vertnüpfung zu haben. Dies wird beſtätigt dadurch, daß das Marienſterner Marienbild eine Maria fusca, eine braune Maria darſtellt und erklärt zugleich, warum ſolche dranne, ja ſchwarze Marienbilder beſonders von ſlaviſchen Nationen verehrt wurden. Dieſe Dappelnatur der Mara nnd faſt aller weivlichen ſlaviſchen Gattheiten, dieſes polariſche Weſen, bei dem jeder Pol oft plötzlich in ſein Gegentheil umſchlägt, dieſes Wechſelvolle, Mondverwandte, hat ſeine pſychologiſche Erklärnng in der weiblichen Natur überhaupt und findet ſich auch in andern Mythologien. Aber gerade die ſlaviſchen Nationen ſind ſtark darin, entgegengeſetzte Naturen unorgaaiſch in einer Perſon zu vereinigen. Liebe und Zerſtörung, Leben und Tod konzentriren ſich im Geheimniß der weiblichen Natur, die bei nntergeordneten Geſchöpfen ſtirbt, indem ſie das Werk der Liebe, die Neugeburt vollbringt. Die Pflanze ſtirbt, wenn ſie die Frucht gefördert hat.

Ja das Werk der Liebe trägt die Zerſtörung bis zum Tode über auch auf die männliche Natur. Wer hätte nicht von jenem Schmetterlinge gehört der im Zeugungsakte den Tod findet, wer kennte nicht die ſchöne Sage von der Nachtigall, die im Entzücken der Liebe ſich ſingend am Dorne den Selbſtmord giebt, ja wer fühlte es nicht, daß Leben, Liebe und Tod eine Dreiheit nnd eine Dreieinigkeit bilden, in der der teufliſche Haß keinen Platz hat? Wie kein Leben hervorgebracht wird ohne die Liebe, ſo auch keines ohne relativen Tod und durch den leiblichen Tod das höchſte Leben. Wie die Liebe allein das wahre Leben ausmacht und ſein letzter Endzweck iſt, ſo iſt aus Liebe zu ſterben das höchſte Glück und der höchſte Liebestod, der Tod auf Golgatha das höchſte Glück der Welt. So liegen auch in den mythologiſchen Beziehungen des finſtern Heidenthums oft die Symbole der höchſten chriſtlichen Ideen wie in vorſündfluthlicher Präformation verſteckt.

3. In Bezug auf die eben erwähnte myſtiſche und begriffliche Trias bin ich ſogar geneigt, eine weitere Konſequenz zu ziehen. Unter allen mythologiſchen Spuren, die wir bisher gefunden, zeichnen ſich durch Deutlichkeit wie durch Anzahl beſonders die aus, welche auf eine weibliche Hauptgattheit der Slaven hindeuten, die bald den Namen Siba führt, bald Luba, bald Mara heißt. Wer ſich die Mühe geben will, dieſe Spuren zu vergleichen, wird finden, daß Siba einfach Symbol des Lebens, der Fruchtbarkeit, der gebärenden Natur iſt (zywy = lebendig, zyto = Frucht, Getreide), während Mara die Nachtſeite oder mindeſtens die polariſche Seite des weiblichen Prinzips, und mithin auch den Tod repräſentirt. Die Luba ſchließlich hat zwar viele Reliquien in Ortsnamen (wobei zugeſtanden werden muß, daß hier gerade die Etymologie großen Schwankungen unterworfen iſt), aber gerade von ihr finden ſich faſt keine perſönlichen charakteriſtiſchen Merkmale. Wenn wir daher die in jener idealen Trias noch offene Stelle der Liebe durch dieſes Idol ausfüllen, ſo ſteht dem nicht nur nichts entgegen, ſondern es liegt auch in der unverkennbaren Namensverwandtſchaft eine nicht abzuweiſende Aufforderung dazu.

4. Ueber die Namen Mara u. Maria u. ihre mögliche Verwandtſchaft iſt Nachfolgendes anzuführen:

a) die Ableitung des hebräiſchen Namens Maria (מִרְיָם) iſt ſchwankend. מָרָה heißt bitter und ungehorſam, daher die katholiſche Kirche in ihren Predigten, Liedern u. beten dieſe Bedeutung ironice und antiphrastice gewiſſermaßen als eine pre

contrarium auffaßt und die Jungfrau Maria als die „Gehorsame“ und die „Süße“ feiert, im Gegensatz zu Eva, wie auf der Hand liegt.

b) In der lateinischen Kirche wurde frühzeitig die Namensähnlichkeit mit dem Worte mare, Meer ausgebeutet. Schon bei Ephraim heißt Maria mare dulcedinis, Meer der Süßigkeit, und mare obedientiae, Meer des Gehorsams, wobei also die hebräische Bedeutung von מרה mit hineinspielt. Diese Zusammensetzung soll übrigens nach manchen Etymologen schon im Namen der Maria (oder Mirjam) liegen, indem die letzte Silbe ים auch Gewässer, Meer bedeutet. Maria und maria, die Meere, wird oft im poetischen Spiele zusammengestellt, z. B. in dem Hymnus:

Congregavit Deus aquas
Sacro spiritu afflatas
Et vocavit Maria.

Besonders häufig findet sich aber die Benennung: stella maris, Stern des Meeres. Vergl. die von Mohne gesammelten Marienlieder. 1839. z. B. p. 216:

Ave maris stella
Dei mater alma.

oder das bekannte: Stella maris est Maria,
Stellam maris invoca.
O Maria!
Semper dulcis, semper pia.
(Simrock: Lauda Sion p. 260);

oder das deutsche von Sebastian Brandt:

Ave, durchleuchte
Stern des Meeres
Ohn' Feuchte
Empfangen
Ausgegangen
Den Heyden
Zu Fröiden.

(Bei Hoffmann. Deutsches Kirchenlied I. p. 149.)

Diese Uebersetzung des Namens Maria hat aber keinen Grund in der Etymologie, sondern ist einfach von der heidnischen Venus abzuleiten, deren Attribut, der Morgenstern, auf Marien übergieng und christlich dahin gedeutet wurde, daß Maria Christo vorangegangen, wie der Morgenstern der Sonne *). So erklärt sich, wie das Kloster Marienstern im Voltemande auch Morgenstern heißt, ohne daß man dabei eine bewußte Beziehung auf die Gründungssage annehmen müßte.

c) Viel näher dürften wir aber der wahren Bedeutung des Namens Maria kommen, wenn wir den Namen ableiten von מר gutta, Tropfen und ים, Meer; dann hieße Maria soviel als Meerestropfen, gutta maris. Diese Silbe mar scheint eine Urstilbe zu sein. Die Reduplikation marar bedeutet im Arabischen „fließen“. Von ihr kommt sowohl das lateinische mare als das lateinische mora, und wenn diese Silbe, wie sich aus einer Zusammenstellung vieler Worte der indogermanischen Sprachen ergeben würde, sich zurückführen läßt auf die Bedeutung „herausfließen“, „ausgehen“, so ist darauf aufmerksam zu machen, daß in dieser Bedeutung die polarischen Gegensätze des oriri und

*) Im Munde der venetianischen Gondoliere aber, die gewöhnlich angeführt werden, wenn von Maria dem Meeressterne die Rede ist, bedeutet Marienstern den Stern Kastor der die Zwillinge, die Dioskuren, deren Patronat über die Schiffer auf Marien überging.

exire, der Geburt und des Todes in gremio beisammen sind, daß das Meer zwar von Homer das unfruchtbare, von Herodot aber auch das Symbol der Erzeugung genannt wird, daß das Wasser und der wasserverwandte Mond in der Mythologie jene dem weiblichen Geschlecht eigenen polarischen Gegensätze vereinigt, wie wir sie bei der Mara entdeckt haben, daß der Name der Maria = Meerestropfen — zwar an sich dazu keine Beziehung hat, sondern einfach ein orientalisches Schmeichel- und Schönheitswort ist, in der Urfilde aber doch eine Verwandtschaft mit dem Symbol des Wassers als des weiblichen Prinzips enthält.

5. Zu Th. I. No. 8. Anm., No. 68. Anm. 3. und No. 47. Anm. 2. ist daher noch zu ergänzen, daß der Name Mähre als Alp (murova) und Pferd und die Bedeutung des Pferdes als eines das fließende Wasser symbolisirenden Thieres durch die Bedeutung der Silbe mar in näheren Zusammenhang gebracht werden.

Ferner ist zu bemerken, daß die Wenden für die Todtenbahre oder Todtenleiter, die man an der Dorfgrenze verfaulen läßt (vergl. Th. II. No. 92. Anm. 8), das Wort mary haben.

Endlich ist es vielleicht auch mehr als bloßer Zufall, daß das Kloster Marienthal im Wappen ein Kreuz hat, in dessen vier Feldern die Buchstaben m — o — r — s stehen; $\frac{O|R}{M|S}$ mors, der Tod. Ein älteres Wappenzeichen von Marienthal soll indessen das abgestumpfte Kreuz, ein T sein, welches bekanntlich im heidnischen Norden Thors Hammer bedeutete, ein Heils-, Lebens- und Auferstehungszeichen war und das Symbol der Freimaurer geworden ist. Welche besondere Bedeutung dieses Zeichen vielleicht für das Marienthaler Kloster haben könne, ist mir dunkel.

288. Der Marienbrunnen bei Rosenthal.

Ticin. p. 93. Balbinus lib. 3. c. 5.

Die heilige Quelle nahe beim Kloster hat die heilige Jungfrau selbst emporsprudeln lassen, denn es war kein Brunnen da, als Bernhard das Kloster gründete. Da flehte er um eine Quelle, die den Durst der heiligen Frauen und frommen Pilgrime stillen könnte und auf der Stelle sprang ein Strahl des frischesten Quellwassers hervor. Dieser Marienbrunnen hat eine wunderbare heilsame Kraft und manchem Blinden schon das Augenlicht wiedergegeben, verdorrte Hände geheilt und andere Wunder verrichtet.

Anmerk. Die heilige Quelle ist wohl vor dem Kloster dagewesen und gehört zu der Menge von Heilbrunnen aus den Heidenzeiten. Vielleicht war sie der Ostara geheiligt, die einen ausgebreiteten Quellenkultus hatte, vielleicht auch später der Sida (vergl. I. No. 15). Der Hirsch in der Stiftungssage des Klosters hat wohl ursprünglich die Quelle gezeigt, was ein oft wiederkehrender Zug der Sage ist (Müllenhof Schlesw. S. A. 122). Der Hirsch ist Symbol der Feuchtigkeit und Fruchtbarkeit — Mondsymbol. ὄρωσις = Hirsch = Thau. προξ = Hirsch, πρωξ = Thau.

289. Das wunderthätige Marienbild zu Rosenthal.

Frenzel, hist. natur. III. 1334, 1384 msc. Ticinus epit. hist. Rosenth. Schneider, Scrutinium hist. Lus. s. v.

Es war ein Mann, der hatte eine unglückliche Tochter, die war auf beide Augen blind geworden. Da unternahm er mit seiner Tochter eine

Wallfahrt nach dem wunderthätigen Marienbilde zu Roſenthal beim Kloſter Marienſtern und nahm einen Ochſen aus ſeinem Stalle und andere Geſchenke für das Bild und das Kloſter mit ſich auf den Weg. Kaum hatten ſie die Reiſe angetreten, da ward es heller und heller vor den Augen des Mägdleins und je näher ſie zum Bilde kamen, deſto beſſer konnte es ſehen, und als ſie ganz hinkamen, da war das Mägdlein geſund und konnte Alles ſehen und dankte der heiligen Jungfrau. Da dachte der Vater: iſt meine Tochter ohne die mitgebrachten Gaben ſehend geworden, ei da wird die heilige Mutter Gottes auch nichts dawider haben, wenn ich meinen Maſtochſen und die Kerzen und alles Andere wieder mit nach Hauſe nehme. Und ſo geſchah es. Aber ſiehe, des andern Tages war ſeine Tochter wieder blind wie vorher, und wurde nicht eher wieder ſehend, bis der Vater den Ochſen zurückgeführt und dem Kloſter ausgehändigt hatte.

Viele Andere hat die Mutter Gottes zu Roſenthal ſehend gemacht, die vorher blind geweſen waren und ihr Kerzen, wächſerne Figuren, lebende Thiere u. ſ. w. geweiht hatten.

Anmerk. Beide Klöſter Marienſtern und Marienthal ſind kurz hinter einander geſtiftet worden, jenes von Meißen 1264, dieſes von Böhmen aus 1234, beide für Ciſterzienſer-Nonnen. Marienſtern iſt ſagenreicher als Marienthal. Aber beide haben mythologiſche Reminiszenzen. Beide ſind in der Nähe heidniſcher Opferwälle, jenes beim Dorfe Oſtro, dieſes beim Städtchen Oſtritz gegründet, wahrſcheinlich blühte an beiden Orten der Kultus der Oſtara, die bei Oſtritz als Frau Venus in den Berg ging. Oſtara war auch Göttin der Liebe; Maria wurde die Beſchützerin der Roſen. Zu beiden Klöſtern gehören Dörfer mit dem Namen Roſenthal. Das Marienſterner Kloſter heißt auch kurzweg das Roſenthaler Kloſter.

290. Die frommen Pferde.

Ticini epit. p. 213.

Die Schweden kamen im dreißigjährigen Kriege auch nach Roſenthal. Wie in allen andern Kirchen und Klöſtern der Lauſitz, ſo hauſeten ſie auch hier gleich einer Räuberbande, plünderten die Kirche und das Kloſter und luden ihren Raub auf einen großen Wagen, den ſie mit 16 Pferden beſpannten und von dannen zogen. Aber ſiehe da, an der Flurgrenze von Roſenthal angekommen, bleiben plötzlich die Pferde ſtehen und ſind weder durch Schläge noch Flüche auch nur einen Schritt weiter zu bringen. Sie hatten aber auch das wunderthätige Marienbild aufgeladen und mit von dannen geführt, und es fand ſich, daß der Wagen von der Stelle ging, ſobald man das Bild herausnahm. Alſo verzichteten ſie auf dieſen Raub und ſchickten das Bild wieder in's Kloſter zurück. Da zogen die Pferde ganz von ſelber an und fort ging der Wagen.

Anmerk. Vielleicht iſt Werth darauf zu legen, daß gerade Pferde ſolche Pietät verrathen. Vgl. Th. I. No. 21. das weiße Pferd zu Löbau. Faſt dieſelbe Sage wird erzählt von der braunen Maria von Czenſtochau (Theodor Mundt's Völkerſchau auf Reiſen. I. S. 220.)

291. Maria und Eliſabeth zu Roſenthal.

Ein wendiſches Volkslied verſetzt die Begegnung der Jungfrau Maria mit der heiligen Eliſabeth nach Roſenthal.

Unterhalb Roſenthal liegt eine Wieſ',
Ueber die Wieſe ein Fußſteig geht.

Ueber die Wieſe ein Fußſteig geht;
Dieſer iſt ausgetreten ſchön weiß.

Wer hat ihn ausgetreten doch?
Heil'ge Maria die trat ihn aus,

Wandelnd zur Meſſe und wieder zurück,
Wandelnd zur Meſſe und wieder nach Haus.

Dort ihr begegnet Eliſabeth,
Ja, ihre Muhme Eliſabeth.

Helf dir Gott, helf dir Gott, Muhme mein,
Du, meine Muhme Eliſabeth.

Ei, was die Leute doch ſagen von uns,
Sagen, daß beide wir ſchwanger ſind.

Leugne nicht, leugne nicht, Muhme mein,
Du, meine Muhme Eliſabeth.

Ich werd' ein Söhnlein gebären bald
Ja wohl, ein Söhnlein, Jeſum Chriſt.

Dieſes wird mitten im Winter geſcheh'n,
Da, wenn des Meeres Woge gerinnt.

Da, wenn des Meeres Woge gerinnt,
Wenn in den Lüften das Vöglein erfriert.

Du wirſt ein Söhnlein gebären bald,
Ja wohl, ein Söhnlein, den heil'gen Johann.

Dieſes wird mitten im Sommer geſcheh'n,
Da, wenn ſich kräuſelt die Woge des Meer's.

Da, wenn ſich kräuſelt die Woge des Meer's,
Wenn in den Sträuchern das Vöglein ſich paart.

292. Von der heiligen Maria zu Göda.

Senff, Kirchenreformation von Stolpen p. 266 c. 6 p. 434. Köhler, Bilder ꝛc. S. 125.

Göda, an der meißniſchen Grenze, heißt ſlawiſch Hodzij, das iſt Wallfahrtsort. Es hat nämlich daſelbſt früher auf einem Hügel vor dem Dorfe eine Kapelle geſtanden, darin ein wunderthätiges Marienbild iſt ange-

betet worden. Als aber die Reformation in's Land kam und der Bilderdienſt abgeſchafft wurde, da iſt ſie, die heilige Maria von Göda, ohne Abſchied bei Nacht und Nebel davongelaufen und in's Roſenthal'ſche Kloſter hinübergewandert. Noch heute zeigt man den Weg, den ſie über die Wieſen und Felder genommen, und es iſt ein allgemeiner Glaube, daß auf dieſem Striche Gras und Getreide ganz beſonders gedeihen und viel beſſer wachſen als ringsum. Auch einen Baum zeigt man, unter dem hat Maria geſtanden und geweint. Seitdem iſt dort der Boden immer naß von ihren Thränen. Die Bauern der Gegend ſagen noch heute, wenn man darnach fragt: Swjata Marja je s' Hodzija czekła a szo do Rožana dała, d. i. die heilige Maria iſt von Göda entlaufen und hat ſich nach Roſenthal gewendet.

Anmerk. Senff berichtet, der letzte Parochus habe das Bild bei ſeiner Abreiſe mitgenommen und nach Croſtwitz gebracht, und meint, es ſei von da nach Roſenthal gekommen, ſo daß von einem Roſenthalſchen Marienbilde vor dem 16. Jahrhundert überhaupt nicht die Rede wäre.

293. Das Marienbild zu Uhyſt.

Knauth, Kirchengeſch. S. 168.

Auch zu Uhyſt am Taucher war in alten Zeiten ein wunderthätiges Marienbild. Der Zulauf dahin war ſehr groß. Als aber bei den Wallfahrten viel und mancherlei Unfug und Bosheit getrieben wurde, ſtellte Solches der Rath in Budiſſin, dem der Ort gehörig, und das Kapitel daſelbſt dem Biſchof Johann XII. zu Meißen vor und bat, daß dieſe Kapelle abgebrochen werde. Dies geſchah im Jahre 1523. Das Marienbild ward in die Kirche zu Uhyſt gebracht zu fernerer Verehrung und Wallfahrt; aber da um dieſe Zeit das Evangelium eingeführt wurde, hat es ein Ende gehabt mit aller Wallfahrt.

294. Das redende Marienbild.

Dreſſer 342.

Im Jahre 1340 wallfahrtete das Volk haufenweiſe nach der Lauſitz, denn da war ein Marienbild, das redete mit den Leuten. Das Laufen dahin nahm ſo überhand, daß die Fürſten und Herren es ihren Unterthanen verboten und da das nichts helfen wollte, zerſtörte es Herzog Rudolph von Sachſen.

295. Von der Wallfahrt zum Marienbilde in Eilewitz.

Annalen der St. Bautzen z. J. 1523. Knauth, Kirchengeſch. p. 171. Gräffe S. 463.

Um das Jahr 1496 iſt das Dörflein Eilewitz (wend. Jileze) durch eine ſchreckliche Peſt ganz und gar ausgeſtorben bis auf einen gewiſſen Paul Krahle und ſeine Schweſter, welche ſich in ſolcher Noth zu einem hölzernen Marienbilde, ſo nicht weit vom Dorfe geſtanden, begeben, und haben täglich

zu demſelben gebetet; da iſt der Jungfer Krahlin des Nachts die Mutter Gottes erſchienen, hat mit ihr geſprochen und ihr zugeſagt, daß ihr und ihrem Bruder die Peſt nicht ſchaden ſolle, ſie würden beim Leben bleiben, ſo ſie anders ihre Zuflucht zu gedachtem Bilde nähmen und es verehrten. Nachher hat ſich Paul Krahle mit ſeiner Schweſter nach Poſtewitz begeben, iſt daſelbſt auch Kirchvater geworden und hat mit Unterſtützung des Budiſſiner Rathsherrn, P. Röhrſcheidt, es dahin gebracht, daß an der Stelle, wo das Muttergottesbild geſtanden, ein Kirchlein, zur heiligen Jungfrau genannt, erbaut ward, wohin nachmals gar häufig gewallfahrtet worden und der Kirche ſo viel geopfert worden iſt, daß der Pfarrer zu Poſtewitz, zu deſſen Sprengel ſie gehörte, ſich oft rühmte, er hätte eine Tochter, die ſei fruchtbarer als ihre Mutter.

Anmerk. 1523 machte die Reformation dieſen Wallfahrten ein Ende. Vermuthlich iſt das Marienbild nach Poſtewitz gekommen und iſt identiſch mit dem auf dem kleinen Altar bei der Kanzel in daſiger Kirche.

296. Von der heiligen Maria zu Haindorf.*)

Frietzſche: Wiegandsthal-Meſſersdorfer Kirchfahrt S. 9. Fruchtbarer und ſchattenreicher Lindenbaum, d. i. Maria der wunderthätigen Mutter Gottes zu Heunborf, Urſprung ꝛc. a. M. V. P. Edmundo Oppiz ord. min. Franc. reform. praedic. Prag, gedruckt im Königshofe 1732. 8. 20 Bg. cum censura et approbatione.

In Wildeneichen lebte ein armer Bauer, der nährte ſich vom Siebmachen und war ein frommer und gottesfürchtiger Mann. Dem wurden einmal ſeine Frau und ſein einziges Kind ſehr krank. Da kam der Bauer in ſchwere Sorgen. Einſtmals träumte ihm, er ſolle ein Marienbild kaufen und dieſes in eine Linde ſetzen, die ihm wohl bekannt war und auf einem ſchönen freien Plane ſtand. Nächſten Tag ging der Bauer nach Zittau, kaufte ein Marienbild und ſetzte es in die Linde und von Stund an wurden die Seinen geſund. Dieſes Bild hat nachher viele und große Wunder verrichtet, daß es gar nicht auszuſagen iſt und die Leute ſind ſo häufig zu ihm gekommen, daß man auch eine Kapelle, ſpäter aber ein Kloſter an derſelbigen Stelle gegründet und das iſt das jetzige Kloſter Haindorf in Böhmen.

Bei Görlitz lebte ein Eiſenhammerknecht, das war ein gotteslästerlicher Geſell, zumal wenn er im Rauſche war. Einſtmals trank er's unter frevelhaften Reden einem Kruzifixe zu, ſprach, der Heiland ſollte ihm Beſcheid thun; da ward ihm ein trefflicher Beſcheid, denn von Stund an ward ſeine Zunge gelähmt, konnte nicht mehr ſprechen und war ganz ſtumm. Da ging er in ſich und that Buße. Sie brachten ihn aber zu einem Pfaffen, der „verlobte" ihn nach Kloſter Haindorf an die heilige Maria und augenblicklich ward das Band ſeiner Zunge gelöſt, ging hin und lobete Gott und die heilige Maria von Haindorf.

*) Haindorf liegt in Böhmen. Aber da die Sage nach Zittau und Görlitz hinüberſpielt, habe ich ſie mit aufgenommen.

Von dem Hause in Zittau, wo einst der Bauer das Bild gekauft, geht eine gewisse Sage, daß es bei allen großen Bränden dieser Stadt auf wunderbare Weise sei erhalten worden. Aber es weiß heut zu Tage Niemand mehr, welches Haus es gewesen.

297. Die Stiftung des Klosters Marienthal.

Schneider, scrutinium P. IV. Frenzel, lexic. slav. II. 1914. msc. Schönfelder, Gesch. des Klosters S. 25. N. L. Mag. 1853, 37.

Kaiser Philipp hatte eine holde Tochter Namens Kunigunde. Die hatte der Vater dem Herzog Otto von Wittelsbach zur Gemahlin versprochen. Aber als Otto eine schwere Blutschuld auf sich geladen hatte, weigerte er ihm die Tochter, welche später Wenzel III. heirathete und so Königin von Böhmen wurde. Otto aber war darüber so aufgebracht, daß er eines Tages in die alte Babenburg eindrang, wo der Kaiser Hof hielt, und ihn mit gewaltigem Schwerteshiebe erschlug, als er gerade beim Schachbrett saß. Kunigunde betrauerte lange den geliebten Vater und wendete sich seitdem dem Himmel zu in frommen Werken und Bußübungen. Da kam es ihr zu Ohre, daß am Ufer der Neiße bei Ostritz, wo der Fluß durch ein wild bewachsenes Felsenthal hinrauscht, die heilige Jungfrau Maria zu verschiedenen Malen frommen Landleuten erschienen sei und auch ein wunderthätiges Bild zurückgelassen habe und daß ringsum die Leute Wallfahrten anstellten „zur schönen Maria." Da beschloß sie an dieser Stelle eine Kirche zu bauen und ein Kloster zu stiften, welchen Vorsatz sie auch (im Jahre 1234) zur Ausführung brachte und das Kloster den Cistercienserinnen übergab.

Anmerk. Auch dieses Kloster liegt an einem wahrscheinlich der Ostara gewidmet gewesenen altheiligen Opferorte bei Ostritz. Auch hier gehört zum Kloster ein Dorf Namens Rosenthal — gerade wie beim Kloster Marienstern. (Vgl. I. No. 14, 35, 22 Anm. 2a. II. 289.)

298a. Die gerettete Aebtissin im Kloster Marienthal.

Manuskript des Breslauer Vereins No. 30. Schönfelder, Geschichte von Marienthal S. 96 u. 187.

Am 11. Mai 1427 überfielen die Hussiten das Kloster Marienthal bei Ostritz, plünderten es und brannten es nieder. Die meisten Nonnen waren schon nach Görlitz geflohen, wo sie in der Gasse untergebracht wurden, die noch heute die Nonnengasse heißt; die Aebtissin aber, Anna von Gersdorf, hatte, von Anhänglichkeit an das Kloster und frommem Gottvertrauen beseelt, das Kloster nicht verlassen wollen. Bei dem Ueberfalle flüchtete sie sich daher, um der Schande und dem Tode zu entgehen, über die Neiße in den nahen Wald, bemerkt aber bald, daß sie einem sie verfolgenden Soldaten nicht entkommen kann. Plötzlich wendet sie sich um und kehrt zurück. Ihre hohe wundervolle Gestalt, ihre majestätische Haltung und das lebendige Gottvertrauen, das aus ihren Augen und ihrem ganzen Wesen spricht, hemmt die Schritte ihres Verfolgers. Von der plötzlich sie umstrahlenden über-

irdiſchen Glorie im Innerſten ergriffen, fällt er vor ihr nieder und erblindet. Die Aebtiſſin aber kam unangefochten nach Görlitz.

Anmerk. Ein ſchönes Freskogemälde im Bibliotheksſaale des Kloſters, welches die Aebtiſſin Thereſia II. Senftleben im Jahre 1738 anfertigen ließ, verherrlicht dieſe wunderbare Begebenheit.

298b. Die vom Blitz erſchlagene Nonne.

Mündlich. Meraneck, Denksteine S. 40, 59.

Dem Portal des Kloſterhofes Marienthal gegenüber, an der Fahrſtraße nach Altſtadt zu, befindet ſich eine hohe, rundgemeißelte Säule von Sandſtein, welche an einem viereckigen Fußgeſteine eine vor Alter unleſerlich gewordene Inſchrift enthält. Im Munde des Volks lebt über die Entſtehung dieſer Denkſäule folgende Sage. Es kam einmal ein großes Gewitter nach Marienthal und ſtand drei Tage und drei Nächte über dem Kloſter ohne ſich zu zertheilen. Die Nonnen des Kloſters beteten ohne Unterlaß, aber das Gewitter zog nicht fort und wollte ſich auch nicht entladen. Da kamen ſie zu der Ueberzeugung, es müſſe eine unter ihnen ſein, welche den Zorn des Himmels auf ſich geladen hätte, und fragten ſich unter einander, welche es wohl ſein möchte. Da trat endlich eine ganz blutjunge Nonne hervor, die erſt kürzlich den Schleier genommen hatte, aber nicht aus freiem Willen, ſondern mit Widerſtreben und gezwungen durch ein Gelübde ihrer Eltern, die bekannte, daß ſie kurz vor ihrer Einführung in das Kloſter geſagt hätte, ehe ſie in das Kloſter ginge, ſollte ſie doch das Donnerwetter erſchlagen! Sie wurde ſogleich aus dem Kloſter geführt und fiel an jener Stelle vor dem Thore reumüthig auf ihre Kniee und betete. In demſelben Augenblicke entlud ſich das Gewitter und der erſte Blitzſtrahl traf die knieende Nonne und tödtete ſie.

299. Vom Capiſtrano, dem Bußprediger.

Mühlwolff, Annalen von Budiſſin Fol. 47 Mss. Funke, Görl. Chronik S. 264 Mss.

Im Jahre 1453 kam der berühmte Dominikanermönch Johannes Capiſtrano auch durch die Lauſitz und blieb in den Städten und predigte dem Volke Buße. Am längſten blieb er in Görlitz. Die Treppe des jetzt abgebrochenen Salzhauſes, welches mitten auf dem Obermarkte ſtand, diente ihm als Kanzel. Er predigte lateiniſch, aber Bruder Gregorius dollmetſchte es dem Volke. Er hat aber mit ſolcher Gewalt gepredigt, daß Viele ſich von ihrem ſündhaften Wandel bekehrt und weltlicher Hoffarth entſagt haben, brachten die Spielkarten, Würfel, Bretſpiele und verbrannten ſie. Viele ſchnitten ſich die langen Haare ab, Andere hieben die langen, ſpitzen Schnäbel von ihren neumodiſchen Schuhen. Capiſtrano ging auch in die Häuſer zu den Leuten und die Kranken brachte man zu ihm und er heilete ſie mit einem Wundertuche, welches in das Blut des heil. Bernhard getaucht worden war, ſo ihm nach dem Tode aus der Naſe gefloſſen. Wenn er an eine Kirche oder

Kapelle gekommen ist, hat er immer gefragt, wem sie geweiht sei, und wenn dann die Leute antworteten: der heil. Barbara oder dem heil. Nikolaus u. s. w., so sprach er: requiescat in pace; war aber die Kirche einem der heiligen Apostel geweiht, so betete er: ora pro nobis.

300. Lot's Weib.

Nach dem Wendischen. Haupt und Schmaler I. S. 275.

Die Priester haben den Städtern geweissaget; aber die Städter haben nicht daran geglaubt und sie gesteinigt, so daß auf den Gassen das rothe Blut herumfloß. Da fiel vom Himmel Schwefel, Pech und Feuer herab und die Menschen wollten fliehen. Die Armen banden ihre Bürden zusammen und die Reichen spannten die Rosse vor den Wagen.

Aber es konnte Niemand zur Stadt hinaus als der einzige fromme Gottesmann Lot. Der enteilte mit seinem Weibe dem Verderben. Doch diese konnte es vor angeerbter Neugier nicht lassen, sich mitten auf dem Wege nach der untergehenden Stadt umzusehen. Dafür erstarrte sie zur Salzsäule und blieb stehen, und wird da stehen bis auf den jüngsten Tag. Und wie bis auf den jüngsten Tag das Salzwasser von ihr herabträuft, so wird auch nimmermehr die Thränenquelle der Weiber versiegen.

301. Der Mann im Monde.

Nach dem Wendischen. Haupt und Schmaler I. S. 275.

Der Fiedler David saß auf einem Steine am Wege und machte ein trauriges Gesicht. Da begegnete ihm der gute Pfarrer und fragte ihn: „o mein David, warum spielst du nicht und machst ein so trauriges Gesicht?" „Ach!" sagte David, „wie sollt' ich nicht traurig sein, da ich gar Niemanden mehr auf dieser Erde habe? Vater und Mutter sind mir gestorben und brennen beide in der Hölle." Da erwiederte der gute Pfarrer: „O du mein lieber, lieber David, nimm doch dein Geiglein zur Hand, nimm dein Geiglein zur Hand und spiele drei Gesetzchen auf." Und David nahm sein Geiglein zur Hand und spielte drei Gesetzchen auf. Das erste Gesetzchen spielt er auf für den dreieinigen Gott, das zweite Gesetzchen für die allerreinste Jungfrau Maria und das dritte Gesetzchen für den werthen heiligen Geist. Und wie er das so schön und wohlklingend gethan hatte, daß ihm selbst und dem guten Pfarrer das Herz im Leibe bewegt ward, da sagte derselbe: „Hör' auf, hör' auf, o du mein lieber, lieber David, du hast schon gewonnen und hast genug gespielt für dein ganzes Erdenleben." Und David's Eltern gingen aus der Hölle in den Himmel und der Fiedler ward in den Mond erhoben. Dort steht er noch heutigen Tages mit seinem Geiglein und spielt den Engeln auf. Und wer das nicht glauben will, der sehe nur den Mond an, da wird er schon den David erblicken, wie er dasteht in seinen Hollunderhandschuhen, seinem Erlenjäckchen, seinen Haarweidenstrümpfen und seinen Birkenhosen.

302. Die Flucht Maria's.

Nach dem Wendiſchen. Haupt und Schmaler I. S. 275.

Am Weg', am Steg', an der Straße ſäete Gerſte der arme Mann. Da ging die heilige Mutter Maria vorbei mit ihrem lieben Kindlein und grüßte den armen Mann alſo: „Helf Gott, helf Gott, mein lieber armer Mann, helf Gott dir und deiner Gerſte. Wenn du die Gerſte wirſt geſät haben, ſo gehe nur immer heim und hole deine Sichel, denn wenn du an dem einen Ende wirſt fertig geſät haben, ſo wird ſie zum Schneiden reif ſein an dem andern Ende. Und wenn dann die Juden hier vorbeikommen, das ſündhafte Heidenvolk, ſo verſchweige mich ihnen nicht, aber verrathe mich ihnen auch nicht.“ Und als Maria kaum hinter dem Berge eilends verſchwunden war, kamen die ſündhaften Juden herangejagt und grüßten den armen Mann alſo: „Helf Gott, helf Gott, mein lieber armer Mann, helf Gott dir und deiner Gerſte. Ging nicht hier ein Weib vorbei mit ihrem kleinen Kindlein?“ „Ja“, antwortete der arme Mann, ſie ging unlängſt hier vorbei, als ich ſoeben die Gerſte geſät hatte.“ „O du dummer, alberner Mann,“ höhnten die Juden, „das muß ja ſchon wenigſtens zwölf Wochen her ſein.“ Und auf der Stelle kehrten ſie um, die Juden, das ſündhafte Heidenvolk, und ſtachen die Kinder alle todt, vom erſten bis zweiten Jahre; aber Jeſum Chriſtum fanden ſie nicht.

303. Die andächtigen Sänger.

Nach dem Wendiſchen.

Es geſchah aber, daß der Herr Chriſtus und der heilige Petrus in der Welt umherwandelten. Und ſie kamen in ein Dörflein, wo man in einem Hauſe ſo ſchön ſang. Und der Herr Chriſtus blieb ſtehen, um zuzuhören, der heilige Petrus ging aber immer weiter. Und als er ein Stückchen weiter gekommen war, ſah er ſich um und der Herr Chriſtus ſtand noch dort. Der heilige Petrus ging aber immer weiter. Und als er ein Stückchen weiter gekommen war, ſah er ſich wieder um, und der Herr Chriſtus ſtand noch immer da. Der heilige Petrus ging aber doch noch immer weiter. Und als er ein Stückchen weiter gekommen war, ſah er ſich noch einmal um, und ſiehe der Herr Chriſtus ſtand noch da und hörte zu. Da kehrte der heilige Petrus auch um und kam wieder zu dem Hauſe und dort ſang man ſo ſchöne Volkslieder. Da ſie nun eine Zeitlang zugehört hatten, gingen ſie Beide weiter und kamen an ein anderes Haus, dort ſang man auch. Und der heilige Petrus blieb ſtehen um zu horchen, der Herr Chriſtus ging aber immer weiter. Da ging der heilige Petrus auch weiter und wunderte ſich gewaltig. Da ſprach der Herr Chriſtus: „Was wunderſt du dich ſo gewaltig?“ Und der heilige Petrus ſprach: „Ich wundere mich darüber ſo gewaltig, daß du dort ſtehen bliebſt, wo ſie Volkslieder ſangen, und hier vorbei gehſt, wo ſie

geistliche Lieder singen." Da sprach der Herr Christus: „Mein lieber heiliger Petrus, dort sangen sie Volkslieder, aber mit aller möglichen Andacht; hier singen sie geistliche Lieder, aber ohne die geringste Andacht."

304. Warum die Espe bebt.

Nach dem Wendischen.

Als der Herr Christus durch die weite Welt wandelte, kam er einmal mit seinen Jüngern in ein kleines Häuschen, um dort Herberge zu nehmen. Das kleine Häuschen gehörte einer armen Wittwe und die arme Wittwe wollte den Herrn gern beherbergen, aber weil sie doch so arm war, so konnte sie dem Herrn gar nichts zu essen vorsetzen. Der Herr aber sprach: „Sorge dich nicht, arme Wittwe, ich will für 30 Silberlinge Brod holen lassen." —

Und er fragte die Jünger, wer es holen wollte. Judas war geschwind bei der Hand und sagte: „Meister ich will gehen!" Und der Herr gab ihm die 30 Silberlinge und Judas ging damit fort in die Judengasse, um Brod zu kaufen. Als er in die Judengasse kam, fand er dort unter einem Bottich eine Gesellschaft Juden sitzen, die spielten Karten und Würfel. Sie riefen dem Judas zu, er möchte doch mitspielen. Judas wußte nicht, ob er der Aufforderung folgen sollte oder nicht und sprach bei sich: „Setz' ich oder setz' ich nicht? Ich verliere doch Alles." Aber der Versucher gewann zuletzt den Sieg und er setzte von den 30 Silberlingen, die ihm der Herr anvertraut hatte, um Brod zu kaufen. Das erste Mal gewann Judas. Da setzte er alle 30 Silberlinge und gewann auch das zweite Mal. Zum dritten Male setzte er Alles zusammen, aber da ließ ihn der Teufel im Stich und er verlor die 30 Silberlinge sammt seinem Gewinnste. Er war außer sich und wußte gar nicht, was er machen sollte. Die Juden aber sagten, sie wollten ihm die 30 Silberlinge wiedergeben, wenn er ihnen seinen Meister auslieferte und Judas nahm den Vorschlag an. — Als sie nun beim Abendmahl saßen fragte der Herr seine Jünger: „Welcher von euch hat mich verkauft?" Sankt Johannes fragte: „Herr, o Meister, bin ich's?" und auch Sankt Petrus fragte: „Herr, o Meister, bin ich's?" und auch der falsche Judas fragte: „Herr, o Meister, bin ich's?" Da sagte der Herr: „Judas, Judas, du falscher Judas, das weißt du am besten!" Da stand Judas auf und lief in seiner Angst hinaus, um sich zu hängen. Der Herr Jesus rief ihm nach: „Kehre um, o Judas, deine Sünde ist dir vergeben und deine Strafe ist dir erlassen!" Aber Judas hörte nicht darauf und lief immer fort, bis er in den Wald kam. In dem Walde stand eine Tanne, aber Judas ging weiter und sprach: „Dein Holz ist zu weich und meine Sünde ist zu schwer, du Tanne kannst mich nicht tragen." Und Judas lief immer weiter, bis dahin, wo eine Espe stand. Da blieb er stehen und sprach: „Dein Holz ist hart, o Espe, du mußt mich tragen können," und er hing sich auf an der Espe. Aber von

Stund' an fing die Espe an zu beben und zu zittern, und wird ſo beben und zittern bis zum jüngſten Tage.

305. Der heilige Johannistrunk.

Provinzialbl. S. 374. Thomas. diss. de poculo Joannis Lips. 1675. Haupt und Schmaler II. S. 218.

Bei den Wenden war es bis vor kurzer Zeit Sitte, daß die Burſche, ehe ſie von einem Zechgelage nach Hauſe gingen, ſich vom Wirthe einen unentgeldlich zu reichenden Abſchiedstrunk forderten. Dieſer hieß der heilige Johannes (swjaty Jan). Denn der heilige Johannes hatte der Legende nach ſeinen Giftbecher geleert, ohne daß es ihm geſchadet. Deshalb wurde zu katholiſchen Zeiten am Tage St. Johannes auch den Laien ein Trunk geweihten Abendmahlsweines geſchenkt, welcher nicht nur vor der Wirkung des Giftes und ſonſtiger Lebensgefahr bewahrte, ſondern auch den Männern Kraft, den Jungfrauen Schönheit, den Weibern Fruchtbarkeit verleihen ſollte. Dieſelbe Heiligkeit hat man dann auch dem Abſchiedstrunke zugeſchrieben.

Anmerk. Noch manche Sage des erſten und zweiten Theiles könnte unter die Legenden gerechnet werden. Von der Jungfrau Maria handeln II. 273, 319; von St. Georg handelt I. 80; von St. Michael II. 85; von St. Wolfgang I. 309, II. 212; von St. Jakob II. 30; von St. Hippolyt I. 217; von St. Veit II. 25; von St. Meinhardt II 38; von St. Symphorianus II. 93, Anm. 6; von St. Laurentius II. 103a; von St. Johannes II. 149; von St. Wenzeslaus II. 150; von St. Nikolaus II. 182; von Sta. Hidda II. 216, 217; von Sta. Walpurgis II. 109; von Sta. Margaretha II. 256; von Engelserſcheinungen I. 313, 343, 344, 368; von namenloſen Heiligen I. 92, 93, 103, 212, 213. Andere legendenartige Sagen: II. 81, 111, 126, 161, 175, 195, 198, 211, 241. 317, 318.

Fünfte Abtheilung:

Märchen.

V.

Märchen.

A. Deutſche Märchen.

306. Die fleißigen Spinnerinnen.

Nach Büſching I. 365.

Es war einmal ein Mädchen, das ward von ſeiner Mutter gar ſtrenge behandelt und beſonders zum fleißigen Spinnen allezeit angehalten. Aber das Mädchen war faul und wollte nicht ſpinnen. Da ſchlug die Mutter das Mädchen und das Mädchen ſetzte ſich vor die Thür und weinte bitterlich. Da kam des Wegs ein fremder Ritter, der fragte das Mädchen, warum es alſo weinete. Da antwortete das Mädchen: Ach, lieber Herr, das glaubt kein Menſch, wie ich unſchuldig leiden muß; meine Mutter hat mich geſchlagen, weil ich allzufleißig geſponnen, denn ſie meinet, daß ich ihr allzuviel des ſchönen, theuren Flachſes verſponnen habe.

Der fremde Ritter tröſtete das Mädchen und ſprach zu ihm: Ich kann in meinem Hauſe eine ſo fleißige Spinnerin wohl gebrauchen, komm mit mir, du ſollſt es gut haben. Das Mädchen dachte: ſo ſchlecht wie zu Hauſe kann mir's doch nirgends gehen, und ging mit dem fremden Ritter in ſein Schloß.

Als ſie dort angekommen waren, führte ſie der fremde Ritter in die Spinnſtube, da lag alles voll Flachs bis an die Decke. Und der Herr ſprach: Wenn du dies Alles in einem Jahre aufſpinnſt, ſollſt du mein eheliches Gemahl werden. Darauf ging der Herr fort.

Das Mädchen aber ſah zu ſeinem Schrecken, daß es ungeheuer viel Flachs war und daß es ihr ganz unmöglich ſein würde, auch nur einen Theil davon abzuſpinnen. Sie hatte aber eine Frau Pathe, der klagte ſie ihre Noth und dieſe wußte auch wirklich Rath zu ſchaffen. Sie holte drei alte häßliche Weiber, die erboten ſich den Flachs abzuſpinnen in kurzer Zeit, wenn das Mädchen verſpräche, ſie zu ihrer Hochzeit einzuladen. Das verſprach das Mädchen und ließ die drei alten häßlichen Weiber in die Spinnkammer und da ſpannen ſie Tag und Nacht und es dauerte gar nicht lange, da war aller Flachs aufgeſponnen. Da erinnerten ſie das Mädchen noch einmal an das gegebene Verſprechen und gingen von dannen.

Als der Herr die fleißige Arbeit sah, lobte er das Mädchen sehr, erklärte sie zu seiner Braut und richtete ein großes Hochzeitfest zu. Je näher der Tag kam, desto mehr ward dem Mägdlein bange wegen ihres Versprechens, denn die drei Spinnerinnen waren so abschreckend häßlich, daß sie sich ihrer schämen mußte vor all den eingeladenen, schönen und vornehmen Gästen. Die erste hatte Augen, die triefsten unabläſſig, wie die Bäume, wenn's geregnet hat. Die andere hatte einen Mund, so groß und weit, daß er von einem Ohre zum andern reichte, die dritte aber war so entsetzlich dick und breit, daß in ihr Mieder mehr denn drei Dickbäuche sich unbeschwert hätten einknöpfen können.

Als nun der Hochzeittag immer näher herankam, sagte das Mädchen zu ihrem Bräutigam: Ich habe drei alte Muhmen, die haben mir Gutes gethan und ich möchte sie gerne einladen. Der Bräutigam sagte: Ach ja, warum denn nicht. Da wurden die drei alten Spinnerinnen eingeladen.

Am Hochzeittage wimmelte es im Schloß von den vielen reichen und vornehmen Gästen, die von allen Himmelsgegenden herbeigekommen waren, und endlich kamen auch drei Wagen mit den drei alten Weibern. Der Bräutigam ging hinaus, um sie zu begrüßen und eine nach der andern aus dem Wagen zu heben. Als er nun die erste aus dem Wagen hob, da verwunderte er sich nicht wenig über ihre triefigen Augen, konnte es auch nicht bergen und fragte sie: Ei, woher denn das böse Spiel mit den Augen, meine Liebe?

Ach ja wohl, liebster Herr Bräutigam! entstellt dies einigermaßen meine Schönheit, entgegnete diese, was ist aber daran Schuld, als mein überaus fleißiges Spinnen, als wodurch alle Unreinigkeiten des Flachses mir in die Augen gefahren sind und mir nun ein solches böses Spiel daran zuwege gebracht haben. — Ach liebster und bester Herr! bewahret doch ja eure schöne Jungfer Braut vor solcher Ungestaltigkeit und traget Sorge dafür, daß sie mit dem Spinnen sich ja nichts zu schaffen mache!

Solche Worte nahm der Bräutigam sich zu Herzen und gedachte bei sich: Ei bewahre mich doch der Himmel vor solch' einem Ehegespons, wäre ich doch nicht sicher, wenn ich sie wollte herzen, daß sie mich schier ersäufete mit ihren triefenden Augen.

Nicht weniger aber verwunderte sich der Bräutigam, als er die zweite von jenen Frauensperſonen aus dem Wagen hob, über den ungestaltigen großen Mund, konnte auch Solches nicht bergen, sondern fragte und sagte flugs: Ei, woher denn der Unfall mit dem etwas großen Munde, meine Liebe?

Ach ja wohl, liebster Herr Bräutigam, entstellt dies einigermaßen meine Schönheit, erwiederte diese, was ist aber daran Schuld, als mein überaus fleißiges Spinnen, als wobei ich allezeit den Faden, um ihn zu netzen, durch den Mund gezogen und auf solche Art ihn mir übermäßig erweitert

habe. — Ach, liebſter und beſter Herr! bewahret doch ja eure ſchöne Jungfer Braut vor ſolcher Ungeſtaltigkeit und traget Sorge dafür, daß ſie mit dem Spinnen ſich ja nichts zu ſchaffen mache!

Dieſe Worte nahm der Bräutigam ſich ebenfalls zu Herzen und gedachte bei ſich: Ei bewahre mich doch der Himmel vor ſolch' einem Ehegeſpons; wäre ich doch nicht ſicher, wenn ich ſie wollte herzen, daß ſie mich verſchlänge mit ihrem großen Rachen.

Noch vielmehr aber ſtaunte der Bräutigam, als die dritte von jenen Frauensperſonen angefahren kam und er ſelbige aus dem Wagen heben wollte, über ſolche große Dicke und die abſonderliche Mißgeſtalt ihres Leibes, als dergleichen ihm noch nicht zu Geſicht gekommen war bis auf den heutigen Tag; konnte auch Solches nicht bergen, ſondern fragte und ſagte flugs: Ei, woher denn die überaus dicke Leibesbeſchaffenheit, meine Liebe?

Ach ja wohl, liebſter Herr Bräutigam! entſtellt dies einigermaßen meine Schönheit, entgegnete ſie, was iſt aber daran Schuld, als mein überaus fleißiges Spinnen, wobei ich allezeit und immerwährend auf einem Flecke ſtill geſeſſen habe und mein Körper zu ſolch' einem beträchtlichen Umfange gediehen iſt. — Ach liebſter und beſter Herr! bewahret doch ja eure ſchöne Jungfer Braut vor ſolcher Ungeſtaltigkeit und traget Sorge dafür, daß ſie mit Spinnen ſich ja nichts zu ſchaffen machte.

Abermals nahm der Bräutigam ſolche Worte ſich zu Herzen und gedachte bei ſich: Ei, bewahre mich doch der Himmel vor ſolch einem Ehegeſpons; wäre ich doch nicht ſicher, wenn ich ſie wollte herzen, daß ſie mich ſchier erdrückte mit ihren ungeſtaltigen Armen.

Und ſo geſchah es, daß der Ritter ſich wohl hütete, von ſeiner jungen Frau zu verlangen, daß ſie künftighin jemals ein Spinnrad anrührte. Das war der Faulen eben recht.

Anmerk. Vgl. Grimm's Kindermärchen I. No. 14. Die drei Unſchönheiten ſind dort Plattfuß, Hängelippe und dicker Daumen. Grimm vermuthet hinter dieſen drei Spinnerinnen die nordiſchen Parzen, die drei Nornen Urd, Verdandi und Sculd, die Spinnerinnen des Schickſalsfadens (Mythol. S. 233). Der Plattfuß erinnert zugleich an die ſpinnende reine pédauque der provençaliſchen Sage, die ganze Zeichnung der drei alten Weiber an unſre zwergenhaften Holzweiblein — kurz, ſpinnende Frau Hollen, nach ihrer häßlichen und gutmüthigen Seite.

307. Einäuglein, Zweiäuglein und Dreiäuglein.

Nach Büſching II. 17.

Eine Frau hatte drei Töchter, die hießen Einäuglein, Zweiäuglein und Dreiäuglein; denn die älteſte hatte drei Augen, die andere zwei Augen und die jüngſte nur ein Auge. Das eine bei der jüngſten und das dritte bei der älteſten ſtand aber mitten auf der Stirne.

Darum nun, weil das mittelste zwei Augen hatte wie jedes andere vernünftige Menschenkind, wurde sie von der Mutter und den Schwestern gehaßt, mußte immer die abgelegten Kleider der andern anziehen, bekam nichts zu essen als was die andern übrig ließen und obendrein Scheltworte und Schläge.

Die Frau aber hatte eine Ziege, die mußte Zweiäuglein alle Tage am Feldraine hüten.

Als sie eines Tages draußen bei ihrer Ziege saß und vor Hunger und Traurigkeit bitterlich weinte, siehe da trat eine Fee zu ihr und fragte sie liebreich, was sie weine?

Zweiäuglein erzählte der guten Fee ihr trauriges Schicksal und die gute Fee tröstete sie und sprach: Weil du ein so braves Mädchen bist, will ich dir helfen. Sage nur immer zu deiner Ziege: Zicklein meck! Tischlein deck! so wirst du immer genug zu essen und zu trinken haben und wenn du satt bist, brauchst du blos zu sagen: Zicklein meck! Tischlein weg! so wird Alles wieder verschwinden. So sprach die Fee und verschwand. Zweiäuglein aber, ganz überglücklich und von Herzen dankbar, versuchte sogleich das neu gelernte Kunststück. Und siehe, kaum hatte sie zu ihrer Ziege gesagt: Zicklein meck! Tischlein deck! da stand vor ihr ein Tischlein, sauber gedeckt und mit den herrlichsten Speisen und Getränken besetzt. Zweiäuglein langte sogleich tüchtig zu und aß sich zum erstenmal in ihrem Leben ordentlich satt. Dann sprach sie: Zicklein meck! Tischlein weg! und flugs verschwand die ganze Bescheerung vor ihren sichtlichen Augen.

Nun hatte Zweiäuglein alle Tage vollauf zu leben und verschmähte natürlich die magern Bissen, die ihr die böse Mutter reichte. Da wußten die zu Hause gar nicht, was das zu bedeuten habe, und eines Tages wurde ausgemacht, daß Einäuglein mit auf die Weide gehen sollte. Aber Zweiäuglein setzte sich neben die böse Schwester auf den Feldrain und erzählte ihr so lange lauter langweilige Geschichten bis Einäuglein ihr eines Auge zufiel. Und Zweiäuglein fing an zu singen: Einäuglein wachst du? Einäuglein schläfst du? Aber Einäuglein schlief ganz fest und schnarchte nur so.

Da sprach Zweiäuglein ihr Sprüchlein und da erschien ihr Tischlein und da aß sie sich satt und dann sprach sie ihr anderes Sprüchlein und Alles war wieder verschwunden. Als endlich Einäuglein erwachte, da sprach Zweiäuglein: du hast aber recht lange geschlafen, komm, wir müssen nach Hause gehen. Und Einäuglein konnte zu Hause gar nichts berichten und entschuldigte sich mit ihrem einen Auge, mit dem könne sie nicht so viel sehen, als andere mit zweien oder dreien.

Da schickte die Mutter des andern Tages Dreiäuglein mit auf die Weide. Aber Zweiäuglein setzte sich neben ihre böse Schwester auf den Feldrain und erzählte ihr so lange lauter langweilige Geschichten bis Dreiäuglein

ihre drei Augen zuzufallen anfingen. Allein anſtatt nun zu ſingen: Dreiäuglein wachſt du? Dreiäuglein ſchläfſt du? ſang ſie aus Verſehen: Dreiäuglein wachſt du? Zweiäuglein ſchläfſt du? da blieb das dritte Auge Dreiäugleins offen, ohne daß es Zweiäuglein merkte und mit dieſem dritten Auge ſah ſie dann Alles mit an.

Als ſie nun nach Hauſe kamen, erzählte Dreiäuglein Alles haarklein der Mutter und dieſe war darüber ſo zornig, daß ſie auf der Stelle Zweiäugleins Ziege ſchlachtete.

Zweiäuglein war nun ſo arm wie vorher und ſaß wieder traurig und in Thränen auf dem gewohnten Feldrain. Da kam aber wieder die gute Fee und tröſtete Zweiäuglein und ſagte ihr, ſie ſolle ſich nur die Eingeweide von der geſchlachteten Ziege geben laſſen und an der Hausthürſchwelle vergraben.

Zweiäuglein that wie ihr geheißen ward und vergrub bei Sonnenuntergang in aller Stille die Eingeweide der Ziege an der Hausthürſchwelle, und ſiehe da, den nächſten Morgen ſtand vor der Hausthür ein wunderſchöner Baum mit ſilbernen Blättern und goldenen Aepfeln. Da gingen ſie alle hinaus, um den Baum zu erklettern und die goldenen Aepfel zu pflücken, aber der Baum war wie lebendig und ſie purzelten herunter, wenn ſie hinaufklettern wollten und wenn ſie nach den Früchten griffen, bogen ſich die Zweige zurück, ſo daß ſie auch nicht einmal ein Blättlein erlangen konnten. Aber wenn Zweiäuglein kam, ſo ſchmiegte ſich ihr der Baum mit den Zweigen entgegen und die goldnen Aepfel kamen ihr wie von ſelber in die Hände, ſo daß ſie ſchnell eine ganze Schürze voll hatte und die andern alle wüthend waren vor Neid.

Es kam aber gerade ein ſchöner fremder Herr am Hauſe vorbeigeritten. Als ſie den von ferne ſahen, ergriffen ſie Zweiäuglein und ſteckten ſie unter ein Faß. Der ſchöne fremde Herr kam heran und begehrte einen Zweig von dem wunderbaren Baume. Und ſie verſuchten alle nach einander den Baum zu erklettern, aber der Baum war wie lebendig und ſie purzelten alle herunter und wenn ſie nach den Früchten griffen, bogen ſich die Zweige zurück, ſo daß ſie auch nicht einmal ein Blättlein erlangen konnten.

Da war der ſchöne fremde Herr ſehr verwundert und ſagte, der wahre Beſitzer des Baumes ſei wohl nicht zu Hauſe und ob denn Niemand im Hauſe ſei, der die goldenen Aepfel brechen könnte. Nein, ſagten die drei, Niemand.

Aber Zweiäuglein unter dem Faſſe hörte Alles mit an und nahm einen ihrer goldenen Aepfel aus der Schürze und ließ ihn leiſe unter dem Faſſe hervorkollern, daß er bis zu den Füßen des ſchönen fremden Herrn rollte.

Da ſprach der ſchöne fremde Herr: der wahre Beſitzer iſt unter dem Faſſe, ging hin und hob das Faß auf. Da kam Zweiäuglein heraus und erzählte ihm Alles. Der aber ſah, daß Zweiäuglein nicht blos die reichſte,

ſondern auch die ſchönſte von den drei Schweſtern ſei und begehrte ſogleich ſie zu heirathen. Zweiäuglein pflückte nun den ganzen Baum ab, daß es ein ganzer Wagen voll Gold und Silber wurde und zog mit dem ſchönen fremden Herrn auf ſein Schloß und wurde eine vornehme Dame. — Die böſe Mutter aber und Einäuglein und Dreiäuglein ärgerten ſich darüber ſo ungeheuer, daß ſie bald darauf ſtarben.

308. Vom tapfern Schmied.

Haupt's Zeitſchrift für deutſche Alterth. II. S. 359.

Eine Nonne, ein Bergmann und ein Schmied wanderten mit einander durch die Welt. Einſt verirrten ſie ſich in einem Walde und waren daher ſehr froh, als ſie in der Ferne ein Gemäuer erblickten, in dem ſie Obdach zu finden hofften. Sie gingen alſo darauf zu und ſahen, daß es ein wüſtes Schloß war, in welchem man zur Noth noch wohnen konnte. Sie beſchloſſen alſo ſich hier einzurichten und wurden bald einig, daß eins von ihnen daheim die Wirthſchaft beſtellen ſollte, während die beiden anderen aus wären.

Das Loos, zu Hauſe zu bleiben, traf zuerſt die Nonne; als nun der Bergmann und der Schmied in den Wald gegangen waren, beſorgte die Nonne die Küche, und als ihre Gefährten zur Mittagszeit nicht heim kamen, verzehrte ſie ihren Theil von der Mahlzeit. Da trat urplötzlich ein graues Männchen zur Thür herein, ſchüttelte ſich und ſprach: „O, wie friert mich!" Die Nonne antwortete: „Setze dich zum Ofen und wärme dich." Das Männchen befolgte ihren Rath, aber bald rief es wieder: „O, wie hungert mich!" Die Nonne ſagte: „Auf dem Ofen ſteht Eſſen, ſo iß!" Da machte ſich das Männchen über die Speiſe und aß in Geſchwindigkeit Alles auf, was da war. Darüber wurde die Nonne zornig und ſchalt, daß für ihre Gefährten gar nichts übrig gelaſſen ſei. Da gerieth auch das Männchen in Wuth, nahm die Nonne, ſchlug ſie und warf ſie von einer Wand zur andern. Darauf ließ es ſie liegen und ging ſeines Weges. Am Abend kamen Bergmann und Schmied nach Hauſe. Als ſie nichts zu eſſen fanden, machten ſie der Nonne große Vorwürfe und wollten ihr nicht glauben, als ſie ihnen erzählte, was ihr widerfahren wäre.

Den folgenden Tag erbot ſich der Bergmann das Haus zu hüten und verſprach ſchon dafür zu ſorgen, daß Niemand hungrig zu Bette gehen dürfte. So gingen die beiden anderen in den Wald und der Bergmann beſorgte das Eſſen, verzehrte ſeinen Theil und ſetzte das Uebrige auf den Ofen. Da trat das Männchen herein, aber wie erſchrak der Bergmann, als er ſah, daß es zwei Köpfe hatte. Es ſchüttelte ſich und ſprach: „O, wie friert mich!" Furchtſam verwies es der Bergmann zum Ofen. Bald darauf klagte es: „O, wie hungert mich!" „Auf dem Ofen ſteht Eſſen, ſo iß!" antwortete der Bergmann. Da fiel das Männchen mit ſeinen beiden Köpfen über das Eſſen her

und bald war Alles aufgezehrt; als der Bergmann es deswegen ausschalt, erging es ihm wie der Nonne. Das Männchen schlug ihn, warf ihn von einer Wand zur anderen, ließ ihn dann liegen und ging davon. Als nun am Abend der Schmied mit der Nonne heim kam und nichts für seinen Hunger fand, gerieth er mit dem Bergmann in Streit und vermaß sich so hoch und theuer, morgen sei an ihm die Reihe, das Haus zu hüten; da solle es Keinem an Essen fehlen.

Als am andern Tage das Essen fertig war, kam das Männchen wieder, und diesmal hatte es drei Köpfe. Es klagte über Frost und der Schmied hieß es sich an den Ofen zu setzen. Als es darauf über Hunger klagte, theilte der Schmied von dem Essen etwas ab und setzte es ihm hin. Damit war das Männchen geschwind fertig. Es sah sich mit seinen sechs Augen begierig um und verlangte mehr. Und als der Schmied sich weigerte, ihm mehr zu reichen, wollte es ihm mitspielen wie der Nonne und dem Bergmanne. Der Schmied aber nahm seinen großen Schmiedehammer, ging auf das Männchen los und schlug ihm zwei von seinen Köpfen ab, so daß es eilig die Flucht ergriff. Der Schmied lief ihm durch viele Gänge nach, bis es bei einer eisernen Thür plötzlich vor ihm verschwand. Nun mußte der Schmied es aufgeben, das Männchen noch weiter zu verfolgen, nahm sich aber vor, nicht eher zu ruhen, als bis er mit seinen beiden Gefährten Alles glücklich bestanden hätte. Indessen waren der Bergmann und die Nonne nach Hause gekommen. Der Schmied brachte ihnen, wie er versprochen hatte, ihr Essen und erzählte ihnen sein Abenteuer; zeigte ihnen auch die beiden abgehauenen Köpfe; und darauf beschlossen alle drei, sich von dem grauen Männchen, wenn es möglich wäre, ganz zu befreien. Gleich am folgenden Tage gingen sie an's Werk. Sie mußten lange suchen, ehe sie die eiserne Thür fanden, bei der das Männchen gestern verschwunden war. Und es kostete große Mühe, ehe sie sie aufsprengten; da that sich ein weites Gewölbe vor ihnen auf. Darin saß ein schönes Mädchen an einem Tische und arbeitete. Sie sprang auf und fiel ihnen zu Füßen, indem sie ihnen für ihre Befreiung dankte und erzählte, sie sei eine Königstochter und von einem mächtigen Zauberer hierher gebannt worden. Gestern Mittag habe sie plötzlich empfunden, daß der Zauber gelöst sei. Seitdem habe sie jede Stunde auf ihre Befreiung gehofft. Aber außer ihr sei noch eine Königstochter in dieses Schloß gebannt. Darauf gingen sie und suchten auch diese auf und befreiten sie. Freudig dankte sie ihnen und sagte, daß auch sie gestern zu Mittag es gefühlt habe, wie ihre Verzauberung gelöst sei. Nun erzählten die beiden Königstöchter ihren Befreiern, in verborgenen Kellern des Schlosses sei ein großer Schatz, den ein Hund bewache. Sie gingen hin und fanden das Thier, und der Schmied erschlug es mit seinem schweren Hammer, wie sehr es sich auch zur Wehr setzen mochte. Der Schatz aber war Gold

und Silber, ganze Pfannen voll, und dabei saß ein schöner Jüngling, der ging ihnen entgegen und dankte ihnen, daß sie ihn erlöst hätten; er sei der Sohn eines Königs, aber von einem Zauberer in dieses Schloß gebannt und in das dreiköpfige Männchen verwandelt worden. Als er zwei von seinen Köpfen verloren, da sei die Verzauberung der beiden Königstöchter gehoben worden und als der Schmied den gräßlichen Hund erschlagen, da sei auch er erlöst gewesen. Dafür sollten sie nun den ganzen Schatz zum Lohne haben. Darauf ward der Schatz getheilt und ehe sie damit fertig waren, hatten sie lange zu thun. Die beiden Königstöchter aber heiratheten aus Dankbarkeit für ihre Erlösung die eine den Schmied, die andere den Bergmann, und der schöne Königssohn heirathete die Nonne. So lebten sie in Frieden zusammen bis an ihren Tod.

B. Wendische Märchen.

Aus Haupt und Schmaler's wend. Liedern II. Anhang.

309. Jemandes Schaden, Jemandes Spott.

Drei gute Kameraden, Köhlchen, Bläschen und Strohhälmchen, gingen zusammen in die Fremde. Unterwegs auf ihrer Reise kamen sie an einen Pferdetritt voll Wasser und wußten lange nicht, wie sie über das Meer kommen sollten. Zuletzt faßten sie aber doch den Beschluß, daß sich Strohhälmchen querüber legen solle und die andern wollten auf ihm das Meer überschreiten. Das Köhlchen ging voran. Als es aber bis zu Strohhälmchens Hälfte gekommen war, wollte es sich ein Weilchen umsehen, durchbrannte aber hierbei Strohhälmchen und beide ertranken. Bläschen, dem schon sonst alles lächerlich war, fing an hierüber so sehr zu lachen, daß es zerplatzte.

Und Steinchen, welches zusah, sagte: Ja doch, ja: Jemandes Schaden, Jemandes Spott! — Aber bisweilen geräth es den Spöttern doch auch übel.

310. Des Wolfes glücklicher Tag.

Es war aber eines Morgens, daß sich der Wolf auf seinem Lager dehnte und streckte und die Sonne warf ihren Schein auf ihn. Der Fuchs ging aber gerade vorbei. Und er sagte: Du wirst am heutigen Tag lauter Glück haben. Und der Wolf sagte: Wie so? Und der Fuchs sagte: Weil die Sonne ihren Schein auf dich geworfen, da du dich dehntest. Und der Wolf sagte: Ich wollte heute sonst nicht ausgehen, aber wenn dem so ist, so werde ich doch geh'n.

Und er fing an quer durch den Wald zu laufen, und traf dort zwei Diebe, die trugen jeder eine Bürde Speck. Als sie den Wolf erblickten, warfen sie den Speck hin und entflohen. Der Wolf beroch die Speckseiten und sagte:

Der Fuchs hatte doch Recht, daß ich heute lauter Glück haben werde. Siehe, welch' schöner Speck! Aber wer wird denn schon jetzt des Morgens Speck essen? Da hat man ja dann den ganzen Tag großen Durst.

Und er lief weiter und kam auf eine Weide. Dort erblickte er eine Stute mit einem Füllen. Und er gedachte bei sich: Das war besser. Und er sagte zu der Stute: Meine Stute, ich habe am heutigen Tage lauter Glück und daher werde ich jetzt dein Füllen verspeisen. Und sie sprach zu dem Wolfe: Mein Wolf, das ist mir sehr lieb, und ich schätze das sehr hoch, daß ein so hoher Herr mein Füllen verspeisen will. Aber würdest du wohl nicht so gut sein und mir vorher einen Gefallen erzeigen? Ich habe gehört, daß du ein ausgezeichneter Arzt seist; ich habe mir aber in den rechten Hintersuß einen schanderhaften Splitter eingestochen und bin dahin und dorthin gegangen, aber es kann mir Niemand helfen. Würdest du nicht so gütig sein und als ausgezeichneter Arzt mich von meinen Schmerzen befreien? — Der Wolf gedachte bei sich: Ausgezeichneter Arzt! hm, das habe ich auch noch nicht von mir gewußt. Aber die Stute würde doch nicht so reden, wenn nichts daran wäre. Und er sagte: Zeige doch! und trat näher. Und die Stute erhob ihr Bein und als er es so recht genau besehen wollte, schlug sie ihn doch dergestalt vor den Kopf, daß er in Ohnmacht fiel. Und sie entfloh mit ihrem Füllen.

Als sich der Wolf wieder etwas erholt hatte, ärgerte es ihn ungeheuer, daß ihn die Stute so betrogen hatte. Aber er sprach zu sich: Wer hat dir geheißen, dich für einen ausgezeichneten Arzt auszugeben, so du doch keiner bist? Und er betastete seinen Kopf und sagte: Aber es ist, Gott sei Dank! nichts entzwei und der Fuchs hat gesagt, daß ich am heutigen Tage lauter Glück haben werde, darum wird es schon besser kommen. Und es däuchte ihn, daß er ziemlich hungrig sei. Und er trabte weiter und kam an eine Mühle. Dort erblickte er eine Sau mit ihren Ferkeln. Und er gedachte bei sich: das ist trefflich! Und er sprach zu der Sau: Meine Sau! Ich habe am heutigen Tage lauter Glück, und daher werde ich jetzt dein schönstes Ferkel verspeisen. Und sie sprach zu dem Wolfe: Mein Wolf! das ist mir sehr lieb und ich schätze das sehr hoch, daß ein so großer Herr mein schönstes Ferkel verspeisen will. Aber würdest du wohl nicht so gut sein und ein kleines Weilchen warten? Siehst du, das Ferkel ist sehr schmutzig und kothig; so schickt es sich doch für vornehme Leute nicht. Ich will es dir recht rein abwaschen, wie es sich für einen solchen vornehmen Herrn gehört. Der Wolf gedachte bei sich: Vornehmer Herr! hm! das habe ich auch noch nicht von mir gewußt. Aber die Sau würde doch nicht so reden, wenn nichts daran wäre. Und er sagte: Wasche es ab, und setzte sich an's Ufer. Und die Sau stürzte sich mit ihren Ferkeln in den Fluß und schwamm immer näher zur Mühle, und ehe sich's der Wolf versah, war sie mit ihnen durch die Freirinne

verſchwunden. Als nun der Wolf dahinter gekommen war, daß ſie ihm mit den Ferkeln entflohen war, ärgerte es ihn ungeheuer, daß ihn die Sau ſo betrogen hatte. Aber er ſprach zu ſich: Wer hat es dir geheißen, dich für einen vornehmen Herrn auszugeben, da du doch keiner biſt. Jetzt hat dich die Sau, ein ſo dummes Thier, betrogen. Und es däuchte ihn, daß er bereits ſehr hungrig ſei. Und er ſagte: Ein Weilchen werde ich es doch noch aushalten. Der Fuchs hat ja geſagt, daß ich heute lauter Glück haben werde; es wird ſchon noch beſſer kommen.

Und er ſchritt weiter und kam auf ein Feld. Dort erblickte er zwei Ziegenböcke, die einander nur ſo ſtießen. Und er gedachte bei ſich: Bockfleiſch? darauf habe ich keinen rechten Appetit; aber der Hunger iſt ein böſer Feind. Und er ſprach zu den Ziegenböcken: Meine Ziegenböcke! Ich habe am heutigen Tage lauter Glück und daher werde ich jetzt einen von euch verſpeiſen. Und ſie ſprachen zu dem Wolfe: Mein Wolf, das iſt uns ſehr lieb und wir ſchätzen das ſehr hoch, daß ein ſo großer Herr einen von uns verzehren will. Aber würdeſt du nicht ſo gut ſein und uns zuvor einen Gefallen thun? Wir haben gehört, daß du ein ſo angeſehener Rechtsgelehrter biſt. Nun haben wir gerade einen gewaltigen Prozeß um dieſes Feld, und ſind dahin und dorthin gegangen, um uns Raths zu erholen, aber bis jetzt konnte uns Niemand auf den rechten Weg bringen. Würdeſt du nicht ſo gut ſein und als angeſehener Rechtsgelehrter entſcheiden, welchem das Feld gehören ſoll? Setz' du dich hier auf die Mitte des Feldes, wir beide wollen aber jeder an ein Ende gehen, und wer am eheſten bei dir iſt, der hat gewonnen. So erfahren wir doch noch vor unſerm Tode, wem das Feld eigentlich gehört. Der Wolf hätte am liebſten auf der Stelle einen verſchlungen, aber er gedachte bei ſich: Angeſehener Rechtsgelehrter! das habe ich auch noch nicht von mir gewußt. Aber die Ziegenböcke würden doch nicht ſo ſprechen, wenn nichts daran wäre. Und er ſagte: So laufet! und ſetzte ſich in die Mitte des Feldes. Und die Ziegenböcke nahmen am Ende des Feldes einen Anlauf und trafen bei dem Wolfe mit ſolcher Gewalt zuſammen, daß ſie ihm den Athem ausſchlugen und ſie entflohen.

Als der Wolf nach einer langen Weile wieder zu Kräften gekommen war, ärgerte es ihn ungeheuer, daß ihn die Ziegenböcke ſo betrogen hatten. Aber er ſprach zu ſich ſelbſt: Wer hat dir's geheißen, dich für einen angeſehenen Rechtsgelehrten auszugeben, da du doch keiner biſt? Und es däuchte ihn, daß er ungeheuer hungrig wäre, und er ſprach: Weiter werde ich doch noch gehen; hat ja doch der Fuchs geſagt, daß ich am heutigen Tage lauter Glück haben werde, es wird wohl doch noch was Gutes kommen. Und er ſchlich weiter und kam auf eine große Flur. Dort erblickte er eine ganze Heerde Schafe in ihrer Hürde und keinen Schäfer und keine Hunde dabei. Da gedachte er bei ſich: das iſt gut. Und er ſprach zu den Schafen: Meine

Schafe! ich habe am heutigen Tage lauter Glück, und daher werde ich jetzt eins von euch verſpeiſen. Und ſie ſprachen zu dem Wolfe: Mein Wolf! das iſt uns ſehr lieb und wir ſchätzen dies ſehr hoch, daß ein ſo großer Herr von uns eins verſpeiſen will. Aber würdeſt du nicht ſo gut ſein und uns zuvor einen Gefallen erzeigen? Wir haben gehört, daß du ein ſehr gelehrter Vorſänger biſt, und wir haben gerade außerordentliche Sorge, wer den Kantorpoſten verſehen ſoll; denn uns iſt der ſchönſte Stähr geſtorben, und wir ſind dahin und dorthin gegangen, aber Niemand kann uns aus der Noth helfen? Dem Wolfe hing der Rachen wohl ſehr nach dem Fraße; aber er gedachte bei ſich: Gelehrter Kantor! das habe ich auch noch nicht von mir gewußt. Aber die Schafe würden doch nicht ſo reden, wenn nichts daran wäre. Und er ſagte: So gebet Acht! und ſtieg auf die Hütte des Schäfers hinauf und ſchwenkte mit großem Ernſte den einen Fuß hin und her, damit ſie ſähen, wie er den Takt angäbe. Und die Schafe begannen aus vollem Halſe zu blöken, eins immer mehr als das andere und der Wolf heulte, daß das ganze Dorf und alle Hunde zuſammen gelaufen kamen. Als er gerade im ſchönſten Singen war, verſetzte ihm Jemand auf einmal einen ſolchen Schlag, daß er von der Hütte herunterſtürzte. Nun fingen ihn die Hunde an zu zauſen und die Leute begannen mit allerhand nichtswürdigen Knitteln, Stangen und Gabeln zu hauen, zu ſtoßen und zu ſtechen, daß der Wolf mit genauer Noth entfloh und in einem Dickicht auf allen Seiten verwundet und zerprügelt liegen blieb. Und als er dort lag und ſtöhnte, ärgerte es ihn doch ungeheuer, daß die Schafe ihn ſo betrogen hatten. Aber er ſprach zu ſich ſelbſt: Wer hat es dir geheißen, dich für einen gelehrten Kantor auszugeben, da du doch keiner biſt. Jetzt haben dich die Schafe, die allerdümmſten Thiere, betrogen. Und es däuchte ihn, daß er faſt verſchmachten müſſe. Und er ſagte: Ich habe ja doch den Speck, das iſt auch noch ein gutes Abendeſſen. Und er kam, nachdem er manche Pauſe hatte machen müſſen, dahin, wo er die beiden Diebe vertrieben hatte; aber der Fuchs hatte ſchon den ganzen Speck weggeſchleppt.

311. Der Geſchlagene trägt den Ungeſchlagenen.

Es war ein ſchönes Wetter und der Mond ſchien ſo hell und der Fuchs und der Wolf zogen auf Abenteuer aus. Da kamen ſie zu einem kleinen Brünnlein, und der Wolf ſagte: was iſt das? Und der Fuchs ſagte: wo denn? Der Wolf ſagte: hier in dem Brunnen. Der Mond aber ſchien ſo ſchön in das Brünnlein, und es war Vollmond. Und der Fuchs ſagte: das iſt ein Süßkäſe. Der Wolf ſagte: Süßkäſe eſſe ich ungeheuer gern. Der Fuchs ſagte: ich habe keinen Appetit darauf, ich habe mich an Kalinkenbeeren geſättigt. Und der Wolf ſagte: wenn ich doch den Süßkäſe hätte. Da ſagte der Fuchs: ſauf nur das Waſſer aus. Und der Wolf fing an das Waſſer

zu saufen, während der Fuchs ihm hurtig einen Propf beibrachte. Und er soff das ganze Wasser bis auf den Boden aus, aber da war kein Süßkäse. Und sie sprachen zu einander: es mag ihn wohl Jemand genommen haben; dann gingen sie in die Spinnstube. Dorthin kamen auch andere Burschen und sie beschlossen, einen Spinnabend zu feiern; und der Fuchs entdeckte, daß es in der Stubenkammer gute Würste gäbe. Und er gedachte bei sich: ich esse Würste ungeheuer gern, ach wenn ich die Würste hätte! Aber vor der Stubenkammer lag ein gewaltiger Kettenhund, sein alter Feind, und rührte sich nicht von der Thüre. Da stieß der Fuchs dem Wolf den Propf ab und der überschwemmte die ganze Stube, und das Wasser stieg immer höher, so hoch, daß man auf die Bänke fliehen mußte; und der Fuchs stürzte unter die Würste. In der Stube aber fingen sie an sich zu zanken und über den Wolf zu schimpfen, bis sie in eine Schlägerei mit ihm geriethen. Und sie zerdraschen ihn schrecklich und warfen ihn zuletzt hinaus, daß er auf dem Kehricht liegen blieb. Der Fuchs aber hatte unterdessen die ganzen Würste aufgefressen und sich so vollgestopft, daß er kaum kriechen konnte. Und bei den Würsten standen Preißelbeeren, mit diesen beschmierte er sich; da sah er aus, als sei er blutig. Und der Wolf stöhnte auch sehr und klagte dem Fuchse, wie man mit ihm verfahren wäre, und er stand auf und fing an umherzuwandeln. Und der Fuchs sagte: au, iau, iau, mir ist es noch viel schlimmer gegangen, ich weiß nicht, wie ich nach Hause kommen werde, siehst du nicht, wie ich blute? Und er stund auf und fiel immer wieder hin und sagte: mein lieber Wolf, ich bitte dich, daß du mich nach Hause tragst. Und der Wolf nahm ihn auf den Rücken. Als sie nun ein Stückchen weiter gekommen waren, sagte der Fuchs leise: der Geschlagene trägt den Ungeschlagenen. Und der Wolf sprach: was flüsterst du? Der Fuchs sagte: ach, ich weiß nicht, was ich vor Schmerzen und Elend rede. Da trug er ihn weiter. Und als sie wieder ein Stückchen weiter kamen, sagte der Fuchs leise: der Geschlagene trägt den Ungeschlagenen. Und der Wolf sprach: was flüsterst du? Der Fuchs sagte: ach, ich weiß nicht, was ich vor Schmerzen und Elend rede. Und da trug er ihn wieder weiter. Und als sie noch ein Stückchen weiter kamen, sagte der Fuchs wieder ganz leise: der Geschlagene trägt den Ungeschlagenen. Der Wolf aber verstand diesmal seine Worte und ergrimmte sehr, und da er ihn gerade über einen Steg trug, warf er ihn in den Graben hinunter in's Wasser und ging seines Weges. Das ärgerte aber den Fuchs über die Maßen sehr.

312. Des Wolfes unglücklicher Fischfang.

Und hierauf gingen der Wolf und der Fuchs Abends wieder umher, und es war ziemlich kalt. Und der Fuchs sagte: ich habe einen guten Pelz, aber mich friert doch fast. Und der Wolf sagte: ich habe mein Lebtage ge-

hört, daß es bei jungen Mädchen warm ist, drum wollen wir in die Spinnstube gehen. Und der Fuchs sagte: meinetwegen. Und sie kamen hin, und der Wolf fing an, sich um die Mädchen zu bethun, der Fuchs machte sich's aber am Ofen bequem. Und er hatte gerade rechten Appetit auf etwas Leckerhaftes. Und er fing an, hie und da umherzukriechen, aber er konnte nichts ausschnüffeln. Und er ging heraus, um eine Kahnfahrt zu machen. Dort fuhr gerade einer mit Heringen vorbei. Da sprang der Fuchs auf den Wagen und öffnete eine Tonne und warf ziemlich viel Häringe aus derselben heraus. Dann sprang er wieder herunter und aß alle Häringe auf bis auf einen. Und als er nun auch diesen anbeißen wollte, kam der Wolf und sagte: Was issest du? Und der Fuchs sagte: Fische. Willst du kosten? und er gab ihm einen halben Häring, und der schmeckte dem Wolfe sehr. Und er sprach: wo hast du solche Fische gefangen? Und der Fuchs antwortete: hier in dem Teiche. Und der Wolf sagte: solche möchte ich auch fangen. Und der Fuchs sagte: da hänge den Schwanz in's Wasser. Es war aber grade eine Kälte eingetreten, daß es nur so glühte. Und nach einer Weile wollte der Wolf seinen Schwanz herausziehen. Aber der Fuchs sagte: Untersuche die Schwere! Und der Wolf sagte: ich merke nichts. Und der Fuchs sagte: da ist's zu zeitig. Und nach einer ziemlichen Weile wollte er seinen Schwanz wieder herausziehen, aber der Fuchs sagte: untersuche die Schwere! Und der Wolf sagte: mir scheint es, als wenn etwas saßte. Und der Fuchs sagte: das ist immer noch zu zeitig, das sind kleine Fischchen. Und der Schwanz war ziemlich eingefroren. Und nach einer langen Weile wollte der Wolf wiederum seinen Schwanz herausziehen, aber der Fuchs sagte: untersuche die Schwere! Und er sagte: mir scheint es, daß ich einen recht großen Fisch gefangen habe. Und der Schwanz war fest eingefroren. Da sagte der Fuchs: zieh! Aber er konnte ziehen, so sehr als er nur wollte, er zog ihn doch nicht heraus. Und der Fuchs sprach: stemm dich, ja stemme dich, ich habe mich auch stemmen müssen, wenn ich nicht im Graben liegen bleiben wollte. Und er ging seines Weges. Und der Wolf zog und zog, und riß und riß, bis er sich immer mehr den Schwanz abriß. Das ärgerte ihn aber doch verflucht und er war von derselbigen Zeit an der beständige Feind des Fuchses.

313. Der Krieg des Wolfes und des Fuchses.

Und in Brischko hatten Pardonja's eine alte Katze und Nasdalak's einen alten Hund. Und Pardonja sagte zu seiner Frau: Was sollen wir nur mit der Katze länger? Sie fängt ganz und gar keine Mäuse mehr. Weißt du was, ich werde sie ersäufen. Sie sprach aber: Thue das nicht, sie fängt doch wohl noch Mäuse. Aber er sprach: Schwatze nur! auf der können die Mäuse tanzen und sie wird keine zu fassen bekommen. Sobald als ich sie erblicke, muß sie in's Wasser. Das that aber der Frau Pardonja sehr leid.

Katze lag aber hinter dem Ofen und bemerkte Alles. Und sie wurde sehr traurig. Und Pardonja ging auf's Feld. Da stand sie auf und miaute so rührend. Und die Frau Pardonja öffnete ihr schnell die Thüre und sprach: Entfliehe, du armes Thier, bevor Unser wieder nach Hause kommt. Und die Katze lief gesenkten Kopfes in die Kieferchen. Und als Pardonja heimkam, sagte die Frau Pardonja: Sie ist entflohen. Und Pardonja sagte: Das ist ihr Glück. Und die Frau Pardonja sagte: Ach, du armes Thier.

Und Nasdalak sagte zu seiner Frau: Was sollen wir nur mit dem Hunde länger? Er ist ganz taub und blind, und bellt, wenn es unnöthig ist, und ist ruhig, wenn er Lärm machen sollte. Weißt du was, ich werde ihn hängen. Die Frau Nasdalak sprach aber: Thue doch das nicht, er ist doch wohl nicht so untauglich. Aber er sprach: Schwatze nur, da kann der ganze Hof voll Diebe sein und er wird doch keinen verrathen. Wenn ich ihn heute erblicke, so ist's aus mit ihm. Das that aber der Frau Nasdalak sehr leid. Der Hund lag aber im Winkel und bemerkte Alles. Und er wurde sehr traurig. Und Nasdalak ging auf's Feld. Da stand er auf und heulte so rührend. Und die Frau Nasdalak öffnete schnell die Thüre und sprach: Entflieh', du armes Thier, bevor Unser wieder nach Hause kommt. Und der Hund lief mit hängendem Schwanze in die Kiefern. Und als Nasdalak heimkam, sagte die Frau Nasdalak: Er ist entfloh'n. Und Nasdalak sagte: Das ist sein Glück. Und die Frau Nasdalak sagte: Ach, du armes Thier.

Es geschah aber, daß sich die Katze und der Hund in den Kiefern trafen. Und sie waren sonst in Brischko keine großen Freunde, aber in den Kiefern war das anders. Und unter einen Wachholderstrauch setzten sie sich und dort klagten sie sich ihre Noth.

Und dort kam der Fuchs zu ihnen. Und er sprach: Was sitzet ihr hier und klagt euch solche Reime vor. Und die Katze sagte: Ich habe manche liebe Maus gefangen, und jetzt, da die alten Tage gekommen sind, will man mich ersäufen. Und der Hund sagte: Ich habe manche liebe Nacht gewacht, und jetzt, da die alten Tage gekommen sind, will man mich hängen. Und der Fuchs sagte: Euch geht's gerade wie herrschaftlichen Dienern. Aber ich will euch wieder zu eurem Dienste verhelfen, ihr müßt mir jedoch auch bei einer Sache behülflich sein. Und sie sagten: ja. Und der Fuchs sprach: Der Wolf hat mir den Krieg erklärt und tritt mit dem Bär und dem wilden Schwein gegen mich auf. Und wir wollen morgen eine große Schlacht liefern. Und sie sprachen: Wir werden mit dir zusammen in den Krieg ziehen, denn es ist doch rühmlicher, vor dem Feinde sein Leben zu lassen, als in den Kiefern umzukommen. Und sie gaben sich die Pfoten darauf. Der Fuchs ließ aber dem Wolfe sagen, er möchte an den bestimmten Ort zum Kampfe kommen. Und sie zogen hin. Und der Wolf, der Bär und das wilde Schwein

waren zuerſt da. Und ſie warteten eine ziemliche Weile, und der Fuchs, die Katze und der Hund kamen noch nicht. Und der Bär ſagte: Ich will einmal hier auf die Eiche ſteigen, vielleicht erblicke ich ſie irgendwo. Und er ſchaute das erſte Mal umher und ſagte: ich ſehe nirgends was. Und er ſchaute das zweite Mal umher und ſagte: ich ſehe noch nirgends was. Und er ſchaute das dritte Mal umher und ſagte: Siehe, dort in der Ferne kommen die Lausknicker angezogen. Ei, was der eine für eine Lanze hat. Das aber war die Katze, welche mit ihrem Schwanze ſo in der Luft herumwedelte. Und ſie hatten ihren Spott. Und es war erſchrecklich warm. Und der Bär ſagte: das kann noch einen halben Tag dauern, ehe die kommen, ich werde mich hier auf einen Aſt ſtrecken. Und der Wolf legte ſich unter die Eiche in den Schatten, das wilde Schwein grub ſich aber in einen Haufen Streu ein, daß nur eine Ohrſpitze zu ſehen war. Hierauf kamen aber der Fuchs, die Katze und der Hund. Und die Katze erblickte das Ohr, welchem gerade eine Stechfliege einen Stich gab, und das Schwein machte mit dem Ohr eine Bewegung. Da ſtürzte ſich die Katze auf daſſelbe. Und das wilde Schwein erſchrak ſehr, grunzte einmal und entfloh. Die Katze aber erſchrak noch mehr, ſpuckte einmal und flog auf die Fichte und gerade dem Bär ins Geſicht. Und der Bär erſchrak am meiſten, knurrte einmal und ſtürzte ſich von der Eiche herab und fiel gerade auf den Wolf. Und er ſchlug ihn mauſetodt und entfloh.

Da zogen ſie wieder aus dem Kriege heim,
Und ſangen gar fröhliche Liedelein.

Und auf dem Heimwege fing der Fuchs ein halbes Schock Mäuſe. Und ſie kamen vor Briſchko und es war ſchon dicke Finſterniß. Und der Fuchs legte die Mäuſe auf Pardonja's Backofen und ſagte zu der Katze: jetzt bringe du eine Maus nach der andern. Und die Katze ſagte: ja! und brachte eine Maus nach der andern. Und die Frau Pardonja ſagte zu ihrem Manne: Sieh nur, unſere Katze iſt wieder da und bringt eine Maus nach der andern. Und Pardonja ſagte: Das hätte ich doch nimmermehr gedacht, daß die alte Katze noch ſo Mäuſe fangen ſollte. Und die Frau Pardonja ſagte: Siehſt du! habe ich nicht immer geſagt, daß unſere Katze eine treffliche Katze iſt? Aber ihr Männer wollt nur immer Recht haben.

Und der Fuchs und der Hund kamen zu Nasdalak's. Und Nasdalak's hatten an demſelben Tage ihr Schwein geſchlachtet. Und der Fuchs ſagte: Geh du wieder in deinen Hof und wenn es etwas ſpät wird, ſo fange an aus aller Macht zu bellen. Und der Hund ſagte: ja! und fing an aus aller Macht zu bellen. Und die Frau Nasdalak hörte ihn zuerſt und ſprach zu ihrem Manne: Siehe, unſer Hund iſt wieder da und bellt aus aller Macht. Steh doch auf und ſieh in die Kammer, es ſind uns vielleicht Diebe über die Würſte gekommen. Aber Nasdalak antwortete: Der taube Racker bellt wohl eben, und er ſtand nicht auf. Und des andern Tages früh ging die Frau

Nasdalak nach Wittichenau in die Kirche. Und sie wollte Witscheses Muhme einige Würste mitnehmen. Und als sie in die Kammer trat, sah sie, daß die ganzen Würste weg waren, die Blutwürste und die Grützwürste, und es war ein großes Loch unter der Schwelle. Und sie rief: Bei meiner Seele! hier sind Diebe gewesen. Mann, komm doch nur her! Ach, wenn du doch gestern aufgestanden wärest! Jetzt sind die ganzen Würste weg, die Blutwürste und die Grützwürste. Und Nasdalak kratzte sich am Kopf und sagte: Das hätte ich doch nimmermehr gedacht, daß der alte Hund noch so wachsam sein sollte. Und die Frau Nasdalak sagte: Siehst du! hab' ich's nicht immer gesagt, daß unser Hund ein trefflicher Hund ist? Aber ihr Männer wollt nur immer Recht haben. — Und der Fuchs hatte die ganzen Würste weggeschleppt.

314. Die verschlafene Frau und ihr starker Sohn.

Es war einmal ein Mann und eine Frau, und die Frau war sehr verschlafen. Sie trieb die Kühe auf die Weide und schlief dort ein. Als sie aufwachte, waren alle Kühe weg und sie fand sie nicht wieder. Sie kam nach Hause und ihr Mann war sehr erzürnt, er gab ihr aber wieder andere Kühe. Sie trieb die Kühe wieder auf die Weide und schlief dort ein. Als sie aufwachte, waren alle Kühe weg und sie fand sie nicht wieder. Sie kam nach Hause und ihr Mann war wieder sehr erzürnt; er gab ihr aber doch wieder andere Kühe. Und er sagte zu ihr: wenn du wieder schläfst, so wird es dir nicht gut gehen. Sie trieb die Kühe wieder auf die Weide und schlief dort ein. Als sie aufwachte, waren alle Kühe weg und sie fand sie nicht wieder. Sie weinte sehr und fürchtete sich nach Hause zu gehen. Da lief sie in die Haide und dort begegnete ihr ein Bär. Vor dem erschrak sie sehr und wollte entfliehn, aber der Bär wurde zu einem Manne. Und er sprach zu ihr, sie solle mit ihm gehen und ihm kochen. Und sie kamen in eine Felshöhle, und sie blieb dort und kochte ihm und gebar einen Sohn. Wenn aber der Bär ausging, so wälzte er jedesmal einen großen Stein vor das Loch. Und die Frau wollte gern heraus. Und sie erzählte dem Knaben, daß er daheim noch einen viel schönern Vater habe als der seine, und der Knabe wollte auch gern heraus. Da fing er an, den Stein aufzuheben, als er ein Jahr alt war, und hob ihn ein jedes Jahr ein Stückchen mehr. Und als er sieben Jahr alt war, wälzte er ihn gänzlich ab. Und sie nahmen viel Geld und seine Mutter sagte, sie wollten jetzt zum Vater gehn, und der Knabe ging mit. Als sie nach Hause kamen, freute sich der Vater sehr, daß er einen so starken Sohn habe und so viel Geld. Am andern Tage, Morgens früh, sagte der Vater, sie wollten in die Haide nach Holz fahren, und er hatte die Säge und Axt und die Rodehacke und Alles mit. Der Knabe fragte ihn: Wozu ist das? Und der Vater sagte: Damit wir Bäume fällen. Da fing der Knabe an, die Bäume mit den Wurzeln auszureißen und warf ihrer

einen großen Haufen zuſammen. Dann fuhren ſie nach Hauſe, aber die Pferde konnten es nicht erziehen und blieben ſtehen. Da ging der Vater nach Hauſe und brachte zwei andere. Aber die konnten das Holz auch nicht erziehen. und der Knabe wollte ſie mit der Peitſche ein wenig antreiben. aber da erſchlug er ſie. Da faßte er den Wagen mit dem Holze an der Deichſel und kam im Laufe zu Hauſe angefahren, ſo daß er noch den Holzſchuppen ein ganzes Stück mitnahm. Der Vater ſagte zur Mutter: Du, den Jungen kann ich nicht zu Hauſe behalten, ſonſt muß Alles zu Grunde gehen. Und die Mutter redete dem Sohne zu, er möchte auf die Wanderſchaft gehen. Und er ſagte: Ja! aber der Vater muß mir einen drei Mühlſteine ſchweren Stock machen laſſen. Und ſie machten ihm den Stock. Und er ging fort. Als er ein Stück weiter gekommen war, erblicke er einen, welcher ſtarke Bäume auf den Knieen zerbrach. Und er ſprach: das gefällt mir. Und er fragte ihn, ob er nicht wolle mit auf die Wanderſchaft gehen? und er ſprach: Ja! Als ſie ein Stück weiter kamen, erblickten ſie einen, der die Bäume mit den Wipfeln zuſammen band und dann viele Bäume auf einmal umriß. Und ſie ſprachen: der gefällt uns. Und ſie fragten ihn, ob er nicht wolle mit auf die Wanderſchaft gehn? und er ſagte: Ja! Als ſie ein Stück weiter kamen, trafen ſie auf einen Berg und in den Berg ging eine eiſerne Thüre. Und ſie ſtocherten ſo lange an der Thüre herum, bis ſich dieſe öffnete. Und ſie gingen in den Berg hinein, und dort war ein großes Schloß und ein ſehr ſchön gedeckter Tiſch, aber nichts zu eſſen. Und ihnen gefiel es ſonſt dort. Aber ſie ſprachen: Was nützt uns ein großes Schloß, wenn der Hunger darin herrſcht, und beſchloſſen, es ſolle jeden Tag einer zu Hauſe bleiben und das Eſſen kochen, die andern beiden ſollten aber auf die Arbeit gehen und etwas verdienen. Den erſten Tag blieb der zu Hauſe, der die Baumwipfel zuſammen gebunden hatte. Und zu ihm kam ein kleines Männchen, das war ſo wunderbar gekleidet und ſagte, was er hier wolle und ſchlug ihn, daß es gar ſchlimm war und ſagte: Er ſolle ſich nicht wieder ſehen laſſen, ſonſt würde es ihm noch ſchlimmer ergehen. Den andern Tag blieb der zu Hauſe, der die ſtarken Bäume auf den Knieen zerbrochen hatte. Und als die beiden andern auf die Arbeit gingen, ſagte der Geſchlagene: Mir iſt's geſtern ſchlimm gegangen, aber dem wird's erſt ergehen! Und zu ihm kam das kleine Männchen und ſprach: Hat dich der Geier noch da? und prügelte ihn, daß er kaum kriechen konnte und ſagte zu ihm, er ſolle ſich vor ihm nicht mehr ſehen laſſen, ſonſt ſolle es ihm noch ſchlimmer ergehen. Und den dritten Tag blieb der mit dem drei Mühlſteine ſchweren Stocke zu Hauſe. Und als die beiden andern auf die Arbeit gingen, ſagten der Geſchlagene und Geprügelte: Uns beiden iſt es ſchlimm gegangen, aber dem wird es erſt ſchlimm ergehen. Und zu ihm kam auch das alte Männchen und ſagte: Hat dich denn der Teufel noch immer da? und wollte ihn ſchlagen. Aber er nahm ſeinen drei

Mühlſteine ſchweren Stock und das alte Männchen erſchrak und gab ihm ein blankes Schwert und ſagte, daß unter dem Schloſſe noch drei Schlöſſer wären, wo ein Drache drei Fräulein gefangen hielte. Und der Drache habe ſieben Köpfe; er ſolle aber darnach trachten, daß er ihm den mittelſten zuerſt abhiebe, dann habe der Drache keine Macht mehr. In den Berg gingen zwei Wege, einer vom Gipfel herab, der andere aber an der Seite des Berges. Und als die andern beiden wieder nach Hauſe kamen, band er einen Schöpfeimer an eine lange Kette und ſie ließen ihn hinunter. Und er kam in das erſte Schloß und dort war ein ſchönes Fräulein, aber ſehr verweint. Und ſie winkte ihm, er ſolle umkehren, ſonſt würde ihn der Drache umbringen. Aber er fürchtete ſich nicht, ſondern ſetzte ſie in den Eimer und die andern beiden zogen dieſen herauf. Dann ließen ſie ihn wieder hinunter. Er aber kam in das zweite Schloß. Und dort war ein noch ſchöneres Fräulein, aber auch ſehr verweint. Und ſie winkte ihm, er ſolle umkehren, ſonſt werde ihn der Drache umbringen, aber er fürchtete ſich nicht, ſondern ſetzte ſie in den Eimer und die beiden Andern zogen dieſen herauf. Darauf ließen ſie ihn wieder hinunter. Und ſie ſagten, jetzt haben wir jeder eine, wer weiß, ob dort noch eine iſt. Er könnte ſie uns beide nehmen, wenn er jetzt herauf kommt. Wir wollen daher den Eimer umkehren, wenn wir ihn wieder heraufziehn. Als ſie daher den Eimer ein Stück heraufgezogen hatten, warfen ſie ihn um und gingen davon. Er hatte aber unten lauter Steine hineingethan. Und er kam in das dritte Schloß, und dort war das ſchönſte Fräulein, die ſuchte dem Drachen grade Läuſe, weinte dabei aber jämmerlich. Und ſie winkte ihm, er ſolle umkehren, ſonſt werde ihn der Drache umbringen. Aber er fürchtete ſich nicht, ſondern hieb dem Drachen, der nur ſo Feuer gegen ihn ſprühte, zuerſt den mittelſten Kopf ab, daß er keine Macht mehr hatte, und dann die andern ſechs. Und er nahm das Fräulein bei der Hand und ging mit ihr auf dem Wege, der zur Seite des Berges herausführte, aus dem Berge hinaus. Als ſie ein Stückchen weiter kamen, gelangten ſie an einen ſchönen Baum. Unter dieſen ſetzten ſie ſich und ſchliefen ruhig ein und ſchlafen dort noch heute, wenn ſie nicht aufgewacht ſind.

Anmerk. Verfaſſer hat bereits bei früherer Gelegenheit (N. L. Mag. 1861. S. 367) auf den hohen Werth dieſes mit den Mythen der fernſten Urzeit verwandten Märchens aufmerkſam gemacht. — Es iſt ein uralter Lenzmythus. Die verſchlafene Frau iſt die winterliche Erde; ſie ſchläft ein (im' Herbſt) und läßt ſich die Kühe, d. i. die warmen Monde ſtehlen. Merkurs Raub der Kühe des Phöbus hat ganz dieſelbe Bedeutung. Fliehend vor dem Zorne des Gatten, den wir uns als Sonnengott vorſtellen müſſen, geräth ſie in die Höhle des Bären (-Geſtirns), in die Dienſtbarkeit des Winters. Dort aber gebiert ſie einen Sohn (ihres Sonnengemahls), die Kraft der ſich verjüngenden Erde, Prinz Lenz, den jungen Frühling. Dieſer gewinnt nach und nach Kraft, und nach 7 Jahren, d. h. nach 7 Monden (eine oft wiederkehrende Verwechſelung — 7 Monde aber dauert der nordiſche Winter), wälzt er den Stein der Knechtſchaft ab und befreit ſich und die Mutter. — Die übermüthige Jugendkraft des kecken Jünglings

ergeht ſich naa in mancherlei mit Humor geſchilderten, aa andere Märchen erianernden Kraftproben. Der drei Mühlſteine ſchwere Stock tritt an die Stelle des Thorshammers. — Der Schluß iſt nichts ols ein anderer Lenzmythas. Die Erde iſt aicht mehr die herbſtliche Mutter, ſondern eine heimzuführende ſchöne Braut, tief verſteckt im unterirdiſchen Schloſſe — der winlertichen Burg, darin der Hunger herrſcht. Der Winter ſelbſt iſt das einemal ein Zwerg, ein ſchon ſchwächliches Mänachen; natürlich, denn es iſt die Zeit ſchon da, wo der Frühling naht. Der Sonnenſohn ſchwingt ſeiae Steinwaffe. Dies bedeutet gleich dem Schwiagen von Thors Hammer das erſte Gewitter oder Thanwetter. Da muß der Winter klein zugeben. Bald aber kommt der Held in dea Beſitz eines Schwertes, des Alles bezwiagendea Soanenſtrahls, bringt in die drei anterirdiſchen Schlöſſer, befreit drei Jungfraaea (die Dreiheit ſcheint keine beſoadere Bedeutung zu haben; ſie ſoll wohl aur das Nacheinoader, das Allmähliche und Mühſelige der Befreiung bezeichnen). Der ſiebenköpfige Drache, der die dritte bewacht, iſt der ſiebenmonatliche Winter, aber er haat ihm dea mittelſten Kopf ab and der Drache verliert ſeine Macht, d. h. um Mitte des Winters iſt die eigeatliche Kraft des Winters ſchoa gebrochen. — Die beiden feigen Gefährten zeigea ſich zugleich als treulose Rieſen, gleich dem verrätheriſchea Boumeiſter in der nordiſchen Sage (vergl. I. 94). Aber trotz ihrer Ränke tritt der Sonnenheld doch mit der eroberten bräutlichea Erde an's Tageslicht auf einem unerwartetea Wege, in überraſchender Weiſe; denn ſo iſt des Frühlings Art.

315. Häaschen und Hanachen.

Es war aber einmal ein Vater und eine Mutter, die hatten eine ſehr große Schaar Kinder. Und der Vater giug in die Stadt und kaufte ein Viertel Erbſen und gab jedem Kinde eine Erbſe, aber für Hänſchen und Hannchen fehlte es. Sie weinten ſehr darüber. Der Vater ſagte: Schweigt und weinet mir nicht; ich werde in den Wald Holz hauen gehen und da werdet ihr mitkommen und Beeren ſuchen. Der Vater nahm ein Mandelholz und eine Mandelkeule mit und hing ſie an einen Baum. Zu Hänſchen und Hannchen ſagte er: Geht ihr immer und pflückt Beeren. So lange als ich Holz hauen werde, könnt ihr Beeren pflücken. Der Wind ſchlug aber immer das Mandelholz und die Mandelkeule aneinander und ſie dachten, der Vater haut Holz und pflückten immerfort Beeren. Sie hatten ſich gar unbändig voll gegeſſen und hatten auch die Krüglein voll und gingen den Vater ſuchen. Sie kamen dahin, wo die Mandelkeule und das Mandelholz hingen; aber dort war kein Vater. Nun weinten ſie ſehr und liefen im Walde herum und ſchrieen, aber ſie fanden Niemanden. Auf einmal kamen ſie an ein Pfefferkuchenhäuschen, davon fingen ſie an abzubröckeln: Bröckle, bröckle von dem Häuschen der alten Wera! Da kam die alte Wera herausgelaufen: Wer iſt da? und ſie verſteckten ſich ſchnell, daß ſie ſie nicht fand. Darauf bröckelten ſie wieder von dem Häuschen: Bröckle, bröckle von dem Häuschen der alten Wera. Da kam die alte Wera herausgelaufen: Wer iſt da? und ſie verſteckten ſich ſchnell, daß ſie ſie nicht fand. Darauf bröckelten ſie immer wieder von dem Häuschen ab: Bröckle, bröckle von dem Häuschen der alten Wera. Da ſprang ſie recht ſchnell heraus und erwiſchte

ſie. Sie nahm ſie herein und ſagte: Jetzt werde ich euch mäſten, und ſperrte ſie in ein Ställchen und gab ihnen dort lauter Semmelmilch zu eſſen. Hierauf ging ſie ſehen, ob ſie genug gemäſtet wären: Hänschen, ſteck dein Fingerlein heraus, ob du genug gemäſtet biſt. Er ſteckte aber ſein Pfeifchen heraus, das er von zu Hauſe mitgebracht hatte. Sie machte einen Schnitt in daſſelbe. Ach, du biſt noch nicht fett genug. Hannchen, ſteck du deinen Finger heraus, ob du genug gemäſtet biſt. Die ſteckte aber den Finger mit dem Ringe heraus. Sie machte immer einen Schnitt in den Ring: Ach, du biſt auch noch nicht fett genug. Dann lärmten ſie aber ſo ſehr und Häuschen verlor ſein Pfeifchen und Hannchen ihren Fingerring. Da kam die alte Wera wieder ſehen, ob ſie genug gemäſtet wären. Hänschen, ſteck deinen Finger heraus, ob du genug gemäſtet biſt. Er ſteckte ſeinen Finger heraus, die alte Wera machte einen Schnitt in denſelben und das Blut lief nur ſo. Hannchen, ſteck du deinen Finger heraus, die alte Wera machte einen Schnitt in denſelben und das Blut lief nur ſo. Ja, ja, ihr ſeid genug gemäſtet, jetzt will ich euch braten. Sie machte ihren Backofen ſo recht heiß, nahm Hänschen und Hannchen und ſagte: Jetzt ſetzt euch hier auf die Schoße. Sie ſetzten ſich auf die Schoße bald ſo, bald ſo. Wera lehrte ſie immer, wie ſie ſich ſetzen ſollten; ſie fielen aber jedesmal wieder herunter. Wir wiſſen nicht, wie wir uns ſetzen ſollen, zeige es uns doch. Da ſetzte ſich die alte Wera auf den Schieber und ſchubl ſchoben ſie ſie in den glühenden Backofen hinein. Darauf verbraunte die alte Wera gänzlich und ſie hatten das Pfefferkuchenhäuschen und haben es bis auf den heutigen Tag, wenn ſie es nicht verkauft haben.

316. Je größer der Schelm, je größer das Glück.

Es waren aber einmal drei Brüder. Dieſe gingen zuſammen auf die Jagd und brachten einen Haſen mit nach Hauſe. Daheim hätte gern Jeder den Haſen für ſich ſelber genommen und es entſtand hierbei ein großer Streit, ſo daß ſie zum Herrn klagen liefen. Der aber ſagte: Wer die größte Lüge weiß, der erhält den Haſen. Kommt deshalb morgen wieder. Sie kamen des andern Tages und der Erſte ſagte: Wir haben einen ſolchen Ochſen, daß er, wenn wir ihn auf die Weide laſſen, mit den Hörnern bis an den Himmel reicht. Der Andere ſagte: Wir haben vor unſerm Hofe einen ſolchen Haufen Dünger, daß unſer Hahn, wenn er hinaufſteigt, die Sterne aus dem Himmel pickt. Der Dritte ſagte: Wir haben hinter unſerer Scheune einen ſolchen Teich, daß, wenn wir einem Pferde beim Tränken etwas Lab an den Schwanz binden, wir ſo viel Quark und Käſeſtoff hervorbringen und ſo viel Molken fertig machen, daß das ganze Dorf und euer Hof ſieben Jahre genug daran hat. Nun, ſo ſoll mich doch dieſer und jener — ſagte der Herr, das iſt ja eine Erzlüge; hier haſt du den Haſen.

317. Vom armen Manne, der die vielen Kinder hat.

Es war aber einmal ein Vater und eine Mutter, die hatten eine große Schaar Kinder. Da fuhr der Vater einmal in die Stadt und kaufte ein Viertel Eicheln. Als er nach Hauſe kam, gab er jedem Kinde eine, und da blieb eine übrig, die warf er hinter den Ofen und daraus erwuchs eine Eiche bis in den Himmel. Darauf ſagte der Vater, daß er daran hinaufſteigen wolle. Die Mutter ſagte: Meinetwegen ſteige hinauf. Er kam hinaufgeſtiegen und klopfte an. Gott der Herr ſprach zu St. Petrus: Geh', ſieh', wer dort klopft. Er ging und ſagte: Wer iſt da? Der arme Mann ſagte: Ich, der arme Mann, der die vielen Kinder hat. St. Petrus ſagte: Der arme Mann, der die vielen Kinder hat. Gott der Herr ſprach zu St. Petrus: Im Kämmerlein ſind zwei Laib Brod, gieb ſie ihm. Der arme Mann ſtieg fröhlich herab und rief: Frau, mach auf, ich habe es gut getroffen, ich bringe zwei Laib Brod. Sie verzehrten das Brod und er ſagte: Frau, ich möchte dort wieder hinaufſteigen. Sie ſagte: Meinetwegen ſteige hinauf. Er kam dort wieder hinaufgeſtiegen und klopfte an. Gott der Herr ſprach zu St. Petrus: Geh', ſieh', wer dort wieder klopft. Er ging und ſagte: Wer iſt da? Der arme Mann antwortete: Ich, der arme Mann, der die vielen Kinder hat. St. Petrus ſagte: Der arme Mann, der die vielen Kinder hat. Gott der Herr ſprach zu St. Petrus: Im Kämmerlein ſteht ein Korb mit Semmeln, gieb ſie ihm. Der arme Mann ſtieg wieder fröhlich herab und rief: Frau, mach auf, ich habe es wieder gut getroffen, ich bringe einen Korb mit Semmeln. Sie verzehrten die Semmeln und er ſagte: Frau, ich möchte dort wieder hinaufſteigen. Sie ſagte: Meinetwegen ſteige hinauf. Er kam dort hinaufgeſtiegen und klopfte an. Gott der Herr ſprach zu St. Petrus: Geh', ſieh', wer dort ſchon wieder an die Thüre donnert. Er ging und ſagte: Wer iſt da? Der arme Mann antwortete: Ich, der arme Mann, der die vielen Kinder hat. St. Petrus ſagte: Der arme Mann, der die vielen Kinder hat. Gott der Herr ſprach zu St. Petrus: Hinter der Thüre ſteht ein großer Stock, nimm den und haue ihn doch ſo durch, daß er von einem Aſte auf den andern fliegt. St. Petrus ging hin und hieb ihn durch. Der arme Mann ſtieg eilig herab und rief: Frau, mach auf, mach auf, mach auf, ich bin dort ſehr übel angekommen, ich bringe ſehr große Prügel mit.

318. Lipskulijan's Bette.

Es war aber ein armer Mann, der ſich faſt nicht mehr ernähren konnte, und doch hatte man ihm noch große Abgaben auf ſein Haus gelegt. Und er mußte auf's Stöckeroden gehen. Und als er eines Tages auch ſehr traurig in die Haide ging, begegnete ihm ein Männchen, das ihn fragte: Weshalb biſt du ſo traurig? Der arme Mann antwortete ihm: Du kannſt

mir auch nicht helfen. Wer weiß, sagte das Männchen, sage mir es, so will ich dir helfen. Der arme Mann erzählte ihm, daß er in großer Noth sei und daß es ihm unmöglich wäre, die Steuern zu geben. Darauf sagte das Männchen: Wenn du mir das versprichst, wovon du in deinem Hause nichts weißt, so will ich dir helfen. Der arme Mann gedachte bei sich: Das kannst du, du weißt ja Alles, was du in deinem Hause hast. Hierauf brachte das Männchen ein Stück Papier hervor, und auf dieses hat sich der arme Mann mit seinem Blute unterschreiben müssen. Als dies geschehen war, sagte das Männchen: Nach sechszehn Jahren bringe mir das, was du mir versprochen hast, auf dieselbe Stelle. Und er gab ihm eine große Summe Geld. Und nach einiger Zeit gebar seine Frau einen Sohn, und er erinnerte sich, was sich der Teufel bedungen hatte und war sehr traurig. Der Knabe wuchs aber und lernte sehr fleißig, so daß ihn der Vater studiren ließ, und als er funfzehn Jahre alt war, da hatte er schon ausstudirt. Und weil sich die Zeit näherte, wo er an das Männchen abgeliefert werden sollte, so grämte sich sein Vater je länger je mehr. Er sagte daher: Was seid ihr so traurig, lieber Vater? Ach, antwortete dieser, ich habe dich schon eher, als du geboren wurdest, dem Teufel versprochen, und habe ihm eine Schrift darüber gegeben, und erzählte ihm die ganze Sache. Er aber sagte: Keine Sorge! ich werde mir selbst diese Schrift holen. Und er nahm seinen Degen und etwas Weihwasser und begab sich auf den Weg. Er kam aber in einen so großen Wald, daß ihn die Nacht darin übereilte und er sich zuletzt verirrte. Als er aber lange umhergegangen war, erblickte er Licht und dann ein Häuschen. Und als er hineintrat, war dort Niemand weiter als eine alte Frau. Diese bat er um Herberge, aber sie antwortete ihm hierauf, er solle seines Weges gehen, wenn ihm sein Leben lieb wäre, denn da wohne ein großer Räuber. Er sagte aber, daß er sich nicht fürchte und blieb dort. Nach einer Weile kam auch der Räuber und fragte ihn, wohin er gehe? Und er erzählte ihm Alles und daß er zum Teufel in die Hölle nach der Schrift gehe. Da that ihm der Räuber nichts, sondern gab ihm zu essen und zu trinken und bat ihn des andern Tages am Morgen, er möge doch so gut sein und den Teufel fragen, was Lipskulijan zu erwarten habe.

Und als er in die Hölle gekommen war, war dort grade kein anderer als der oberste Teufel. Der wußte aber von der Schrift nichts und sagte, das ginge ihn nichts an und er solle ihn mit Frieden lassen. Da besprengte er ihn mit dem Weihwasser und der oberste Teufel fing an so zu brüllen, daß die andern in Haufen hereingestürzt kamen. Er befragte sie wegen der Schrift, aber es hatte sie keiner. Da besprengte er den obersten Teufel wieder mit dem Weihwasser und er fing an noch viel mehr zu brüllen, so daß ihrer noch viel mehr hereingestürzt kamen. Er befragte sie wieder wegen der Schrift, aber es hatte sie keiner. Da besprengte er den obersten Teufel

noch einmal und er fing an so schrecklich zu brüllen, daß ihrer von allen Seiten hereingestürzt kamen und zuletzt kam auch ein lahmer angehinkt und der hatte die Schrift. Der wollte sie aber nicht geben. Da sagte der oberste Teufel: Werft ihn auf Lipskulijan's Bette. Da gab sie der lahme Teufel. Und als er die Schrift erhalten hatte, fragte er, was für ein Bett Lipskulijan bekommen würde. Und sie zeigten es ihm, und es war von der Art, daß, als er seinen Degen hineinsteckte und ihn wieder herauszog, die Klinge, so weit sie in das Bett hineingestoßen worden war, zerschmolzen war, denn das Bett bestand aus lauter glühendem Eisen.

Hierauf ging er wieder nach Hause und kam unterwegs zum Lipskulijan. Der fragte ihn, ob er wüßte, was ihn erwarte? Und er erzählte ihm Alles. Da erschrak Lipskulijan und erkundigte sich, ob er doch nicht noch könnte begnadigt werden? Und er antwortete ihm: Gott ist jedem Sünder gnädig, wenn er sich bessert. Entziehe du dich allem Bösen und bete ohne Aufhören zu Gott, so wird er dir auch gnädig sein. Und er führte Lipskulijan ein Stück von der Straße ab, errichtete dort einen kleinen Hügel und pflanzte darauf eine Gerte und sprach: Auf dem Hügel bete du, und wenn die Gerte Aepfel tragen wird, so magst du daraus erkennen, daß dir deine Sünden vergeben werden.

Nach langer Zeit, als er schon ein hoher Geistlicher war, fuhr er durch denselben Wald und es erblickte dort sein Diener schöne Aepfel auf einem Baume. Er wollte einen pflücken, aber wie er ihn berühren wollte, da hörte er eine Stimme, welche sprach: Du hast mich nicht gepflanzt, du wirst mich auch nicht pflücken. Er erzählte dies in aller Schnelligkeit seinem Herrn. Der ging hin, und als er zu dem Apfelbaume kam, fand er unter demselben einen knieenden Menschen und besann sich auf Lipskulijan. Und der wollte ihm beichten. Und als er ihm die Sünden vergeben hatte, zerfiel Lipskulijan in lauter Staub und die Aepfel, welche die Seelen derer waren, welche er ermordet hatte, verschwanden alle. Und eine weiße Taube flog zum Himmel auf und sang:

Aepflein trug das Gertelein:
Meine Seele muß nun selig sein.

Und er hatte so die Gewißheit, daß Lipskulijan selig gestorben sei.

319. Die Pathenschaft der heiligen Maria.

Es geschah aber, daß ein Mann so traurig umherging. Und er begegnete einem fremden Menschen, der zu ihm sagte: Freund, was gehst du so traurig umher? Was soll ich nicht traurig umher gehen, antwortete er, Kindtaufen will ich ausrichten und Niemand will sich mehr bitten lassen, weil ich sie oft genug gebraucht habe. So bitte mich, sagte der Fremde. Da komm morgen, mein gefundener Freund! Und als er ein Stück weiter kam,

begegnete er einem andern fremden Menſchen, der auch zu ihm ſagte: Freund, was gehſt du ſo traurig umher? Was ſoll ich nicht traurig umher gehen, antworte er, Kindtaufen will ich ausrichten, und Niemand will ſich mehr bitten laſſen, weil ich ſie oft genug gebraucht habe. So bitte mich, ſagte der Fremde. Da komm morgen, mein gefundener Freund! Und als er ein Stück weiter kam, begegnete er einer Frau, welche auch zu ihm ſagte: Freund, was gehſt du ſo traurig umher? Was ſoll ich nicht traurig umher gehen, antwortete er, Kindtaufen will ich ausrichten, und Niemand will ſich mehr bitten laſſen, weil ich ſie oft genug gebraucht habe. So bitte mich, ſagte die Fremde. Da komm morgen, meine gefundene Freundin.

Der morgende Tag kam und zu ihm kamen der Teufel, der heilige Peter und die heilige Maria. Als ſie zur Taufe gehen wollten, fing Jedes an um das Kind zu ſtreiten, bis es, weil es ein Mädchen war, zuletzt die heilige Maria erhielt. Nach der Kindtaufſeier ſagte ſie beim Weggehen, daß ſie ſich nach drei Jahren ihr Pathchen holen würde. Drei Jahre verfloſſen, und als der beſtimmte Tag gekommen war, ſo zog die Mutter alle Kinder auf das Schönſte an und ſetzte ſie nach der Reihe auf die Ofenbank, das jüngſte ſetzte ſie aber, weil es ſehr ſchön war, in das Backfaß. Die heilige Maria kam in die Stube und erblickte die Schaar auf der Ofenbank ſitzen. Sie fing an beim erſten Kinde zu fragen: Biſt du mein Pathchen? und ſo nach der Reihe weiter, aber keins antwortete ihr, bis zuletzt irgendwo hinten eines zu rufen begann: Ich bin's, Pathe! Die heilige Maria ſuchte nun in der Stube herum und fand ihr Pathchen im Backfaß. Sie nahm das Mädchen mit und ging mit ihm in ein Schloß. Hier, mein Pathchen, ſagte ſie, iſt unſere Wohnung. In dem Schloſſe ſind zehn Stuben. Neun wirſt du kehren und reine halten, aber in die zehnte zu gehen, iſt verboten. Du darfſt weder durch das Schlüſſelloch hineinſeh'n, noch ſie zu öffnen verſuchen.

Lange Zeit verhielt ſich das Pathchen nach dem Gebot der heiligen Maria, aber als dieſe wieder wegging, verſuchte es doch, wie es in die verbotene Stube kommen könnte. Als es dies und jenes verſucht hatte und ihm nichts gerieth, ſteckte es einen Finger in das Schlüſſelloch, und ſiehe, wie es ihn wieder herauszog, war er goldig. Als die heilige Maria nach Hauſe gekommen war, fragte ſie ſogleich, was es mit dem Finger gemacht habe. Den jungen Gänschen habe ich Kohlſtrünke geſchnitten, antwortete es, und da habe ich mich geſchnitten. Hierauf nahm es die heilige Maria und führte es in einen Wald hinein. Dort ſetzte ſie es in einen Strauch und ſagte: Du biſt ungehorſam geweſen, daher ſei ſtumm und komme nicht mehr in mein Schloß.

Es fuhr aber nach einer Weile ein Herr vorbei und ſeine beiden Hunde liefen im Walde umher und fingen auf einmal an ziemlich laut zu bellen.

Der Herr sagte zu seinem Kutscher: Geh doch sehen, was die beiden Hunde so bellen. Der Kutscher ging hin und fand in einem Strauche ein sehr schönes Fräulein. Und sie bemerkten, daß sie stumm sei und nahmen sie mit heim. Und weil sie so sehr schön war, so nahm sie sich der Herr zur Gemahlin. Das wollte aber seine Mutter lange nicht zugeben und war daher sehr erzürnt über die junge Frau.

Und als diese das erste Kind geboren hatte, kam Nachts die heilige Maria, nahm das Kindlein und beschmierte ihr den Mund mit Blut. Am Morgen entdeckte man, daß das Kind weg sei, und ihre Schwiegermutter sagte, es könne nicht anders sein, als etwa, daß sie das Kind gegessen habe, und rieth ihrem Sohne, er solle sie deswegen verbrennen lassen. Weil aber dieser seine Gemahlin sehr liebte, so hatte er keine Lust dazu und sagte, sie möchten es doch noch abwarten. Und als sie das zweite Kind geboren hatte, kam auch wieder Nachts die heilige Maria, nahm das Kindlein und beschmierte ihr den Mund mit Blut. Am Morgen erblickte man dieses wieder, und ihre Schwiegermutter sagte, es könne dies gewiß nimmermehr anders sein, als etwa, daß sie das Kind gegessen habe, und rieth ihrem Sohne noch weit mehr, er solle sie deswegen verbrennen lassen. Weil aber dieser seine Gemahlin sehr liebte, so hatte er keine Lust dazu und sagte, sie möchten es doch noch abwarten. Und als sie das dritte Kind geboren hatte, kam auch wieder Nachts die heilige Maria, nahm das Kindlein und beschmierte ihr den Mund mit Blut. Am Morgen erblickte man dieses auch wieder und ihre Schwiegermutter sagte, es könne dies nun und nimmermehr anders sein, als etwa, daß sie das Kind gegessen habe. Und sie überredete ihren Sohn, daß er den Backofen heizen und seine Gemahlin hineinstecken ließ. Das that ihm aber sehr leid und er ging nach einem Weilchen hin sehen, und siehe! seine Gemahlin saß vor dem Backofen auf einem goldnen Stuhle und hielt das allerjüngste Kind in den Armen und auf jeder Seite stand eins von den beiden andern. Und er wunderte und freute sich über die Maßen sehr, und dies noch um so mehr, als er vernahm, daß sie sprechen konnte. Und sie erzählte ihm Alles und sagte auch, die heilige Maria wäre mit den drei Kindern zu ihr gekommen, hätte sie aus dem Backofen herausgeführt und gesagt: Du hast genug für deinen Ungehorsam gelitten; gehorche aber deinem Herrn und sei redend! Und als man dann die alte Mutter verbrennen wollte, bat sie so lange für sie, bis sie ihr verziehen. Diese liebte sie aber hierauf auch sehr.

Und sie gebar noch mehr Kinder, und die waren alle sehr schön und gehorsam. Und sie ließ ihren Eltern, Schwestern und Brüdern sagen, wo sie sei, und daß sie ihnen bisweilen Etwas schicken würde. Das war aber Allen sehr lieb und sie freuten sich, daß es ihr so gut erging.

Anm. Vergl. das deutsche Kindermährchen „Marienkind“ (Grimm I, No. 3.).

320. Die drei Ziegen.

Drei Ziegen gingen in den Hain Laub knuſpern; die erſte hatte ein Bäuchlein, die zweite hatte zwei Bäuchlein, die dritte hatte drei Bäuchlein. Die mit dem einen Bäuchlein war bald ſatt und ging zuerſt heim. Da legte ſich der Wolf quer über den ſchmalen Felſenweg und ſagte: Lauf, lauf! ſonſt freß ich dich auf. Sie ſagte: Friß mich nicht auf, ich bin ſehr mager. Aber es wird noch eine kommen, die hat zwei Bäuchlein, von der wirſt du beſſer ſatt werden. Und der Wolf ließ ſie gehen. Darauf kam die zweite mit den zwei Bäuchlein, die ſpäter ſatt geworden war. Zu der ſagte der Wolf auch: Lauf, lauf, ſonſt freß ich dich auf. Sie ſagte: Friß mich nicht auf, ich bin nur ſo halberwege bei Fleiſche. Aber es wird noch eine kommen, die hat drei Bäuchlein, von der wirſt du ganz und gar ſatt werden. Und der Wolf ließ ſie auch gehen. Nun kam die dritte mit den drei Bäuchlein, die war zuletzt ſatt geworden. Zu der ſagte der Wolf auch: Lauf, lauf, ſonſt freß ich dich auf. Aber die erwiderte ihm kein Wort, ſondern muthig und keck, wie ſie war, ſetzte ſie mit den Hörnern an und gab dem Wolfe einen ſolchen Stoß, daß er vom Felſen in den Abgrund hinabſtürzte und ſich das rechte Bein brach. Da lag der begehrliche Gauch, der den größten und fetteſten Biſſen haben wollte, und hatte nun nichts — als Schmerzen.

321. Der ſchnelle Froſch.

Der Fuchs kam zum Teiche gelaufen und wollte trinken. Da ſaß ein Froſch, der blies ſich dicke auf und quakte ihn nur ſo an. Das ärgerte den Fuchs und er ſagte verächtlich: Geh weg, alberner Froſch, oder ich freß dich. Fuchs, thu doch nicht ſo hochmüthig, entgegnete der Froſch, ich bin ja doch ſchneller als du. Darüber lachte der Fuchs hellerlaut. Doch der Froſch hörte nicht auf, ihn anzuquaken und ſchrie immerfort: Ich bin doch ſchneller als du. Da machte der Fuchs ein pfiffiges Geſicht und ſagte: Höre, Froſch, wir wollen wetten. Du magſt mit mir in die Stadt laufen, und wer zuerſt am Thore iſt, der hat gewonnen. Gut, ſagte der Froſch, ich bin's zufrieden, mach fort. Und der Fuchs drehte ſich um und fing an auszuziehen, haſt du nicht geſehen, ohne ſich nur einmal umzuſchauen. Aber im Augenblick, als der Fuchs ſich umwendete, um fortzulaufen, nahm der Froſch ſeinen Vortheil wahr und ſprang hurtig und unbemerkt in den dicken Schwanz des Fuchſes hinein. Als nun der Fuchs faſt athemlos am Thore angekommen war, drehte er ſich um, um zu ſehen, wie weit der Froſch noch hinter ihm wäre. Während dem ſprang der Froſch aus dem Schwanze heraus auf die Gaſſe. Der Fuchs ſah ſich bald die Augen aus und konnte den Froſch nirgends erblicken, wendete ſich daher wieder um, um vollends in die Stadt hineinzugehen und ſich einen Trunk Bier zu kaufen, denn er war von dem ſchnellen Lauf ſehr

ermüdet. Da quakte ihn der Frosch gar lustig an und rief überlaut: Nun, bist du endlich auch da? ich habe schon eine gute Weile gewartet und wollte mich eben wieder auf den Heimweg machen. Ich dachte schon, du würdest gar nicht nachkommen.

322. Elsbeth und Kleinholder.

Drei Stunden vor Tage ging die fleißige Elsbeth aus, Gras schneiden. Als sie ein Stündchen geschnitten, da ließ sich das liebliche Morgenroth sehen. Als sie zwei Stündchen geschnitten, da kam die strahlende Sonne herauf. Und als sie drei Stündchen geschnitten, da stand der böse Kleinholder vor ihr. Was thust du hier in meinem Haine, sprach er. Ich schneide Gras für die Kühe und Kälbchen, antwortete sie. Ei, Elsbethchen, da mußt du mir ein Pfand geben, sprach er. Ein Pfand? sprach sie, das hab' ich nicht. Ich habe nur meine Sichel hier; die will ich dir geben. Ach was? sprach er, um dein Sichelchen ist mir's nicht, du mußt mir ein anderes Pfand geben. Ein anderes Pfand? sprach sie, das hab' ich nicht. Ich habe nur meinen silbernen Fingerring hier, den will ich dir geben. Ach was? sprach er, um dein silbernes Fingerringlein ist mirs nicht. Du mußt mir ein anderes Pfand geben. Noch ein anderes Pfand? sprach sie, das hab ich nicht. Ich habe nur noch mein Rautenkränzlein, aber das geb ich dir nicht, sollt ich auch mein Leben darum lassen. Da sah sie der böse Kleinholder mit seinen glühenden Augen an und sagte: Siehe, schon sieben Jahre lang steht mein Sinn nach dir, aber ich konnte dich nicht erlangen. Heute sollst du mir nicht entgehen. Ergieb dich mir oder du mußt sterben. Nun, sagte Elsbeth, so will ich lieber sterben. Da sahe sie Kleinholder mit seinen glühenden Augen an und sagte ergrimmt: So sprich, welches Todes du sterben willst. Soll ich dich zu Tode hauen mit dem Schwert, oder soll dich zu Tode treten mein Pferd? — Ach, sagte Elsbeth, nimm mir doch das Leben wie du willst, aber laß mich nur noch dreimal rufen. Da lachte Kleinholder und sagte: So rufe zu. Und Elsbeth rief zum erstenmale: Zu Hülfe, zu Hülfe, ihr Brüderlein! mir geht es so schlimm in dem grünen Hain. Die Brüder beide aber saßen zusammen in der Schänke, tranken und spielten und waren guter Dinge. Aber der jüngste hörte den Ruf und sagte zum ältesten: Horch, horch, was ruft dort in dem Hain? Ist es nicht unser lieb Schwesterlein? — Und Elsbeth rief zum zweitenmal: Zu Hülfe, zu Hülfe, ihr Brüderlein! mir geht es so schlimm in dem grünen Hain. Da sagte der älteste zu dem jüngsten Bruder: Auf, auf! und sattle das Pferd für mich und sattle das andere auch für dich. Und Elsbeth rief zum drittenmal: Zu Hülfe, zu Hülfe, ihr Brüderlein, mir geht es so schlimm in dem grünen Hain. Und da waren die Brüder auf ihren schnellen Pferden und mit ihren blanken Schwertern schon herangeritten bis an den grünen Hain.

Aber ſie hörten nichts mehr. Einmal und zweimal ritten ſie rings um den Hain herum, aber ſie wurden nichts gewahr. Da ritten ſie zum drittenmale mitten hinein und da kam ihnen Kleinholder entgegen mit dem Schwert an der Seite, das troff von rothem Blute. Und ſie rannten ihn an und ſprachen: Kleinholder, wen haſt du geſchlagen todt, daß dir an der Seite das Schwert ſo roth? — Kleinholder ſagte gleichmüthig: Ein Flug Tauben kam her geflogen und denen hab ich die Köpfe abgehauen. Und ſie ſagten: Ei, wo haſt du denn die Köpfe gelaſſen? Er aber ſprach: Ich habe ſie alle im Haine verſtreut. Und ſie ſagten: Wo haſt du denn die Federn gelaſſen? Er aber ſprach: Die ließ ich alle in die Luft fliegen. Und da ſagten ſie: Ja, aber wo haſt du denn unſer Elsbethchen gelaſſen? — Da ſchwieg Kleinholder ſtill und ſagte nichts, und die Brüder ergriffen ihn und ſtachen ihm ihre Schwerter in das Herz. Und als ſie ihn getödtet hatten, ſuchten ſie ihr liebes Schweſterlein. Das lag da unter den Bäumen im grünen Gras Und ſie weinten und trauerten und ſprachen:

Sie wollten wohl Fürſten und Könige frein;
Nun muß von Kleinholder getödtet ſie ſein.

323. Das Todtenhemd.

Es war einmal ein alter Herr, der hatte eine ſchöne junge Frau. Und der alte Herr ſtarb und ward begraben in ſeine gemauerte Gruft. Die ſchöne junge Frau nahm ſich aber bald wieder einen jungen Herrn zum Ehegemahl und lebte mit ihm in großen Freuden auf dem hohen Schloſſe, und ſie hatten mit einander viele liebe Kinder. Da ging einmal der junge Herr auf den Kirchhof, und als er in die Nähe der Gruft kam, hörte er aus derſelben eine Stimme, die ſprach: Wer geht hier an meinem Grabe und zertritt das grüne Gras? Der junge Herr antwortete: Es iſt der junge Herr vom Schloſſe, der zertritt das grüne Gras.

Da erhob ſich die Stimme abermals und ſprach: Sage du doch deiner jungen Herrin, daß ſie mir mache ein anderes Todtenhemd. Hier in dem kann ich nicht liegen und verweſen, denn ſie haben es Donnerstag Nachts angefangen zu nähen und Sonntag Nachts iſt es erſt fertig geworden. Ach, wie erſchrak da der junge Herr. Bitterlich weinend ging er hinweg und kam zu ſeinem hohen Schloſſe. Und da ſchaute ſeine ſchöne Herrin zum Fenſter heraus, und wie ſie ihn ſo bitterlich weinen ſah, fragte ſie ihn: Ei du mein lieber junger Herr, was weineſt du ſo ſehr, ſag' an, was fehlet dir? — Ach, ſagte der junge Herr, mir fehlet nichts, aber ich habe die Stimme des ſeligen Herrn gehört. Du ſollſt ihm nähen ein anderes Todtenhemd. Hier in dem kann er nicht liegen und verweſen, denn ſie haben es Donnerstag Nachts angefangen zu nähen und Sonntag Nachts iſt's erſt fertig geworden.

Als die junge Herrin Solches gehört hatte, nahm ſie ſogleich aus ihrer Lade ein feines weißes Leinen und ſchnitt ein Hemd zu und nähete ämſiglich vom Abend bis zum Morgen, bis das Hemd fertig war; dann ging ſie mit dem Hemde hin auf den Kirchhof. Und als ſie in die Nähe der Gruft kam, da hörte ſie auch die Stimme, die ſprach: Wer geht hier an meinem Grabe und zertritt das grüne Gras? Und ſie antwortete und ſprach: Es iſt die junge Herrin vom Schloſſe, die zertritt das grüne Gras; ſie bringt dir ein neues Todtenhemde, das zwiſchen Abend und Morgen fertig geworden. Und die Stimme ſprach: Komm, ſteig zu mir hinunter in die Gruft und laß die Schlüſſel oben liegen. Da ward es der jungen Herrin gar ſehr wehe um's Herz, und ſie fing an bitterlich zu weinen. Und die Stimme des alten Herrn ſprach: Sag' an, was weinſt du, junge Herrin? Iſt dir's um dein hohes Schloß, iſt dir's um den jungen Herrn, iſt dir's um deine Kinder leid? Ach, nicht um mein hohes Schloß, nicht um meinen jungen Herrn, nicht um meine lieben Kinder, nur um's kleine Michelchen, das ſo ſtill im Wieglein ſchlief, nur um's kleine Katharinchen, das ſo ſchön ihn hat gewiegt, nur um die zwei jungen Waiſen iſt mir's in der Seele leid.

Und als ſie das geſagt hatte unter vielen Thränen, ſtieg ſie hernieder in die Gruft, der Sarg des alten Herrn öffnete ſich und er zog ſie mit ſich hinein und ſie war todt.

324. Die böſen Räuber.

Es hauſten in der Görlitzer Haide böſe Räuber, die fällten die jungen Tannen, machten Leitern daraus und ſtiegen ein zur Nachtzeit in die Schlöſſer und Burgen. Einmal kamen ſie auch in ein Schloß, da lag Alles in tiefem Schlafe, außer einem Burſchen, der das Schloß bewachen ſollte. Den nahmen ſie gefangen und ſprachen: Sage an, mein Burſche, wo ſchläft dein Herr mit ſeiner Herrin? Aber der Burſche ſprach: Von dem Herrn ſag' ich euch nichts, ich bin ſein getreuer Knecht. Da ſprachen ſie zu ihm: Wenn du es uns nicht ſagſt, ſo hau'n wir dir den Kopf ab. Dem Burſchen wurde aber ſehr angſt und er fiel vor ihnen nieder und bat ſie und ſprach: Haut mir nur nicht den Kopf ab, ich will euch ja Alles ſagen. In der erſten Kammer ſchläft der Herr und die Herrin; in der zweiten Kammer ruh'n die kleinen Kinder; in der dritten Kammer hängen die Schlüſſel an der Wand, und in der vierten Kammer liegt das Geld im Schranke. Nun gingen ſie hin, ſchlugen den Herrn todt, nahmen das Geld aus dem Schranke und führten die Herrin mit ſich fort. Als ſie ein gutes Stück vom Schloſſe entfernt waren, ſagten ſie zu der Herrin: Sieh dich um, ſieh dich um, ſchöne junge Herrin! Sag uns einmal, iſt dir's nicht leid um deinen ſchönen jungen Herrn? Da ſagte die Herrin: Komm ich in ein anderes Land, krieg ich einen andern Herrn, einen noch viel jüngern und ſchönern. Als ſie noch ein gutes Stück

weiter vom Schloſſe entfernt waren, ſagten ſie zu der Herrin: Sieh' dich um, ſieh dich um, ſchöne junge Herrin! Sag uns einmal, iſt dir's nicht leid um dein ſchönes neues Schloß? Da ſagte die Herrin, komm ich in ein anderes Land, krieg ich wohl ein anderes Schloß, ein noch viel ſchöneres und neueres. Als ſie noch ein gutes Stück weiter vom Schloſſe entfernt waren, ſagten ſie zu der Herrin: Sieh dich um, ſieh dich um, ſchöne junge Herrin! Sag uns einmal, iſt dir's nicht leid um deine lieben kleinen Kinder? Da ſagte die Herrin: Um meine lieben kleinen Kinder? Ach, um meine ſüße Kathinka. Das war meine kleinſte und meine ſchönſte. Wenn ich ſie badete im Wännlein, wenn ſie ſpielte mit den Aepflein, die iſt mir am meiſten leid. Meine ſüße Kathinka, die iſt mir am meiſten leid. Und ſie fing an bitterlich zu weinen. Da zogen die böſen Räuber das Schwert aus und hieben ihr den Kopf ab und fuhren davon immer weiter und weiter.

Nachtrag.

Noch einige Gubener Sagen.

325. Ein Gubener bei Erſchaffung der Welt.

Sauffe, im Gubener Wochenblatt 1862 No. 62., nach Jeremias Barth.

Man ſagte ehemals von den Gubenern, ſie hätten die üble Angewohnheit, ſich in Alles zu miſchen und überall mitzureden und ſie ſeien vorlaute, neugierige und großſprecheriſche Leute. Daher entſtand das ſpöttiſche Sprüchwort: Gubener ſind überall dabei geweſen, auch bei Erſchaffung der Welt.

„Nachdem nämlich Gott der Herr die Welt erſchaffen hatte, beſichtigte er ſie und fand, wie das ſo jedem Meiſter zu geſchehen pflegt, hier und da noch Manches auszubeſſern. Eben kürzte er dem Pferde die Ohren, das vorher eben ſo lange wie der Eſel hatte, da wanderte ein Mann ſingend vorüber. Woher des Weges? frug der Herr. Woher? — Nun, woher denn anders als aus Guben? antwortete der Mann. Rathe mir, Freund Gubener, ſprach der Herr, ſoll ich dem Pferde einen vollen Huf geben oder einen geſpaltenen. Einen vollen! antwortete der Mann. Die raſche Antwort gefiel dem Herrn. Warum? frug er weiter. Das Pferd, ſagte der Mann, ſoll feſt auftreten, um ſeinem Reiter in den Kampf zu tragen. Da darf es nicht latſchen wie ein Ochſe. Die Antwort gefiel dem Herrn. Er gab dem Pferde ſtarke volle Hufe und ſchwang ſich mit ſeinem Hammer auf daſſelbe, das ihn davon trug eilenden Fluges.

Aus dem grünen Graſe hob eine Schlange den Kopf und ziſchelte: Weißt Du auch, wer mit Dir geredet hat? Was geht's Dich an, Du Bauchkriecher? erwiderte der Gubener, Du wirſt es nicht beſſer wiſſen als ich. Ja doch, ſagte die Schlange heimtückiſch. Das war der Herr, der Dich erſchaffen hat. Er meint es aber nicht gut mit Dir. Folge mir lieber. Dir da? um auf dem Bauche zu kriechen? lachte der Mann laut auf. Das ſollte mir einfallen! Ich ſtehe auf zwei Füßen, ſchau gen Himmel und lobe ſingend Gott, meinen Herrn. Die Rede verdroß die Schlange. Sie duckte ſich in das grüne Gras, denn in ihrem vollen Glanze ſchwebte die Himmelskönigin einher und reichte dem Gubener ihre Hand. Meine gnädige Frau! ſagte dieſer ehrerbietig und fiel vor ihr auf die Kniee. Du biſt ein wackrer, frommer Mann, ſagte die Himmelskönigin voll Huld. Der Herr hat Dich

gewürdigt mit Dir zu reden, bleibe ihm treu und gehorsam immerdar. Unter Deinen Nachkommen werde ich einst wohnen zu Guben an geweihter Stätte.

Das ist der erste Ursprung des Jungfrauenklosters in Guben."

Anmerk. Ursprünglich eine ernsthaft gemeinte Klosterlegende, von dem schalkhaften Jeremias Barth aber benutzt zur Erklärung obigen Sprüchworts, ist diese Geschichte halb Legende, halb Schwank. Daß sie von der Aebtissin Edelfriede erfunden sei, wie Barth behauptet, ist sehr leicht möglich. Heidnisch aber ist Gott der Herr zu Roß, was an Wodan, und Gott der Herr mit dem Hammer, was an Thor erinnert.

326. Das Riesengeschlecht.

Sauffe, Gubener Wochenblatt 1862 Nr. 60.

In uralten Zeiten, noch vor der Sündfluth, bewohnten Riesen die Lausitz. Sie waren hochmüthig und gottlos und waren dem Geschlecht der Menschen feindselig; nur nach ihrem Fleisch waren sie allezeit sehr lüstern und wo sie einen Menschen fangen konnten, fraßen sie ihn auf. Wenn sie dann satt waren, setzten sie sich auf die Berge und spielten mit den großen Steinblöcken, die sie sich gegenseitig zukollerten, wie die Knaben ihre Thonkugeln. Sie waren so groß, daß auch die Sündfluth ihnen nichts anhaben konnte, denn sie ragten mit ihren Häuptern aus dem Wasser hervor. Durch dieses Glück wurden sie immer übermüthiger und gottloser, bis endlich Gott den Erzengel Michael herunterschickte, der sie alle mit seinem Speere erlegte. Nur einer blieb übrig, der konnte wegen eines Zaubers nicht getödtet werden. Den schlug Gott der Herr selber mit Donnerkeilen darnieder, wälzte auf sein Haupt die Landeskrone und auf seinen Leib steiniges Erdreich, zweihundert Ellen hoch von Görlitz bis Guben. Da liegt er noch heute und ist noch immer lebendig, denn sterben kann er nicht. Und wenn er Durst hat, trinkt er die Flüsse und Seen aus, daß sie versiegen, wenn er aber das Wasser wieder von sich giebt, überschwemmt er das Land, daß Menschen und Vieh ertrinken, und wenn er sich windet, bebt die Erde; früher athmete er auch feurige Flammen, die aus der Landeskrone hervorbrachen.

Die Leichen der übrigen, vom Erzengel Michael getödteten Riesen wurden eine Beute der Wölfe. Diese waren damals noch der menschlichen Stimme mächtig. Als sie die Riesen aufgezehrt hatten, fehlte es ihnen an Speise. Da fielen sie die Menschen an und diese verkrochen sich vor ihnen in unterirdische Höhlen und nährten sich kümmerlich von Wurzeln und Kräutern, bis sie endlich die Kunst erlernten Feuer zu machen und Waffen zu bereiten. Nun konnten sie ihre Feinde bekämpfen. Seitdem verlernten die Wölfe die Sprache. Die Menschen aber fingen an, sich vom Blut und Fleisch der Thiere zu nähren, Kleider zu tragen, Häuser zu bauen, das wüste Land zu bestellen und Bier zu brauen, davon sie weidlich tranken und starke Helden wurden.

Anmerk. Dieser 12 Meilen lange Riese, der mit dem Kopf unter der Landeskrone und mit den Füßen bei Guben liegt, gleicht der Midgardschlange des Nordens, die durch Wasserschlucken und Ausspeien Ebbe und Fluth hervorbringt. Zugleich ist er der leibhaftige Typhon der griechischen Sage. Wie dieser kann er nicht sterben, sondern muß durch einen darauf gewälzten Berg unschädlich gemacht werden. Wie dieser giebt er Aeußerungen seines Lebens durch vulkanische Eruptionen.

Die Landeskrone ist eine Basaltkuppe mit einer eingesunkenen kraterförmigen Vertiefung zwischen ihren zwei Gipfeln und viele Gelehrte halten sie für einen ausgebrannten Vulkan. Ob aber die Erinnerung an seine Thätigkeit ein wirklich volksthümlicher Zug sei, ist sehr zu bezweifeln. An dieser Stelle wird die Aechtheit der Sage verdächtig. Indessen bitte ich No. 80. des I. Theiles zu vergleichen, wo von den Drachenfeuern bei Zilmsdorf die Rede ist, welche von dem Lindwurm herrühren, der immer von der Ober-Lausitz nach der Niederlausitz flog, wie hier der Riese von der Oberlausitz bis zur Niederlausitz reicht, Typhon ist ja aber bekanntlich beides, Riese und Schlange.

Ferner ist darauf aufmerksam zu machen, daß wir schon einmal einer eigenthümlichen sagenhaften Verbindung zwischen der Landeskrone und der Nieder-Lausitz begegnet sind. Ich meine die Sage von dem Wendenfürsten, der die Landskronenburg erbaut und dann noch einmal im Spreewalde zum Vorschein kommt (siehe II. 132.) Die sprechenden Wölfe erinnern lebhaft an die Sagen vom Wehrwolf, deren ich jedoch keine in der Lausitz gefunden habe. Schließlich will ich diese Gelegenheit nicht vorbeilassen, ein ganz merkwürdiges Sagenspiel mitzutheilen. Eine Landskronensage von makellosester Echtheit erzählt wunderlicher Weise, daß Ziscibor, der Wendenfürst, seine Schätze in der Tiefe des Berges bewache und dabei „eine weiche Semmel in der Hand halte" (s. I. 258.) Derselbe Ausdruck kommt aber auch in einem wendischen Scherzliede vor, wo es ausdrücklich heißt: „Und den Vater wollen wir hinter den Ofen setzen und ihm eine weiche Semmel in die Hand geben." (So ungefähr. Der genaue Wortlaut ist mir entfallen und ich habe die Stelle nicht wieder finden können).

327. Der wohlthätige Zwerg bei Guben.

Sauffe, Gubener Wochenblatt 1862 No. 61.

In der Gegend von Guben wohnten früher sehr viele Zwerge. Sie waren so groß wie zweijährige Kinder, konnten sich nicht nur unsichtbar machen, sondern auch in Thiere verwandeln und zeigten sich den Menschen immer nur Abends und Nachts, niemals Morgens und Mittags. Sonst werden sie grade so beschrieben wie die Zwerge anderer Gegenden. In neuerer Zeit sind sie immer seltener geworden. Von ihrer Wohlthätigkeit giebt eine noch im Jahre 1768 begegnete Geschichte Zeugniß.

Ein armer Handwerksbursche wanderte von Krossen nach Guben. Es war ein heißer Tag und seine Füße wurden bald wund und blutig in dem tiefen und scharfen Sande dieser Gegend, und als er in die Gegend der hohlen Berge kam, konnte er nicht weiter und legte sich unter Seufzen und Klagen in das grüne Gras am Abhange der Berge. Plötzlich ertönte eine feine Stimme und vor ihm stand ein kleines Männchen in rothem Rocke, das tröstete ihn mit freundlichen Worten, heilete ihm seine wunden Füße mit einer grünen Salbe und schenkte ihm zum Abschiede eine Handvoll wei-

ßer, glänzender Steine, die waren so groß wie Bohnen, und einen ledernen Beutel voll goldener Körner und verschwand. Der Handwerksbursche kam frohen Muthes nach Guben und miethete den dortigen Schiffer Ludwig, um ihn zu Wasser nach Hamburg zu fahren, wo er später ein reicher und angesehener Handelsherr wurde, der den Armen viele Wohlthaten erwies. Der Schiffer Ludwig hat ihn allemal besucht, wenn er nach Hamburg gekommen ist und durch ihn ist diese ganze Geschichte bekannt geworden.

328. Die Klosternixe zu Guben.

Sauffe, Gubener Wochenblatt 1862 Nr. 61.

Auf dem Vorwerke Einbecke bei Guben ist ein Brunnen, der noch vor 300 Jahren den Namen Osterabrunnen führte und wegen seiner Heilkräfte hochgeschätzt wurde.

In diesem Brunnen wohnt eine Wassernixe. In den heiligen Nächten des Jahres, besonders zu Ostern und Johannis, zeigt sie sich noch heutzutage am Rande des Brunnens.

Diese Nixe liebte einst einen jungen, schönen Bürgerssohn aus Guben, Namens Heinrich, und hatte viele heimliche Zusammenkünfte mit ihm, aber schließlich war des Jünglings Frömmigkeit und Gottesfurcht stärker als seine Liebe. Er verlobte sich der Jungfrau Maria und widerstand allen Verlockungen des lieblichen heidnischen Frauenbildes um seiner Seelen Seligkeit willen.

Die Wasserjungfrau, von unsäglichem Schmerz über den Verlust des Geliebten gepeinigt, beschloß die Mächte kennen zu lernen, die ihr den Jüngling entfremdet hatten und in den Dienst der heiligen Jungfrau zu treten, die ihr, wie sie meinte, aus Eifersucht den schönen Heinrich geraubt hatte. Derhalben begab sie sich in das Jungfrauenkloster und verrichtete als Laienschwester schweigsam und unerkannt die niedrigsten und härtesten Mägdedienste. In ihr Inneres aber zog Christus ein und erfüllte sie mit allen Segnungen des Evangeliums und die heilige Liebe zu ihrer Nebenbuhlerin Maria tilgte den heidnischen Groll in ihrem Herzen. Bald wurde man auf ihre Demuth und Frömmigkeit aufmerksam; sie ward nach und nach Nonne, Subpriorin, Priorin und endlich Aebtissin des Klosters unter dem Namen Paula. Ihre wunderbare Kenntniß heilsamer Naturkräfte, ihre unverdrossene thätige Liebe in Heilung der Kranken brachten sie bald in den Ruf der Heiligkeit. Niemand ahnte ihre Herkunft, denn die Nixen gleichen den Menschen vollkommen, nur daß sie am Gewande stets einen feuchten Saum oder Zipfel als Zeichen ihres heimischen Elementes behalten. So sorgfältig nun die Aebtissin den feuchten Saum ihres Schleiers zu verbergen strebte, so entging er doch nicht den lauernden Blicken einer jungen, klugen und neugierigen Nonne und bald war das Geheimniß dem ganzen Kloster bekannt. Von Stund an waren ihr die Herzen der Nonnen entfremdet. Kalte Grüße, lauernde Blicke, heim-

liches Geflüſter verwundeten das Herz der liebevollen Aebtiſſin. Bald erfuhr der Beichtvater des Kloſters das Geheimniß. Im Eifer für das Heil der Kirche befragte er die Aebtiſſin im Beichtſtuhle. Aber ſchon bei den erſten Worten erhob ſich die Unglückliche händeringend und wehklagend. Sie bekannte, ſie ſei die Nixe des Oſterabrunnens und fügte unter Jammern hinzu, daß ſie nun wieder zurück müſſe in ihre feuchte Wohnung. Nur noch ein Jahr, dann wären die ſieben Jahre der Prüfung vorüber und ihre Seele gerettet geweſen. So nahe am Ziele, ſei ſie durch den voreiligen Eifer der Nonnen jetzt weiter als je davon entfernt.

Darauf nahm ſie Abſchied vom Kloſter und allen ſeinen Heiligthümern und allen ſeinen Bewohnern, und die Nonnen weinten ſehr, denn ſie hatten ſie alle ſo lieb, obgleich ſie eine Nixe war. Und dann ging ſie ſchweigend zurück in ihre frühere kalte Wohnung. Seitdem hat man ſie oft bei Nacht in ihrem Nonnengewande die Kreuzgänge des Kloſters durchwandern geſehen. Vorzüglich zeigt ſie ſich daſelbſt in der Nacht vor dem 15. Auguſt, dem Feſte der Himmelfahrt Mariä. Uebles hat ſie niemals Jemandem zugefügt.

Anmerk. Der Name des Brunnens iſt eine deutliche Erinnerung an die germaniſche Oſtera. — Die Sehnſucht der Nixen nach Erlöſung und Seligkeit und ihr Schmerz bei Vereitlung ihrer Hoffnung darauf iſt ein beſonders wehmüthiger und rührender Zug, der vorzüglich der nordiſchen Sage eigen iſt. Die Aebtiſſin-Nixe iſt an die Seite zu ſtellen dem I. 47. Anm. 1. erwähnten Seebiſchof der däniſchen Sage.

329. Die Schaukelmännchen zu Guben.

Sauſſe, Gubener Wochenblatt 1862 No. 61.

In Guben gab es ſonſt ein unſichtbares Geſchlecht zwergenartiger Kobolde, Schaukelmännchen genannt, ſie halfen den guten und fleißigen Menſchen unſichtbar bei der Arbeit, während ſie den böſen und trägen die Arbeit verdarben. Sie füllten heimlich den Kaſten des Armen und Fleißigen mit Gold und Silber, das ſie den reichen Verſchwendern, Säufern und Spielern wegnahmen. Das letzte Schaukelmännchen ſoll im Hauſe des Diakonus Cleemann an der Kloſterkirche gewohnt haben.

Register.

I. Sachliches und Mythologisches.

Adler I, 146.
Alex, Alcaios I, 181.
Alp, I, 68.
Alraun I, 66.
Ameisen I, 93.
Andreasnacht I, 60. 235.
Baarrecht I, 317. 318.
Bär I, 49. II, 13.
Basilisk I, 86.
Bergentrückung I, 122. 168. 170. 198. 246 b. 247. 249. 257. 263. 265. 268. 269. 291. 292. II, 135.
Berndietrich I, 135. 138.
Bielbog, I, 4. 17. 22. (No. 18.)
Blutwunder I, 315 bis 322.
Böser Blick I, 73.
St. Bonifacius I, 138.
Brod I, 27. 33. 314. 367. II, 34. 81.
Brunnen I, 304.
Bubbock I, 77.
Büffel (im Wappen) II, 47. 66. 68.
Butt I, 17 61. II, 79. 164.
Buschmännchen I, 36.
Buschweiblein I, 39.
Charfreitag I, 249.
Däumling I, 56.
David II, 301.
Djas I, 78.
Dohle I, 55. 182.
Donnerstag I, 56.
Drache I, 5. 10. 79. II, 13. 314.
Drjemotka I, 12.
Druistein I, 13.
Druiden I, 13. 14.
Dunder I, 78.
Dutschmann II, 90.
Dziwica I, 9.
Eber, siehe Schwein.
Eberzahn I, 148. "einspinden" 2, 57.
Eisen I, 50. 191.
Elben I, 67.
Sta. Elisabeth II, 291.
Elwil I, 117.
Engel I, 313. 343. 368.
Fee I, 14. II, 188.
Festmachen I, 218. 240. 241. II, 200.
Flaschentragen II, 89.
Flins I, 5. II, 131. 218.
Flos und Blankflos II, 129.
Fluch und Segen I, 244. 245. 246.
Frosch I, 213. II, 321.
Fuchs II, 41. 310—313. 321.
Fußtapfe I, 104.
Galgengeschichten I, 190. 206. II, 94. 97. 200. 332.
Galgenspringer II, 109.
Gambra, Gambrivius I, II, 93.
Gänge, unterirdische, I, 22. (No. 22. 29.) 291. 292. II, 109. 122. 136. 167. 169. 178. 190. 230. 234. 283.
St. Georg I, 80. 291. II, 116.
Glocken I, 31. 35. 42. 43. 350. 351. 352. II, 214. 243.
Götzenbilder u. Tempel I, 2. 3. 5. 22. (No. 2. 6. 21.) II, 131. 138. 154. 165. 168. 192. 205. 210. 237.
Grüne Farbe I, 56.
Guckelsberge I, 169. II, 278.

Digitized by Google

Haare I, 47. 215.
Hahn I, 45. 150. 277.
Hain, Götze, I, 22. (No. 20.) 42.
Hain, heiliger, I, 1. 13. 22. (No. 3. 6. 8. 13.) 42. II, 1. 2. 74. 102. 106. 114. 138. 165. 168. 192. 205. 207. 270.
Hallunken II, 224.
Hase I, 149. 277.
Haselwurm I, 81.
Hecht I, 183.
Heidut I, 140.
Heinchen I, 42.
Hel I, 8. 68.
Henker als Zauberer I, 149. 150. 179. 242. 243.
Henne I, 62.
Hermann I, 12.
Hertha I, 16. II 92.
Hexe I, 67. 68. 131. 226—233. II, 109.
Sta. Hidda II, 216. 217.
Hintere I, 134.
Hipelpipel, ein Zwerg, I, 36.
St. Hippolyt I, 217.
Hirsch II, 175. 252. 268. 285. 288.
Höhendienst I, 181.
Holzweiblein I, 37. 38. 40. 41.
Honidlo I, 11.
St. Hubertus I, 145.
Hübel und Hadel I, 32.
Huf und Hufeisen I, 17. 50. 123. II, 182.
Hund I, 174—179. 203. 248. 251. II, 77. 155. 313.
Hundeführer II, 91.
Hut, Wodan's Jagdhut I, 136.
St. Jakobus II, 30.
Jetten I, 16.
Indra I, 144b.
Inventio pueri II, 93.
St. Johannes II, 138b. 149. 305.
Johannistag I, 13. 45. 250. 256. 258. 275. 286. 297. 298. 303.
Irrwisch I, 56.
Isis I, 2. II, 14.
Judas Ischarioth II, 304.
Intro I, 16. II, 153. 154. 155. 202
Kalb I, 88. 89.
Kali II, 92.
Kämmen I, 15. 39.
Karpfen I, 156. 302
Katze I, 48. 81. 134b. 227.
Kegelschieben I, 29. 91.
Kindbetterinnen I, 27. 51. 52. 173. 215. 294. 304 318.
Kobold I, 17. 55—78. 268. II, 329.
Krähe I, 150.
Krebs I, 87.
Kröte I, 213. 301.
Ku, ein Teufel, I, 134.
Kuchen I, 34. 38.
Kuckuk I, 8.
Kuh I, 144b. II, 13.
Sta. Kunigunde I, 140.
Lätare oder Todtensonntag II, 92.
St. Laurentius II, 103.
Libussa II, 188.
Linde I, 5. 216. II, 125. 131. 233. 263. 287.
Lindwurm I, 80.
Lot II, 300.
Löwe I, 5. II, 34. 59. 61. 62. 98.
Luba II, 188. 192. 287.
Lubben II, 199.
Luc, Luby, gleich heil. Hain, I, 145. II, 2.
Ludki I, 43.
Lupercalien II, 93.
Mähre I, 68.
Maifest II, 109.
Mara I, 8. 212. II, 287.
Sta. Margarethe II, 256.
Sta. Maria I, 8. II, 243. 273. 287—297. 302. 319.
Melusina I, 47.
St. Menrad II, 38.
St. Michael, II, 85. 326.
Mitgardschlange I, 81. II, 326.
Mittagsfrau I, 74.
Mönche I, 162—165. 222. 229. II, 87. 122.
Morzana I, 6. II, 92.
Mühle und Müller I, 48. 49. 97. 98. 109. 220.
Murava I, 68.
Musik der Zwerge I, 26. 27. 28. 30. 43. Nixen 44.
Nabel II, 256.
Nachtjäger I, 41. 135—145.
Neujahrsnacht I, 149.
St. Nicolaus II, 182.
Nixen I, 41 54. II, 260. 328.
Ochse I, 189. 281. II, 13.
Odin I, 16. 21. 291. s. Wodan.

Oerte, Oertentrunk II, 82.
Ofentopf I, 220.
Oſtara I, 14. 22. (No. 48.) 220. 257. 285. 288. 289. 314. 328.
Papulaga II, 92.
Perſephone I, 212.
St. Petrus II, 303. 317.
Petri Stuhlfeier II, 32.
Peſt I, 8. 68. 215. 216. II, 170. 208. 220. 226. 242. 253. 257.
Pferd I, 21. 47. 68. (No. 3.) 94. 123. 180. 217. 237. II, 139. 252. 270. 290.
Pflug I, 8. II, 49.
Pilnitis I, 5.
Pilweis I, 70.
St. Polykarpius II, 138b.
Porewit II, 131. 229.
Pripolnica, ſ. Mittagsfrau.
Pſchipowniza II, 188.
Pripagela I, 12.
Püſtrich II, 259.
Pubiz I, 61.
Pump, ein Zwergmann, I, 27.
Querze I, 24—32.
Rabe I, 64. 96. II, 102. 233.
Radegaſt I, 62. II, 167. 232.
Raws I, 78.
Reiſerlegen I, 192. 212. II, 99.
Rieſen I, 90—93. 97. II, 110. 326.
Roland II, 11. 12. 90. 226.
Rothe Farbe I, 65. 124.
Salz I, 308. II, 147. 252.
Schlangen und Schlangenkönig I, 10. 82. 83. 84. 85. 220. 244. II, 325.
Schmetterling I, 68. 226.
Schmidt I, 42. 94. 106. 107. II, 155.
Schneewittchen I, 122.
Schwabus, Suevus, I, 1. II, 1. 93. 114.
Schwein II, 102. 135. 243.
Seebatt I, 183. II, 37. 63. 65.
Semperlaufen II, 93.
Siba, Siva I, 2. 3. 8. 15. 22. (No. 4. 46.) II, 211. 224. 285. 287.
Sichel I, 6. II, 3.
Smertnitza I, 7.
Sonnendienſt I, 13. II, 16.
Sperlinge I, 246a.
Spinnen I, 41. 46. II, 306.
Spiritus familiaris I, 65.
Stiefel I, 238.
Stier, ſ. Ochſe.
Stroh II, 92.
Swantewit I, 61. 277. 291.
Symphorianus II, 93.
Taube II, 206. 211.
Tarnkappe I, 25.
Teufel I, 67. 94—134. 140. 266. 280. II, 318.
Todaustreiben I, 6. 19. II, 92.
Todter Mann, ſ. Reiſerlegen.
Todtenhemd II, 323.
Trach I, 78.
Tſchernebog I, 4. 17. 295.
Uller I, 18. 137.
Urnen I, 13. 18. 19. 22. 23. II, 95. 167. 168. 174.
Vampyr I, 69. 70.
Venus I, 3. 14. 35. 135.
Vensmännel I, 35.
Vensſtein I, 14.
St. Veit I, 277. II, 25.
Veſtalinnen II, 92.
Volprecht I, 107.
Vorritt, ritterlicher, II, 33.
Wagen (Höllenkutſche) I, 150. 154—156.
Walpurgis I, 226. 295. II, 109. 234.
Waſſer I, 44. 46. 47. 50. 304. 314 II, 287. Anm. 4. u. 5.
Waſſermann, ſ. Nixen.
Wechſelbalg I, 71. 220.
Wehklage I, 62.
Weihnacht I, 35. 168. 177. 235. 256. 267. 270. 273. 276.
Weiße Frau I, 166—172. 203. II, 171.
St. Wenzel II, 150.
Wiedehopf I, 8.
Windes Burſchen I, 78.
Wolf II, 172. 310—313. 320. 326.
St. Wolfgang I, 309. II, 212.
Wuotan, Wodan, I, 45. 136. 137. 140.
Zemberis II, 93.
Zempern, ſ. Semperlaufen.
Zeutiber II, 295.
Zirnitra II, 10.
Ziſa, Ziza, Zyſa I, 2. 22. (No. 38.) II, 245. 275.
Zwerge I, 24—43. II, 327.

II. Historische Eigennamen.

v. Aarburg I, 27.
Adelgott, Bischof von Magdeburg I, 5.
Agrikola II, 40.
Albrecht der Bär II, 60.
Albrecht von Sachsen II, 118.
v. Alvensleben I, 27.
Aristomenes II, 41.
v. Asseburg I, 27.
August II., König von Polen, I, 284. II, 272.
Baer v. Beerberg I, 241.
Benno, Bischof von Meißen, II, 109.
v. Berka II, 281.
v. Biberstein I, 135. 136. 137. 172. 355. II, 33. 66. 75. 104. 107. 134. 252. 254.
Birnstein, Friedr., I, 322.
Biron, Prinz von Kurland, I, 198.
Bischeber (?) I, 175.
Jacob Böhme I, 256. 341. II, 244.
Boleslav v. Böhmen II, 19. 21. 218.
Boleslav Chrobri II, 66.
Boleslav, Prinz v. Böhmen II, 129.
Boleslav v. Polen II, 144.
Boleslav v. Schweidnitz II, 129.
Sidonia v. Borck I, 150.
Borutho II, 14.
Borvi II, 27.
Borzivoi II, 14. 116.
Dr. Brescius I, 5.
Brzetislaw II, 24. 134.
Bruno, Bisch. II, 110.
v. Bünau I, 26. II, 34.
v. Callenberg I, 134. II, 35. 206.
Calueonen, Calauer, II, 5.
Camanen II, 6.
Capistrano II, 292.
Careſt II, 14.
v. Carlowitz II, 36.
Carpzow I, 133.
Cato, Christoph I, 200.
Chiromar II, 14.
Crescentius II, 131. 132.
Cyrillus II, 14.
Czech II, 67.
Dagobert II, 14.
v. Debschitz I, 183. 349. II, 37.
Dewin II, 251.
Ditmar v. Verden II, 26.
Dittrich I, 351.
Ditrich v. Meißen II, 32.
v. Dornspach II, 279.
Dresserns I, 319.
Dulichius I, 225.
Durutte I, 169.
v. Einsiedel I, 13. II, 38.
Elvil I, 207.
Emeltreich II, 26.
Georg v. Emmerich I, 351. II, 118. 119.
v. Ende II, 39.
Feller I, 351.
v. Flemming II, 40.
Franciſci I, 134.
v. Frankenberg II, 41.
Frenzel I, 320. 346.
Friedrich I., Barbaroſſa II, 32. 107. 142.
Friedrich II., v. Hohenſtaufen II, 34.
Friedrich V. v. d. Pfalz II, 162.
Friedrich Wilhelm, der große Churf., II, 22.
Gambra (?) II, 1. 93.
Gehler I, 351.
Geißler II, 30.
v. Geiersberg I, 272.
Paul Gerhard II, 195.
Gero I., II, 15. 16. 18. 112. 131. 215. 216.
Gero II., II, 19.
v. Gersdorf I, 153. 199. 283. II. 42. 73. 241. 258. 298.
Gobius I, 155. II, 124.
v. Goldenberg I, 13.
Gottfried v. Hohenſtaufen II, 73.
v. Grünau I, 221.
v. Grünwald II, 43.
Günther I, 176. II, 157.
Habermann I, 365.
v. Hangwitz II, 44.
Heinrich I., II, 91. 137. 142. 174.
Heinrich II., II, 20. 23. 196.
Heinrich IV, II, 27.
Heinrich V., I, 140.
Heinrich, Markgraf v. Meißen, II, 211.
Heinrich, Herzog v. Liegnitz, II, 52.
Heinrich, Herzog v. Jauer, II, 179.
Herlib v. Brandenburg II, 26.
Hidda die Heilige II, 15. 216. 217.
Hodo II, 19.

Horwat, Johann, II, 36.
Hovera II, 148. 149.
Hoyer v. Mannsfeld II, 148.
Johann Georg I, I, 357.
Jlinger II, 3.
v. Kalbe I, 27.
v. Kamenz II, 156. 285. 286.
Karl der Große II, 11. 12. 33. 35. 36. 44. 59. 72. 82. 95. 166. 287.
Karl IV., II, 103. 283.
Karl v. Neapel II, 36.
Karl XII. v. Schweden I, 198.
Kathmann I, 133.
Keilpflug I, 133.
v. Kittlitz II, 45.
Klinkebeil II, 43.
Köſter I, 351.
v. Koldiz II, 86.
Kolowrath II, 53.
Kroko II, 188.
Kruſche I, 50.
Sta. Kunigunde I, 140.
Küttler I, 198.
Lauſitzer I, 145. II, 1. 2.
Lauinitz, Balthaſar II, 92.
Leige, Goswin, Graf v. L., II, 26.
Leſawitzky I, 198.
Libuſſa II, 49. 61. 188.
v. Lichtenhain I, 345.
v. Löben II, 46.
Lothar v. Supplimburg I, 5.
Lothar II, 31.
Loſt II, 46.
v. Lottitz I, 345.
Ludmilla II, 14.
Ludolph II, 449.
Ludwig v. Baiern II, 83.
Ludwig v. Ungarn II, 36.
Ludwig VIII., v. Frankreich II, 36.
Luten, II, 2.
Lygier I, 145. II, 2.
v. Maltitz I, 345.
Matthias I, 80. II, 227.
Methodius II, 14.
Meyer, I, 143. 154.
Mieceslaus II, 92.
v. Minckwitz II, 22.
Milobuch II, 274.
v. Miltitz, Milciener, II, 7.
Miſcko II, 19.
Moller, Martin, I, 207. II, 125.
v. Mollerſtain I, 166.
Napoleon II, 198.
Nicolai I, 337.
v. Neſtitz I, 148. 333. II, 33. 47. 262.
v. Oppel II, 48.
v. Oſtermann I, 198.
Otto I., II, 15. 249.
Otto III., II, 144.
Otto, Markgraf, II, 114.
Otto v. Bamberg, Biſchof, II, 5.
Owate II, 281.
Paſcha I, 353.
Pech, Paſtor, I, 223.
Peluſa, Königin, II, 46.
v. Pflugk II, 49.
Pletzſch I, 347.
v. Polenz I, 143. II, 85.
Poſſelt I, 353.
v. Ponikau I, 27. 345.
v. Priſchwitz II, 86.
v. Pritwitz II, 50.
v. Promnitz, Graf, I, 80. 172. 225. 229. 231. 233. II, 51.
Przimislaw II, 49.
Pumphut, Martin, I, 48. 220.
Radbod II, 83.
Ras II, 28.
Ramus I, 347.
v. Rechenberg I, 160. 339. II, 52.
v. Reder II, 53.
v. Reibnitz I, 139.
Reußner II, 131.
3. Riſt I, 215.
v. Rohr II, 54.
Roland II, 11. 12. 90. 236.
Romanus II, 46.
v. Rottenberg II, 55.
Rudolph v. Habsburg II, 73. 128.
Rudolph, Herzog von Sachſen, II, 294.
Rudolph, Herzog v. Burgund, II, 42.
Rudolph, Peter, Mönch, I, 103.
Rupertus, Hieronymus, I, 318. II, 92.
Sahrer, Jacob, I, 224.
Samo II, 14.
Scamber II, 26.
v. Schellendorf I, 308.
v. Schindel II, 56.

v. Schimonsky II, 57.
v. Schlieben II, 7. 58.
v. Schmiedel I, 197.
v. Schönberg I, 143. 339. II, 59.
v. Schulenburg II, 9. 60.
Schwabus, ſ. Suevus.
v. Schweinichen II, 61.
Schwertfeger, Hans, II, 85.
v. Seepp II, 62. 115.
Scriverus I, 134.
Scultetus, Barthol., I, 207.
Scultetus, Fricker., I, 320.
v. Sebottendorf II, 63.
Semnonen I, 1. 2. II, 1. 3.
v. Seidlitz II, 64.
Serben, ſ. Wenden.
v. Sernau, Lucianus, II, 287.
Sifrid II, 15. 19.
Silinger II, 3.
Sobieslaus, Herzog v. Böhmen, II, 114.
Spengler I, 215.
Spitignew II, 25. 82.
v. Stahl I, 27.
Stöckerus I, 134. II, 206.
v. Steſch II, 65.
v. Stutterheim, Stoderaner II, 7.
Suevus I, 1. II, 1. 93.
v. Sulgau II, 38.
Swetibor II, 26.
v. Sybilsky I, 24.
Tarquinius Priscus II, 59.
Thakulf II, 215.
v. Theler I, 187.
Theorieus v. Muskau II, 205.
v. Truchſeß, Graf, I, 199.
v. Tſchammer II, 66.
v. Tſchirnhaus II, 67.
v. Tſchirsky II, 88.
Tugomir II, 130.
Udalrich, Herzog v. Böhmen, II, 23.
v. Uechtritz II, 69.
Villambroſa (?), Gräfin, I, 80.
v. Vitzthum II, 70.
Waldemar II, 11, 179.
Wanke I, 359.
v. Wehlen I, 231.
Wenden II, 4—22.
Wendenkönige II, 20. 21. 22.
Wenzel v. Böhmen II, 88. 93. 129. 150. 280.
v. Weltwitz I, 231.
v. Werther I, 345.
Wetzlaw v. Böhmen II, 82.
v. Wiedebach I, 128.
Wiprecht v. Groitzſch, Markgraf II, 26. 27. 28. 29. 30. 31.
Witigo v. Meißen, Biſchof, II, 274.
Wittekind II, 44. 82. 205. 274.
Wladislaw v. Böhmen I, 183. II, 201.
Wlaſta II, 188. 251.
Wratislaw II, 27. 30.
v. Wreſſowsken II, 149.
v. Zedlitz II, 33. 71.
Ziehpanz II, 178.
Ziszibor I, 258. II, 130. 131. 132.

III. Ortsnamen.

Arnsdorf I, 20. 118. II, 3.
Babylon I, 1.
Baruth I, 60. 199. 283. II, 72. 73.
Baudach II, 74.
Kl.-Bautzen I, 20. 97.
Beerenbruch I, 20. 26. 118.
Beitſch I, 198.
Belwitz I, 22. (18.)
Belgern I, 22. (28.)
Bernſtadt I, 22. (7.) 136. 357. II, 75. 76. 104.
Bernsdorf II, 104.
Bertsdorf I, 22. (6.) 25.
Besko I, 360. II, 77.
Bettelsdorf II, 78.
Gr.-Beuche I, 22. (70.)
Biehain II, 19. 79.
Biela I, 96. II, 79. 80.
Bielbeg I, 4. 17.
Kl.-Biesnitz I, 101. 207. 344.
Biſchdorf II, 101.
Biſchheim II, 109.
Bloaſchutz I, 23.
Blöſa I, 22. (29.) 274.
Bluno II, 81.
Boblitz I, 89.
Bomſen I, 26.

Brana I, 22. (37.)
Bröſa I, 23.
Gr.-Buckau I, 43.
Budiſſin I, 3. 4. 5. 22. (35.) 23. 69. 79-86. 109. 121. 130. 131. 133. 174. 182. 191. 197. 206. 210. 228. 245. 284. 318. 319. 336. 339. 344. 350. 352. 353. 354. 359. 360. 362. 366. II, 1. 12. 82—97.
Burg I, 22. 57. II, 22. 132.
Coblenz I, 22. (43.)
Collm I, 305. 346.
Connewitz I, 22. (25.)
Coſtebrau II, 98.
Dahren I, 22. (40.)
Daranitz I, 22. (33.)
Dehſa I, 17. 20.
Deſchka II, 99.
Diehſa I, 75. 151. 302.
Dittersbach I, 31. 32. 135. 282. II, 104.
Doberſchau I, 22. (31.) II, 104.
Dobranitz I, 22. (42.) 23.
Dobrolugk I, 145.
Döberkitz I, 23.
Döbſchütz I, 51. 183.
Dolgowitz I, 21. II, 101.
Dreben I, 23.
Droßkau I, 28. 192.
Duben I, 22. (72.)
Ebendörfel II, 20.
Ebersbach I, 22. (15.) II, 103a. 103b.
Ebersbach bei Zittau II, 102.
Elſtra I, 15. 22. (51.) 145. 181. 345.
Eybau II, 19. 105.
Finſterwalde II, 12.
Flinsberg I, 18.
Forſta I, 122. II, 106. 107.
Frauendorf I, 49.
Fresdorf I, 22. (59.)
Friedeberg I, 18. 338.
Friedersdorf a. d. Landeskrone I, 22. (10.) 229. 330. 357.
Friedersdorf a. d. Spree I, 106.
Gauſſig I, 26.
Geislitz I, 314.
Gerlachsheim I, 20. 22. (54.) 59. 105. 217. 245. II, 108.
Gersdorf I, 323. 357. II, 109.
Giehren I, 309.
Giersdorf I, 128.
Giesmannsdorf I, 22. (62.)
Gleina I, 97.
Göda I, 23. (39.) II, 110. 111.
Göhren II, 112.
Gölenau I, 214.
Görbitz I, 22. (18.)
Görlitz I, 1. 2. 79. 107. 134. 155. 171. 177. 178. 180. 194. II, 12. 13. 19. 92. Anm. 114—135. 190. 195. 204. 208. 217. 232. 240. 242. 294. 303. 321. 325. 326. 341. 342. 344. 351. 354. 355. 357. 361.
Gohren I, 22. (65.)
Gojatz I, 94.
Goldentraum II, 113.
Golßen I, 23. II, 7.
Gorkau I, 324.
Gotſchdorf I, 307.
Gräfenhain I, 327. II, 136.
Gratitz I, 362.
Grödtz I, 22. (26.) 116. 209.
Grubſchütz I, 22. (32.)
Gruna I, 103. 165.
Guben I, 120. II, 43. 137—143. 325—329
Gutta I, 97.
Hänichen I, 23.
Haidegersdorf I, 112.
Hainewalde I, 1. 24. 141. 236.
Hainitz I, 17.
Halbau II, 104.
Hartmannsdorf I, 59.
Haußdorf I, 315.
Heidersdorf I, 92. 167.
Heunersdorf I, 95. 125. 194. 195. II, 145.
Hermsdorf II, 146.
Herrnhut I, 137.
Herwigsdorf I, 22. (4.)
Hirſchfelde I, 308. II, 147.
Hörnitz I, 22. (4.)
Horka I, 147. 181. 189.
Hoyerswerda I, 22. (81.) 23. II, 148. 149.
Jauernick I, 22. (9.) 23. 329. II, 14. 150.
Johnsdorf I, 298. II, 151.
Jüterbogk I, 16. II, 153. 154. 155.
Kalau I, 23. II, 5. 89.
Kaltwaſſer I, 203.
Kamenz I, 20. 22. (50.) 169. 176. 221a. 222. 243. 275. 278. 342. 357. II, 6. 156—162.
Karlsfriede II, 163.
Kaſel I, 22. (64.)

Kaupe I, 23.
Kemnitz I, 100. II, 164.
Kießlingswalde I, 64.
Kindisch I, 15.
Kittlitz I, 22. (19. 69.) 159.
Kirchhain II, 165.
Kirschau I, 264. 265. II, 177.
Königsbrück I, 308. II, 166. 167.
Königshain I, 19. 20. 23. 36. 37. 84. 90. 115. 193. II, 26. 92. Anm. 168—173.
Königswartha I, 17. 23. 281. II, 20. 174.
Kl. Könitz I, 22.
Kößlitz I, 22. (11.)
Kohlfurth II, 175.
Kohlweise I, 22. (22.)
Kolkwitz I, 23.
Kosel I, 202.
Kosul I, 17.
Kotitz II, 176.
Krauscha I, 203.
Krechwitz I, 148.
Krischa I, 129. 273.
Kresta I, 23.
Kukau I, 22. (47.)
Kumschütz I, 22. (30.)
Kunewalde I, 337.
Langenau I, 179. 276.
Lauban I, 61. 70. 164. 238. 277. 289. 317. 326. 332. II, 178—185.
Laubnitz I, 192.
Lauske I, 22. (23.) Lausitz I, p. 31.
Lawalde I, 141.
Leipa I, 20. 22. (68.) II, 186.
Leuthen I, 22. (82.)
Leschwitz I, 157.
Lichtenberg I, 22. (13.) 103. 306.
Liebstein I, 22. (16.)
Lieske II, 197.
Liska II, 187.
Litschene I, 185.
Löbau I, 19. 21. 23. 29. 141. 165. 175. 190. 247. 248. 249. 250. 251. 296. 297. 343. II, 19. 188—191.
Loga I, 22. (44.) 145.
Lohsa I, 46.
Lubas I, 22. (36.)
Lubenz I, 17.
Ludwigsdorf I, 95.
Lübben II, 192. 193. 194. 195. 196.
Lübbenau I, 48. 77. 82. 231. II, 196.
Luckau II, 2. 5. 7. 12.
Luga I, 22. (45.) 145. II, 2.
Maltitz I, 158.
Mankendorf I, 22. (80.)
Marienstern I, 14.
Marienthal I, 14. 19. 22. (3.)
Markersdorf I, 23. II, 198.
Marklissa I, 22. (56.) 39. 59. 168. 241. 244.
Maxdorf I, 20. 21. 118.
Meffersdorf I, 58. 153. 161. 162a. 170a. II, 199. 200.
Melaune I, 22. (17.) 183. II, 201.
Meran I, 83. II, 201.
Meschwitz I, 17.
Milkwitz I, 213.
Milstrich II, 202.
Mecholz I, 170b.
Gr. Möbsa I, 22. (67.)
Mohelz I, 47.
Mönnichswalde I, 138.
Mortka II, 203.
Moys I, 59. 188. II, 204.
Mückenhain I, 149.
Mulkwitz I, 22. (77.)
Muskau I, 22. (76.) 62. 66. 235. 285. 299. II, 20. 35. 205—208.
Nebelschütz I, 23. 213.
Nebendorf I, 104. II, 209.
Nechen I, 20.
Neschwitz I, 187. 210. 293. II, 210.
Neudörfel I, 14. 21. 35.
Neukirch I, 23. 26. 66. 214. 223. 307.
Neuhaus I, 85.
N. Neundorf I, 184.
O. Neundorf I, 203.
Neuzelle II, 211.
Nichteberg I, 23.
Nicolweisel I, 335.
Nieda I, 22. (8.) 42. 205. II, 212. 213. 214.
Niemitzsch I, 22. (60.) 42. II, 215. 216. 217.
Niethen I, 22. (22.)
Oberwitz I, 91. 313.
Obernitz II, 79.
Oehlisch I, 22. (20.) 181.
Oehna I, 4. 5. II, 218. 219.
Oehlsa I, 181.
Olbersdorf I, 224. 314.
Oppach I, 56.

Ortenburg I, 3. 121. II, 1. 82. 83. 87.
Deutſch-Oſſig I, 157.
Oſtritz I, 14. 22. (1. 2.) 35. 135. 270. II, 221. 222.
Oſtro I, 14. 22. (48.) II, 220.
Ottenhain I, 16.
Oybin I, 28. 93. 290.
Peitz II, 223.
Penzig I, 22. (14.) 328. II, 224. 225. 226.
Pliſchkewitz I, 23. 97.
Podroſche I, 23.
Poſtewitz I, 17. 191. 364. II, 227.
Priebus I, 90. II, 92. Anm. 228. II, 228.
Prietitz I, 22. (49.)
Pritzen I, 104.
Pulsnitz I, 140.
Purſchwitz II, 229.
Quitzdorf I, 87. 88. 280. II, 230. 231.
Rachlau I, 17.
Radibor II, 232.
Rammenau I, 138. II, 233.
Raſchützwalde I, 138.
Rauſcha I, 108.
Rauſchwitz I, 15.
Rehnsdorf II, 234a.
Reichenbach I, 287. II, 234b.
Reichwalde II, 12.
Rengersdorf I, 95. 150. 156. 205.
O. Rennersdorf I, 22. (5.)
Riebeck I, 22. (61.)
Rohnau II, 235a.
Rodewitz I, 118.
Rothenburg I, 54. 152. 216. 356. II, 103a.
Rothwaſſer I, 113. 179. II, 235b.
Ruben I, 22. (84.)
Ruland II, 1. 12. 236.
Särchen I, 23.
Gr. Särchen I, 219.
Sandow I, 23.
Kl. Saubernitz I, 97.
Saſſleben I, 22. (71.)
Schadewalde I, 52. 58. 145. II, 237.
Schenkendorf I, 90.
Schlaureth, II, 238.
Schleiffe I, 22. (79.)
Schmochtitz I, 23.
Schmölln I, 22. (52.) 221.
Schönau I, 24. 30. 65. 136. 316. 320.
Schönberg I, 22. (12.) 124. 271. 310. 333. 334.
Schönbrunn I, 169. 188. 200.
Schöps I, 22. (21.)
Schwepnitz I, 118.
Schwerta I, 144. 168.
Schweesdorf I, 272. II, 240.
Sdier I, 23.
See I, 23. 47. II, 241—243.
Seidenberg I, 341. II, 244.
Seifersdorf I, 95.
Seilſchen I, 22. (38.) II, 245.
Senftenberg I, 22. (75.)
Siebitz I, 22. (46.)
Sobland I, 21.
Sohra I, 95. 166.
Sommerfeld I, 8. II, 248.
Sonnenwalde I, 22. (66.) II, 249. 250.
Sorab I, 246a.
Sorau I, 8. 119. 123. 127. 172. 225b. 229. 233. 234. 292. 323. 324. 340. 345. 347. 348. 357. 358. 363. 365. II, 251—255.
Spitzwitz I, 22. (41.)
Spitzkunnersdorf I, 38.
Spree I, 152. II, 243.
Spremberg I, 191.
Spreitz II, 247.
Spuhle I, 220.
Stargardt I, 20. 22. (58.) 118. 288.
Starzeddel II, 211. 256a.
Steina I, 18.
Steinigt-Welmsdorf I, 368.
Steuler I, 117. II, 256b.
Stiebitz I, 22. (54.)
Strahwalde II, 257.
Süllow I, 22. (85.)
Tachau I, 2. II, 14. 114.
Tauchritz II, 258.
Teichnitz I, 211.
Teuplitz II, 259. 260.
Thiemendorf I, 37.
Tollwitz II, 101.
Torga I, 142.
Tormersdorf I, 144. 216.
Torno I, 22. (74.)
Trebus I, 202.
Triebel I, 100. 279.
Treitſchendorf II, 261.
Tſchocha II, 262.
Ubyſt I, 312. II 263.
Unwürde II, 264.

Ulro II, 22.
Ullersdorf I, 18. 22. (53.)
Vetschau II, 265.
Volkersdorf II, 266.
Waldau I, 110. II, 267. 268.
Warnsdorf I, 24. II, 269.
Wartha I, 50.
Wehrau I, 98. 111. 160.
Weicha I, 116.
Weigsdorf I, 13. 21.
Weissag II, 270.
Weißenberg I, 22. (27.) 33. 129. 216 b. 258. II, 271. 272.
Welze II, 92. Anm.
Werchau I, 304.
Wiesa I, 150.
Wigandsthal I, 153.
Wilthen I, 138. 173.
Windorf I, 22. (73.)
Wittchendorf II, 273.
Wittichenau I, 62. 201. 235. 311. II, 1. 274.
Wünschendorf I, 20. 22. (55.)
Wuischke I, 17.
Zasow I, 22. (83.)
Zilmsdorf I, 23. 80. 139.
Zinnitz II, 8.
Zittau I, 23. 24. 25. 31. 53. 63. 126. 132. 143. 154. 162 b. 165. 230. 291. 314. 322. 344. 357. 367. II, 275–280. 296.
Zeblitz I, 39.
Zschorna I, 22. (23.) 96.
Zwecka II, 284.

IV. Berg-, Gewässer-, Wald- und Flur-Namen.

Ameisenberg bei Oybin I, 93.
Andreassstein b. Rauscha I, 108.
Auersberg b. Heidersdorf I, 167.
Bierpfütze b. Ostritz II, 221.
Bielbog b. Budissin I, 4. 17.
Bielplatz b. Görbitz I, 22. (18.)
Brautbrunnen bei Lichtenberg I, 306.
Breiteberg b. Zittau I, 24. 25. 31.
Butter-Berge, -Teiche, -Brunnen, -Bäume I, 8. 22. II, 79. 164.
Dittersberg b. Schönau I, 24. 30. 31. 32. 135. 282.
Drechslerberg b. Meffersdorf II, 200.
Druisteine b. Weigsdorf I, 13.
Eckartsberg b. Zittau I, 135.
Eierberg b. Pulsnitz I, 140.
Eigen, der, II, 104.
Einsiedlerberg II, 256.
Elsterfluß I, 181. II, 1.
Engelsbrunnen I, 314.
Falkenberg b. Neukirch I, 66. 223.
Flins b. Budissin I, 5.
Forst b. Spitzkunnersdorf I, 38.
Frauenberg b. Lübben II, 194.
Frayeberg b. Budissin I, 4. 17.
Geiersberg b. Rengersdorf I, 186.
Gickelsberge I, 19. 22. 27. 278. II, 169.
Hain, Hain-Busch, -Wald, -Berg, -Steg, -Brunnen, -Teich, -Mauer I, 1. 2. 13. 22. (3. 8. 13. 20.) 42. II, 1. 2. 14. 74. 93. 102. 106. 114. 136. 138. 165. 168. 205. 214. 224. 270.
Hampig b. Hoyerswerda 22. (81.)
Hankebrunnen b. Cellm I, 305.
Heidelberg b. Königshain I, 37.
Hellerberg b. Meffersdorf I, 58.
Hellenstein b. N.-Biela II, 80.
Hertha b. Ullersdorf I, 22.
Hochwald I, 224.
Hölle b. Gruna I, 103.
Hollenberge I, 22.
Hünengräber I, 42. 90.
Hungerbrunnen I, 312. 314.
Hutberge I, 22. 136. 137. 176.
Jachandelberg b. Lauban II, 179.
Jüddenhaus u. Jüttenhöhle b. Ottenhain I, 16.
Jugendbrunnen (Queck- und Heilbrunnen) I, 304–314.
Jungfernberge b. Moholz I, 170 b.
Jungfernstein b. Leipa I, 20. II, 186.
Kämpenberge u. Kriegshügel II, 19. 79. 98. 164. 173.
Keulenberg b. Gräfenhain II, 136. 167.
Keulenberg b. Reichenberg I, 287.
Kesselsberg b. Ebersbach I, 22. (15.)
Kesselschloß b. Meffersdorf II, 199.
Kesselstein b. Marienthal I, 20.
Klapperberg b. Rieda II, 214.

Knappberg b. Schadewalde I, 58. 59.
Königsgräber und Berge I, 20. II, 228.
Königshain bei Marienthal I, 22. (3.)
Königsholz b. Zittau II, 280.
Kottmarberg I, 8. 212.
Kronberg II, 20.
Landskrone I, 101. 102. 113. 256—258. II, 130—135.
Lausche I, 146.
Läusebrunnen b. Moys II, 204.
Läusehübel b. Ostritz II, 221.
Limasberg b. Königshain I, 5. 22. (16.) II, 131.
Löbauer Berg I, 21. 29. 141 b. 175. 190. 247—251. 296. 297. 341.
Lubin b. Mehltheuer I, 18.
Luckenberge I, 43. II, 192.
Luchsenburg I, 145.
Marienbrunnen b. Lübben II, 194.
Marienfichte b. Spree II, 243.
Mordgrund b. Lissa II, 187.
Mordhöhle b. Messersdorf II, 200.
Natternbusch b. Königshain I, 84.
Neiße I, 45. II, 1.
Oelberg b. Königshain I, 181.
Otternstein b. Neuhaus I, 85.
Oybin b. Zittau I, 28. 290. II, 281. 282. 283.
Pandietrich I, 138.
Pfaffenberg b. Schönbrunn I, 169.
Protschen b. Budissin I, 22. (35.) 259. 260. 261. 262. 263. II, 82. 92. 95.
Queißersberg b. Wünschendorf I, 20.
Quergelberg b. Löbau I, 24.
Querxborn I, 24. 30.
Rabenbrunnen zu Ebersbach II, 102.
Ramusteich bei Lohsa I, 46.
Reinhardsberg b. Kamenz I, 22. (15.) 275.
Rothstein b. Sohland I, 21.
Salzquellen b. Königsbrück I, 308.
Salzstraße b. Sorau II, 252.
Salzteich b. Hirschfelde II, 147.
Scala am Löbauer Wasser I, 116.
Schafberg bei Baruth I, 283.
Schalkstein b. Johnsdorf I, 298.
Scheibe I, 22. (4.) II, 211. 224.
Schmorz b. Budissin I, 22.
Schönberger Berg I, 124. 271. 333. 334.
Schöpsfluß I, 87. 88. II, 230.
Schornstein b. Königshain I, 19.
Schullerberg b. Hörnitz I, 22. (4.)
Schwiechsen II, 239.
Semperstein b. Johnsdorf II, 93. 151.
Sibyllenstein bei Elstra I, 15.
Sonnenberg b. Ottenhain I, 16.
Spitzberg b. Heidersdorf I, 92.
Spitzberg b. Sohland II, 246.
Spreefluß I, 45. 48. 49. 82. II, 1.
Steinberg b. Lauban I, 238.
Stromberg b. Weißenberg I, 21. 33. 34. 246. 252—255.
Tanzplatz I, 15. 26. II, 155.
Teufelshöhle b. Budissin II, 95.
Teufelskeller am Löbauer Wasser I, 116.
Teufelsruhe zu Arnsdorf I, 20. 118.
Teufelsschmiede b. Friedersdorf I, 106.
Teufelssteine I, 18. 19. 20. 22. (53.) 95. 96. 97. 100. 101. 115. 117. 118.
Teufelsstube zu Wehrau I, 111.
Teufelsstuhl a. d. Landeskrone I, 101.
Teufelsstuhl zu Markdorf I, 20. 118.
Teufelswehr zu Wehrau I, 98.
Tetzelseiche b. Nieda II, 214.
Todtensteine I, 18. 19. 109. 193.
Todtenflüßchen b. Hermsdorf I, 18.
Tromberg II, 20.
Tschernebog I, 4. 17. 268. 269. 295.
Urberg b. Gerlachsheim I, 20. 22. (54.)
Venusberg b. Ostritz I, 14. 22. 35. 135. 270.
Venusstein b. Neudörfel I, 14. 35.
Weißer Stein b. Gerlachsheim I, 105.
Weißer Stein b. Markliffa I, 22. (56.)
Wettstein b. Markliffa I, 99.
Wolfsberg b. Nieda II, 212.
Worbisberg b. Oppach I, 56.
Zangenberg b. Markliffa I, 168. 266. 267.
Zeisigberge, Ziesberge I, 2.
Zittichstein II, 3.

Berichtigungen.

Seite	9.	Zeile	10.	von oben	ſtatt: Cianj lies: Ciani.
„	60.	„	5.	„ unten	„ Gambririus lies: Gambrivius
„	105.		1.	„ „	39. lies: 93.
„	112.	„	1.	„	199. lies: 208.
„	115.		9.		205. lies: 265.
„	146.		4.	„ „	244 b. lies: 243 b.

Druck von H. Jungandreas in Görlitz.

Stanford University Library
Stanford, California

In order that others may use this book, please return it as soon as possible, but not later than the date due.